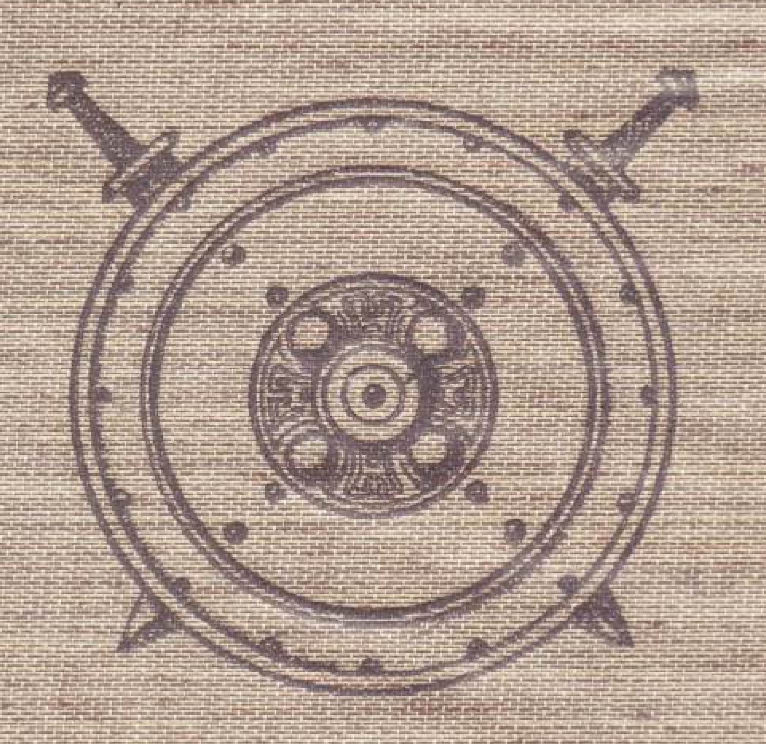
# Deutsche Heldensagen





# Deutsche Heldensagen

Neuerzählt von

Hans Friedrich Blunck

---

Mit 80 Bildern von

Arthur Kampf

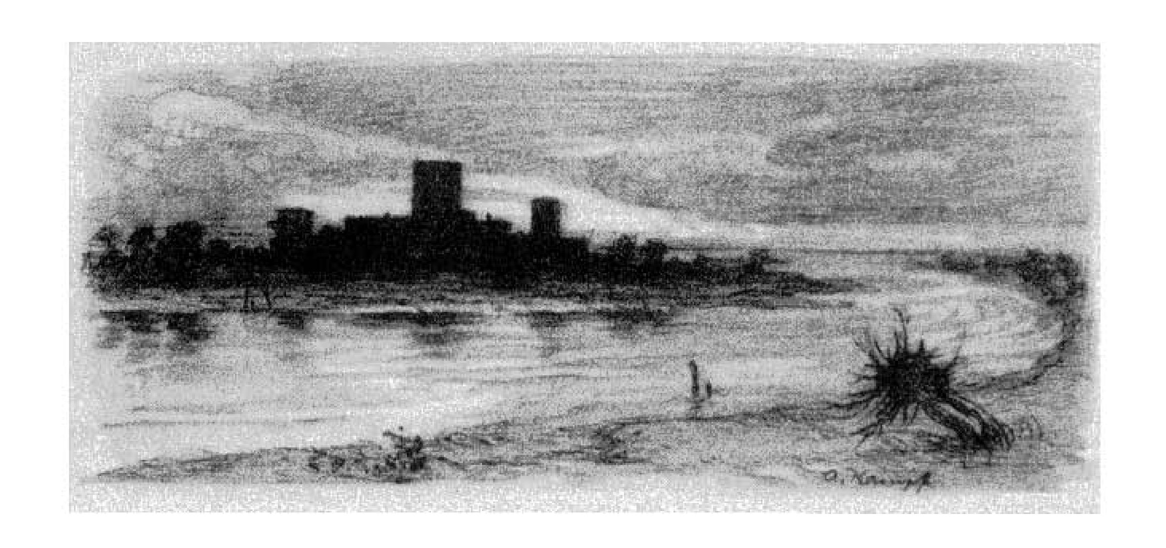



---

Th. Knaur Nachf. Verlag

Berlin

Druck der Spamer A.-G. in Leipzig
Printed in Germany



## Jung Siegfried

In Xanten am Rhein herrschte einst ein König, Siegmund mit Namen. Er war ein mächtiger Fürst über viele Reiche.

Siegmund war einsam geblieben, und weil seine Freunde sich um das Land Sorge machten, sandte er eines Tages zu König Nidung von Spanien und ließ fragen, ob er ihm seine Tochter Sieglinde zum Weib geben wolle. Nidung nahm die Boten gut auf, er sagte auch, daß er von König Siegmund viel Rühmens gehört hätte, daß er seine Tochter aber nicht in ein unbekanntes Reich noch zu unbekannten Herren reisen lasse. Siegmund möge selbst kommen und werben.

Da brach der König mit vierhundert Rittern auf und wurde festlich empfangen. Und Nidung verlobte ihm seine Tochter.

Als nun die junge Sieglinde als Königin in Xanten Einzug gehalten und im Kerlingervolk – so nannten sich die Leute am Niederrhein – schon viel Freunde gewonnen hatte, kam Botschaft von Siegmunds Schwestermann; er ließ sagen, daß er eine Heerfahrt nach Osten unternehmen müsse und daß er in Bedrängnis sei. König Siegmund konnte ihm die Hilfe nicht abschlagen, er befahl den Großen seines Reiches, nach vier Nächten zu ihm zu stoßen, und berief inzwischen seine Ratgeber zu sich, die Grafen Hartwin und Hermann. Und er besprach seine Sorgen und vertraute ihnen sein Weib, seine Reiche und sein ganzes Gut an. Er gebot den beiden aber, vor allem nach dem Willen der Königin zu handeln.

Dann führte Siegmund sein Heer gen Osten, und bald trafen manch gute und auch manch böse Nachrichten von jenem Feldzug ein.

Nach einiger Zeit wurden die Reichsverweser von ihrer Macht trunken. Hartwin, dem die schöne Sieglinde gefiel, ging eines Tages zu ihr und sagte: „Wer weiß, ob der König zurückkehrt. Ich bin nicht schlechter als er, ich werde sein Reich für mich gewinnen und dich zur Königin begehren."

„Wie wagst du mir das zu bieten", zürnte Sieglinde. „Und wenn du die halbe Welt besäßest und Siegmund wäre ein geringer Mann, ich wollte niemanden als ihn."

Da ging Hartwin hin und gewann seinen Gesellen Hermann für seinen Plan. Er erzählte auch, was die Königin beim erstenmal geantwortet hatte, und brachte Hermann dazu, ihm mit seinem Rat bei der Herrin zu helfen. Sieglinde aber dachte an das Kindlein, das sie von ihrem Gemahl erwartete, sie bedrohte den Versucher, und die Ritter vermochten ihre Treue nicht zu brechen.

Wieder nach einiger Zeit wurde ruchbar, daß Siegmund heimkehrte. Die Grafen fürchteten, daß Sieglinde ihre Anschläge verraten und daß man sie beide für ihre Untreue strafen würde. Sie ritten deshalb dem Heer entgegen, und weil der König sie freudig empfing und gleich nach dem Land und nach seiner Gemahlin fragte, erzählte erst der eine und danach der andere: „Herr, wir möchten dir Gutes berichten. Aber wir dürfen dir nicht verhehlen, daß, als du kaum ausgeritten warst, dein Weib, unsere Königin, ein schlimmes Leben mit einem Knecht begann. Und sie hat gedroht, uns zu verleumden, wenn wir nicht verschwiegen wären. Wir kommen, es dir zu sagen."

König Siegmund hörte die Männer an, denen er vertraute, er ergrimmte vor Scham und Leid und beschloß, seines Weibes Untreue mit dem Tod zu strafen. Die Grafen taten, als hätten sie Mitleid; sie rieten, der Königin Zunge verstummen zu machen und sie in einem finsteren Wald auszusetzen. Da gab der König ihnen die Macht dazu.

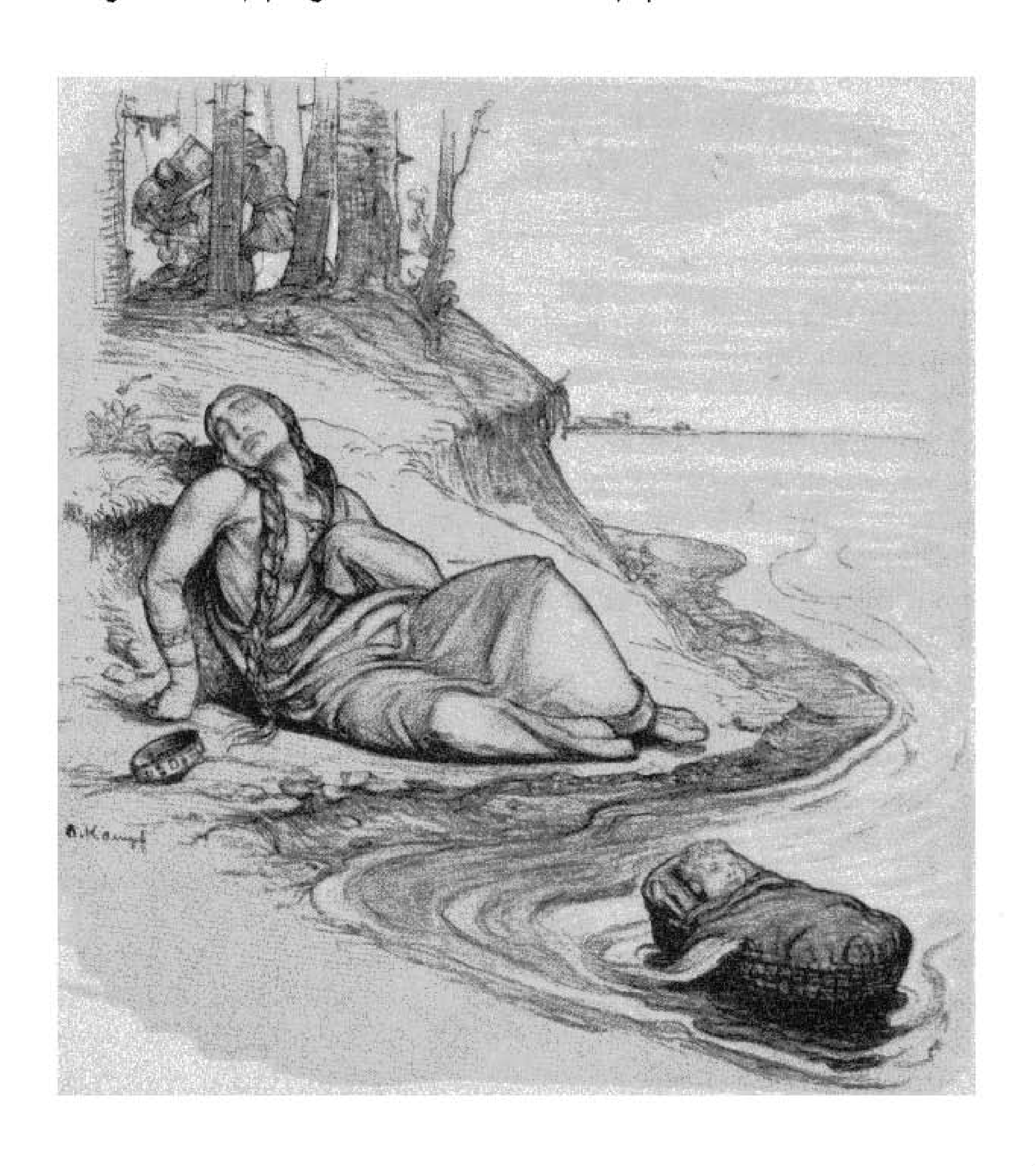
Sieglinde wartete unterdes voll Freude auf die Heimkehr der Boten, schon blickte sie vom Burgfried in die Weite und horchte auf alles Pferdetraben. Als die Verräter kamen, war sie froh, glaubte ihnen auf ihr Wort und rüstete sich, als die Grafen ihr sagten, daß sie dem König entgegenreisen solle.

Einen weiten Weg ritt sie voll guten Mutes mit den Herren, und erst als der Wald dichter und der Fluß zur Seite immer wilder wurden, begriff die Königin, daß man sie verlockt und getäuscht hatte. Nach Siegmund rief sie,

klagte dem Wind den Verrat und weinte in tiefem Kummer um das Kindlein, auf das sie wartete. Schon hielt Graf Hartwin ihr Pferd an, gebot abzusteigen und verkündete ihr, was der König befohlen hätte.

Dem anderen Reiter, Graf Hermann, tat es leid um die Unschuld der armen Herrin. Sein Sinn wandelte sich, er wollte Hartwin von seinem Tun abbringen; ja, als es ihm nicht gelang, zog er das Schwert. So gerieten die ungetreuen Gesellen in Streit und fochten hart miteinander, bis Hartwin zu Tode verwundet wurde.

Während die beiden kämpften, war aber über die Königin die schwere Stunde gekommen; sie genas eines Knäbleins, hüllte es ein und bettete es in



ihren Sattelkorb. Weil ihr indes niemand half, glitt der Korb mit dem Kindlein ins Wasser. Die Königin sah es, ihr Herz ertrug das Leid nicht; sie wurde ohnmächtig und starb.

So kehrte Graf Hermann allein zur Königsburg zurück. Und er meldete Siegmund den Tod der Königin und ihres Knäbleins und erzählte auch, daß er mit Hartwin in Streit geraten sei König Siegmund, den der Zorn gegen sein Weib schon reute, mißtraute allem, was der Bote vorbrachte. Er riet dem Grafen Hermann, den Hof zu verlassen, und der flüchtete in der Nacht mit Mann und Roß. Da ahnte Siegmund die Wahrheit und betrauerte Sieglinde tief.

Währenddessen schwamm der Korb mit dem Kind zum Meer hinab. Als die Ebbe kam und das Wasser schwand, blieb die Wiege am Ufer zurück, und das Knäblein weinte. Eine Hirschkuh hörte es, nahm den Jungen auf, trug ihn in ihr Lager und säugte ihn. Bei ihr weilte er zwölf Monate; da war er so stark wie ein Kind von vier Jahren.

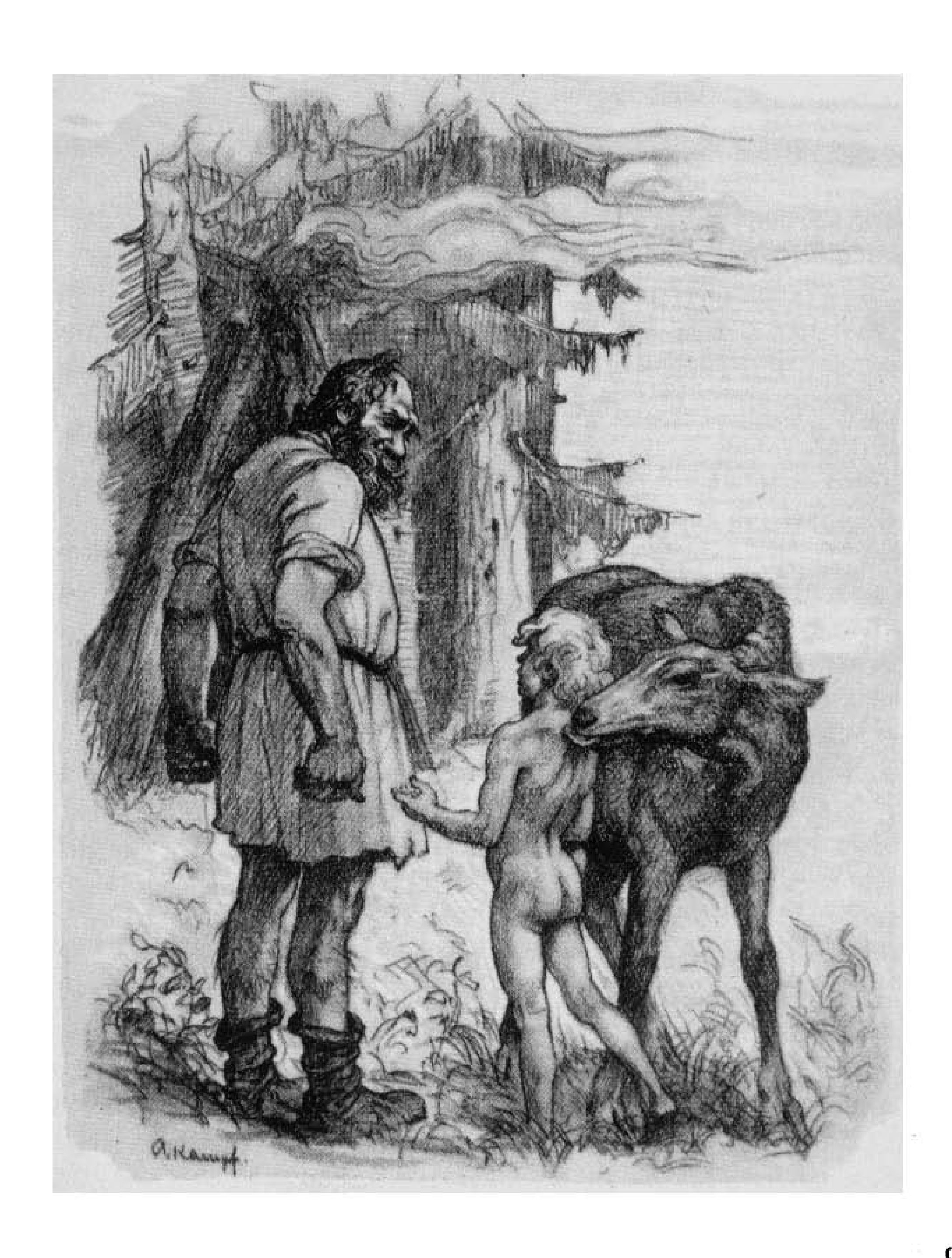
Ein zwerghaft gestalteter Schmied namens Mime wohnte in der Nähe der See, der war wegen seiner Kunst berühmt landein und landaus. Zwölf Gesellen standen bei ihm in Dienst. Er hatte aber keine Söhne, das verdroß ihn sehr.

Nun war da wohl ein Bruder Mimes namens Fafnir, der hatte Kinder genug. Er war aber jemand, der viele Zauber kannte, und hatte es so arg getrieben, daß er, zum Drachen verwunschen, im tiefen Wald hausen mußte. Niemand außer dem Zwerg Mime kannte sein Lager.

Eines Tages ging der Schmied wieder in den Hagen, um Holz zu brennen. Als er den Meiler zur Glut geschürt hatte und sich umsah, sprang ein schöner nackter Knabe auf ihn zu. Mime fragte ihn, wer er sei; das Kind konnte jedoch seine Zunge nicht brauchen. Auch lief eine Hirschkuh ängstlich herbei und leckte dem Jungen Kopf und Gesicht. Da verstand Mime, daß der Knabe bei den Tieren aufgewachsen war; er nahm ihn mit sich, brachte ihn seinem Weib und nannte ihn Siegfried. Und er behielt ihn bis zum zwölften Winter; aber der Bursch wurde ungebärdig und zauste sich oft mit Mimes Knechten, so daß keiner bei dem Schmied bleiben wollte.

Einmal schlug er sich arg mit dem Altgesellen Eckehard, packte ihn am Haar und zog ihn aus der Schmiede; Mime mußte die beiden trennen. Er wunderte sich über Siegfrieds Stärke und wollte ihn prüfen, ob er schon zum Handwerk tauge. Eine große Eisenstange legte er ins Feuer, hob sie mit der Greifzange aus der Esse, wies Siegfried zum Amboß und gab ihm den schwersten Ham-

mer. Siegfried versuchte seine Kraft, er schwang den Hammer mit solcher Macht, daß der Amboßstein barst und der Amboß tief in den Boden fuhr. Das Eisen aber war zersprungen, die Zange zerbrochen und der Hammer vom Schaft geflogen. Mime erschrak. „Du taugst nicht zum Handwerk", schrie er, „nie sah ich einen Menschen furchtbarer und ungeschickter zuschlagen!"



Als er hörte, daß Mime ihn nicht in die Lehre nehmen wollte, wurde der Knabe unmutig, maulte, saß bei der Ziehmutter in der Stube und sprach mit niemandem, so daß Mime sich vor ihm zu fürchten begann und glaubte, daß Siegfried ihm Unglück bringen würde. Er überdachte deshalb arglistig, wie er sich seiner entledigen könnte.

In den tiefen Wald sandte er den Knaben; da hauste in einer Höhle ein Riese namens Küperimloh, mit dem mochte der rauflustige Bursche sich messen. Am besten schien es dem Meister, sie blieben beide auf dem Platz.

Um die gleiche Zeit lebte zu Worms König Dankwart, der hatte drei Söhne und eine Tochter Kriemhild — ein kleines Mädchen noch.

Als Kriemhild eines Tages vorm offenen Fenster stand, kam am hellen Mittag auf Drachenflügeln ein Unhold in die Königsburg. Der packte das Kind, trug es durch die Luft von dannen und brachte die Beute in sein Geklüft. Dort wollte er warten, daß das Mädchen wüchse und zur Magd erblühe. Der Unhold war aber jener Küperimloh, zu dem der albische Schmied seinen Ziehsohn gesandt hatte, damit einer von ihnen sein Ende fände.

Siegfried wanderte wacker den Pfad, den Mime ihm gewiesen, bis die Dunkelheit fiel. Ein Schwert trug er bei sich, das nahm ihm jede Furcht.

Auf einmal sah er neben seinem Weg einen Zwerg reiten; dessen Roß war schwarz wie die Nacht. Das Kleid aber war aus köstlicher Pfeidelseide und mit Gold und Zobel gesäumt. Eine Krone schmückte sein Haupt. „Nun sagt mir, Herr, wer brachte euch in den Tann", drohte der Reiter. Der junge Siegfried antwortete, erstaunt über den Fremden; denn er hatte bislang niemand anders als Schmied und Schmiedgesellen gekannt. Er bat den Zwerg auch um seinen Namen, und der Kleine verriet, daß er Eugel heiße und der König des Waldes sei. Da faßte der Bursch Vertrauen und fragte, noch traurig über Mimes Schelten, den winzigen Zauberer, ob er nicht erforschen könne, woher er, Siegfried, komme und wessen Kind er sei. In einem Wald sei er gefunden und aufgewachsen, weder Ziehvater noch Ziehmutter wüßten von seiner Herkunft.

Der Zwerg beantwortete die Frage nicht. „Ich kam, um dir von deinem Weg abzuraten", sagte er, „ein Unhold bahnte sich den Pfad, dem du folgst. Weißt du das nicht?"

Siegfried schritt unbekümmert vorwärts, so daß Eugel eiliger reiten mußte. „Schon hat er ein Königskind gefangen und in den Wald geschleppt", mahnte der Kleine. „Mir tut edles Blut leid, das jung verderben muß."

„So weißt du also, wer ich bin", drohte Siegfried.

Der Zwerg wurde ängstlich. „Siegmunds Sohn bist du und der seiner treuen Sieglinde. Kehr um, Königssohn von Xanten, es könnte dir wie der jungen Kriemhild ergehen."

Als er so von seiner Herkunft erfuhr, stieß Siegfried das Schwert in die Erde und schwur, daß er den Wald nicht eher verlassen würde, bis er eine gute Tat vollbracht hätte. „Wenn hier eine Gefangene, eines Königs Tochter, wohnt und ich bin eines Königs Sohn, so will ich nicht ruhen, bis ich sie befreit habe. Zeig mir den Weg!"

Der Zwerg ritt ärgerlich weiter, und Siegfried folgte. Vor einer hohen Felswand hieß Eugel den Königssohn halten und anklopfen. Es dauerte auch nur einen Augenblick, da sprang ein Tor auf, mit einer großen Eisenstange trat Küperimloh hervor und brüllte den Burschen an: „Wer hat dich hergewiesen, Knabe? Warum störst du mich? Es wird dein Ende sein!"

„Ist es wahr, Räuber", schrie Siegfried, „daß du ein Mädchen gefangenhältst?"

Der Riese antwortete gar nicht erst, er hob die Stange und hieb blind nach dem fremden Knirps; fünf Klafter weit mußte Siegfried zurückspringen, eines Armes Länge tief fuhr das Eisen in den Boden. Während Küperimloh sich nach der Stange bückte, brachte der Bursche ihm eine Wunde bei, daß sein Blut wie ein Quell aufschoß. Nun fuchtelte der Riese wild um sich; bald pfiff das Eisen durch die Wipfel der Bäume, bald fegte es über den Boden. Immer aber griff der Junge den Riesen gerade zwischen den Hieben an und schlug ihm eine Wunde um die andere, bis der Unbeholfene aufheulend in seine Höhle in der Felswand flüchtete.

Als er in Sicherheit war, dachte Küperimloh wieder an das Kind, das der Fremde von ihm gefordert hatte; es tat ihm leid, es herzugeben. Er verband also seine Wunden, wappnete sich mit einer Brünne, setzte den Helm auf und nahm den Schild — der war schuhdick und von eines Stalltors Größe. Dann packte er eine neue Eisenstange, die war an vier Kanten geschärft, und trat wieder vor den Fels. Siegfried wartete nicht; er lief den Riesen an und schlug zu, daß Feuer aus dem Schild stob. So gut wußte er den Unhold zu treffen, daß ihm Helm und Wehr Stück um Stück zersprangen; von Blut ganz überronnen, sank Küperimloh auf die Knie und mußte um Gnade bitten. Die Brünne bot er dem Sieger, danach ein herrliches Schwert, das er verborgen hielt. Endlich versprach er auch das Kind Kriemhild, das er in Worms geraubt hatte.

Den jungen Siegfried dauerte das Jammern des Riesen. Er nahm den eignen Rock her und half dem Feind die Wunden verbinden. Dann raffte er den Schild auf und fragte nach dem Weg zu der Gefangenen.

Als der Ungelenke, Humpelnde nun die Richtung wies und der junge Bursch voraneilte, hob der Riese heimlich noch einmal die Eisenstange und schlug damit nach dem Vertrauenden. Furchtbar stürzte Siegfried, Blut schoß ihm aus Mund und Nase. Und wahrscheinlich wäre es mit ihm zu Ende gewesen, hätte nicht der Zwerg Eugel, der allem zugesehen, rasch dem jungen Degen eine Nebelkappe übergezogen, um ihn vor dem Feind zu bergen. Der Riese brüllte vor Wut, als Siegfried jäh versunken war, und suchte hinter allen Bäumen. Zwerg Eugel richtete währenddes den Betäubten auf und labte ihn, bis die Kraft zurückkehrte. Wieder riet er ihm voll Sorgen, ungesehen zu flüchten und das gefangene Kind zurückzulassen. Siegfried aber streifte die Kappe ab, nahm den Schild und griff den Unhold so heftig an, daß der bald von neuem um Gnade flehen mußte. „Laß mich leben", schrie er, „ich allein kann dir doch den Weg zur Gefangenen zeigen."

Das mochte wahr sein. „Geh vor mir her", befahl Siegfried, „dann will ich's überdenken." Der Riese zog einen Schlüssel, vor dem öffnete sich der Stein. Acht Klafter weit führte eine Treppe in die Tiefe. Da fand sich wieder eine Tür, auch die sprang auf vor des Schlüssels Macht. Bergauf hob sich der Weg ins Freie, schon sah Siegfried ein Mädchen, das weinte vor Freude, lief auf ihn zu und fragte nach Vater und Mutter zu Worms.

„Bursche, du vergißt das Schwert, das ich dir versprach", mahnte der arglistige Küperimloh, „Gram ist sein Name, es ist stärker als Drachenkraft. Mich dünkt", schmeichelte er, „du bist vom Schicksal berufen, damit einen Lindwurm zu bestehen." Siegfried hörte das Lob, er sah, wie sich vor seinen Füßen eine steinerne Truhe öffnete, in der lag die Waffe, in zwei Stücke zerspellt. Ohne Vorsicht bückte er sich.

In dem Augenblick versuchte der Riese zum letztenmal den Kampf; Siegfried spürte unterm Schild die Wucht der Eisenstange, daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte. Dann aber gelang es ihm, dem Verräter nahe zu kommen und ihm die Wundränder aufzureißen; das Blut schoß gleich Brunnen aus dem ungeheuren Leib. Müde wurde Küperimloh, taumelte und wollte sich bergen. Siegfried aber drängte ihn zu einer Felskante und stürzte ihn in die Tiefe.

So war der Streit entschieden. Der Held konnte todmatt der Ruhe pflegen, und das Mädchen küßte und umhalste ihn. Zwerg Eugel, dem der Riese ein schlimmer Nachbar gewesen, war nicht weniger froh als der Sieger; er lud ihn und Kriemhild in sein Reich unterm Berg und brachte der Befreiten Speise und Trank und alles, was nur ihr Herz begehrte.

Dann verlangte das Mädchen heim nach Worms, und Siegfried führte es

schützend auf seinen Weg. Kurz bevor sie an den Rhein kamen, verließ er Kriemhild; er wollte keinen Dank und scheute sich vor dem Königshof. Zur Schmiede kehrte Siegfried heim, um das Handwerk zu lernen, aus dem die Schwerter fallen; es schien dem Burschen mehr zu bedeuten, als Mädchen zu geleiten.



Zu Mime ging der junge Held. Der Schmied fürchtete sich nur noch mehr, als er vernahm, was alles Siegfried angerichtet hatte. Vom Schwert Gram aber hörte er gern, ließ sich neugierig die Stücke weisen und gab nach, als Siegfried bat, der Ziehvater möge ihm eine neue Waffe aus beiden Teilen schmieden. Lust am Meisterwerk packte auch Mime, Tag um Tag hämmerte er das Eisen. Als er endlich das Schwert aus der Esse hob, da war es wie wenn

Feuer aus seiner Schneide brannte. Siegfried versuchte die Waffe, er durchhieb den Amboß bis zum Grund, und die Schneide hatte keine Scharte. Zum Fluß ging er, warf eine Wollflocke in die Strömung und hielt ihr die Klinge entgegen. Sie durchschnitt die Flocke, als sei es ein Nebelstreif.

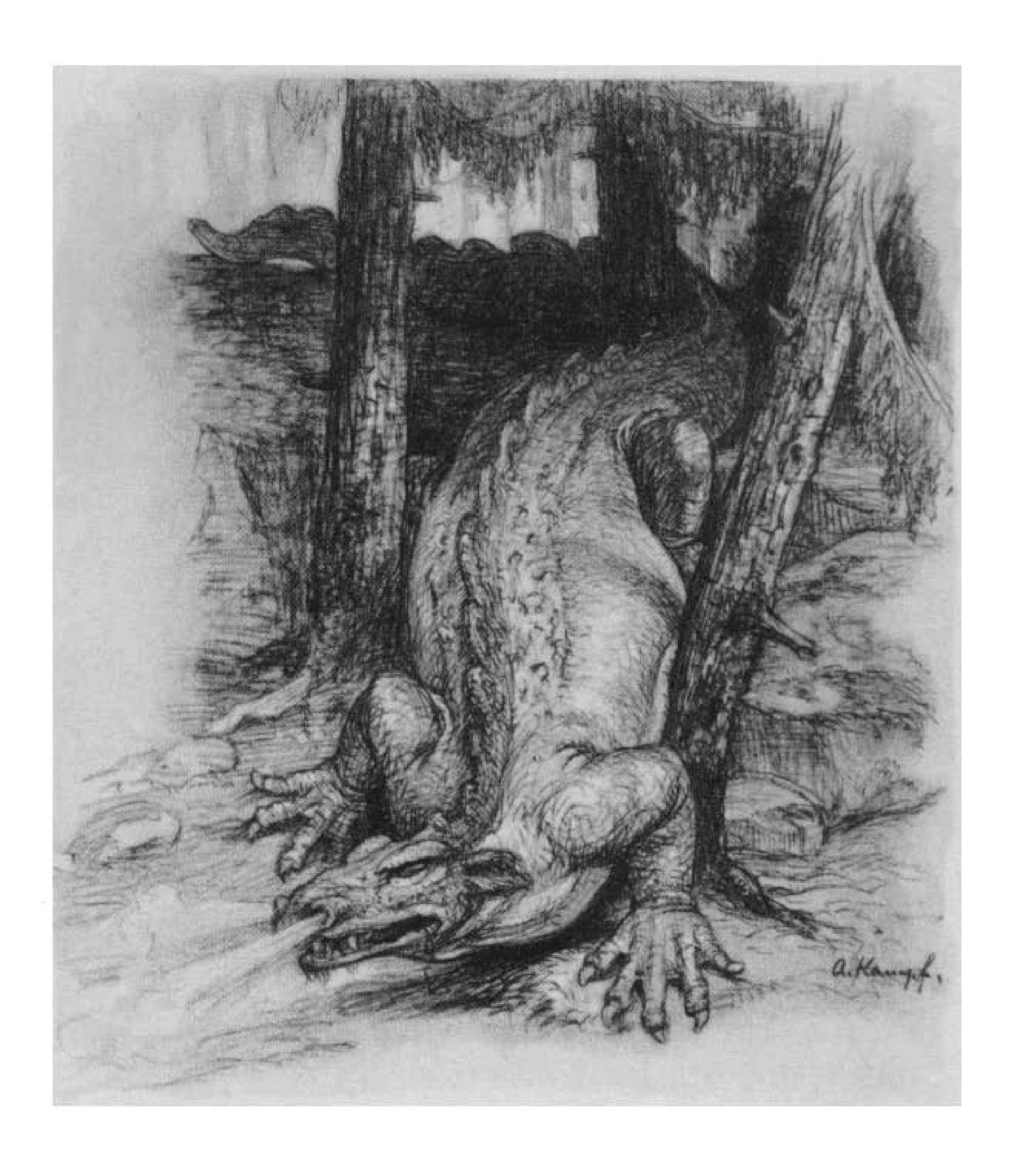
Da kam die Freude über den jungen Helden und mit ihr neue Furcht über Mime. In der Nacht schlich der tückische Schmied sich zu seinem Bruder Fafnir, dem Drachen, erzählte ihm seine Not und sagte, er werde ihm den Burschen senden, und der Bruder dürfe mit ihm tun, was er wolle. Dann kehrte Mime heim, und als wieder einige Tage vergangen waren, meinte er: „Ich hab' es mir überlegt und bin bereit, dich das Schmiedehandwerk zu lehren. Wir können gleich beginnen; heut sollst du in den Wald gehen und Kohlen brennen." Damit zeigte er ihm den Weg dahin, wo Fafnirs Lager war.

Diesmal gürtete Siegfried sich mit Schwert und Schild; wer wußte denn, ob er nicht wieder einem Riesen begegnete?

Er durchquerte ein wildes Dickicht; zwischen Sumpf und Felshang fand er wirklich den glühenden Meiler seines Ziehvaters Mime und begann Bäume zu schlagen, um einen zweiten zu bauen. Als er dabei einmal von seinem Werk aufblickte, sah er zu seinem Schrecken einen jungen Lindwurm neugierig näherkriechen; rasch sprang der Held zum Feuer, nahm den Schürbaum und hieb auf das Untier ein, so daß sein Gift niemand mehr versehren konnte. Es war aber nur einer der Wurme gewesen; schon hoben sich aus dem Sumpf viele Brüder des Erschlagenen auf. Sie schnappten nach dem Schmiedgesellen, schossen empor und peitschten die trübe Flut mit ihren breiten Zageln. Siegfried mußte sein Schwert hart brauchen; bald färbte sich der Morast vom Blut. Viele Unholde kamen um, die anderen bargen sich im Schlamm. Da riß der junge Held Schürholz und schwelende Bäume aus dem Meiler und warf sie über den Sumpf, kreuz und quer, so daß die Brut erstickte.

Es hatte lange gedauert, bis Kampf und Brand den Drachenherrn weckten; zu spät kam er, seinem Gewürm beizustehen. Sein Zorn und sein Grimm waren jedoch um nichts geringer.

Während Siegfried sich noch der Flammen freute, kroch vom Fels in ungeheuren eklen Windungen Fafnir der Alte selbst herab. Feuer drang aus seinem Rachen, wie drei heiße Spieße schoß die Glut vor ihm her. Siegfried zückte das Schwert Gram, barg sich vor der Lohe hinterm Schild und begann harte Schläge auszuteilen. Aber das Eisen schnitt nicht, und der Wurm schob die Klauen vor und entwand dem Helden seine Wehr. Blau und rot fuhren die Flammen zugleich aus des Drachen Schlund; der Stein fing an zu glimmen vor seinem Feueratem, schon mußte Siegfried vor der Glut in



eine Höhle flüchten. — Noch einmal faßte er Mut, sprang vor und stritt mit dem Ungeheuer, daß der Fels bebte und die Zwerge der Berge aus ihren Spalten flohen. Der Wurm versuchte, seinen Feind mit dem Schweif zu umschlingen. Siegfried hatte Mühe, sich frei zu ringen. Vergeblich schlug er den Drachen auf das gehörnte Haupt, er schlug indes so furchtbar, daß der Panzer weich wurde und zu schmelzen begann.

Noch einmal mußte der Held sich bergen; in eine Grube duckte er sich, um der Glut zu entgehen. Fafnir suchte den Erliegenden, er ringelte sich fauchend und ausspähend über ihn hin. Da stieß Siegfried ihm das Schwert unter dem linken Bug ins Herz, daß die Klinge bis an den Griff eindrang; das Blut rann dem Burschen über die Arme bis zu den Achseln.

Der Wurm war zu Tode getroffen; noch sterbend schlug er mit Haupt und Schweif um sich, daß der Wald weithin zerbrach.

Da hob Siegfried sich auf und wollte heimkehren. Er war aber sehr müde, auch waren ihm Mund und Leib vom Flammenruß schwarz überdeckt und der Hals versengt. So ging er zum Quell, schöpfte Wasser, nahm des Köhlers Kessel vom Meiler und hieb mit einer Axt ein Stück vom Drachen ab, um es zu sieden und seinen Hunger zu stillen.

Als der Bursche glaubte, das Fleisch könnte weich sein, stieß er mit der Hand in den Kessel, um es zu prüfen; er verbrannte sich und legte den Finger auf die Zunge, um ihn zu kühlen. Kaum hatte Siegfried das getan, da waren seine Ohren offen, hörte er, wie die Vögel in den Zweigen sich Worte zuzwitscherten: „Wenn dieser Mann wüßte, was ich weiß, dann würde er jetzt Mime, seinen Ziehvater, erschlagen", schwätzte der eine.

„Warum denn?" fragte der andere.

„Begreifst du's nicht? Der Drache war Mimes Bruder und sollte diesen Jungen umbringen, so hatte der Schmied ihm geraten. Deshalb hat er Siegfried hierher gewiesen. Jetzt wird der Schmied seinen Pflegesohn töten müssen", fuhr der Vogel fort, „um Fafnir zu rächen."

Während Siegfried die Hand hob, um besser zu lauschen, fühlte er, daß sie, soweit er sie in die Brühe getaucht hatte, hart und hörnern wurde, ohne daß die Haut gilbte. Da fiel ihm ein, was man vom Drachenblut erzählte, der Bursch erkannte den Vorteil, der sich ihm bot, und den Dank, den das Schicksal ihm für Fafnirs Tod bestimmt hatte. Eilig streifte er Rock und Hemd ab und bestrich den ganzen Leib mit dem Sud des Wurmes. Nur zwischen seine Schultern war ein Lindenblatt niedergesunken, Siegfried erreichte die Stelle nicht in seiner glückvollen Hast. Dann legte er die Kleider wieder an, schlug des Drachen Haupt ab und schleppte es quer durch den Wald bis zum Schmiedepfad.

Die Gesellen Eckehard und Wieland sahen Siegfried kommen. Rasch eilten sie zu Meister und Gefährten, warnten alle und flüchteten zum Wald. Mime allein ging dem Pflegesohn entgegen und hieß ihn willkommen.

„Nichts von Willkommen", drohte Siegfried. „Sterben mußt du! Aber vorher solltest du dies Wurmhaupt abnagen, darum brachte ich's dir!"

Der Zwerg begann zu zittern. „Wenn du weißt, was ich vorhatte", bat er, „so kann ich's doch sühnen. Hör, ich schenke dir Helm, Brünne und Schild, die ich für König Siegmund von Xanten schmiedete." Mime lief schon hin und her, um dem Helden die Rüstung zu suchen; als Siegfried nicht antwortete, wurde ihm unheimlich zu Sinn. „Und mein Roß Grone sollst du auch haben; es ist aus der Königin Brunhild Gestüt und grast auf ihren Weiden."


A. Kampf.

Siegfried wappnete sich. Eine Brünne, leuchtend wie Silber und hart wie Stahl, schnallte Mime ihm an. Als der Held aber das Schwert gürtete und das Heft packte, sprang die Waffe ihm schier von selbst aus der Scheide, er versetzte dem heimtückischen Zwerg den Todesstreich.

Danach machte Siegfried sich auf, um den Hengst Grone zu suchen, von dem Mime gesprochen hatte. Ihn dünkte ja, ein Recke müßte auch reiten lernen.

Der Weg war lang. Weit über Land und Meer nach Norden müsse er fahren, erklärten ihm die Leute.

Als der Wanderer schon der See nahe war, wo die großen Flüsse zusammenströmen, kam er an einem Hügel vorüber, aus dem eilte viel kleines Volk, so wie es einst dem König Eugel angehört hatte. Der Bursch wunderte sich. Er hielt einige der Wichte an; er sah auch, daß sie aus einer Höhle sprangen, die, schier ohne Ende, mit Gold und Spangen, mit Gefäßen, Ringen und Ketten angefüllt schien. Siegfried war nämlich hinzugekommen, als sich gerade zwei Königssöhne der Zwerge, Schilbung und Nibelung, um einen Schatz zankten, der ihr Erbe war. Hohe Himmlische hatten ihn einst als Sühne zahlen müssen. Während die Brüder noch keiften, gewahrten sie Siegfried, erkannten den Wanderer wohl und einigten sich dahin, daß der Königssohn aus Xanten in ihrem Streit Richter sein solle. Sie traten also zu ihm und baten ihn, den Schatz zu hälften und nach seinem Gutdünken zu verteilen. Als Lohn solle er das Schwert Balmung haben, das reichste und köstlichste auf dem Erdenrund.

Dem Wanderer gefiel der Vorschlag; er mühte sich um eine gerechte Teilung. Die Zwergsöhne waren aber nicht zufrieden, jeder glaubte, er sei unrecht behandelt. Wie es so kommt, richtete sich ihr Zorn bald gegen den Schiedsmann, und als der auf seinem Lohn bestand, boten sie ihr Gefolge auf, um Siegfried zu strafen.

Der Recke wehrte sich indes seiner Haut; obwohl das kleine Volk blindwütig auf ihn eindrang und sich in seinem Grimm kaum zu meistern wußte, gelang es dem Kühnen, die Fesseln, die Nibelungs Krieger ihm überwerfen wollten, immer wieder zu sprengen und die Schwerter von Schilbungs Männern aufzufangen und stumpf zu machen. Elend mußten die beiden Zwergfürsten gegen den Helden den Tod erleiden.

Ihren besten Mann vermochte Siegfried aber nicht zu bezwingen. Alberich hieß er und war ein zauberkundiger Gesell; als er sah, wie die Seinen unter der Klinge des bärenstarken Fremdlings stürzten, schlüpfte er in eine Tarnkappe, die ihn vor aller Menschen Blicken verbarg. Bald erhielt Siegfried von einem unsichtbaren Feind Hieb auf Hieb, so daß er sich nur mit Not zu wehren

wußte. Wütend ließ er sein Schwert Gram kreisen, das doch Felsen und Eisen zu klüften vermochte. Es half ihm nicht viel; hageldicht prasselten die Schläge auf ihn nieder, kaum konnte er sich mit blitzschnellen Wendungen des Schildes nach allen Winden decken. Er gab dabei aber acht, woher die Hiebe kamen, warf jäh den Schild gegen den Unsichtbaren, sprang nach und konnte dem Kleinen die Tarnkappe abreißen.

Da mußte der tapfere Zwerg um Gnade bitten. Er versprach dem Sieger, nach dessen Willen ein getreuer Statthalter zu werden, und schwur, den Hort für ihn zu verwalten mit seinem ganzen Volk. Siegfried traute ihm, er schenkte ihm Freiheit und Leben, und Alberich hielt sein Wort. Er rief mit seinem Horn die Flüchtigen zurück und befahl ihnen, dem neuen König zu huldigen und die Schätze in den Berg zurückzuführen.

Die Unterirdischen sind dem treu geblieben, sie haben den Hort gehütet, weit über ihres Herrn Tod hinaus.

Danach zog Siegfried ungeduldig weiter, um den Hengst Grone aus Brunhildens Zucht zu gewinnen. Unterwegs kehrte er bei König Helferich ein, der damals über die Dänen herrschte, und hörte von Nornegest, dem Uralten, ein Lied über jene Brunhild, zu deren Weiden er fuhr. Ihn kam die Lust an, auch die Herrin der Rosseherden kennenzulernen.

Herr Helferich lieh dem Recken ein Schiff und Mannschaft für die Fahrt, bald schwollen die Segel im Südwind, und die Wogen klafften vom Bug.

Als Siegfried sich dem Isenland näherte, sah er schon von weitem ein großes Feuer; der Schein ging bis zum Himmel. Davon hatte Herr Nornegest nicht gesungen. Aber auch die Rosseweiden fand Siegfried, trat zu den Hütern und ließ sich Grone zeigen, den Hengst aus Mimes Erbe. Die Knechte waren willfährig, sie wollten dem Recken das Tier einfangen, verbrachten aber den ganzen Tag vergeblich damit, es zu locken. Schließlich forderte Siegfried selbst Halfter und Zaumzeug und rief Grone. Da lief das edle Roß ihm entgegen, als wüßte es, wem es bestimmt war; der Held konnte sich ohne Mühe auf seinen Rücken schwingen.

Näher kam Siegfried dem brennenden Isenstein; das Feuer raste, die Erde zitterte, flammend stieg die Lohe zum Himmel. Kein Menschlicher, so schien es, durfte je wagen, den Ring zu zwingen.

Es war aber an dem, daß die junge Brunhild, deren Schönheit Nornegest besungen hatte, erwählt gewesen war, den Göttern als Kampfkürerin zu folgen. Manchen sterbenden Helden hatte sie von der Walstatt aufgehoben.

Einstmals war ihr jedoch ein Befehl der Himmlischen unbillig erschienen, sie

hatte dem Verstoßenen beigestanden und seinem Feind den Speer ins Herz gesandt. Da hatte der zornige Richter sie mit dem Dorn berührt. Und er hatte ein waberndes Feuer um ihre Burg gelegt und Brunhild zum Schlaf bestimmt, bis jemand kühn genug sei, den Brand zu durchreiten.

Der junge Siegfried spornte das Roß Grone; hell blinkte der Brand in seiner Rüstung. Noch scheute der Hengst; der Recke ermunterte ihn, preschte an und setzte in ungeheurem Sprung in den Flammenring.

Unter ihm wich die Lohe, das Feuer schrumpfte vor dem wagefrohen Roß und erlosch. In einem Burghof fand Siegfried sich wieder, als er den Feuerkreis durchritten hatte.

Aber niemand grüßte den Gast, niemand begegnete dem Fremden mit seinem Willkommen; ohne Lied und Atem waren die Gemäuer. Der Bursch band sein Roß an einen der Pfosten, sprengte ein Tor und durchschritt suchend Gemach um Gemach. In der Mitte einer Halle traf er auf einen Schlafenden und wollte ihn wecken. Das Kinnband löste er ihm und schob den Helmsturz zurück. Da erkannte Siegfried ein Mädchen unter der Rüstung. Der Held löste die Brünne mit dem Schwert Gram, da richtete sich die Ruhende auf und strich sich die Locken aus der Stirn. „Lange schlummerte ich", sann sie, „und war ohne Traum. Wer brach den Bann, wer brach meinen Schlaf?"

Mählich gewannen ihre müden Augen die Reinheit des Lichts.

„Sag, wer du bist", fragte sie, und es war, als wollte der Traum noch einmal über sie fallen. „Hat dich Grone, Mimes Roß, getragen? Noch wagte es keiner, die Lohe zu durchreiten."

„Siegfried heiße ich", antwortete der Recke und hatte Nornegests Lied in den Ohren. „Niemand sandte mich, ich selbst suchte den Weg!"

Ein Rufen und Freuen scholl währenddes durch die Burg. Die Schlummernden in Herbergen und Höfen erwachten, Frühling fiel über das Land weithin, und die Sonne leuchtete. Da erhob sich Brunhild, blickte um sich, nahm Becher und würzigen Wein vom Gesims und grüßte den Gast.

Dankbare Bewirtung fanden Siegfried und sein Roß auf der Burg Isenstein, und der junge Held hatte Gefallen an Brunhild. Aber nach einiger Zeit trieb es ihn, nun da er Schwert und Roß und Schätze ohne Zahl besaß, seinen Vater aufzusuchen, um das Erbe zu sehen, das auf ihn wartete. König wollte er sein, nicht ohne ein Reich durfte man um die Herrin auf dem Isenstein werben.

Freundlich waren Recken und Volk zu Siegfried, und edel zeigte sich Brunhild gegen den, der sie vom Schlafbann erlöst hatte. Stolzer war Siegfried; die Bitte der jungen Königin, bei ihr zu bleiben und mit ihr zu herrschen, konnte er nicht erfüllen.

Eines Tages bat er um Urlaub, schwang sich auf Grones Rücken, ritt zum Strand, rief Helferichs Leute und ließ das Segel hissen.

Brunhild blickte ihm nach; ihr Herz schlug, sie wartete, daß der Held sein Reich gewänne und wiederkäme.

## Beowulf

Vor langer Zeit herrschte im Norden unseres Landes, in Dänemark, ein König namens Rodger. Er war aus dem Geschlecht der Schildingen und hatte zu Wasser und auf den Heiden viele Siege errungen, so daß die Reiche weithin ihm untertan waren. Danach erfreute er sich in Frieden seiner Macht und seiner Freunde.

Als Rodger nun älter wurde, kam ihm in den Sinn, sich selbst ein Denkmal zu setzen und nahe seiner Burg eine Halle zu errichten, größer als Menschen sie bisher je gekannt hatten. Dort wollte er seine Freunde versammeln, um zu richten und zu raten und die Bewährten aus seinem Gut zu bedenken. Auf einem hohen Hügel zwischen Moor und Meer hoben sich die Pfosten, alle Völker mußten bauen helfen. Hirsch nannte Rodger die gewaltige Halle, weil sie mit gehörnten Giebeln weit ins Land hinausragte; viele Jahre waltete Rodger auf ihrem Hochsitz und lauschte den Liedern zum Lob der Freunde und zum Preis seiner großen Ahnen.

Oft klang da der Sang von König Schilds Seefahrten, oder der von dem herrlichen Schiff, das den Toten ins Meer hinausgetragen hatte, mit Waffen und Kriegsgewändern, mit Schwertern und Brünnen. Über seinem Haupt, so hieß es, hatten die Männer das goldene Banner der Flammen entzündet; brennend hatte der Wind das Schiff in die See geführt.

Manche Kostbarkeit, manchen Schmuck aus fernen Landen spendete König Rodger in der Halle Hirsch den Freunden und freute sich beim Klang der Becher an ihrer Liebe.

Nicht immer sollte indes solche frohe Einmut währen. Unweit des Königssaals wohnte ein düsterer Geist in den Sümpfen; der Grindel hieß er und hauste, seitdem der Ewige Vater ihn und die Seinen verwunschen hatte, in der Tiefe des Moors. Der Unhold, der im Dunkeln lebte, konnte es nur schwer ertragen, daß jeden Tag Lieder der hellen Freude zu ihm drangen, daß etwa die Harfe des Dichters von der Menschen Ursprung erzählte, von der Schöp-

fung der Erde und der glänzenden Fluren, vom siegenden Licht der Sonne und des Mondes. Haß und blinder Grimm kamen über den Grindel. Eines Nachts erhob sich der furchtbare Geist und schlich sich zu dem Haus, in dem die Mannen Rodgers und ihre Freunde nach dem Mahl sorglos schliefen. Gefräßig fuhr er unter sie, riß dreißig der Degen von ihrem Lager und trollte, seiner Beute froh, mit ihnen den Sümpfen zu.

Trauer herrschte in der Morgenfrühe in Rodgers Halle; unter Klagen verging der helle Tag. Dann sank der Abend, und wieder fiel der Grindel, dem Frevel und Schuld gewohnte Dinge waren, über die Mannen des Königs her. Erst versuchten sie sich zu wehren, bald flohen sie, die sonst keine Schlacht scheuten, voll Grauen und suchten Burgen auf, die den Mooren am Meer ferner lagen. Wer aber einmal dem entsetzlichen Gast begegnet war, verlor die Furcht nicht mehr.

Seitdem wurde die schönste Halle in Rodgers Ländern des Abends leer; zwölf Winter hindurch mußte der König, der Herr der Schildingen, die Gewalt des nächtigen Frevlers dulden und sein Haus verlassen, wenn die Dämmerung sank. Keine Buße, keine Tiergeschenke nahm der Würger an, er wollte den Frieden nicht. Weithin verbreitete er den Schrecken des Todes, fiel über Frauen her und schleppte Männer von dannen. Niemand wagte dem Unhold in seine Nebelsümpfe zu folgen.

Als nun der Feind der Menschen soviel Weh über das Volk gebracht hatte, da sammelte König Rodger, wie jedes Jahr, seine Ratgeber um sich und fragte, ob niemand Hilfe wisse. Er gelobte den Götterburgen Geschenke und bat alle Himmlischen, ihm gegen die Geister der Tiefe beizustehen.

Damals erfuhr man von der Trauer, die über Rodger gekommen war, auch am Hofe Hygelaks, eines Königs, der im gotischen Land herrschte. Der stärkste seiner Mannen war Beowulf, ein Landfremder, seiner Schwester Sohn, die einen König im Süden genommen hatte.

Lange bedachte Beowulf sich, dann wählte er von den Freunden, die um ihn waren, fünfzehn der kühnsten zu seiner Begleitung und bat den Oheim um einen raschen Segler. Bald eilte das Schiff über das Meer der wilden Schwäne dahin; schlank war sein Steven, und der Wind drückte in die prallen Segel.

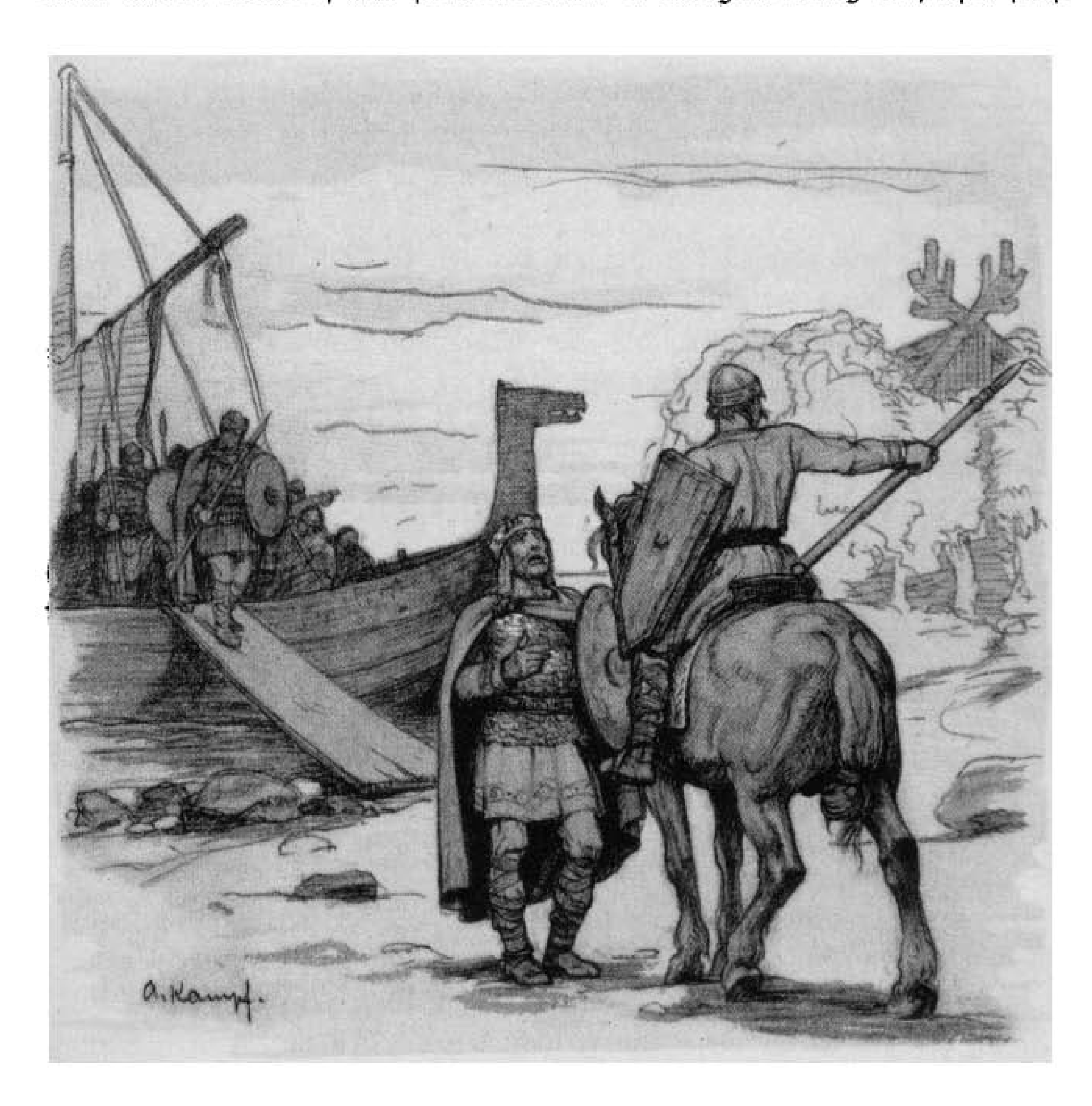
Als die Kliffe und die steilen Anhöhen über König Rodgers Strand nahe kamen, machten die Männer Bug und Mast fest, holten Panzer und Waffen aus dem Raum und gingen ans Ufer. Ein Recke ritt ihnen entgegen, der für seinen König an den Meerfluten Wache hielt. „Noch nie versuchten schildtragende Fremde offener zu landen“, rief er ihnen zu. „Wer ist es, der ohne

Einladung des Königs das Ufer betritt?" Aber er merkte wohl, daß es edle Gäste waren. Die goldenen Eberbilder der Helme glänzten. „Wer seid ihr?" fragte er.

Da sagten ihm die Männer an, daß sie zum Kampf gegen den Grindel gekommen seien. Der Wächter wurde froh, grüßte und hieß seine Leute das Fahrzeug aus der Brandung ziehen; bald lag das Schiff auf dem Sand, die Anker wurden eingegraben.

Die Straße, die zum Hofe führte, war mit bunten Steinen belegt. Bis nahe vor des Königs Halle geleitete der Recke die Gäste und wünschte ihnen die Hilfe des Waltenden bei dem, was sie vorhatten.

Dann traten Beowulf und seine Mannen in Rodgers Burg ein; ihre stahl-



gestrickten Ringbrünnen glänzten, die Schwerter klirrten. Sie lehnten die Schilde an die Wände, stellten die Eschenschäfte der Speere zusammen und setzten sich wie alte Freunde an die Tische der Königsmannen. Wulfgar, ein Fürst der Wandalen, fragte sie: „Von woher bringt ihr die Eberhelme und grauen Brünnen? Nicht als Landflüchtige scheint ihr uns zu besuchen, Fremde! Sagt, was ich dem König melden soll!"

Den Helm auf dem Haupt, antwortete der junge Führer: „Von Hygelak kommen wir. König Rodger wollen wir aufsuchen; Beowulf heiße ich!"

Als er den Namen des Gastes hörte, wurde der Herr der Schildingen froh. „Beowulf kannte ich als Knaben", sagte er. „Es heißt, daß er ein kühner Kämpfer geworden ist, und daß er in seiner Faust die Kraft von dreißig Männern hat. Ach, vielleicht hat Gott ihn gegen des Grindels Grausamkeit zu uns gesandt?" Der Wandale eilte voll Freude zurück. Schon in der Hallentür rief er den Gästen zu: „Euch kennt mein Herr, und lieb ist es ihm, daß ihr kamt. Tretet in Brünnen und Helm vor den Fürsten, doch ohne Speer und Schild, wie es Sitte ist."

Beowulf befahl einigen der Seinen, bei den Waffen Wacht zu halten, mit den anderen folgte er unter das Dach der Hirschhalle. Und er grüßte den König und erzählte, an Hygelaks Hof habe man ein Lied davon gesungen, daß die Halle Hirsch jeden Abend mit sinkender Sonne vor dem Riesen Grindel geräumt werde.

Der König nickte, das Lied sagte die Wahrheit.

„So laß mich das Werk versuchen", bat Beowulf, „laß mich versuchen, das Ungeheuer zu bestehen."

König Rodger zögerte, ihn bangte um Beowulf.

Aber der Recke beharrte auf seinem Wagnis. „Ich geriet schon einmal mit dem Volk der Meerriesen zusammen und brachte fünf der Nächtigen gebunden heim; viel Leid hatten sie dem Land der Goten getan. Jetzt will ich's mit dem Grindel austragen, versag es mir nicht! Verwehre mir auch nicht, mich allein mit meinen Freunden in die Halle zu legen. Kein Schwert werde ich brauchen und keinen Schild; mit der Faust will ich versuchen, den Unhold zu greifen."

Schweigend hörte der König ihn an.

„Um eins nur bitte ich", fügte Beowulf hinzu. „Sterbe ich, dann sende meinem Oheim den Panzer, der meine Brust geschützt hat, er ist sein eigen und Wielands Werk. Jetzt mag das Schicksal seinen Weg gehen!"

König Rodger wurde die Antwort nicht leicht. „Mit gutem Mut kommst du zu uns, Beowulf", dankte er. „Ich gedenke deines Vaters, dem ich einst, als

er flüchtig war, Schutz bieten durfte; gern öffnete ich ihm den Heimweg in sein Land. Nun will der Himmel mir die Tat vergelten, des Freundes Sohn kehrt zurück, um mir beizustehen. Ach, klein ist die Schar meiner Krieger geworden, des Unholds furchtbare Gier riß sie mir von der Seite; uns schien, nur Gott könnte die schlimmen Taten des Feindes hemmen. Wisse, Beowulf, oftmals verschworen sich meine Helden, im Saal zu bleiben und gegen den Grindel die Nacht zu bestehen. Immer war die Halle in der Frühe blutbesudelt, Diele und Bänke von den Zeichen des Streites geschändet. Willst du es noch einmal beginnen? Setze dich zu mir, Beowulf, sei mein Gast mit deinen Helden und laß dir den Trunk des Willkommens einschenken."

Den Gruß hörte auch Unferd, Rodgers Schildträger, der dem König zunächst saß. Ihm war des Fremden Ankunft leid, er gönnte niemandem den Ruhm, mehr als er selbst am Hofe Rodgers zu sein. Bald neckte er den Gast, bald reizte er ihn. „Bist du nicht Beowulf", fragte er, „der einst mit meinem Freund Brekar um die Wette schwamm? Wilde Wasser und Strudel durchmaßt ihr, winterlich hoch gingen die Wellen über euch hinweg. Sieben Tage lang mühtet ihr euch um den Preis, weil jeder von euch sich verwegen gebrüstet hatte, der beste Schwimmer zu sein. Da überwand dich Brekar. Bis zum Brandinger Strand gelangte er. Du aber mußtest umkehren, Beowulf.

Ach, wie willst du wohl mit dem Grindel fertig werden? Fahr wieder heim, hier harrt deiner ein härterer Wettkampf als der mit Brekar!"

Beowulf antwortete, und viele hörten ihm zu: „Du sprichst unbesonnen, Unferd. Mehr als Brekar habe ich bei jener Wette ausgerichtet. Fünf Tage lang schwammen wir auf See, das bloße Schwert zwischen den Zähnen; wir trieben nahe beieinander, und Brekar war nicht schneller als ich. Danach rissen uns Flut und winterliche Kälte auseinander; finster wurde die Nacht, der Nordwind blies in den Aufruhr der Wogen, und gegen mich hoben sich die Unholde der Tiefe auf, die der Sturm geweckt hatte. Zwar schützte mich erst noch die Brünne gegen die Klauen und gegen die Zähne der Feinde; dann aber zog mich ein schillerndes Ungeheuer auf den Grund, kaum konnte ich mich seiner mit dem Schwert erwehren. Noch andere stürmten auf mich los — ich will dir alles erzählen —, sie versuchten mich zu würgen, wollten mich fangen und sich um mich setzen zum Mahl in der Tiefe des Meeres.

Sie alle trieben, vom Stahl getroffen, am Morgen gegen den Strand, keines von ihnen bedrängte die Schiffe auf ihrem schwankenden Weg.

Hei, welche Lust, als es im Osten tagte, als Gottes glänzende Fahne sich über die Wasser hob. Ein Vorgebirge und windkühle Ufer sah der Schwimmer

von fern; das Schicksal bewahrte den Mann, der ihm noch nicht verfallen sollte.

Nun sag, Unferd, wo hörtest du von einem nächtigen Kampf wie dem, wo gab es einen Menschen, der in den Fluten verlassener war als ich in jener Nacht?

Bis ins Land der Finnen trug mich damals der Strom der Wogen. Ich erfuhr nicht, daß Brekar etwas Ähnliches bestanden hätte, oder aber, wann hast du, Unferd, ein Gleiches gewagt? Wann strittest du gegen den Grindel? Wann standest du für deinen König ein und für deine Freunde?

Gute Degen, kehrt morgen in diese Halle zurück, wenn das Licht über den Erdrand steigt. Mög Allvater es wenden, daß ihr fröhlich werdet, möge er es fügen, daß ich euch heiter grüßen darf!"

König Rodger hörte die Rede des Gastes, und seine Hoffnung wuchs. Unferd aber schwieg. Noch einmal scholl das frohe Lachen der Helden, hallten Sang und Spiel durch den hohen Saal. Die Königin ging selbst die Bänke entlang, sie grüßte die Gäste und füllte die Becher. Freudig nahm der alte König von ihr Mahl und Trank entgegen.

Dann fielen die ersten Schatten in die Halle, und die Nacht, die ihre Decke über alles Leben breitet und die Geschöpfe der Dunkelheit lockt, zog vom Meer herüber; es war die Nacht, die dem furchtbaren Geist zum Kampf bestimmt war. Mit vielen Siegwünschen schieden Frauen und Männer von Beowulf und seinen Genossen. „Noch nie", sagte der König Rodger, „seitdem meine Hand den Schild erheben konnte, habe ich das Volkshaus der Dänen einem Fremden anvertraut. Hüte meine Halle, zeig deine Kraft und halte Wacht gegen das Grausen, Beowulf!"

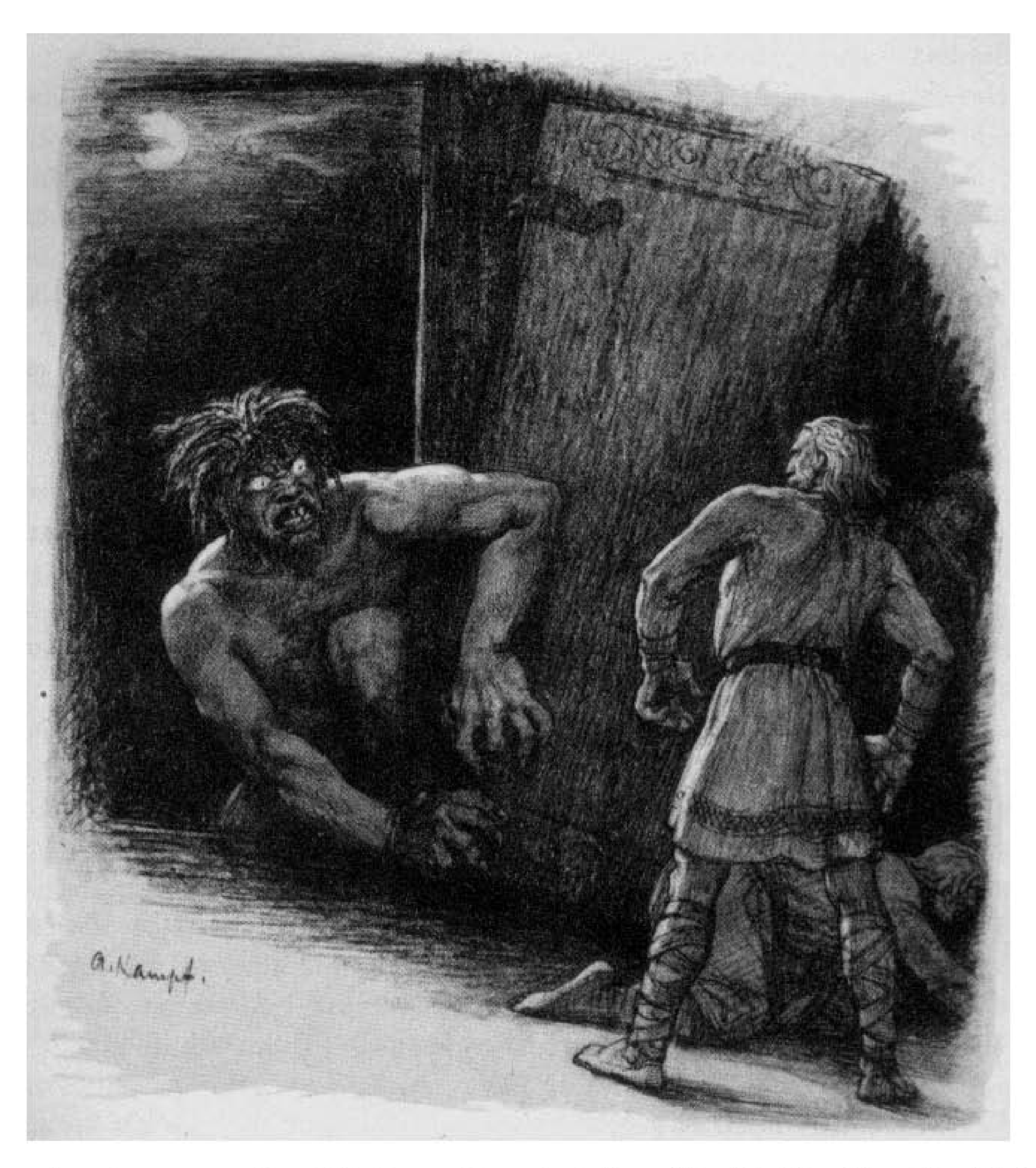
Rodger ging. Er hatte gegen den Unhold den letzten und besten Hüter eingesetzt.

Schon schritt der Schattengänger durch die tiefe Nacht.

Als Beowulf mit seinen Freunden allein war, tat er die Eisenbrünne ab und reichte sie dem dienenden Helfer; er hieß ihn auch Schwert und Helm bewahren. „Ich bin geringer an Kraft als der Grindel", sagte er, „aber ich will keinen Vorteil haben gegen ihn, der nicht mit der Klinge zu fechten weiß." Dann streckte er sich zur Ruhe und barg das Antlitz in den Kissen; die Mannen lagerten sich nah ihrem Herrn.

Es dauerte indes nicht lange, da fielen den Kriegern, die das hohe Haus hüten sollten, die Augen zu. Nur Beowulf wachte, um den Bösen abzuwehren, und wartete auf den Kampf.

Durch die Nebel des Moors eilte der Grindel näher. Er hatte in ſeiner Tiefe die Feier in der Halle Hirſch vernommen und hoffte, ſpäte Trunkene zu fangen. Wie unter einer Wolke ſchlich er zum Goldſaal der Helden; der Weg war ihm




vertraut, es war ja nicht das erſtemal, daß er ihn ſchritt. Über die Stufen kroch der Unhold, der den Himmel nicht kennt; ſchnell ſprang er zur Tür und ſtieß ſie ſo mächtig auf, daß die Riegel zerbrachen. Schon gewann er den Flur und ächzte vor wütender Erwartung; ein grauſer Schein flammte aus ſeinen Augen.

Als er im Saal dann die schlafenden Helden sah, lachte ihm das Herz im Leibe, allen gedachte er das Leben zu nehmen. Rasch griff der Ekle mit den Krallen den ersten der Schläfer, schlitzte ihn auf, zerbiß ihm die Knochen und trank das strömende Blut. Schlingend und zerfleischend fraß er ihn bis auf Füße und Hände, suchte den nächsten und langte nach ihm.

Beowulf war's. Er packte blitzschnell des Scheusals raffende Faust und stützte sich hoch. Noch nie hatte der Unhold aus dem Sumpf solche Kraft verspürt; der Griff war eisenhart. Furcht kam über ihn, er wollte sich davonmachen. Beowulf aber gedachte seines Schwurs, er dachte an die Toten, sprang auf und drückte des Grindels Klaue zusammen, daß sie unter der Faust des Helden zerbrach. Zur Tür zog ihn der Grindel, wand sich und wollte in den Sumpf heimflüchten.

Beowulf ließ jedoch den Verhaßten nicht frei, seine Kraft war größer. Der Raum dröhnte auf vom Lärm des Kampfes, die starkgefügten Wände krachten, das Getöse furchtbaren Ringens drang weit in die Dunkelheit hinaus. Wäre die Halle nicht mit Eisenklammern geschmiedet gewesen, das Gebälk wäre wohl zusammengebrochen über den wilden Streitern, so grauenvoll war der Kampf. Bänke zersplitterten, die goldbeschlagenen Pfosten barsten; König Rodgers Mannen, die in der Ferne horchten, wurden von Grausen ergriffen, so entsetzlich scholl das Schreckenslied des sieglosen Höhlenherrn durch die Nacht. Denn den Gottesfremden hielt ein Held an, der auf Erden der stärkste war.

Währenddes gewannen auch Beowulfs Freunde den alten Mut, sie hoben die Waffen, um ihres Fürsten Leben zu schützen; noch wußten sie nicht, daß den Erzfeind kein Schwert verletzte. Was half dem Unhold indes sein Zauber gegen die scharfen Klingen? Beowulf hielt seinen Arm, er hielt ihn fest umklammert, daß alle Macht den Gequälten nicht zu befreien vermochte. Und so groß wurde des Grindels Entsetzen, sein vergebliches Zerren und Winden, daß sich endlich die Sehnen an der Achsel zu lösen begannen, die Knochen barsten und das Fleisch zerriß. In des Siegers Faust blieb des Grindels Arm. Zu Tode verwundet, rannte der Besiegte aus der Halle und floh ins tiefe Moor.

Beowulf hatte sein Wort gehalten, Rodgers Saal war frei. Freude breitete sich über das Land, als der Morgen anbrach. Bald drängten sich die Krieger von nah und fern um die Königshalle. Weither kamen Fürsten und Volk, um das Wunder zu bestaunen: des Unholds Klaue, die vom Dach der Halle Hirsch herniederhing.

Dann folgten die Menschen der Spur des Besiegten, der mit erlöschender Kraft in Moor und Meer entronnen war, den Blutstreif des Todes hinter

sich lassend. Ein grauser Strudel von Gischt und Röte zeigte, wo der Sterbende sich geborgen hatte.

Fröhlich kehrten die Degen vom Strand und vom Rand der Sümpfe zur Halle Hirsch zurück. Laut rühmten sie Beowulfs Kampf und sagten, daß weder im Süden noch im Norden, weder um Wester- noch Ostersee ein besserer Krieger zu finden sei als der Held aus der Fremde. Übermütig spornten sie ihre falben Rosse, und wo sie jemanden trafen, der alte Sagen kannte, hielten sie ihn an und verlangten, er solle sie begleiten, um ihrem Glück und ihrer Freude das rechte Wort zu geben. Von Goldhorten unter grauem Fels und vom Drachentöter Siegfried hörte man singen.

Die Morgensonne stieg auf. Der alte König selbst rüstete sich zum Aufbruch; er ließ die Gattin rufen und suchte mit ihr und mit vielen Degen und Dienerinnen den Weg zur Halle Hirsch.

Als er sie betrat, sah er gleich die furchtbare Klaue des Grindels, den Arm und die blutige Achsel. „Für diesen Anblick sei dem Waltenden mein Dank", seufzte der Greis. „Ach, wieviel Not haben wir gelitten, und wie herrlich kann der glänzende Himmel seine Wunder wirken! Noch vor kurzem meinte ich, mir würde, solange ich lebte, keine Hilfe mehr kommen; rot vom Blut würde mein Königshaus bleiben. Jetzt hat ein Einziger die Tat vollbracht. Preisen will ich seine Mutter, die ihn gebar; loben will ich dich, Beowulf, und will dich zum Sohn erheben neben meinen Kindern. Kein Wunsch, den ich dir erfüllen kann, soll dir versagt sein; für alle Zeit soll dein Ruhm leben."

Beowulf hörte die Worte in Dank und Bescheidenheit. „Ich hab's für dein Volk getan, König", antwortete er. „Wollte nur, du hättest den Unhold selbst sehen können! Mein Kummer war, daß er mir in seiner Todesqual entrann; ich war zu schwach, ihn am Fliehen zu hindern. Ach, aber es half ihm nichts! Die Wunde bindet ihn an den Tod, bald wird er wissen, was ihm jenseits des Lebens verhängt ist." Beowulf schwieg; alle Männer prüften wieder staunend die furchtbare Hand des Feindes. Jede Kralle war fest wie Stahl, eisenhart der Arm und gewaltig die Klaue. Kein noch so gutes Schwert hätte ihr Wunden schneiden können.

Nun hieß es schnell die Halle schmücken und zu einem großen Fest rüsten. Schon kamen die Diener und Frauen, um den Saal zu zieren. Teppiche hingen sie über die Wände und über die Eisenklammern der Pfosten, hämmerten neue Angeln in die ausgerissenen Türen und richteten den Hochsitz für König und Königin her. Ein goldenes Banner mit kunstreich geschmiedetem Griff ließ Rodger herbeibringen, um den Helden zu beschenken.

Es war aber erst der Anfang der Gaben. Eine kostbare Brünne trug man hinzu, danach einen Helm — der König selbst öffnete ihn und zeigte die Buckel, die um seinen Rand liefen zum Schutz des Hauptes. Wieder winkte Rodger, und ein herrliches Schwert wurde Beowulf gereicht. Acht Rosse mit goldgezierten Zäumen führte man bis in das Innere der Halle. Des Königs eigener Kampfsattel wurde einem der Tiere aufgelegt; oh, sein köstlichstes Gut gab Rodger dem Grindelsieger.

Danach wurde Beowulfs Gefolge mit Kleinoden und Klingen bedacht. Noch trauerten die Männer um den Genossen, den der Grindel gemordet hatte; dann klang die Harfe zum Lied, Skalden und Barden sangen von Finn, dem Friesenkönig, und seinen Söhnen und von der Schildinge Taten. Hengests, des Sachsen, Kampf priesen sie, wie auch den kühnen Mut seiner Feinde. Endeten die Lieder, stieg wieder das Rauschen der Reden aus der Halle auf, tönte die Freude von den Bänken. In umkränzten Gemäßen holten die Schenken den Wein.

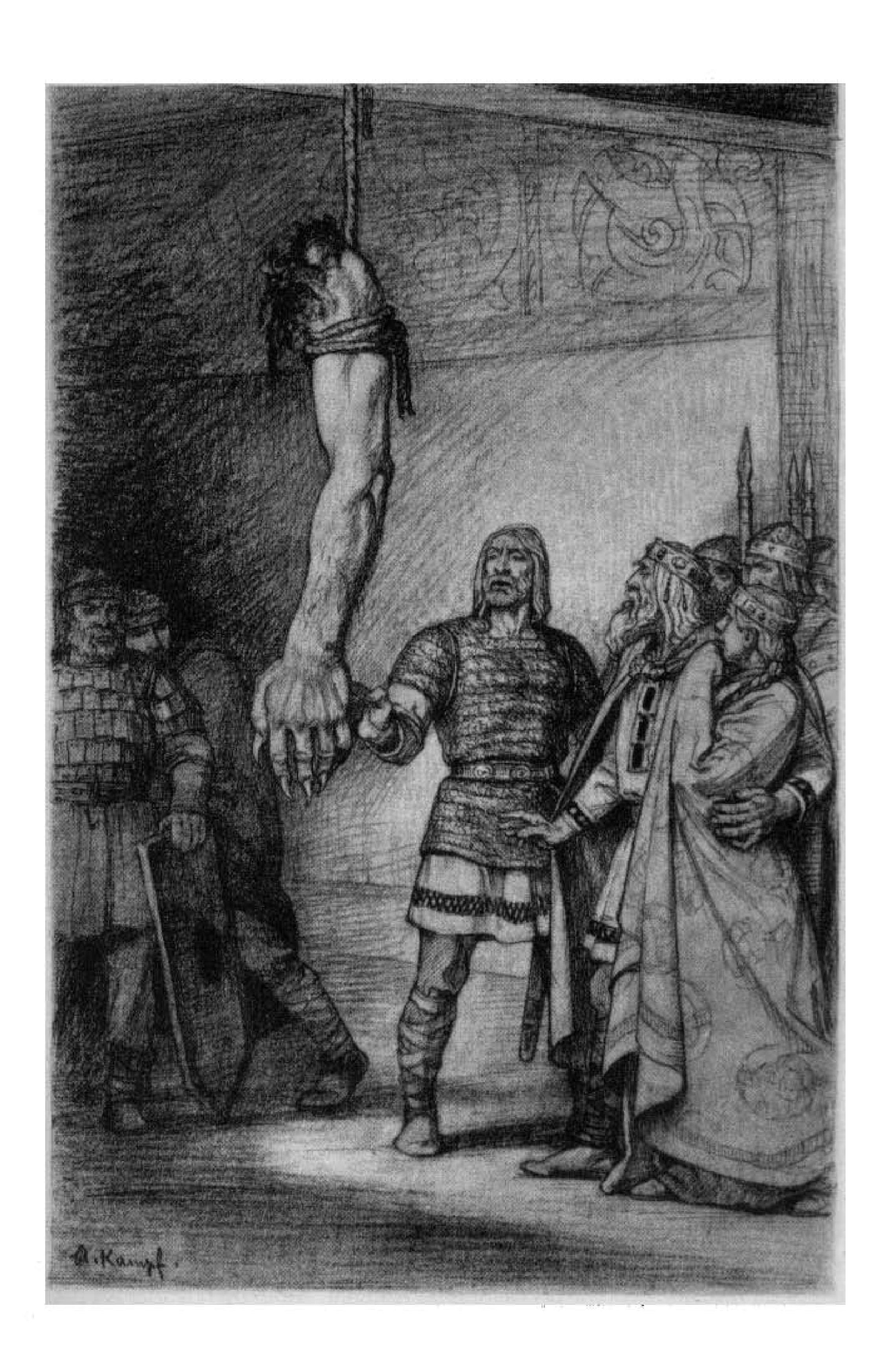
Die Königin kam, sie trug den goldenen Reif über der Stirn und trat zu Rodger, ihrem Gemahl. „Diesen Becher weihe ich dem Tag", sagte sie. „Nah und fern hast du nun Frieden und nimmst den fremden Helden mit zum Sohn. Vergilt ihm, was er für dich tat, aber vergiß deine Knaben nicht, denen du Volk und Reich hinterläßt."

Sie schenkte Beowulf den Becher, aus dem sie ihm Wein kredenzt hatte, dazu einen Ring, den des Königs Ahn einst getragen hatte, ehe ihm Wurd, die Schicksalsgöttin, in Friesland das Leben nahm. Das Kleinod hatte er bei sich geführt, als er unter dem Schild niedersank; es war in die Macht der Franken geraten, bis die Seefahrer es heimgeholt hatten. Jetzt sollte es Beowulf zu eigen werden. „Streif den Ring über, lieber Jüngling", mahnte die Königin. „Lehre meine Söhne werden, wie du bist. Sei beglückt, solange du lebst, mein Held!"

Herrlich wurde danach das Mahl gerichtet; ach, die Männer wußten ja noch nicht, was für ein grimmes Schicksal vor ihnen lag. Bis zum Abend waren sie beisammen — bis Rodger zur Ruhe mahnte. Viele Edle hüteten den Saal. Betten und Pfühle ließen sie sich kommen, um zum Schutz der Halle zu bleiben. Schild und Helm legten sie sich zu Häupten.

Der Schlaf fiel über die Feiernden.

Da begab es sich, gleichwie früher, als der Grindel noch den hohen Saal gefährdete, daß ein Rächer des Unholds sich näher schlich. Des Grindels Mutter, der Schrecken der Meere und kalten Gewässer, kroch durch die Nacht zur


A. Kampf.

Halle Hirsch. Grimmig und gefräßig wie ihr Sohn spähte sie nach den Lichtern des Hügels, um Vergeltung für den Tod ihres Bluts zu üben.

Wie sprangen die Männer auf, als die Furchtbare das Tor erbrach! Die Klingen rissen sie aus den Scheiden und packten den Schild. Alle hatten wieder Mut seit Beowulfs Sieg; auch war bald zu sehen, daß es nur ein Weib war, das ihren Schlummer störte.

Die Unholdin erschrak über den Waffenschall, sie ergriff den nächsten der Männer — es war einer von Rodgers Getreuen — und floh zum Sumpf zurück.

Beowulf war in jener Nacht nicht in der Halle Hirsch gewesen; der König hatte dem Kampfmüden eine stillere Herberge einräumen lassen. Aber nicht minder groß war sein Kummer, als er vom Überfall erfuhr. Schnell eilte er mit seinen Mannen zum König.

Der wartete, hoffnungsleer, mit trübem Sinn. „Ach, unsere Not ist ärger als zuvor", klagte der Greis. „Ein leichengieriges Wesen drang ein, es rächte des Sohnes Untergang, von neuem entbrennt die Fehde. Jetzt weiß ich auch", fuhr er fort, „daß man mir oft erzählte, zwei Geister schlürften am Rand der Sümpfe entlang; der eine sei der Grindel, der andere sei ein Weib, sagten die Leute. Wo sie weilen, weiß man nicht genau. Sie haben Nebelberge und Wolfsklüfte inne und einen der Sümpfe, die sich unserm Fuß weigern. Erlen und Giftbeeren sprießen darin und beschatten das Wasser, tief aus dem Moor aber leuchtet als feindliches Wunder ein Feuer, es breitet solch Grauen, daß selbst der starke Hirsch, wenn Hunde und Menschen ihn hetzen, lieber an den Ufern jener Lachen sein Leben läßt, als sie zu betreten. Furchtbar steigen Strudel von Dünsten über jenen Mooren bis zu den Wolken auf. Die Luft erglüht, und die Himmel tragen Weh, wenn der Wind darüber hintreibt.

Ach, noch kennt man nicht den schreckensvollen Ort, an dem des Grindels Mutter haust.

Willst du es wagen, ihn aufzusuchen? Hilfe ist bei dir allein, Beowulf!"

Beowulf besann sich nicht lange. „Traure nicht", tröstete er den König. „Statt zu klagen, ist's besser, den Freund zu rächen! Droht uns allen nicht das Ende dieses Lebens? Wie können wir's edler führen als in Taten, die man nach unserm Tode preist? Ruhm ist mehr als des Lebens Lust. Eilen wir, König, der Spur der Unholdin zu folgen. Kein Versteck, nicht Bergwald noch Mooresgrund, soll sie uns verbergen."

Der greise Fürst fand seine Freude wieder; er dankte für des Helden Wort, ließ das Roß zäumen und sprengte mit Beowulf seinen Männern voran. Bis zum Wald zog sich der Blutstreif des Geraubten, dann liefen die Stapfen in

ein dunkles Moor. Ach, weit fort hatte die Würgerin den besten Ratgeber König Rodgers geschleift! Über schmale Steige und enge Schreckenspfade schritten die Männer, vorbei an Unterschlüpfen riesiger Echsen und Molche. Nur wenige vermochten Beowulf zu folgen. Endlich fand er da, wo Waldbäume über halbversunkene graue Steine hingen, einen Moorsee, trüb vom Blut, fand er das Haus der Mutter des Grindels.

Die Recken kauerten sich nieder, sie sahen unter der Oberfläche Gewürm und Drachen; zwischen dem Geklüft der Findlinge schüttelten sich Wassermänner, alte Nücker, die oft dem Schiffer böse Fahrt verheißen. Giftig und erzürnt kroch wildes Getier durcheinander und hob sich auf, als die Männer Hornzeichen aussandten. Beowulf zog rasch die Bogensehne und schoß einem der Unholde den Pfeil ins Herz; mit Eberspießen packten die Knappen den entsetzlichen Fremden, schleppten ihn an Land und betrachteten ihn. Dann legte Beowulf die Rüstung an, die Freunde ihm nachgebracht hatten. Sie sollte ihn ins Moor begleiten, damit die Krallen des Feindes ihm nicht die Brust zerrissen. Den Eberhelm setzte er sich aufs Haupt, ehe er in die Wellen tauchte. Unferd aber lieh ihm sein eignes Schwert, ein uraltes Erbstück; es war von Drachenblut überzogen und schmolz in keinem Feuer. In dieser Stunde dachte auch der Neidische nicht mehr daran, daß der Fremdling jetzt den größeren Ruhm gewann, er wollte vergessen machen, was er trunken geschwätzt hatte.

Noch einmal wandte sich Beowulf an Rodger. „Wenn ich in deinem Dienst mein Leben lasse, Herr, so gedenk meiner Freunde. Und sende meinem König, was du mir gespendet. Unferd aber gib das Schwert, das du mir schenktest; er lieh mir seines, sein bestes Gut." Danach warf Beowulf sich in die Fluten, die schäumend hoch aufschlugen. Lange währte es, bis er den Grund erreichte.

Als nun die Furchtbare, die das Reich der Tiefe innehatte, merkte, daß ein Mensch gekommen war, strebte sie ihm entgegen und packte den Helden mit ihren grausigen Krallen. Es gelang ihr indes nicht, den Panzer zu zerreißen. Da schleifte die Meerwölfin Beowulf mit ihren Fängen unter ihr Dach und umschlang ihn so fest, daß er die Waffe nicht brauchen konnte. Gewürm half ihr und verbiß sich in die Brünne.

Beowulf fand sich in einer Halle noch unter der Moorflut. Er vermochte hier auch Atem zu schöpfen; beim bleichen Licht des Feuers erkannte er einen hohen Saal und sah die gewaltige Unholdin. Er gewann seinen Mut wieder, rang sich frei und führte die Klinge gegen die Feindin. Aber das Schwert biß nicht. Erzürnt schleuderte Beowulf es von sich, verließ sich auf seiner Arme Kraft, packte des Grindels Mutter unter den Achseln, schwang sie auf und

schleuderte sie grimmig auf die Diele. Die Ekle wehrte sich, mit ihren furchtbaren Klauen wand sie sich hoch und umschlang Beowulf wieder, daß er zu Fall kam. Schon zog sie das breite Messer, rang sich auf seine Brust und wollte ihren Sohn rächen. Hätte nicht die geflochtene Brünne der Stahlspitze widerstanden, es wäre um Beowulf geschehen gewesen.

Da sah, noch im Ringen, der Held ein Schlachtschwert, uralte Riesenarbeit und mächtiger geschmiedet, als eines Menschen Hand es vermag. Er schüttelte das Weib ab, riß die Klinge vom Pfosten, schwang sie mit beiden Händen und traf die Würgerin, daß sie tot zu Boden stürzte. Die Waffe aber blinkte, als hätte sie ein Leuchten vom hohen Blau des Himmels in die Tiefe herniedergeholt.

Noch einmal spielte ihr Licht, und der Held erblickte den sterbenden Grindel auf seinem Lager, so wie ihn die Mutter gebettet. Beowulf gedachte der Freunde, die der Unhold im Schlaf getötet hatte, er trat hinzu und hieb ihm das Haupt ab. Das giftige Blut ließ selbst die Riesenwaffe schmelzen, wie das Eis im Frühling zergeht.

Inzwischen warteten die Freunde am Rand des Moors. Sie sahen, daß die Wogen sich färbten, und gaben die Hoffnung auf, daß ihr Fürst je zu ihnen heimkehren würde. Schon neigte sich der Tag, trüben Sinnes saßen die getreuen Fahrtgenossen am Ufer und harrten vergeblich. —

Erst als Beowulf den Grindel erschlagen hatte, wurde er der Schätze gewahr, die der Unhold in der Tiefe verborgen hatte. Er rührte sie indes nicht an. Nur das Haupt des Feindes und den goldgezierten Schwertgriff, der ihm selbst in der Faust geblieben war, nahm der Held mit; dann ließ er sich vom Wasser emportragen und schwamm zum Lande, zufrieden mit der Beute, die er heimbrachte. Und keiner der Drachen der Sümpfe wagte sich in seine Nähe.

Wie wurde den Gesellen zu Sinn, als sie, schon aller Hoffnung bar, den Freund wiedersahen! Sie liefen ihm entgegen, sie lösten ihm Helm und Kettenhemd, während hinter ihnen das Wasser rot vom Blut des Grindels gegen die Ufer trieb. Glückvoll begleiteten sie den Sieger zur Halle Hirsch.

Beowulf trat vor König Rodger. „Hier bringe ich dir die Beute der See", grüßte er ihn. „Tief unterm Wasser gewann ich sie; sorglos sollst du, Herr, zukünftig in deiner Halle ruhen." Er legte den Griff des Schwertes in die Hand des greisen Königs. Voll Bewunderung sah Rodger das uralte Schmiedewerk, auf dem der Ursprung der Zeiten abgebildet war wie auch Glück und Ende der Riesen, die Gottes Flut überschwemmte.

Der König erhob sich, und die Männer schwiegen. „Dich, Beowulf, wird man fortan über alle Länder rühmen. Auf lange Zeit hast du die kimbrischen und gotischen Völker zur Freundschaft verbunden, keinen besseren Herrn wünsche ich den Deinen als dich. Haben unsere Recken sich einstmals im Streit gegenübergestanden, so wollen wir zukünftig kein Leid mehr zwischen uns dulden. Ach, als ein alter Mann, der fünfzig Jahre herrschen durfte, weiß ich gar wohl, wie oft die Feindschaft der Völker entsteht, wie aus den Edelsten und Besten der Übermut aufspringt und das Leid der vielen wachsen läßt. Um die Vergänglichkeit der Dinge weiß ich, dessen Leib gebrechlich wurde. Nur eine Weile währt die Fülle der Jugend, jeden beraubt einst der Tod seiner Stärke, in jedermanns Auge senkt sich das Dunkel. Frieden und Glück zu halten, ist gut; Glück trug ich lange und klagte das Schicksal an, als es mir zerbrach. Jetzt danke ich dem Waltenden, daß er mir noch einmal Feinde schickte, daß ich vom Sieg hören und auf das Haupt des Frevlers blicken darf."

Von neuem wurde das Freudenmahl gerichtet, und wieder sank der Abend über die Halle Hirsch und die jauchzenden Krieger, bis die Sterne aufglänzten. Dann gingen die Ermüdeten zum Schlafen.

In der Frühe eilte Rodger noch einmal zum Strand, um Beowulf zum Abschied zu grüßen; es drängte die Goten, zu den Ihren heimzukehren. Tränen entströmten dem hochbetagten Mann, er vermochte nicht zu bergen, was er an Liebe für den Fremden hegte.

Währenddes brachten Rodgers Männer Beowulfs Gut zu dem an seinen Ankern rüttelnden Fahrzeug. Das Segel, das Meergewand der Schiffe, hieß der junge Seekönig am Mast aufziehen; Harnische, Rosse und Schätze wurden in die knarrenden Planken geladen. Bald glitt das Boot mit schaumigem Hals durch die Wogen von dannen; es hatte lange genug ungeduldig auf seinen Herrn gewartet.

Fröhlich landeten die Helden in Gotland. Gleich ließ Beowulf zu Hygelak senden, um ihm zu zeigen, was er heimbrachte. König und Königin bewunderten, noch an Schiffes Bord, die Zierate und Kleinodien; Beowulf schenkte sie nach der Sitte seinem Herrn.

Als Fürsten über siebentausend Hufe setzte der König den Fremdling Beowulf in seinem Lande ein. Eine Halle baute er ihm und richtete ihm den Hochsitz. Über alle Männer rühmten die Goten Beowulf.

Einige Jahre nach jener Reckenfahrt zu Rodgers Hof zog König Hygelak nach Süden, um das Land der Friesen und Franken zu verheeren. Er kämpfte unglücklich, obwohl Beowulf ihn begleitete, und fiel unter den Streichen der

Feinde. Mit Mühe brachte der Grindelsieger eine kleine Schar der Mannschaft übers Meer zur Königin zurück. Damals wollte das Volk Beowulf zum Herrscher machen, aber er lehnte es ab, solange ein Erbe des Freundes lebte, und führte die Vormundschaft für Hardred, Hygelaks Sohn.

Eine Weile war Frieden im Lande. Dann rief der junge Hardred zu einem Zug gegen die Schweden auf. Er hatte sich erboten, zwei vertriebenen Freunden gegen König Onela beizustehen und sie wieder in ihr Erbe einzusetzen. Aber das Heer der Goten wurde zum andernmal geschlagen. Hardred fiel wie auch der junge Erbe der Schweden. Wiederum gelang es nur Beowulf, mit wenigen heimzukehren und die Ehre der Kämpfer zu retten.

Als nun nach dem zwiefachen Leid die Goten, von den Nachbarn bedrängt, in Not gerieten, wurde Beowulf im Volksdhing zum König erkoren und zu Hygelaks Hochsitz geleitet. Einmal noch führte er sein Volk gegen den Feind, als der Schwedenkönig Onela es bedrohte. In einer gewaltigen Schlacht siegte er über den Nachbarn, zwang ihn, Frieden zu halten, und setzte den jüngeren der vertriebenen Brüder in sein Erbe ein. Von da an herrschte Beowulf fünfzig Jahre hindurch bis ins hohe Alter als guter Richter, als fürsorgender Rater und als Schirmer der Grenzen. Weiß wurden ihm Haare und Bart, schon ließen die Getreuen von einst dies Leben und gingen von ihm.

Damals, als Beowulf an den Tod denken mußte, erhob sich ein fliegender Drache gegen die Höfe und Bauern seines Volkes. Der Grund war sonderbar genug. Vor Zeiten hatte ein Seefahrer, ein Wiking, auf der hohen Heide des Gotenlands in einer alten Riesenburg Gold und Schätze, die er gewonnen hatte, verborgen. Fern von den Hütten der Menschen lag die Stätte, niemand wußte davon; der Wiking selbst war ohne Sohn und Freund verstorben.

Einer der furchtbaren Dämmerungsflieger aber hatte, über die Schluchten segelnd, die roten Schätze entdeckt und hatte sich goldgierig darauf niedergelassen. Jetzt hütete der Wurm, was der Wiking ein Leben lang zusammengeschleppt hatte. Dreihundert Jahre bewahrte der Drache den reichen Hort; das Erz wurde blind, die Rüstungen rosteten, und die Gewänder zerfielen.

Da irrte eines Tages ein verbannter Mann durch die Felsen, um vor Urteil und Strafe zu flüchten. Der sah den Drachen über dem Schatz schlafen, streckte die Hand aus und trug heimlich eine goldene Schale von dannen. Er hoffte, beim König Gnade zu finden, wenn er ihm die Höhle verriete.

Als der Wurm erwachte, merkte er, daß er im Schlaf bestohlen war. Gleich witterte er der Spur des Diebes nach und sah, daß sein Weg zu den Menschen führte.

So wartete er auf den Abend, fuhr mit feurigem Atem zu den Ländern der Goten und begann helle Lohe zu speien, wo er über die reichen Höfe flog; bald rötete der Feuerschein den Himmel weithin. Nichts Lebendes verschonte der Böse; Nacht um Nacht flammten die Brände auf. Erst dicht vor Sonnenaufgang stahl der Unhold sich zu seiner geheimen Schlucht zurück, zum Riesenhaus.

Beowulf erfuhr von der Not seines Volkes, sein eigner Königssitz wurde von der Lohe verzehrt. Da wogte ihm der düstere Mut wie einst durch die Brust, auf Rache sann er. Einen Schild ließ er sich schmieden, der war ganz und gar von Eisen; Beowulf wußte wohl, daß kein Holz, und sei es noch so hart, vor dem Feueratem des Drachen schützte.

Die Krieger hörten davon und strömten zu Hofe, um ihrem König beim Sturm auf den Drachenhorst beizustehen. Er wies sie indes zurück; allein wollte er den Kampf aufnehmen. Viel Kühnes hatte der Held gewagt, seitdem er Rodgers Saal vom Grindel befreit, seitdem er im Friesensturm Hygelak geschirmt, seitdem er in Schweden den jungen König verloren und gerächt hatte. Nur wenige Mannen wählte er aus, unter ihnen Wiklaf, seinen Neffen, und schritt mit ihnen zu den Felshäusern des Unholds. Den Gebannten führte man in Fesseln voran, er sollte den Kämpfern den Pfad zeigen.

Unterm Vorgebirge des Drachensteins rasteten sie noch einmal. Beowulf sprach zu den Seinen; er trug die Ahnung des Kommenden im Herzen. Nah war das Schicksal, und der Tod war auf dem Weg, die Seele vom Leib zu lösen. „Sieben Jahre war ich", erzählte der König, „da mußte ich des Vaters Haus verlassen und wanderte gen Norden zu den Goten. Glück und Unglück durfte der Fremde mit euch, Freunden, kosten. Viel Kämpfe habe ich in meinem Leben bestanden, nun will ich im Alter als Hüter meines Volkes noch einmal die Fehde versuchen."

Er grüßte jeden der Krieger, er grüßte die Freunde, die er sich für den letzten Gang erwählt hatte, und hieß sie nahe bleiben, für den Fall, daß er in Not käme. Dann schritt der Kämpe gepanzert die Klüfte hinauf. Unter einem Felsbogen stürzte ein Gießbach zu Tal; die Wasser waren warm vom Atem des Feindes. Da scholl Beowulfs Streitruf ins Geklüft und forderte den Drachen heraus.

Als nun der Unhold eines Menschen Stimme vernahm, öffnete sich der Fels; Gestank von Schweiß, Schleim und heißer Brodem stiegen aus der Höhle empor. Der König hob den eisernen Schild, da kroch der Drache gekrümmt zum Kampf heran. Wohl stutzte er vor dem blanken Schwert und ringelte sich zusammen, aber bald wand er sich, in Glut gehüllt, wieder vorwärts. Nur eine

kurze Weile schützte der Schild vor dem Feuer, dann mußte Beowulf sich seines Lebens wehren. Er hob den Stahl und traf Schlag um Schlag das Haupt des grausig Schillernden. Die Hornhaut war indes stärker, die Schneide glitt vom Schuppenpanzer ab. Zornig spie der Hüter der Schätze sein tödliches Feuer gegen den König, so daß der zurücktaumelte.

Noch einmal sammelte der Recke seine Kräfte. Sollte er dies Leben lassen, so wollte er den Weg doch nicht allein schreiten. Er ließ den Unhold herankriechen; Flammen sprangen dem Drachen aus den Nüstern, schnaufend blies er die brennende Glut der Brust gegen Beowulf und versengte ihn. Da verzagte der Held und mußte um Hilfe rufen.

Die Männer aber, die ihn hatten begleiten sollen, waren vor dem Feuer bis zum Waldrand gewichen. Nur des Königs Neffe, der junge Wiklaf, hatte seinen Mut bewahrt; als er den leiden sah, der die Großen des Landes mit Ehren belehnt hatte, zog er das Schwert, ließ den bronzenen Helmsturz fallen und sprang zu seinem ersten Kampf. Gleich wandte sich der Drache schnaubend auch gegen ihn. Die Lohe verzehrte Wiklafs Lindenholz, er mußte hinter des Oheims Eisenschild flüchten.

Da ließ Beowulf die Wehr dem Jungen, versuchte es noch einmal und hob die Klinge mit beiden Armen. Das Schwert in seiner Hand zersprang, allzu hart war des Lindwurms hürnener Kamm. Gegen den Wehrlosen fuhr der Drache und brach aus der bergenden Schlucht hervor, seine scharfen Zähne erreichten Beowulfs Hals, daß des Helden Blut in Strömen über die Brünne rann.

Zugleich aber erspähte Wiklaf die Weiche des Untiers. Todeskühn lief er den Wurm an und stieß, obwohl seine Hand verbrannte, das Schwert bis zum Griff in des Feindes Blöße. Noch kämpfte der König selbst, er hatte den kurzen Sax aus der Scheide gerissen und trennte den furchtbaren Leib von Seite zu Seite auf. Dann schwand ihm die Kraft.

Den Sieg hatten Oheim und Neffe erstritten und hatten einander die Treue bewahrt, wie es sein soll, wenn ein Held den andern in Not sieht. Es war aber des Königs letzter Sieg gewesen; die Wunde, die der Drache ihm geschlagen hatte, begann zu brennen und zu schwellen, ihr Gift wütete in Beowulfs Brust.

Wiklaf holte Wasser und löste dem König die Rüstung. Was half das vorm Tod? „Einsam sterbe ich, Wiklaf", seufzte Beowulf. „Hätte ich einen Sohn, gälte meine Freude ihm in dieser Stunde. Nun bleibt mir nichts als das Wissen, daß ich mein Volk wohl betreute und ohne falschen Eid und ohne Freundesfluch das Leben lassen werde. Zeig mir den Hort, Wiklaf, den ich



für mein Reich gewann." Der junge Degen gehorchte. In die Schatzkeller stieg er und sah die Schalen der Vorzeit, er sah auch das Banner von Gold; es glänzte, daß man weithin die Tiefe. überblicken konnte. Wiklaf riß es heraus und kehrte zum König zurück. Wieder netzte er ihm die Stirn, bis das Wort zu dem Ohnmächtigen drang; sterbend erkannte Beowulf das Zeichen des Sieges.

„Ich bin zufrieden", sagte er, „daß ich mit meinem Tode dem Volk Frieden und Gut gewann. Verwahrt mein Erbe, auch wenn ich selbst nicht mehr auf Erden bin. Am Vorgebirge des Meeres sollt ihr mir den Grabhügel richten, am Walfischkap, so daß von nun an die Schiffer ihn Berg des Beowulf nen=

nen." Brünne und goldenen Helm reichte der König dem jungen Recken. „Nimm sie an dich; alle Männer meines Bluts hat die Norne gerufen, jetzt folge auch ich." Es war das letzte Wort Beowulfs, eh seine Seele zum Waltenden und zu seinen Geistern stieg.

Von Kummer schwer stand Wiklaf vor dem Toten.

Als sie nun sahen, daß das Feuer des Drachens erloschen war, da kamen voll Scham die Männer, die sich im Wald versteckt hatten. Der Junge wies sie fort. „Ihr, die ihr von Beowulf Schätze entgegennahmt, die ihr mit ihm aus goldenen Bechern in der Halle trankt, wo wart ihr, als der König in der Not nach euch rief? Geht, der Tod ist besser für den Edlen als ein schmachvolles Leben!"

Wiklaf sandte Boten nach den Gehöften, wo das Volk, schwankend zwischen Hoffnung und Unglauben, auf die Rückkehr des Königs und seiner Mannen harrte. Ohne Schonung verkündete er allen, die es hören wollten: „Tot ist Beowulf, tot ist der Drache. Die Wache zu Häupten des Königs hält Wiklaf, denn die Helden der Goten flohen in der Not. Wartet nicht auf Schätze, niemand soll von dem Hort gewinnen, niemand von euch soll sich daran erinnern dürfen. Das Gold mag vergehen auf dem Scheiterhaufen, der den König verzehrt. Tot ist Beowulf, der uns schützte; arg wird die Zeit, die vor uns liegt. Nicht der Harfe Klang weckt die Krieger, unsere Fäuste werden an eisigen Morgen die Speere umspannen, der Rabe wird fraßsuchend über unser Land fahren."

Als die Männer das hörten, sank eine große Trauer auf alle Goten. Über ihren König weinten sie und waren doch stolz auf den herrlichen Tod; den er hatte sterben dürfen.

Danach schleppten viele Knechte die Schätze aus der Höhle zum Strand, andere schlugen eine Bahre zurecht und trugen den toten Herrscher zum Walfischhügel, auf dem er ruhen sollte. Sieben der Edelsten des Volks geleiteten ihn mit Fackeln in den Händen.

Einen gewaltigen Scheiterhaufen bereiteten die Goten ihrem König Beowulf, sie behingen das Holz mit Helm, Schild und allem Gold. Dann zündeten die Krieger den größten aller Leichenbrände; des Feuers Braus war durchmengt von Liedern der Trauer, schwarz stieg der Rauch empor.

Als die Flammen verglommen waren, richteten die Goten einen Hügel über dem Toten. Viele Tage bauten sie daran; sie umgaben ihn auch mit einem Wall, wie ihn weise Männer ersannen, und legten Ringe und Schmuck in die Erde. Unnütz schienen ihnen alles Gold und alle Schätze ohne Beowulf.

Zwölf der Edelsten ritten um das Grab, lobten den König und verkündeten sein Wirken und seine Taten. Denn der Ruhm der großen Toten liegt im Lied.

Und niemals vergaßen die Goten Beowulf, der aus der Fremde kam, und meinten, von allen Königen sei er der frömmste und mutigste gewesen, mild gegen seine Mannen, strebend für sein Volk bis an den Tod.

## König Rother

Einst herrschte über das Reich der Langobarden ein mächtiger König namens Rother. Zweiundsiebzig Fürsten dienten ihm. Er selbst aber war der Beste seines Volkes; niemanden gab es, der würdiger gewesen wäre, die Krone zu tragen, und nichts fehlte seinem Glück als ein treues Weib, das ihm seine Liebe brächte und den Hof in guter fraulicher Zucht hielte.

König Rothers Mannen gingen also eines Tages zu ihrem Herrn und rieten ihm, eine Königin zu wählen, die ihm ebenbürtig wäre an Blut und Adel. So weit aber der König sich umsah, er fand niemanden würdig, den Tron mit ihm zu teilen.

Nun redeten die Fürsten einmal wieder in Gegenwart des Königs davon, welchem Mädchen sie den Preis geben würden. Lupold, ein Verwandter Rothers und sein treuester Recke, sagte zu seinem Herrn: „Ich wüßte wohl ein Mädchen, das deine Wahl verdiente! Es ist die Tochter des Griechenkaisers, Oda mit Namen. Sie verblüht, ein unnütz Wunder, weil ihr Vater sie jedem Freier verweigert.“

Den Fürsten gefiel die Rede und das Abenteuer. Sie sprachen viel von der Stadt Byzanz oder Michelgard, wie sie auch genannt wurde, und der eine wußte dies und der andere das. Alle aber schalten auf den harten Kaiser Konstantin, der seine Tochter vor den Menschen verborgen hielt.

„Wohlan“, sagte König Rother, „ich werd's wagen. Aber wer will mein Bote sein?“

„Ich habe den Rat gegeben, ich muß es auf mich nehmen“, entgegnete Lupold. „Nur um das eine bitte ich dich: gib mir elf Ritter als Begleiter, damit ich würdig für dich werben darf.“

Der König war einverstanden; viele Männer erboten sich, Herzog Lupold zu folgen. Nach schwerer Wahl las Rother elf seiner Besten aus, kleidete sie prächtig und gab ihnen Geschenke an den Kaiser mit.

Dann wurde der Zug vorbereitet. Ein Schiff wurde ausgerüstet; bald harrte es ungeduldig darauf, weiße Runen in die See zu graben.

Ehe Herzog Lupold indes das Steuer übernahm, ließ der König sich eine Harfe reichen und rief seine Degen herbei. Im Rollen der Brandung sang er drei Lieder, die er sich erdacht hatte, eines schöner als das andere, und sagte zu den scheidenden Freunden: „Wenn ihr je in Drangsal seid und ihr hört eines der Lieder und hört seine Worte, so seid getrost. Dann kam König Rother, um euch Rettung zu bringen."

Nun wurden die Anker gelichtet, bäumend brach Lupolds Schiff in die Wogen ein. Seewärts strich es bald, ferner und ferner. „Herr", bat König Rother, „führe die Meinen wohlgeborgen heim!"

Gen Osten trug die Meerflut die Kämpen zu den üppigen Gauen des Griechenkaisers. Als man in Michelgard ankam, gab man Fahrzeug und Rüstzeug in eines Schiffers Obhut. Dann legten die Helden die Prunkgewänder an, die reich mit goldenen Stickereien verziert waren, und ritten zum Hof Konstantins. Vor der Burg sprangen sie von den Rossen; die Diener liefen, aus vielen Fenstern spähten schöne Frauen, voll Neugier, wer die Männer seien.

Im Erker stand auch die Königin, trat zu dem Gatten, der auf weichem Pfühl lag, und riet ihm, die hohen Gäste, die eingeritten seien, fürstlich zu empfangen, anders als er sonst Boten begegne. Wirklich ging Kaiser Konstantin den Fremden bis in die Vorhalle entgegen.

Lupold neigte sich und brachte die Grüße seines Herrn. Er sprach von Rothers Macht und seinem Reichtum und auch von seinem ritterlichen Wesen.

„Weswegen kommst du?" drängte der Kaiser ungeduldig.

„Alles ist Rother beschieden", versetzte Lupold, „alle Wünsche wurden ihm erfüllt, nur die Minne einer schönen Frau vermißt er. Was ihm zu eigen ist, möchte er mit deiner Tochter teilen."

Da furchte der Kaiser die Stirn, grollend erhob er die Stimme: „Leid tut es mir, daß ich dir die Rede erlaubte, fremder Bote! Gott gelobte ich, daß meine Tochter niemals eines Gatten Schmeichelworte anhören sollte. Weißt du nicht, daß der den Tod verdient, der mich meines Eides versucht?"

Lupold antwortete, aber der Kaiser war ohne Erbarmen. Er befahl, die Gesandten in einen tiefen Turm zu werfen; bald quälte sie der Hunger, und die Zungen klebten ihnen an dem trocknen Gaumen.

Währenddessen ließ sich der Kaiser zum Hafen tragen, wo das Schiff der Fremden ankerte. Ritter, Knappen und schöne Frauen waren dabei, anzustaunen, was der Bote einer fernen Küste gebracht hatte, um ihren Herrscher zu ehren. Konstantin aber blieb mürrisch und griesgrämig; er sah die Geschenke

nicht an und gab nur die Weisung, Gold und Silber wohl zu verwahren, die Gewänder zu verschließen und die Rosse der Langobarden in die eignen Ställe zu führen. –

Als Jahr und Tag vergingen, ohne daß die Freunde heimkehrten, begann König Rother sich große Sorge zu machen. Seine Mannen drangen in ihn, daß er mit ihnen auszöge, um sie zu suchen, andere meinten, man müsse sich für immer vor der Treulosigkeit der Griechen schützen und ihre Stadt verbrennen.

König Rother wurde sehr traurig. Er blieb einmal drei Tage und drei Nächte am Gestade, saß auf einer Klippe und sprach mit niemandem. Endlich



schickte er zu dem alten Herzog von Meran, Lupolds Vater, daß er ihm Rat gäbe. Der kam zu ihm an den Strand.

„Ich möchte übers Meer fahren und Kaiser Konstantins Gefilde verheeren", sagte der König. „Aber gewinne ich dadurch meine Boten zurück? Was rätst du mir, Herzog? Was soll ich tun, um Gewißheit über die Freunde zu erhalten?"

Der Alte neigte sich vor seinem Herrn. „Zwölf Söhne hatte ich, Rother. Der eine, Helferich, fiel für dich gegen die Heiden, Lupold und Erwin, meine besten, sandest du nach Michelgard. Laß nicht ab, König; versuche die Kaisertochter zu gewinnen, so befreist du auch deine Boten."

Rother dankte ihm für den Rat, die beiden lenkten ihre Schritte vom Meer zur Burg zurück, und die Mannen billigten den Plan. „Wir wollen dir alle zur Seite stehen, wenn du in der Griechen Land fährst", antworteten sie auf seine Frage. „Es könnte aber sein, daß die Boten noch leben und daß der Kaiser sie tötet, wenn wir ihm Leid zufügen. Ist es nicht besser, daß du mit einer kleinen Schar voransegelst? Laß uns mit dir reisen, wir werden tun, als seien wir Vertriebene." Der König dankte seinen Ratgebern, es dünkte ihn gut, was sie sagten.

In der Stadt Rom sammelte König Rother die Fürsten der Langobarden, die von Gebirgen und Triften zu ihm eilten, eine gute Schar kühner Kämpen war es. Auch zu dem gewaltigen Aspe sandte er, zu dem Herrn der Riesen, die mit Eisenstangen in den Kampf gehen. „Hei, das sind mir die rechten Spießgesellen!" lachte er, als die langen Kerle kamen. „Nur um das eine bitte ich dich, Aspe, den wildesten deiner Mannen, den Witold, halte wohl in Ketten. Er könnte seinen Grimm gegen die eignen Freunde richten!"

Der König bat den alten Herzog, ihm während seiner Fahrt das Land zu verwalten; der wollte indes selbst nach seinen Söhnen suchen. Da bekam Herzog Amelger den Befehl, daheim zu bleiben.

Die Segel wurden gesetzt und die Anker gelichtet. In die Ferne trieb König Rother die Sehnsucht nach den Seinen; mit Schwert und Harfe stand er am Mast. Zwölf edle Herzöge folgten ihm, jeder führte zweihundert Ritter mit sich. Zu ihnen hielt sich auch der Riese Aspe mit seinen elf Gesellen. Als sie auf hoher See waren und niemand dem Kaiser seine List verraten konnte, ließ Rother von Schiff zu Schiff verkünden: „Wir wollen tun, als führen wir flüchtig zu Konstantins Hof. Ich heiße Dietrich und wurde aus meinem Land vertrieben. Die Griechen sollen nicht wissen, wer wir sind."

Nach einiger Zeit ließen die Schiffe im Hafen von Byzanz den Anker fallen, und die Bürger strömten in hellen Haufen aus der Stadt, um die Fremden an-

zustaunen; so eng drängten sie sich an den Ufern, daß die Riesen König Rothers sich erheben und zornig die Stangen schütteln mußten. Da flohen die Menschen entsetzt hinter feste Wälle. Einer lief bis zu Kaiser Konstantin. „Weh uns", schrie er, „Wesen, wie wir sie noch nie gesehen haben, sind gekommen." Des Kaisers Gefolgsmannen glaubten nicht an Spuk; sie rieten hin und her, wer die Fremden wohl sein könnten, welche Erde sie geboren, welche Sonne sie gebräunt hätte.

„Kaiser", murrte einer, „am Ende gehören sie zu den Boten, die du in den Kerker warfst. Nun werden deine Mannen unter ihren Eisenstangen verbluten."

Währenddessen hatten König Rothers Recken die besten Kleider angelegt, um zu Hofe zu reiten. Den Riesen Witold ließen sie als Wächter am Gestade zurück, da wagte keiner, sich den Schiffen zu nähern. Sie selbst zogen auf weißen Maultieren und apfelgrauen Rossen zum Reiterhof der Stadt, wo der Kaiser sich mit seinem Gefolge große Spiele ansehen wollte.

Als Rother vor Konstantin geführt wurde, fiel er in die Knie. „Mächtiger Herr", sagte er, „ein Flüchtling, den König Rother von Rom vertrieben hat, wartet, daß du ihn aufnimmst. Ich heiße Dietrich und möchte in deine Dienste treten." Die Männer des Kaisers versuchten höflich gegen die Fremden zu sein. Zwei von ihnen wollten Aspe die Stange abnehmen, sie war aber so schwer, daß sie zu Boden schlug. Aspe wurde zornig über ihr Ungeschick; er stampfte kräftig auf, daß er den Estrich durchstieß und bis zum Knie einsank.

Inzwischen beriet der Kaiser mit den Seinen. „König Rother wird dir grimm sein, wenn du seine Feinde schützt", warnte jemand.

„Ich will es aber mit seinen Feinden halten", antwortete Konstantin eigensinnig, und laut sagte er zu dem Flüchtling: „Wenn dich die Langobarden vertrieben, so nehme ich dich gastlich auf, Fremder. Werde mein Bundgenoß und bleib bei Hofe." Er wies den Gästen nahe am Tor Herberge an und befahl seinen Leuten, die Dietrichmannen gut zu behandeln.

Da schickte Herr Rother seine Kämmerer aus, um Hab und Eigen aus den Schiffen zu laden. Zwölf Wagen befrachteten sie damit und schafften sie in die Stadt. Der Riese Witold stapfte schützend neben den Schätzen einher, zuweilen tobte er in den Ketten, packte zwei große Steine und zerrieb sie aneinander, daß die Funken sprühten; weithin wichen Ritter und Bürger vor ihm.

Auch die Kaiserin sah die Riesen.

„Was für furchtbare Mannen hat dein Freund Dietrich", sagte sie zu ihrem Gemahl. „Wehe, wenn er den Unhold frei gibt, den er in Ketten führt. Ach", schalt sie, „hättest du doch König Rother die Tochter nicht verweigert! Muß er

nicht noch gewaltiger sein als dieser Dietrich, daß er ihn zu vertreiben vermochte? Blind warst du, als du die Edlen der Langobarden in den Kerker warfst! Nun sieh zu, wie du mit diesen Gesellen fertig wirst."

Konstantin bat nicht ohne Furcht die Fremden zum Mahl, und Herr Dietrich mit seinen Gesellen folgte der Einladung. Prächtig waren die Gäste gekleidet, sogar der gebundene Witold trug einen goldenen Panzer, so daß die Griechen neidisch wurden und die Frauen über seine gewaltige Kraft schämig flüsterten. Bei Tisch gab der Kaiser Dietrich und seinen Helden die besten Plätze, Truchseß und Schenken begannen, sie in hohen Ehren zu bedienen.

Der Kaiser besaß auch einen zahmen Löwen, der gut gegen seinen Herrn, aber gegen das Gesinde böse und gefährlich war. Er schritt während des Mahls, wie er es gewohnt war, an den Tischen entlang und nahm sich nach Gutdünken Lieblingsbissen von den Tellern. Als er indes dem Riesen Aspe eine feiste Rehkeule raubte, packte der ihn wie spielend beim Genick und schleuderte ihn gegen das marmorne Getäfel der Wand, daß der Löwe röchelnd zu Boden fiel und sich verendend streckte. Der Kaiser wagte kein Wort zu sagen. Den Grafen und Rittern blieb die Speise im Hals stecken; wer ein Glas zum Munde führen wollte, setzte es zitternd wieder aufs weiße Tafeltuch.

‚Gott behüte uns vor diesen Fremden', dachten die Herren. Die Kaiserin aber hatte das Raubtier gehaßt, lächelnd neigte sie sich zu ihrem Gemahl. „Schau nur, wie der Recke dein Gespiel zugerichtet hat. Ach, wenn König Rother solche Helden vertrieb, wie gewaltig muß er da sein! Gib die Gefangenen frei, edler Konstantin, und sende sie in ihre Heimat! Mir ist unheimlich um ihretwillen."

„Niemals", drohte der Kaiser, „und wenn ich euch schwachen Weiberherzen noch soviel Kummer schaffe."

„Wüßte ich ein Schwert zu brauchen", sagte die Kaiserin, „ich erzwänge noch heut die Schlüssel zum Kerker, um Rothers Boten aus ihrer Not zu lösen."

Der Herzog von Meran hatte das Wort gehört, er flüsterte Herrn Rother zu: „Sie hassen uns alle, nur die Kaiserin ist unser Bundgenoß. Sieh doch, wie die Griechen raunend aus und ein gehen. Laß uns bald heimkehren zur Herberge und speise nicht wieder mit dem Kaiser, während meine Söhne im Kerker schmachten." Der König nickte, und als das Mahl beendet und das Handwasser gereicht war, stand Herr Dietrich auf und nahm Abschied von der Kaiserin. „Kommt bald zu uns zu Gast", sagte er, „und gebt mir und meinen wassermüden Genossen für heute Urlaub."

Gern würde er der Einladung folgen, antwortete Konstantin frostig, nur bäte er, den Kreis der Ritter enger zu wählen, so daß man nicht vor ihnen zu erschrecken brauche. —

Herr Rother pflanzte nun am Tor seiner Herberge sein Banner auf; eine Weile ging er nicht mehr zu Hofe und lud auch niemanden zu Gast. Währenddessen aber liefen ihm viele Arme zu, die von seinem Reichtum gehört hatten, und er speiste sie. Manche Ritter, die nicht Kleid noch Roß hatten, kehrten bei Herrn Dietrich ein; er gab ihnen Pferde und schenkte ihnen Panzer und Mäntel. Graf Arnold, ein von seinem König vertriebener Franke, kam mit seinen Mannen damals nach Michelgard. Ein Freund riet ihm, bei Dietrich Dienst zu nehmen, und der Langobarde rüstete seine Schar sorgfältig aus; beinah hätte der Fremdling vergessen, Konstantin seine Aufwartung zu machen. Die Kunde davon drang bis zum Frauensaal der Kaiserburg.

„Welcher Glanz, welcher Reichtum würden heut meine Tochter umfließen", sagte die Kaiserin zu ihrem Gemahl, „wenn nicht ihres Vaters Verblendung des Langobarden Werbung verhindert hätte. Noch die vor Rother Flüchtigen können Geschenke verteilen, als seien sie selbst Könige!"

Kaiser Konstantin grollte. Er hörte, daß auch manche seiner eigenen Mannen zu Dietrich gingen, um ihm ihre Dienste anzubieten, und der Fremde nahm alle freundlich auf, gab ihnen guten Lohn und wurde bald in der ganzen Stadt hochgerühmt. Eines Tages verlangte sogar des Kaisers junge Tochter, den Gast kennenzulernen; oft genug hatte die Neugier sie zum Erker getrieben, wenn Dietrich auf bäumendem, feuerschlagendem Rappen durch die Straße ritt. Sie zog die schöne Herlind, ihre Freundin, ins Vertrauen: „Sag, wie ich jenen stolzen Mann von nahem schauen kann? Das Branden seiner Stimme, die Schärfe seiner Augen möchte ich prüfen."

„Du bist doch des Kaisers einzige Tochter! Bitte ihn, daß er ein großes Fest rüste, da wird er Herrn Dietrich einladen müssen."

Rasch eilte die Jungfer zu des Vaters Gemächern. Tändelnd und schmeichelnd begann sie von ihrem Wunsch zu reden. Sie möchte wohl, daß auch die Fremden bei solcher Feier erführen, wie reich der Kaiser und seine Byzantiner seien, sagte sie. Jetzt spräche die ganze Stadt nur von Herrn Dietrich, dem Gast.

Kaiser Konstantin murrte, dann gab er ihrem Verlangen nach.

Viele Große lud er ein und sagte auf Pfingsten ein gewaltiges Fest an. Sechzehn Herzöge und dreißig Grafen, so heißt es, kamen im Reiterhof der Stadt zusammen.

Der Tag begann, die Kämmerer wiesen den Gästen die Plätze an. Duftendes Kienholz wurde verbrannt, grüne Reiser und Blumen umgürteten die Säulen. Der Riese Aspe ordnete die Sitze für Herrn Dietrich und die Seinen. Er holte kostbare Sessel von den Schiffen und stellte die Tische.

Nun hatte sich der Kämmerer des Herzogs von Illyrien verspätet und kam erst, als Aspe schon seiner Herren Tafel gerichtet hatte. Weil er sich aber mehr dünkte als der flüchtige Fremdling, verlangte der Illyrier von dem Hünen, daß er seine Stühle zusammenrücke. Der andere kümmerte sich nicht um ihn; das ärgerte den Kämmerer, er begann Aspes Sessel umzustoßen. Der Riese sah kaum hin; er hob die Hand und versetzte dem Ungeduldigen einen Streich, daß er ohne einen Seufzer zu Boden fiel. Gerade da trat der Herzog, des Kämmerers Herr, in den Saal; er riß das Schwert aus der Scheide und drang mit seinen Mannen wütend gegen Aspe vor; der Frieden des Festhauses wurde durch Waffenklang und wilde Schreie unterbrochen. Rasch breitete sich das Gerücht von einem Kampf im Reiterhof durch die Stadt, viel Volk strömte hinzu, um zu sehen, wie es dem Riesen erging.

Witold roch, daß es Streit gab; er brummte wie ein Bär, rüttelte an den Ketten, bis sie von ihm abfielen, und packte seine stählerne Stange. Niemand wagte sich ihm in den Weg zu stellen, als er sich zum Reiterhof begab; bald wirbelte er Diener und Recken wie Tücher durch die Luft, riß dem Herzog von Illyrien die Stahlhaube vom Kopf und zog ihn an den Haaren hoch. Wie Strohgarben warf er die Feinde durcheinander. Der wackere Aspe hatte viel Mühe, Witold wieder zu fangen und zu binden.

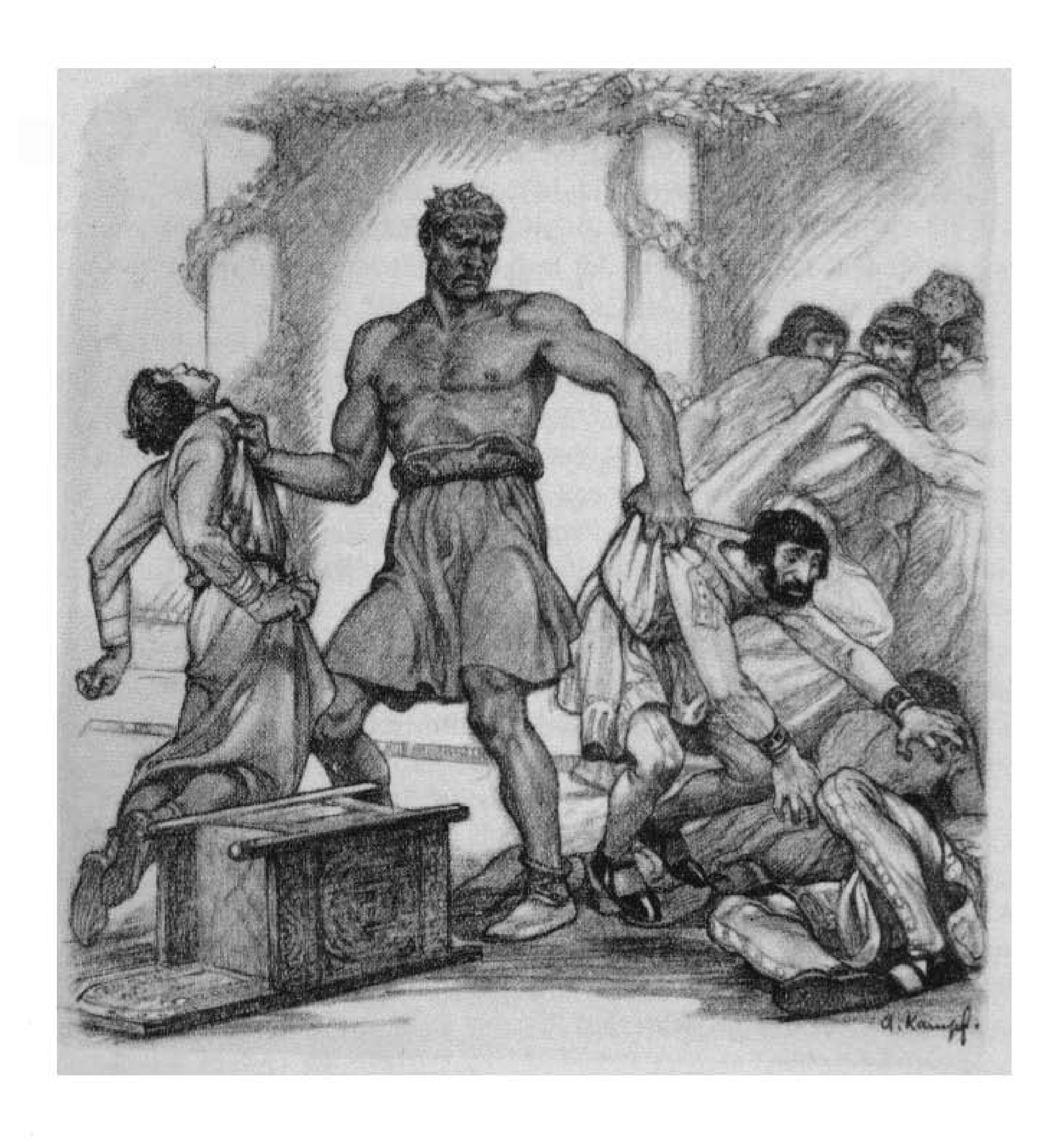
König Rother hatte vernommen, was sich zugetragen, er eilte zum Kaiser und fragte besorgt, ob seine Leute jemand an Leib und Leben geschädigt hätten. Keiner brachte eine Anklage vor, Kaiser Konstantin aber saß mit bitterem Gesicht da und verwünschte seine Mannen, daß sie den tobenden Riesen nicht mit Pfeilen erlegt hätten. Ach, ohnmächtig wurde er in seiner eignen Stadt.

„Ohnmächtig seid ihr alle“, bohrte die Kaiserin. „Einer nur ist mit diesem Dietrich und seinen wilden Gesellen fertig geworden, und du, Narr, hast seine Boten in den Kerker geworfen!“

Der Kaiser unterdrückte seinen Zorn und befahl, das Fest zu beginnen. Er führte die Tochter selbst zu Tisch; mit allen Jungfrauen kam sie, die Krone auf dem Haupt, und war köstlich gekleidet. Auch ihre Begleiterinnen waren reich mit Zobel und Purpur geschmückt. — Von den Gästen trug sich keiner so edel wie Herr Dietrich, der Vertriebene.

Ach, er sprach indes nur mit dem Kaiser und seinen Marschällen; die schöne Oda, die Kaisertochter, beachtete er kaum, obschon sie immer zu dem Fremden hinüberblicken mußte.

Drei Tage dauerte das Fest; weithin rühmten die Leute die Freigebigkeit und den Reichtum des Kaisers wie seines gewaltigen Gastes, des von Rother vertriebenen Herrn Dietrich.



Ja, überall rühmte man die Klugheit, die Kunſt und die männliche Art des Fremden. Die Prinzeſſin ſaß in ihrem Gemach und ſehnte ſich nach ihm.

Als die Tage wieder eintönig dahinliefen, ſagte ſie zu ihrer Vertrauten: „Liebe Herlind, wenn ich Dietrich nur ein einziges Mal bei mir ſehen und ihn ſprechen könnte, ohne daß mein Vater und ſeine Diener davon erführen. Fünf ſchöne Goldringe möchte ich dem zum Botenlohn geben, der den Recken heimlich zu mir bringt.“

Da eilte die kluge Maid zur Herberge, wo der König wohnte. Rother empfing ſie freundlich. „Herr“, begann ſie leiſe, „meine Fürſtin entbietet dir ihren Gruß.“

„Mir?" fragte der Fremde und tat erstaunt. „Ach, ihr scherzt mit mir armem Landflüchtigen. Ich gehe nicht wie einst in Frauengemächern ein und aus, und hohe Herren gibt es genug bei Hofe."

„Sie will deiner nicht spotten, ich schwöre es dir", eiferte Herlind. „Sie wundert sich nur, daß du so lange in Byzanz weilst und daß es dich noch nicht einmal verlangt hat, sie zu sehen. Ich meine, du tätest nichts Übles, wenn du sie in Ehren besuchtest."

Rother merkte, daß Herlind die Wahrheit sagte. „Es gibt zu viele Spürer und Späher hierherum. Wenn der Kaiser davon erführe, würde es deiner Herrin und mir schlimm ergehen." Ihm fiel ein, daß er für die schöne Oda ein Paar goldener und ein Paar silberner Schuhe hatte anfertigen lassen. Er rief heimlich Aspe, ihm einen Schuh von jedem Paar herbeizuholen, doch sollte er zwei solche wählen, die auf denselben Fuß paßten. Die Schuhe bat Rother der Fürstentochter zu bringen. Der guten Herlind schenkte er einen Armring für die Botschaft.

Eilig kehrte die Maid zurück und wußte nicht genug von Herrn Dietrich zu erzählen. Sie erklärte auch, warum der Edle sich nicht zu kommen getraue. „Aber sicherlich liebt er dich. Sieh diese herrlichen Schuhe, einen goldenen und einen silbernen, die er mir für dich mitgab!"

„Ach, daß ich solch grausamen Vater habe", seufzte die Kaisertochter. „So laß mich wenigstens die Schuhe versuchen!"

Sie zog den goldenen an, er paßte wie angegossen. Dann griff sie zum andern — aber der war für den gleichen Fuß gefertigt. „Liebe Herlind, du mußt noch einmal zu Herrn Dietrich gehen und ihn bitten, daß er den Schuh eintauscht. Oder sag ihm lieber, er solle selbst kommen. Ich würde sonst meinen, daß er Spott mit mir getrieben hat."

Schnell folgte Herlind dem Befehl. Es regnete arg, sie schürzte das Gewand und lief durch dunkle Höfe zu Dietrichs Herberge. Der empfing sie freundlich und hörte ihren Bericht an.

Wieder schien der Fremde zu zögern; er fürchte sich gar zu sehr vor des Kaisers Kämmerern, erklärte er.

„Sie sind alle fort", verriet Herlind, „sind alle im Reiterhof, um den Spielen zuzuschauen. Außerdem weiß ich einen geheimen Weg." Und sie nannte ihm die Gassen.

„Gib die richtigen Schuhe her", rief er Aspe zu und tat, als hielte er ihm verdrossen sein Versehen vor.

Flink lief Herlind von dannen. Dietrich aber beriet sich mit dem alten Herzog, und der empfahl ihm, den Weg zu wagen. Während der Graubart, wohl

horchend, ob auch überall Frieden blieb, mit Riesen und Rittern zum Reiterhof zog und Rothers Mannen ihre Waffenkünste zeigten, die Riesen Purzelbäume schlugen, Steine zwölf Klafter hoch durch die Luft warfen oder mit der Stange die ungebärdigsten Sprünge vollführten, schlich der König sich unbemerkt zu des Kaisers schöner Tochter.

Die stand schon an ihrem Fenster und wartete. Als sie Dietrich mit zwei Rittern über den Hof schreiten sah, ging sie ihm bis zur Tür entgegen und grüßte ihn. „Verzeiht, daß ich euch bat, lieber Herr“, sagte sie. „Aber ich wollte euch von eurer Heimat erzählen hören. Auch trüg' ich wohl gern die Schuhe, die ihr mir sandtet, hättet ihr mir nur die rechten geschickt.“

König Rother kniete vor ihr nieder, als habe er mit den Schuhen zu tun. „Sagt, edle Herrin“, wagte er rasch, „so viele Helden haben um eure Hand geworben, wie kommt's, daß ihr noch nie einen von ihnen liebhattet?“

„Ach“, scherzte sie, „weil unter allen, die ich sah, sich keiner mit euch vergleichen ließ. — Müßte ich aber nach königlichem Blut wählen“, fuhr sie gleich ernsthaft fort, „so würde ich mir wohl den wünschen, dessen Boten bei uns im Kerker liegen. Herr Dietrich, mich zieht es zu dem, der euch vertrieben hat, und mein armes Herz hofft, daß er euch ähnlich sähe. Erzählt mir von ihm; darum wollte ich, Törin, euch bitten!“

„König Rother kenne ich und muß ihn rühmen“, versetzte Dietrich. „Er hat mir viel Gutes getan, das vergesse ich ihm nimmer, auch wenn mich später sein Zorn traf.“

„Herr Dietrich“, sagte die listige Kaisertochter, „ich weiß wohl, daß König Rother euch nicht vertrieben hat; solche Helden sendet man nicht von Hofe. Bekennt nur, daß ihr sein Bote seid! Es soll in meinem Herzen verschwiegen bleiben bis an den Jüngsten Tag!“

„So will ich mein Glück Gott und euch anvertrauen“, lachte der König. „Hört an: Er, der euren Fuß im Schoß hat, ist König Rother selbst!“

Wie sehr erschrak das Mädchen! „Nun habe ich alle Zucht vergessen“, klagte sie. „Was werdet ihr, Rother, der ihr so weit übers Meer kamt, von mir denken? Aber vielleicht betrügt ihr mich, Fremder? Am Ende seid ihr ein Spielmann, der mich mit seinem schönen Antlitz prüfen soll?“

„Ich habe Zeugen“, antwortete der Held traurig. „Meine armen Boten leben in eures Vaters Kerker. Wenn sie mich sähen, würdet ihr wissen, daß ich die Wahrheit sagte.“

Die schöne Oda dachte nach. „Ich will bei meinem Vater um ihre Freiheit bitten; aber er wird Bürgen fordern, daß sie nicht entrinnen.“

„Die Bürgschaft auf Herz und Hand und Haupt übernehme ich selbst." Da küßte ihn die junge Kaisertochter, und Rother eilte zum Reiterhof, um den alten Herzog Lupold zu treffen.

Als die Spiele beendet waren, drängte er sein Roß neben das des treuen Ratgebers und erzählte ihm von dem Gespräch mit der Kaisertochter. —

In jener Nacht blieb die arme Oda ohne Schlaf und bedachte nur immer, wie sie ihres Vaters Sinn wandeln könnte. Am Morgen warf die Schelmin ein schwarzes Pilgergewand über die Schultern, suchte einen langen Stab und trat vor des Kaisers Lager. „Wir wollen Abschied nehmen, lieber Vater", sagte sie und küßte ihn. „Mir träumte diese Nacht fürchterlich; ich glaube, ich sollte zur Hölle fahren. Das hat mich so erschreckt, daß ich für einige Zeit ein Kloster aufsuchen will, um für mein Seelenheil zu sorgen."

Der Kaiser sprang entsetzt von seinem Lager auf. Er war so eigensüchtig, daß er der Tochter keinen Ehgemahl geben wollte, aber ebensowenig wollte er sie einem Kloster lassen. Böse und verdrießlich verbot er ihr zu gehen.

„Wirklich, lieber Vater", sagte Oda, „ich träumte deutlich, wir beide wurden von einem großen Dunklen geholt, und es war wegen der gefangenen Boten König Rothers. Tu mir die Liebe an, daß du sie baden und kleiden läßt, ehe ich mich auf Wanderschaft begebe. Laß sie drei Tage aus dem Kerker, dann will ich noch solange bleiben!"

„Sie werden ausbrechen", ächzte Konstantin, „sobald sie es nur vermögen."

„Ich will einen edlen Ritter suchen, der für sie bürgt." —

Nun war, wie es bei den Festen zuging, Herr Dietrich an jenem Tag mit andern Fürsten beim Kaiser zu Tisch. Als das Mahl beendet war, stand die schöne Oda auf, erzählte von ihrem Traum und bat diesen und jenen der griechischen Herzöge und Grafen, die Bürgschaft für Rothers gefangene Boten zu übernehmen. Aber keiner war bereit, jeder glaubte wohl, daß die armen Menschen sich an den drei Tagen der Freiheit nicht würden genügen lassen. Die Kaisertochter kam zu Dietrich, und auch der tat, als zögerte er, dann erklärte er sich bereit, für die Gefangenen einzustehen — obschon er ihr Feind sei, sagte er. Der Kaiser wunderte sich, er hatte indes sein Wort gegeben. Er ließ sogar zu, daß der Fremde und einige der Seinen selbst die Knechte begleiteten, die das Verlies öffneten.

Die Tränen traten Rother in die Augen, als die schweren Eisenpforten in den Angeln knarrten, als der junge Erwin aus dem Keller lugte und die Hand hochhielt, weil ihm das Licht ungewohnt war. Matt, blaß und in Lumpen mühten sich die Männer aus dem Verlies; ungläubig starrten sie die fremdgewordenen Prachtgewänder der Befreier an, ohne die Herren zu erkennen.



Zu Lupold sagte Erwin: „Wer ist der Alte in weißem Haar? Weiß Gott, es könnte unser Vater sein! Aber meine Blicke taugen nicht mehr.“

Währenddes sorgte die Kaisertochter dafür, daß neue Gewänder herbeigeschafft wurden und die Männer die Bäder besteigen konnten. Dann führte der alte Herzog die Boten zu den Tischen; aber ihre Augen waren so stumpf und ihre Ohren so taub, sie erkannten ihn nicht. Kaum fiel ein Wort von den des Wortes entwöhnten Lippen, wie im Schlaf bewegten sich die Gefangenen.

König Rother wartete hinter einem Vorhang. Er begann die Weise zu spielen, die er seinen Boten beim Abschied gesungen hatte. Da horchte erst der eine, dann der andere auf. Wer Brot abschnitt, dem entfiel das Messer, wer den Becher heben wollte, dem floß der Wein auf die Tafel. Lupold aber stand auf, er schob den Tisch beiseite und taumelte dem Lied entgegen; Erwin und die anderen Grafen eilten ihm nach. Den Vorhang rafften sie zur Seite, weinten vor Freude, umringten ihren Herrn und grüßten ihn.

Der König umarmte sie, er befahl ihnen, zu schweigen, und sah zu der jungen Oda hinüber.

„Ja, du bist Rother“, sagte sie. „Nun sollst du alles für mich sein, Vater und Mutter und meines Herzens Trautester.“ –

Danach ließ man die Boten frei vor die Stadt gehen, obschon des Kaisers Grafen darüber klagten und ihren Herrn warnten.

„Wenn einer von ihnen flieht, fällt Dietrichs Leben und all sein Gut an mich“, antwortete Konstantin. „Schweigt, der Einsatz ist hoch genug!“

Wirklich sammelten sich nach drei Tagen die Gefangenen und kehrten in den Kerker zurück, um das Wort ihres Herrn einzulösen. Es war indes nicht mehr das alte Verlies. Die Kaisertochter hatte ohne Wissen ihres Vaters Betten und Decken, Brot und Wein hinuntertragen lassen; Arbeiter waren dabei, heimlich einen Gang zu Herrn Dietrichs Herberge zu wühlen. So erholten die Langobarden sich bei guter Pflege und gewannen ihre Kraft zurück.

Damals begab es sich, daß der König Ymelot von Babylon ein Heer sammelte, um Byzanz zu brechen und es seinem Reich einzufügen; mit vieltausend Streitern rückte er gegen die Stadt vor. Späher meldeten, daß die Schar der Ungläubigen ungeheuer sei und daß der Vortrab der Heere sich schon sengend, mordend und brennend über die Grenze schöbe. Die Nachricht drang auch in die Prunkgärten des Kaisers, gerade als er sich nach reichem Mahl im Schatten seiner Pfirsichbäume zur Ruhe streckte. Von den Polstern sprang er auf, krampfte die Hände in die Daunen seiner Kissen, erstickte schier vor Zorn und wünschte Gottes Rache über die Heiden herab. Als man dem Kaiser aber

sagte, wie groß der Zug der Feinde war, schrie er und verlangte nach Dietrich. Der allein konnte helfen, so dünkte es ihn.

Dietrich kam auf seine Bitte, er riet Herrn Konstantin, den stärksten Recken, die er kenne, nämlich den Boten König Rothers, ihre Waffen zu geben — man sage, daß er sie in geheimen Truhen und Schatzkammern halte — und Werber durch seine Länder zu schicken, um sein Heer zu sammeln. Eine Weile schien der Kaiser dem Gast zu mißtrauen, sein Auge wanderte über den Hof, wo die Knappen schon Schwert und Lanzen prüften.

„Da du es willst, werde ich dir Herrn Rothers Boten unterstellen, Dietrich. Siegen wir, will ich sie wohl belohnen. Gürte dich, Freund, und rüste mir mein Heer!"

Nun wurden die gefangenen Grafen zum andernmal aus dem Kerker geholt, Rosse und Kleider wurden ihnen wiedergegeben. Voll Freude reihten sie sich in Dietrichs Schar. Auch die Männer des Griechenkaisers wurden zusammengerufen, es waren erlesene Recken unter ihnen, eine Zier des Hofes. Zwei starke Heere ritten aus den Toren der Stadt; die Erde dröhnte vom Hufschlag, der Staub wirbelte über den Straßen. Sieben Tage und sieben Nächte zogen die Griechen und Langobarden unter Paukenschlag und Posaunenschall durch verschlungene Hügelketten und durch Wüsten und Wälder dem Feind entgegen.

Eines Abends — schon senkten sich graue Nebel herab und der Mond hob sich am Himmel — sahen die Herren in einer langgestreckten Ebene zu ihren Füßen das Heer der Heiden. Die Feuer rauchten, Geschrei, Rufe und Hörnerschall drangen zu den Hügeln hinauf; in der Mitte des Lagers konnte man König Ymelots golddurchwirktes Seidenzelt gewahren.

Hinter den Hügeln, noch unbemerkt, wartete Kaiser Konstantin. Die Vorposten stellte Herr Dietrich, das gefiel den Mannen aus Byzanz, sie waren des Krieges entwöhnt und sorgten sich um Weib und Kind.

In der Nacht machte sich Dietrich, das heißt König Rother, heimlich mit seinen Riesen auf, ritt rund um das Heidenlager und kam von der entgegengesetzten Seite vors Tor. Dort herrschte er die Wache an, wo König Ymelot sei, sagte, er sei der Vetter aus Babylon und habe sich auf seinem Zug verspätet. Eilig wiesen die Posten ihn mit seinen Recken von einem Lagerweg zum andern bis vor des Königs Prunkzelt. Kaum hatten sie es erreicht, da drang der Riese Aspe mit gezücktem Schwert vor das Ruhebett Ymelots und riet ihm zu schweigen, Witold winkte mit der Stange, so daß der Überraschte entsetzlich erschrak und keinen Laut von sich gab. Mit verbissenen Lippen reichte er seine Waffen König Rother.

Die Babylonier waren inzwischen der Fremden gewahr geworden, sie rieben sich den Schlummer aus den Augen und standen in Mauern um die Eindringlinge.

Gut, daß Herr Dietrich die Riesen bei sich hatte! Dem wilden Witold nahm er die Fesseln ab, der sprang mit seiner ungeheuren Eisenstange vor, drehte sie wirbelnd im Kreise und mähte die Feinde, bis der Schrecken über das Lager kam und die Babylonier angstblind davonstürzten. Dann wurde Witold wieder gefesselt, und Herr Dietrich ritt mit dem Gefangenen auf dem gleichen Weg, auf dem er gekommen war, in sein Zelt zurück. — Er befahl auch, sich still zu verhalten, als ob nichts geschehen sei. Gegen Morgen aber ließ er im Lager des Kaisers ausrufen, daß der Feind nahe. Konstantins Mannen sprangen erschrocken auf, griffen zu den Waffen und glaubten, Herr Ymelot wollte in der Vorfrühe einen Überfall wagen.

Kaiser Konstantin eilte zu Rother. „Auf, Träumer", schrie er, „Ymelot will unser Lager stürmen. Du schläfst wohl, wo sind die Deinen?" Noch im Schelten sah er einen fremden Gefangenen in Dietrichs Zelt.

„Bist du nicht Konstantin", fragte der Unbekannte. „Was spottest du mein? Ach, was du im Tal hörst, ist die Flucht meiner Männer. Feig sind meine Fürsten!" Der Kaiser begriff nicht und versuchte, den gebundenen Recken zu erkennen. Da erst erzählte ihm Dietrich, was in der Nacht geschehen war.

Nun war Konstantin aller Sorgen ledig, ritt froh zu seinem Lager zurück und verkündete seinen Mannen, daß das Heidenheer vernichtet sei und daß Herr Dietrich es getan hätte, während die Griechen schliefen. Wie strömten da die Bundesgenossen heran, wie umjauchzten sie den listigen Fremden! Ein großes Mahl wurde angesetzt, bis zur Morgensonne dauerte es.

Dann bat Dietrich bei Konstantin um das Leben des gefangenen Feindes, und der Kaiser versprach es ihm. Noch eine zweite Gnade erbat sich der Langobarde, daß er selbst nämlich mit seinen Mannen den Frauen die Kunde vom Sieg bringen dürfe.

So schied Rother vom Kaiser, begleitet von allen Recken, die einst mit ihm in Italien die Schiffe bestiegen hatten, dazu mit zwölf Boten, die um seinetwillen in den Verliesen von Michelgard geschmachtet hatten. —

Vom Söller der Burg spähte die Kaiserin mit ihrer Tochter angstvoll über Land und See; schlimme Träume hatten die beiden gepeinigt, voll Sorgen dachten sie an den Kaiser und seinen getreuen Dietrich. Da erhob sich Lärm in der Stadt und kam näher; das Tor zur Burg wurde geöffnet, eine Reiterschar ritt ein.

Herr Dietrich führte sie. Wie eilten sich die Frauen!

„Ach, hohe Kaiserin", warnte der arge Bote, „bewehrt die Mauern der Stadt, es steht böse um euer Reich."

„Wo ist Konstantin, wo ist sein Heer", schrie die Arme und griff klagend nach den Händen des Gesandten.

„Mich und meine Treuen trugen die Rosse aus dem Kampf von dannen – ach, nicht viele werden heimkehren. Weicht aus der Stadt, wählt zwischen Feindesmacht und dem Grab unter brennendem Gebälk. Oder aber soll ich euch retten, wollt ihr mir zum Gestade folgen? Ich will eilig mit meinen Mannen über das Meer fliehen." Als König Rother so sprach, gab es ein großes Weinen und Wehklagen in der Kaiserburg. Die Wächter öffneten die gewaltigen Tore vor dem Listigen; sie vergaßen, ihre Herrin und die Prinzessin zu schützen. Frauen und Gefolge flüchteten mit dem wilden Dietrich zur Küste.

Schnell ruderte Herr Rother als erster mit der Tochter der Kaiserin an Bord seines Flaggschiffs und sorgte dafür, daß vorab seine Mannen, dazu die starken Riesen, das Deck bestiegen. Die Kaiserin bat vom Gestade, nun auch sie und ihre Frauen hinüberzuholen.

Da warf König Rother seine Verkleidung ab und rief ihr vom Schiffsbord zu: „Lebt wohl und seid ohne Sorge, Frau Mutter! Der Kaiser wird euch schützen, in drei Tagen wird er als Sieger in eure Stadt einziehen. Ach, aber ich traue meinen Anverwandten noch nicht! Sagt dem Herrn Vater, wenn er nach seiner Tochter fragt, König Rother habe sie sich verdient und wüßte doch nicht, ob hier Dienste belohnt werden. Er führe deshalb mit seiner Liebsten nach eigenem Recht von dannen."

„Wohl euch", antwortete die Kaiserin, „jetzt ist mein Wunsch erfüllt. Zieh, lieber Sohn, mit meiner Tochter in Frieden." Schon wurden die Anker gelichtet, die Segel blähten sich im Wind. Die schöne Kaisertochter grüßte noch einmal die Stadt, dann neigte sich das Schiff, von einem sanften Wind nach Westen getrieben. –

Es stand nicht alles zum besten, als König Rother zu Bari mit seiner jungen Gemahlin den Strand bestieg. Sein Reichsverweser Amelger war gestorben; die Markgrafen hatten den Herzog von Dieze, Hademar, einen ungetreuen Mann, zum König der Langobarden ausgerufen. Noch verteidigte der treue Wolfhard seines Herrn Reich.

Kaum aber wurde bekannt, daß Rother zurückgekehrt sei, da flohen die Rechtsbrecher, und der König mit seinen Mannen konnte seinen Tron bald wieder in Besitz nehmen. Bis Bern zog er und überwältigte die Aufständischen; in Helm und Brünne stritten die Riesen für ihren Herrn und ritten, um

Rothers Macht zu mehren, bis Schottland und Polen. Zu Mailand hielt der König einen großen Reichstag ab, da kamen die Fürsten aus allen Landen zu ihm.

Friede ward danach unter seinen Völkern, Not und Krieg blieben fern und fremd.

Die höchsten Ehren aber schenkte der König den Recken, die als Gefangene für ihn in den Verliesen von Michelgard geschmachtet hatten, wie auch seinem klugen Ratgeber, dem Herzog von Meran. Bis zum hohen Alter waltete Rother mit seinen Getreuen und mit seinem Weib, der schönen Oda, über das Land der Langobarden.

## Wieland

So, wie es hier geschieht, berichteten die hansischen Kaufleute aus Soest und Bremen über Wieland, den Schmied. Anders als die alte Sage klingt es, und anders, als wir heute von Wieland erzählen. Ich will indes die Weise jener Männer, die uns, zusammen mit den fleißigen Schreibern und Dichtern Islands, so vieles von unseren alten Sagen gerettet haben, hier wiedergeben, weil ich auch sonst ihren Erzählungen in manchem folge.

Einmal lebte im Norden ein König Wilt, der alles Land von Schonen bis zur Elbe und alle Reiche, die dazu gehörten, unterworfen hatte. Auch gegen Rußland zog er, siegte über Hernit, der damals den Osten unter sich gebracht hatte, und eroberte Holmgart, König Hernits Hauptstadt.

Als er nun heimsegelte und seine Schiffe in einer Bucht der Ostsee ankerten, um Wasser einzunehmen, ging der König ins Land hinein und verlor seine Mannen. Durch einen tiefen Wald irrte er und begegnete einer wunderschönen Frau, die er liebgewann.

Seine Leute suchten ihn und fanden ihn nach einiger Zeit nahe dem Ufer. Und weil sie guten Fahrwind hatten, stachen sie wieder in See. Schon waren sie auf offenem Meer, da tauchte neben dem Ruderbaum jene Frau aus dem Wald auf, hielt sich fest an des Königs Schiff und fragte, ob man Liebe so bald vergäße. Der König ahnte wohl, daß es eine Wasserfrau war, die ihn gewinnen wollte; er antwortete der Fremden: „Laß mich jetzt fahren, aber komm und

sag mir, was du begehrst, wenn ich daheim bin." Das Weib wurde traurig, es gab das Schiff frei und versank in den Wogen.

Bald danach kam die Frau zu König Wilt und sagte an, daß sie ein Kind von ihm trage. Er sorgte für sie, und sie gebar ihm einen Knaben, der erhielt den Namen Wade. Die Mutter blieb nicht bei den Menschen, man weiß nicht, wohin sie gegangen ist.

Wade wuchs auf und wurde riesengroß, aber niemand liebte ihn, obschon er ein genügsamer Mensch war. Der König fand ihn deshalb mit einigen Gehöften auf Seeland ab, die er ihm schenkte.

Der Riese Wade hatte eine Tochter Böta, die wiederum drei Söhne gebar; der stärkste von ihnen war Wieland.

Als Wieland neun Winter zählte, wünschte Wade, daß sein Enkel ein Handwerk erlerne. Von dem zwerghaften Schmied Mime im Falenland hieß es, daß er der tüchtigste aller Hämmerer sei. Der Riese zog also zu ihm und brachte seinen Enkel in die Lehre; er selbst kehrte nach Seeland zurück.

Um die Zeit lebte aber schon der junge Siegfried von Xanten bei Mime, der vertrug sich schlecht mit den Schmiedegesellen und schlug sie. Wade erfuhr, daß Wieland von Siegfried viel auszustehen hatte; er reiste hin und holte ihn zurück. Drei Jahre hatte Wieland im Falenland das Handwerk gelernt und übertraf alle Schmiede Seelands an Kunstfertigkeit.

Nach einiger Zeit hörte der alte Wade, daß in der Höhle des Felsens Balwe zwei Zwerge hausten, die noch prächtiger als Mime Schmuck, Schwerter und Helme zu fertigen vermöchten. Auch Gold, Silber und andere Erze gestalteten sie in hoher Kunst. Wade nahm deshalb Wieland mit sich, fuhr wieder ins Falenland und bot den Meistern an, ihnen seinen Enkel ein Jahr lang als Knecht zu lassen; wenn sie ihn aufnähmen, so sagte er, würde er zuzahlen, statt Lohn zu fordern. Die Zwerge verlangten eine Mark Goldes; es schien Wade reichlich viel, doch händigte er ihnen das Geld aus. Er hatte es ja eilig und wollte nach Seeland heim.

Wieland blieb ein Jahr bei den Zwergen und war so gelehrig, daß er ihnen bald in allem gleich wurde. Als sein Großvater ihn holen kam, baten die Wichte, ihnen den Enkel noch einmal für zwölf Monate zu lassen; ja, sie wollten die Mark Goldes zurückgeben. Auch versprachen sie, den Jungen doppelt soviel an Kunstfertigkeit zu lehren, als er schon erworben hatte. Weil die albischen Gesellen aber fürchteten, daß Wieland einst besser als sie selbst schmieden würde, fügten sie hinzu: Käme der Großvater nach den zwölf Monaten nicht zurück, so wäre Wieland in ihrer Gewalt, und sie dürften ihm das Leben nehmen.

Dem alten Wade schien alles recht. Ehe er ging, rief er seinen Enkel noch einmal und trat mit ihm vor den Berg. Dort verbarg er vor Wielands Augen sein Schwert im Gestrüpp und sagte: „Wenn ich nicht zur rechten Stunde komme und man will dir etwas antun, so nimm die Klinge und wehre dich. Ich glaube aber nicht, daß ich den Tag verfehlen werde."

Wieland lernte bei den Zwergen jetzt doppelt soviel wie vorher, er war bald geschickt wie seine Lehrherren, ja, vielleicht war er ihnen schon über. Treu diente er ihnen und war freundlich und gefällig gegen sie, obwohl die beiden seine Kunst mit Neid zu betrachten begannen. Sie sannen deshalb darauf, ihn in ihrer Gewalt zu halten.

Die zwölf Monate verstrichen rasch, Wade wollte seinen Enkel heimholen. Er machte sich eher zu früh als zu spät auf, um den bestimmten Tag nicht zu versäumen.

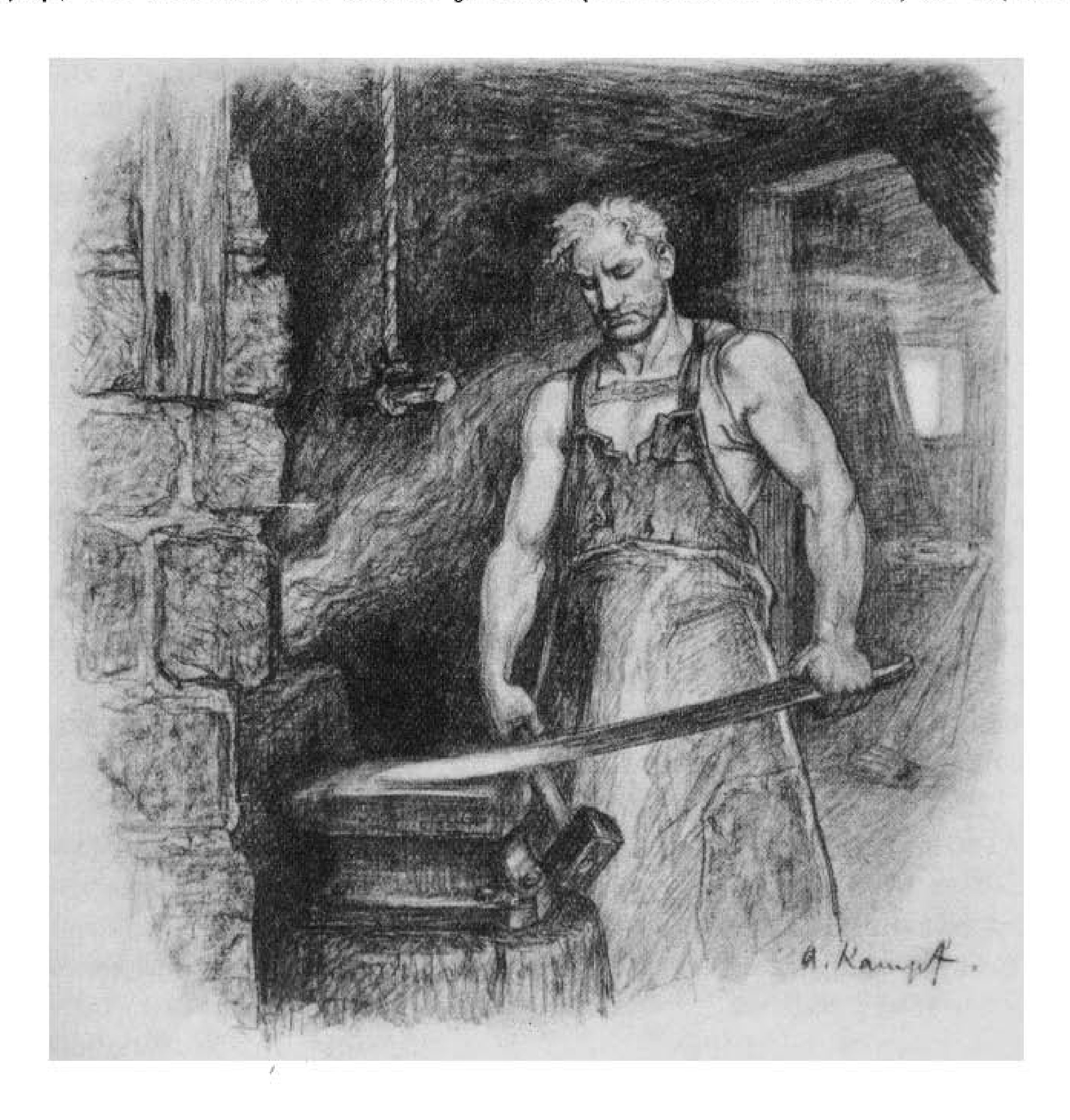
Der Berg war noch verschlossen, als der Riese eintraf; er vermochte den Eingang nicht zu finden. Müde war er von langer Fahrt, warf sich unter einen Fels vorm Tor und schlief schnarchend ein. Nun hatten die Zwerge jenen Hang aber weithin unterwühlt. Während der Riese schlief, löste sich unter ihrer Hand ein Steinschlag; Wasser, Geröll und Schutt stürzten nach und begruben den Schlummernden.

Am verabredeten Tag traten die Schmiede aus der Werkstatt und riefen laut, der Herr aus Seeland möge seinen Enkel holen. Wieland war mit ihnen nach draußen geschlüpft und wartete auf seinen Großvater. Dabei gewahrte er, daß eine Berghalde ins Tal niedergebrochen war, er sah auch, daß sie mit Gewalt abgeschlagen war, und fand, als er darauf zuschritt, Wades Mantelsaum im Rand des Schuttes. Zornig zog er das Schwert des Ahnen aus dem Gestrüpp. Unterm Mantel verbarg er die Waffe, trat zu den Zwergen, die noch immer taten, als ob sie nach Wade Ausschau hielten, und erschlug die Heimtückischen. Dann begrub er den Toten, ging in den Berg, nahm das Handwerkszeug der albischen Meister an sich, verließ das Falenland und wandte sich der Heimat zu.

Nach drei Tagen kam er zur Weser, sie war hoch geschwollen, er konnte nicht übersetzen. Wieland suchte sich deshalb am Flußufer den stärksten Baum, fällte ihn und höhlte ihn wie eine Kammer aus. Im Stammesende, nahe der Krone, verbarg er seine Schätze, im Wurzelende verstaute er den Mundvorrat. Dann brachte er ein Fenster in der Baumwand an, stieg ein, zog die Tür von innen zu und ließ den Einbaum den Strom hinab zum Meer treiben.

Nun herrschte nach Norden zu ein König Nidung, dessen Fischer warfen eines Tages das Netz aus. Sie vermochten es aber kaum wieder hochzuziehen und

hatten, als es ihnen gelang, einen riesigen Balken in den Maschen. Der schien ihnen sonderbar gespalten und behauen, sie vermuteten eine Schatzkiste, weil der Fund so schwer war, und schickten einen Boten zum König. Der kam und befahl, den Einbaum mit Gewalt zu erbrechen. Wieland merkte es, er rief von



drinnen, schloß selbst das Fahrzeug auf und stieg aus. Dann schritt er auf den König zu. „Herr", bat er, „ich bin kein Drull noch Unhold, sondern ein Mensch wie ihr. Ich bitte euch, daß ihr mein Eigen und mich schont. Gebt mir Schutz, und ich will für euch arbeiten."

Der König gewährte dem wunderlichen Gast die Bitte, und der Fremde folgte ihm auf seine Burg. In der Nacht aber verbarg Wieland den Einbaum

und vergrub das herrliche Handwerkszeug der Zwerge in der Erde. Einer von des Königs Gefolge sah ihm dabei heimlich zu, das sollte noch viel Sorge bringen.

Der junge Gesell blieb nun als Tischhelfer bei König Nidung und war anstellig und willig. Unter anderem war ihm aufgetragen, das Tafelgeschirr zu hüten. Dabei stieß es Wieland einmal zu, daß, als er am See die Messer schleifen und waschen wollte, ihm eines von ihnen aus der Hand fiel und ins Wasser glitt. Er konnte es nicht wieder finden.

Es tat Wieland leid, daß er seinem Herrn Verdruß bereitete, hoffte er doch, am Hof noch zu Ehren und Ansehen zu kommen. Er suchte deshalb den Eisenschmied des Königs auf, der hieß Amilias. Amilias war gerade zum Essen gegangen. Da machte sich Wieland eilig an die Arbeit, hämmerte ein Messer und schlich sich heim. Dem Hofschmied wurde gemeldet, daß der Fremde in seiner Werkstätte gewesen war; er dang einige Buben, die den Nebenbuhler überfielen und flüchteten, ehe er sich wehren konnte.

Am andern Tag diente Wieland dem König wieder bei Tisch wie zuvor. Als Nidung nun sein Messer nahm, um eine Scheibe Brot zu schneiden, war es so scharf, es glitt gleich durch den Laib und fuhr tief in den Tisch. Der König wunderte sich und fragte: „Wer kann das Messer geschmiedet haben?"

„Wer sonst als Amilias", antwortete Wieland.

„Gewiß", sagte Amilias, der das Gespräch hörte, „du hast keinen anderen Schmied, Herr, der so wie ich alles vermag, was du willst."

Nidung aber schüttelte den Kopf. „Solch gutes Eisen hast du noch nie gefertigt, das ist nicht aus deiner Werkstatt." Er blickte prüfend auf seinen Diener. „Hast du dies Messer gemacht?"

Der erwiderte rasch: „Wenn Amilias sagt, er hätte es geschmiedet, so wird es an dem sein."

Der König wurde böse, er wollte die Wahrheit wissen.

„Nun ja, ich hatte ein Messer verloren und habe ein neues geschmiedet", bekannte Wieland.

„Siehst du", antwortete der König, „ich wußte wohl, daß mein Hofschmied ein solches Messer nicht zu hämmern vermochte."

Amilias war sehr eitel. „Ich bin nicht schlechter als dieser", murrte er, „und lasse mir nicht sagen, daß meine Arbeit geringer sei. Wir könnten ja um die Wette schmieden, dann mag der König entscheiden, wer von uns der Bessere ist. Was willst du einsetzen, Wieland?"

Der zögerte noch; er sei nicht begütert, antwortete er. Da geriet Amilias in Eifer. „So setz doch dein Haupt, wenn du Mut hast, ich setze meines dagegen."

Wieland stimmte zu. „Wir setzen also jeder das Leben. Was für ein Werk wollen wir versuchen?"

„Schmiede du ein Schwert", schlug der ehrgeizige Amilias vor, „ich will Brünne und Helm anfertigen. Schneidet dein Schwert meine Wappnung nicht, so nehme ich dir das Leben, sonst magst du mir den Kopf abhauen."

„Das ist keine leichte Wette", sagte Wieland und tat recht ratlos. „Wer bürgt mir für dein Wort?" Amilias sah sich um, und zwei Freunde, die seine Tüchtigkeit kannten, erhoben sich. „Du hast es leicht", seufzte der Junge, „ich bin den Leuten hier unbekannt, wer soll wohl für mich bürgen?"

„Ich will für dich eintreten", erbot sich Nidung; er hatte den kunstfertigen Tischhüter gern gewonnen.

Danach ging Amilias noch am gleichen Tag mit seinen Gesellen in die Schmiede und begann mit dem Werk. Ein ganzes Jahr hindurch arbeitete er an einer herrlichen Rüstung. Wieland aber stand wie immer an seines Königs Tisch und tat, als wenn nichts gewesen wäre.

Nach einem halben Jahr fragte der König ihn, wann er denn seine Arbeit aufnehmen wolle. „Bau mir eine Schmiede", bat Wieland. Als Nidung ihm den Wunsch erfüllt hatte, wollte Wieland sein Gerät ausgraben. Da fand er, daß ihm alles gestohlen war. Nun geriet er doch in arge Not. Er meldete dem König, was sich begeben, und zeigte auch an, daß er einen Mann hätte vorbeigehen sehen, als er sein Handwerkszeug verbarg. „Seinen Namen weiß ich indes nicht", klagte Wieland, „vielleicht würde ich ihn erkennen."

„Wir wollen's versuchen", sagte Nidung.

Um die Zeit war gerade ein Dhingtag des ganzen Volkes. Als alle Leute versammelt waren, gebot der König, daß Wieland durch die Reihen gehe und jeden einzelnen prüfe. Aber der Beraubte fand den Dieb nicht und fand auch keinen, der ihm ähnlich schien.

Nidung wurde böse, es war wohl zu merken, daß er sich ungern seines Einsatzes für Wieland erinnerte. Da machte der Schmied eines Mannes Bildnis, das war so täuschend nachgeahmt, daß nicht einmal die Haare auf dem Kopf fehlten, und stellte es heimlich in dem Gang auf, den der König betrat, wenn er zur Schlafkammer schritt. Als Nidung an jenem Abend sein Lager aufsuchen wollte, leuchtete ihm Wieland mit der Kerze. Dabei fiel des Königs Blick auf das Standbild. „Willkommen, Reginald", redete er es an. „Seit wann bist du zurück? Hast du erfüllt, weswegen ich dich nach Schweden schickte?"

„König", spottete Wieland, „dies ist ein hochmütiger Bursch, er wird dir keine Antwort geben. Aber ich weiß jetzt den Namen des Mannes, der mir mein Schmiedegerät stahl."

Da staunte Nidung, lobte Wieland und versprach, ihm sein Handwerkszeug wieder zu beschaffen. Reginald kam bald danach von Schweden zurück, und Nidung ließ ihn fragen, ob er Wielands Gerät an sich genommen habe. Der Ritter leugnete es nicht, gab es heraus und entschuldigte sich damit, daß er dem Schmied einen Schabernack habe antun wollen.

Wieder diente Wieland dem König mehrere Wochen lang. Da wurde Herr Nidung ungeduldig und mahnte ihn, endlich sein Werk zu beginnen. „Du hast es mit einem geschickten Gegner zu tun", drohte er. „Weißt du nicht, was für dich auf dem Spiel steht?"

Wieland ging in die Werkstatt und schmiedete in sieben Tagen ein schönes Schwert. Der König kam selbst zu ihm und meinte, kein schärferes gesehen zu haben. Wieland entgegnete aber: „Es gefällt mir nicht, es soll noch besser werden, ehe ich es erprobe."

Er machte sich also an die Arbeit, nahm eine Feile, zerrieb das Schwert zu kleinen Spänen und mischte das Eisen mit Mehl. Dann ließ er gefangene Vögel drei Tage lang hungern und gab ihnen das Mehl als Speise. Ihren Kot tat er in die Esse, glühte das Eisen heraus und schmiedete ein neues Schwert. Als der König das sah, wollte er es gleich selbst behalten; ihm schien, daß er noch niemals eine größere Kostbarkeit in Händen gehabt hatte. „Herr", entgegnete Wieland, „die Waffe ist gut, aber ich will eine bessere schmieden." Nidung glaubte ihm, Wieland zerfeilte das Schwert noch einmal und gab die Späne wieder den Vögeln als Speise.

Nach drei Wochen war die Klinge gelungen; Wieland legte Gold in sie ein und goß und hämmerte einen herrlichen Knauf. Die ersten beiden Stücke, die er geschmiedet hatte, waren größer als üblich gewesen; das dritte war klein, es war gerade noch handlich für eines Königs Faust. Nidung prüfte die Schneide an Wollflocken, die er übers Wasser treiben ließ. „In der ganzen Welt", sagte er, „wird man nichts Besseres finden. Ich selbst werde deine Waffe tragen, wenn ich kämpfen muß."

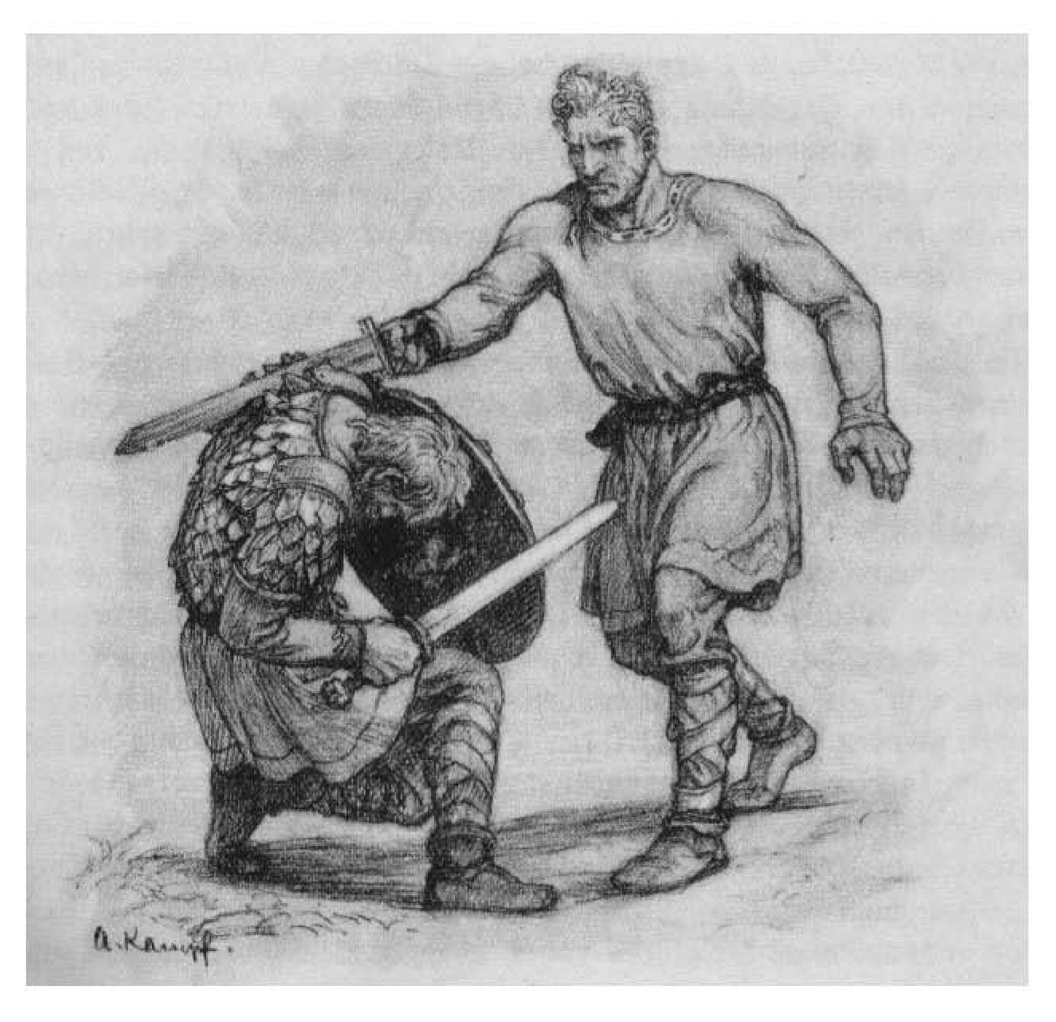
Wieland antwortete: „Ich will dir ein Schwert schenken, mein König, aber ich will dir auch Scheide und Gehänge dazu herrichten. Laß es mir noch eine Weile." Er setzte sich ans Werk und verfertigte ein zweites Stück, das dem ersten ähnlich war. Niemand konnte die beiden voneinander unterscheiden. Das zuerst geschmiedete schob er unter den Blasebalg. „Warte auf mich, Mimung", sagte er und gab ihm den Namen. „Wer weiß, ob ich deiner nicht eines Tages bedarf."

Danach stand Wieland wieder täglich hinter dem Stuhl des Königs und diente ihm und der Königin, bis das Jahr der Wette um war. An jenem Tag

legte Amilias schon in der Morgenfrühe den Harnisch an, ging auf den Marktplatz, zeigte sich und vertrieb sich die Zeit. Die Leute bewunderten ihn und meinten, noch nie solch herrliche Rüstung gesehen zu haben; jeder Teil war von außen und innen aufs feinste abgearbeitet, es war ein Meisterstück der Kunst am Feuer. Dann trat Amilias an des Königs Tafel, und jeder erklärte die Brünne für eine unvergleichliche Wappnung. Auch den Helm setzte der Hofschmied auf, er blitzte und war hart und gut, daß dem König die Rüstung ausnehmend gefiel. Nach Tisch begaben sich alle auf einen freien Platz, Amilias ließ einen festen Stuhl bringen und hieß Wieland sein Schwert prüfen. „Schlag zu mit aller Wucht, wenn es nützen soll", prahlte er, „sonst bist du mir verfallen." Da holte Wieland aus, und seine Klinge schnitt durch Helm und Haupt, durch Brünne und Rumpf.

Und die Leute trugen Amilias fort.

König Nidung tat es leid um ihn; er war aber noch mehr auf das Schwert begierig. „Gib es mir, Wieland", forderte er.



„Ich muß noch die Scheide holen", sagte der Schmied, „ich möchte dir alles zusammen überreichen." Dann ging er wieder in die Werkstatt, warf Mimung unter den Blasebalg, nahm die andere Waffe, schlug sie in den Knauf und brachte sie mit kostbarem Gehänge dem König. Der meinte, ein Kleinod zu besitzen, wie es wertvoller keines gäbe.

Wieland diente von da an seinem König in der Schmiede, sonst blieb alles wie zuvor. Die Jahre vergingen, Herrn Nidungs Knaben wuchsen auf, und um des Herrschers Tochter Baduhild warben die Freier und ritten wieder von Hofe. Der König hatte ihretwillen manchen Gram und wurde mit der Zeit hart und weniger freundlich.

Wieland kümmerte es nicht, er hämmerte Schmuck aus Silber und Gold und wurde so berühmt im ganzen Norden der Welt, daß es kein höheres Lob gab, als wenn man von einem Schmied sagte, er gleiche Wieland an Kunstfertigkeit. Dem König blieb er verbunden, er war seines Herrn geschicktester und bekanntester Mann.

Nun kamen eines Tages, als Nidung mit seiner Trucht bei Tisch saß, Flüchtige und Verwundete und erzählten, daß ein Nachbar verheerend ins Land eingedrungen sei. Der König rief seine Gefolgschaft zusammen, stieg mit den Seinen zu Roß und suchte den Gegner. Unterwegs fiel ihm ein, daß er ein Kleinod — seinen „Glücksstein" — zu Hause gelassen hatte. Er glaubte fest an jenen Zauber, und wie es so ist, wenn jemand etwas vermißt, wurde Nidung immer begieriger darauf, den Stein mit sich zu führen, und verlor den guten Mut.

Am Ende machte er sich so viel Sorgen, daß er seine Freunde und Ratgeber kommen ließ. Und er verkündete, daß er dem seine Tochter zum Weib geben werde, der ihm den Glücksbringer noch vor Sonnenaufgang herbeischaffen würde — sie standen damals dicht vorm Feind. Die Männer berieten, sie wußten, daß es nicht möglich war, den Weg in der kurzen Frist zurückzulegen.

Als niemand sich erbot, rief der König Wieland zu sich und fragte ihn, ob er den Ritt auf sich nehmen wollte. „Auf deinen Wunsch will ich es wagen", antwortete der Schmied, „wenn du auch mir hältst, was du den andern versprochen hast." Nidung sicherte es ihm noch einmal zu; da gürtete Wieland sein Schwert um, den Mimung, und sprengte auf seinem Roß Schimming von dannen. Es war ein herrliches Tier, schnell wie ein Vogel im Flug; der Kunstfertige hatte es einst aus Brunhilds Gestüt gegen eine Rüstung eingetauscht. In sechs Stunden legte Wieland die Strecke zurück, zu der ein gewöhnlicher Mann fünf Tage brauchte, hielt um Mitternacht vor der Burg, ließ sich den Siegstein geben und war vorm königlichen Lager, noch ehe die Sonne im Osten aufging.

Weil er nun noch Zeit hatte, tummelte er sein Roß. Dabei kamen ihm unter dem königlichen Truchseß sieben Reiter des Königs entgegen, die hatten über Nacht des Feindes Lager ausgekundet. Der Truchseß erkannte Wieland und fragte ihn, ob er wirklich den Siegstein bringe. Wieland bejahte es, da nahm ihn der andere auf die Seite und bot ihm Silber und Gold, soviel er wolle, wenn er selbst das Kleinod dem König überreichen dürfe.

„Für dich war der Weg nicht weiter als für mich", versetzte der Schmied.

Da zischte der Truchseß ihn an: „Glaubst du, armseliger Knecht, daß du des Königs Tochter bekommst, um die die Edelsten des Landes vergeblich geworben haben?" Er schrie seinen Reitern zu: „Zieht blank, Freunde, dieser war über Nacht beim Feind!"

Die Männer gehorchten und drangen auf Wieland ein, der aber riß den Mimung aus der Scheide, erschlug den Truchseß mit einem Streich und sah die Rücken der andern.

Dann ritt er vor des Königs Zelt, schwang sich aus dem Sattel und händigte Nidung den Glücksstein aus. Als er indes erzählte, was sich unterwegs zugetragen und daß der Truchseß ihm den Stein hatte abdrängen wollen, glaubte der König ihm nicht, und als Wieland bekannte, daß es zum Kampf gekommen sei, geriet Nidung außer sich. „Du hast mir den besten Freund erschlagen", schrie er, „komm mir nie wieder unter die Augen!"

Wieland trat zurück. „Ist das dein Lohn, König", murrte er. „Ist das ein Wort meines Herrn? Besinn dich, oder du wirst wenig Gefallen daran finden, daß du deine Ehre brachst."

Nidung ergrimmte nur um so mehr. „Verrecken sollst du wie ein Dieb, wenn du dich nicht forthebst." Da mußte Wieland in Schanden das Lager verlassen.

An jenem Tag stritt der König mit den Wikingern, die in sein Reich eingefallen waren, und siegte über sie. Unter großem Ruhm kehrte er heim und war mit seinen Taten zufrieden. Wo Wieland geblieben war, wußte niemand.

Friedlos irrte der Schmied durch Nidungs Land. Die Sehnsucht nach der Königstochter, die ihm verwehrt war, das Heimweh nach dem Leben bei Hofe und nach den Schmiedefeuern, aus denen die goldenen Ringe springen, ließen ihn nicht ruhen. Zur Rache trieben sie ihn, unheilig wurde ihm, was er verehrt hatte. Da schlich er sich verkleidet in des Königs Gehöft — auch auf die Kunst verstand er sich wohl — und verdang sich als Koch.

Als nun eines Tages die Schüsseln mit den Speisen vor den König und seine Tochter gebracht wurden, prüfte Baduhild wie oftmals mit ihrem Zaubermesser das gesottene Fleisch — es war ein Messer, dessen Griff klang, wenn sich etwas Unreines im Essen befand. An jenem Tag hörte sie einen warnenden

Laut und sagte es ihrem Vater. Nidung wurde zornig, er hieß gleich nach dem Täter suchen, und weil die Häscher den alten Dienern trauten, nahmen sie den neuen Koch in Haft und führten ihn vor den König. Der erkannte Wieland, und der Schmied gab zu, daß er Gift in die Speisen getan habe.

Nidung war sich des Wortbruchs wohl bewußt, den er begangen hatte. „Du weißt, daß du den Tod verdienst", sagte er, „aber um deiner großen Kunst willen werde ich milde sein. Ich will dich halten, als gehörtest du nicht mehr zu den Lebenden, sondern nur noch der Schmiede." Dann befahl er, dem Gefangenen die Sehnen an beiden Füßen zu durchstechen, so daß er sich nur als Krüppel dahinschleppen konnte, befahl, eine Esse zu bauen, und fand es gut, daß er den kunstfertigsten der Menschen gefesselt und ein Recht über sein Leben hatte. Von Zeit zu Zeit ging er an Wielands Werkstatt vorüber und freute sich an den Kleinoden, die dem Schmied unter den Fingern wuchsen. „Herr", sagte Wieland zu ihm, „ich bin mit allem zufrieden. Ich habe genug Böses getan, erst an Amilias, dann an dir; nun kann ich mich, solange ich lebe, nicht mehr von der Buße trennen."

Nidung hörte die Worte der Reue und glaubte ihnen. Wieland aber dachte allein an die Vergeltung. Maßlos war die Heimtücke und die Gier des Krüppels, sich an seinem Herrn zu rächen.

Drei Kinder hatte König Nidung, eine Tochter, um die viele Fürsten kamen, und zwei Söhne, die waren noch jung an Jahren. Eines Tages nun trollten die Knaben mit Pfeil und Bogen zur Schmiede; das Land war voll Schnee, als sie die Tür öffneten. Neugierig besahen die Brüder die Esse und das funkensprühende Werkzeug in Wielands Faust. Ob er ihnen auch Pfeilspitzen hämmern könne, fragte einer der beiden. „Ich darf nichts ohne eures Vaters Erlaubnis beginnen", antwortete Wieland, „und habe Tag um Tag zu tun." Dabei dachte der Schmied an seinen Haß, die Stunde der Vergeltung wurde ihm offenbar. „Wollt ihr, daß ich euch trotzdem helfe", flüsterte er, „so müßt ihr vorsichtig sein und rückwärts schreitend in die Schmiede treten, sonst verraten mich eure Spuren, und man sucht euch bei mir."

Nachts fiel Neuschnee vom Himmel. Im Morgengrauen kamen die Königssöhne, rückwärts schreitend, wie Wieland ihnen geraten hatte, und baten ihn, Pfeile zu hämmern. Da stieß der Furchtbare den Riegel zu, erschlug die Knaben und warf ihre Leichen in die Grube unterm Schmiedebalg.

Um die gleiche Stunde fragte der König nach seinen Söhnen, ihm hatte in der Nacht schlimm geträumt. Einige meinten, daß sie in den Wald gelaufen seien, um Wild oder Vögel zu jagen, andere glaubten, sie wären zum Fischen am Meer. Boten brachen auf, sie kamen auch zu Wieland und forschten nach

den Vermißten; er sagte, die Knaben seien wohl da gewesen, seien aber zur Königshalle weitergegangen. Und die Leute sahen die Fußspuren, die die Schmiede verließen.

Dunkel war der Morgen und dunkel die Sorge über Nidungs Haus. Stunde um Stunde, viele Tage lang, ließ der einsame Vater nach seinen Söhnen rufen und klagte um sie. Freudlos wurde seine Halle.

Nach einiger Zeit hob Wieland die Leichname der Knaben auf, schuf aus den Schädeldecken zwei goldene Trinkschalen und sandte sie dem König. Das Gebein umkleidete er mit Erz und machte daraus Schlüssel und Kerzenhalter für seines Herrn Tisch; aus den Armknöcheln feilte er Messerknäufe. Entsetzlich war die Vergeltung Wielands und ohnegleichen unter den Menschen. Die Wildheit der Ahnin aus dem Wasser brannte in seinem Blut.

Einstmals auch spielte die Königstochter mit ihren Mägden im Garten des Königshofs. Dabei zerbrach ihr schönster Ring. Sie wagte es weder Vater noch Mutter zu erzählen und fragte eine Vertraute um Rat. „Ich will sehen, ob Wieland dir den Schaden behebt", meinte das Mädchen. Es ging in die Schmiede und bat den Krüppel, den Reif auszubessern. „Ich schaffe nichts ohne den Auftrag des Königs." — „Du könntest es seiner Tochter zuliebe tun", antwortete die Magd, „sie möchte weder Vater noch Mutter wissen lassen, was mit dem Ring geschah."

„Nur wenn Baduhild selbst hierherkommt, helfe ich ihr."

Da schlich sich die Königstochter heimlich zu Wieland und bat ihn, den Schaden am Ring zu heilen. Der tat sehr geschäftig und hieß sie warten. Er bot Baduhild auch einen Trunk. Es war aber ein Rauschtrank, der die Sinne verwirrt; Baduhild mußte es dulden, daß der Schmied sie zu seiner Gemahlin machte nach des Königs Auslobung.

Dann faßte der Mann den Ring neu, und er war köstlicher als vorher.

Um die Zeit traf es sich, daß Egil, des albischen Schmiedes Bruder, bei Nidung Dienst nahm. Er war ein Meisterschütze, deshalb hielt der König ihn in seinem Gefolge. Egil war aber auch ungebärdig gleich seinem Bruder. Einmal, als er gar zu laut mit seiner Kunst geprahlt und die Leute bei Hof aufsässig gemacht hatte, wollte Nidung ihn strafen; er ließ den Sohn des Schützen kommen, der war drei Jahre alt, befahl, ihm einen Apfel auf den Kopf zu tun, und verlangte vom Vater, daß er die Frucht treffe, nicht zu hoch und nicht zu tief. Einige der Männer baten den König um Schonung; Egil aber holte drei Pfeile aus dem Köcher, legte den ersten auf den Bogen und schoß. Wirklich fiel der Apfel in zwei Hälften auseinander.

Die Zuschauer rühmten den Meisterschuß, und auch der König lobte ihn.

„Warum hast du drei Pfeile genommen, da du doch nur einen Schuß tun durftest?" fragte er den Schützen.

„Herr", erwiderte Egil, „ich will nicht lügen. Hätte ich meinen Knaben mit dem ersten Pfeil getroffen, hätte ich dir den zweiten zugedacht. Sei gewiß, ich hätte mein Ziel nicht verfehlt." Der König lachte über die Antwort. —

Bald danach legte sich eine große Unruhe über Wieland; die Furcht vor der Rache Nidungs ließ ihn nicht schlafen. Er bat die Königstochter heimlich zu sich, und Baduhild kam. „Ich will keine andere zum Weib als dich", sagte er zu ihr, „und du weißt, daß ich ein Recht darauf habe. Ich wünsche auch", fuhr er fort, „daß es ein Sohn werde, den du gebierst. Wenn das Schicksal will, daß ich selbst ihn nicht mehr sehe, so gib ihm an, daß ich ihm Waffen geschmiedet und dort verborgen habe, wo das Wasser hinein- und der Wind hinausgeht."

In der Folgezeit blieb Wieland in den Nächten wach, so sehr brach die Angst über ihn ein, immer glaubte er, daß seine Tat entdeckt sei. In seiner Not bat er seinen Bruder Egil, ihm viele Federn zu verschaffen, große und kleine, die knüpfte der Kunstfertige zu einem Fluggewand. Es sah aus wie das Federhemd eines riesigen Greifen.

Egil weilte bei ihm, als er mit dem Werk fertig war. „Laß mich's erproben", verlangte der Neugierige.

„Du mußt dich gegen den Wind aufheben", hörte er, „und mit dem Wind fallen lassen." Der zweite Teil des Rats war falsch, Wieland fürchtete, daß der Bruder ihm das herrliche Kleid nicht zurückgeben würde.

Der Schütze versuchte das Federhemd, er wurde hochgetragen wie ein rascher Vogel; aber als er zur Erde niederging, stieß er mit dem Kopf auf, so daß ihm dumm und schwindelig wurde. Da lachte der Schmied ingrimmig, schlüpfte selbst ins Kleid und schwang sich hoch in die Luft. Auf das Dach der Königshalle ließ er sich herab, und die Leute wunderten sich über ihn.

Auch Nidung trat auf das Geschrei aus der Halle, er sah Wieland und rief: „Bist du ein Vogel geworden, Schmied, ist das dein neuestes Wunder?"

„König", antwortete Wieland, „ich bin ein fliegender und ein freier Mann zugleich. Niemals brauche ich mehr dein Erz zu hämmern. Zu einem Friedlosen machtest du mich, dem du die Tochter und dein halbes Reich schuldig bliebst. Glaubtest du, ich vergäße, was du mir angetan hast? So höre nur: ich war es, der dir die Knaben nahm, aus ihren Häuptern hast du getrunken! Die Tochter raubte ich dir, König, sie trägt Wielands Kind. Nun ist die Fehde zu Ende, Nidung, gerächt ist dein Schmied. Nie wieder wirst du mich sehen!" Dann schwang der Fliegende sich hoch in die Luft, und der Wind faßte seine Flügel.


A. Kampf.

Die Leute erzählen, daß Wieland nach Seeland heimflog, wo die Höfe lagen, die sein Großvater Wade hinterlassen hatte, und daß Baduhild ihm folgte. Er wurde berühmt über alle Länder wegen seiner Kunst, die schier größer war als die der Menschen.

König Nidung aber starb vor Gram, und sein Reich verlor sich in den Stürmen der Kriege. Kein Erbe hielt es, und kein Feuer leuchtete in der Schmiede, in der Wieland gehämmert hatte.

## Walther und Hildegund

Herr Etzel, König der Hunnen, machte sich einst mit einem gewaltigen Heer auf, um alle Welt seinem Reich zu unterwerfen. Schon huldigten ihm die meisten Völker, die man zu seiner Zeit kannte.

Als Etzel nun auch gegen den Rhein rückte, hörte König Dankwart von Worms von seinem Nahen; Flüchtlinge kamen und brachten Botschaft, daß die Feinde heranzögen, unzählbar wie die Sterne und wie der Sand am Meer.

Dem reichen Dankwart war es leid um sein Volk und auch um seine Schätze; er hielt Rat mit seinen Freunden, und die sagten ihm, daß es besser sei, sich mit Etzel zu vertragen und ihm Geiseln zu geben, als ohne Hoffnung auf Sieg zu streiten, Land und Leute zu verlieren und für Frauen und Kinder den sicheren Tod zu gewinnen.

Den König dünkte der Rat gut, und weil sein eigner Sohn, Gunther, erst einige Wochen alt war, wählte er einen adligen Verwandten, den jungen Hagen aus dem Geschlecht der Tronjer, schickte ihn als Geisel mit reichen Schätzen an König Etzels Hof und bat um Frieden.

Das Angebot gefiel dem Hunnen, er nahm es an und zog an der Stadt Worms vorüber. Dafür brach der wilde Schwarm seiner Völker jetzt gegen das nächste Reich vor. Die Erde dröhnte vom Schlag der Hufe, und der Staub verdunkelte den Tag, so groß war die Macht der Hunnen; bis unter die Kimmung scholl das Klirren der Waffen, wie Wälder ragten die Speere gen Himmel, wo das Heer rastete.

Nun herrschte weiter nach Westen zu ein Frankenkönig, Herrich mit Namen. Er hatte eine einzige Tochter, Hildegund, die sollte einstmals Erbin seines Reiches werden. Volk und König wiegten sich in Frieden, bis jäh auch bei ihnen die Hörner der Wächter vom Turm bliesen und fernhin Staubwolken aufstiegen

und Waffen und Speere aufglänzten. Schnelle Boten kamen von König Dankwart und verkündeten Herrich, was sich am Rhein zugetragen habe und mit welcher Macht die Hunnen die Länder durchzögen.

König Herrich rief eilig seine Heermannen zusammen und fragte, ob sie wohl glaubten, den Hunnen widerstehen zu können; auch seine Ratgeber versammelte er. Als die hörten, was in Worms geschehen war, rieten sie ihrem König zum Frieden und meinten, man werde das Reich nicht schirmen können. Der König wurde traurig. Er wußte, was die Männer von ihm erwarteten, daß er nämlich sein einziges Kind, die Freude seines Alters, hergäbe; niemand sprach ihn davon los, als er fragte.

Da nahm Herrich sein Töchterchen und seine Schätze und ritt zu dem Hunnen, um Frieden für sein Volk zu erbitten. Aber mehr als der Verlust seines Goldes und allen edlen Gesteins schmerzte ihn, daß er Hildegund, seiner Augen Freude und Trost, als Geisel lassen mußte. Er wußte nicht, ob er sie je wiedersehen würde.

Als er nun auch König Herrich zum Frieden gezwungen hatte, zog Herr Etzel weiter nach Westen und fiel in die Reiche der Westgoten ein. König Alphart war der erste, auf den er traf. Er herrschte über das Waskenland, das auch Aquitanien hieß, und war berühmt wegen seines edlen Sinnes und wegen seines Reichtums. Einen Sohn besaß er, Walther mit Namen, den hatte er schon früh der Tochter König Herrichs angelobt; aus zwei Reichen sollte einmal ein einziges werden.

König Alphart erfuhr, daß die Hunnen anritten, er hörte auch, wie es den Burgunden und Franken ergangen war, und verlor allen Mut. „Was frommt es, zum Kriege zu rüsten", klagte er, „wenn Stärkere sich nicht zu schützen vermochten? Soll ich allein des Siegers Wege sperren? Boten will ich an König Etzel schicken und will ihm mein einziges Kind geben, damit er mein Volk in Frieden läßt." Er sandte den jungen Walther als Geisel zu den Hunnen, dazu alle Schätze, die er besaß. Mit unermeßlicher Beute beladen, zogen die fremden Völker aus seinen Marken und kehrten zur Donau heim. Sie freuten sich der ohne Streit errungenen Siege, sie freuten sich auch über die edlen Geiseln, Hildegund, Hagen und Walther.

Etzel unterließ nicht, für die gefangenen Kinder gut zu sorgen. Er pflegte die Knaben, als seien sie sein eigen Fleisch und Blut, und gab Hildegund seiner Königin, Frau Helke, in Hut. Alle Künste des Friedens lehrte er die jungen Fürsten und noch mehr den raschen Hieb und Stoß in der Schlacht. Bald sah man die Jünglinge wachsen an Kraft und adligem Sinn. Nicht viele Hunnen wußten ihnen im schnellen Wort gleichzukommen, noch ihnen im Ringen zu

begegnen. Schon zog Etzel die beiden seinen eignen Leuten vor, er ernannte sie zu Scharmeistern, und es war auch an dem, daß kein Feind ihnen widerstand, wenn sie für den König in den Kampf ritten.

Hildegund erlangte Frau Helkes Gunst und wurde ihr unentbehrlich durch Fleiß und Treue. Sie wartete nicht mehr auf ihrer Herrin Geheiß, Helke vertraute ihr vor allen Frauen die Schlüssel an und ließ sie des Kämmerers Amt verwalten. Wie eine Königin durfte Hildegund schalten und schaffen. Aber alle Freundlichkeit hinderte nicht, daß sie unter den Hunnen eine Fremde blieb und daß sie sich durch den Eid ihres Vaters dem jungen Walther von Waskenland verbunden fühlte.

Als nun viel Zeit vergangen war, starb König Dankwart von Worms, und sein Sohn, der junge Gunther, bekam die Krone. Dem gefiel es nicht, den Hunnen weiterhin Zins zu schicken, er nahm sich vor, den Vertrag des Vaters zu kündigen. Hagen an Etzels Hof erfuhr davon, ihn verlangte sehr nach der Heimat; an einem frühen Morgen entfloh er.

Hagens Flucht machte der Königin Helke viel Sorgen, sie riet Herrn Etzel, sich vorzusehen, damit nicht auch der andere seiner Heerführer ihn verließe. Die Stärke der Hunnenmacht sei Walther, warnte sie, und des Freundes Beispiel könnte ihn verleiten. „Sprich mit ihm", empfahl sie ihrem Gemahl, „rufe ihn, lobe ihn und mahne ihn an alles, was er hier empfing und gewann. Sag ihm, zum Lohn für seine Dienste dürfe er eine der jungen Fürstinnen wählen, mit einem Herzogtum wollest du sie ausstatten. Wenn er erst eine Hunnin zum Weib hat, wird Herr Walther bei uns bleiben."

Der König tat, wie ihm Frau Helke geraten hatte, er ließ Walther kommen und erlaubte ihm, unter seinen Fürstinnen zu wählen. Der junge Degen vergaß nicht, daß Hildegund und er einander versprochen waren, er war klug und überlistete seinen Herrn. „Ich habe soviel Lohn noch nicht verdient", sagte er zu Etzel. „Wer erst sein Haus bestellt und hinterm Pfluge geht, vergißt gar zu leicht den Weg zu Hofe. Wenn die Welt eines Tages meinem König gehört, werde ich wohl die rechte Gemahlin und auch die Zeit finden, ihr zu dienen."

Um die gleiche Stunde kam Botschaft, daß ein Grenzvolk im Osten sich in Waffen gegen König Etzel erhoben hätte. Die Kunde gefiel Herrn Walther, er musterte seine Scharen, nannte die Männer bei Namen, die früher unter ihm gefochten hatten, und sprengte schon bald vor den Rittern her ins wilde Feld. Noch einmal heftete er den Sieg an die Fahnen seines Königs. Während die Gere blitzten, die Pfeile wie Flocken im Winde flogen, brach sich Herr Walther eine breite Gasse und mähte zur Rechten und zur Linken nieder, was ihm nahe kam. Da nahmen die Feinde die Schilde auf den Rücken und flohen; singend,

unter wehenden Fahnen, kehrten die Recken heim. Des Siegers Stirn war mit grünem Laub umkränzt; seine Mannen hatten sich mit Reisern und Maien geschmückt, so daß es schien, als wanderte ein Wald die Straße zur Burg hinauf.

Um die erste Tagesfrühe trat Herr Walther in Etzels Haus ein. Er wollte ihm den Sieg melden, fand aber nur Hildegund in der Halle. Das Mädchen grüßte ihn, füllte Wein in einen Becher und bot ihn dem Reiter.

Ohne Zeugen standen die beiden im Königssaal einander gegenüber. „Wir Heimatlosen", sagte da Herr Walther, „wir, die die Fremde hält, warum schweigen wir voreinander? Haben wir nicht das gleiche Leid um unsere Eltern, sind wir nicht Verlobte nach unserer Väter Willen? Kaum je hast du mir ein Wort vergönnt, Hildegund, nie hat dein Mund von Liebe gesprochen. Würde es nicht unsere Einsamkeit mildern, wenn wir einander trösten dürften?"

Leiser sprach Herr Walther und zog die Schöne zu sich. „Mich ekelt der Prunk dieses Hofes. Mit Hagen hätte ich fliehen können, Hildegund. Aber wie sollte ich das Hunnenland lassen ohne die Braut? Bist du kühn genug", fragte er, „die Flucht mit mir zu wagen?"

Da wurde Hildegund demütig. „Ich heische nichts anderes zu tun, als was du willst, ob's zum Tode geht, ob in die Freiheit. Ich lebe dir allein, mein Liebster, und meine, es wäre auch nicht schwer, mit dir zu sterben."

Mit Mund und Hand verbürgten sie's einander. –

Herr Walther war klug; er lud die Hunnen, Herren und Knechte, zu einer großen Siegesfeier in sein Haus. Mit Sammet ließ er die Halle behängen, mit Seide und Purpur wurde der Hochsitz Etzels und Frau Helkes beschlagen.

Er selbst empfing die Eintretenden; bald saßen die Geladenen nach heimischer Sitte an hundert kleinen Tischen. Diener eilten mit den Schüsseln ein und aus und reichten den Gästen Speisen und köstliche Weine. Das Gold der Becher glänzte auf den weißen Decken.

Als das Mahl beendet war, beurlaubten sich die Frauen, und Herr Walther ließ Ungarwein auftragen. Als erster nahm er selbst einen gewaltigen Humpen, in den die Sagen alter Zeiten eingegraben waren, füllte ihn und bot ihn dem König. „Seid der Väter würdig, Herr", lachte er. „Sie haben kein Gelage beschlossen, ohne daß diese Kanne die Runde gemacht hätte; jedeiner leerte sie bis zum Grund." Herr Etzel wagte nicht, den Trunk abzulehnen; leicht wurde der Humpen, schwer wurde das Haupt des Königs. Auch die Köpfe der Recken sanken bald auf die Tische, als der Krug die Runde gemacht hatte; manch einer, der fest im Kampfe stand, sang oder weinte, manch edler Greis lallte unter dem Dunst des Weines wie ein Kind. Selbst die Diener und Wächter feierten mit; da war kaum einer, der noch seiner Glieder sicher schien.

Der kluge Wirt ließ die Herren bis in die tiefe Nacht zechen. Höflich geleitete er jeden der scheidenden Gäste bis zur Tür; den anderen aber, die zu trunken waren, um sich vom Tisch zu erheben, befahl er, den Schlaf bequem zu machen. Auch Herrn Etzel, der sonst jedem Becher standhielt, war das Haupt auf die Brust gesunken.

Stiller und stiller wurde es im weiten Saal, einsam schritt Walther im Kerzenschein zwischen den Schläfern. Dann verließ er die Halle.

Im Hof wartete Hildegund, sie brachte aus Etzels Kammern das Beste von dem, was die Väter den Hunnen einst an kostbaren Steinen und Ringen hatten spenden müssen. Schon zog der Gote sein gutes Pferd aus dem Stall; es wieherte hell beim Aufzäumen, meinte wohl, es solle seinen Herrn zu neuem Streit tragen. Statt dessen mußte es zwei Schreine mit Schätzen und Reisegut auf den Rücken nehmen. Dann wappnete sich Walther, schloß die Schienen um die Schenkel, warf den rotbebuschten Helm über und gürtete das lange Schwert und den kurzen Saß. Die Wächter schliefen, und die Recken König Etzels schnarchten. Lautlos führte Hildegund das stolze Roß — es hieß der Leu wegen seiner goldgelben Mähne — aus dem Königshof über die Brücke.

Die Flüchtigen durchwanderten die erste Nacht, sie suchten in der Frühe ein Waldversteck auf und schlummerten über Tag. Und das treue Roß wachte über sie. —

Als Herr Etzel in der Frühe des Fluchttages die Lider auftat, war ihm der Kopf wie Blei so schwer. Stirn und Schopf hielt er mit beiden Händen, hob sich vom Hochsitz und verlangte nach Herrn Walther. Noch ehe der Diener aussenden konnte, kam Frau Helke, sie wollte ihrem Gemahl klagen, daß Hildegund nicht aufzufinden sei. Jeden Morgen hatte die Junge ihr die Kleider gebracht, ach, aber heute habe sie ihre Königin warten lassen. Beim Eintreten hörte Frau Helke Etzel und die Seinen nach Walther rufen; da wußte sie, was sich begeben hatte, und verwünschte das Fest. „Hätten wir nie seinen Wein getrunken, hätten wir uns nie von ihm zum Mahl laden lassen!"

König Etzel aber klagte um seinen besten Feldhauptmann; er raufte sich das Haar, er zerriß seinen Rock und wollte nicht essen noch trinken. Ruhelos wachte er in den Nächten, die alle Müden mit ihrem Schlummer bedecken; im Dunkel wanderte er durch die Säle der Burg, rief nach Walther oder versprach, den, der ihn lebend oder tot heimbrächte, in Gold einzuhüllen.

Von seinen Degen wagte keiner, Herrn Walther zu verfolgen. Niemand, das wußten sie, vermochte den Schwertgewaltigen zu überwinden, auch war keine Schar groß genug, um den Listigen in den Bergen aufzuspüren. Vergeblich waren König Etzels Schwur und Auslobung; die Hunnen blickten einander mit

Schweigen an; böte Etzel goldene Berge, keiner würde Herrn Walther nachreiten. —

Durch viele Wälder ging der Weg der beiden Flüchtlinge. Sie mieden die Dörfer und das bebaute Feld; pfadlose Dickichte suchten sie auf und trugen manch Ungemach um ihrer Heimat willen.

Nach vierzehn Tagen stiegen sie vom Odenwald zum Rhein hinab. Jenseits des Stroms lag, dunkel gegen das letzte Abendrot, die Stadt Worms, in der König Gunther gebot. Ein Ferge setzte sie über, dem gab Herr Walther als Fährlohn zwei seltene Fische, die er oben in den Waldseen gefangen hatte.

Als in der Frühe nun der Ferge die Fische dem Küchenmeister des Königs



feilbot, ging König Gunther vorbei, sah die Männer beim Handel und wunderte sich über den Fang. Da erzählte der geschwätzige Schiffer, daß er am Abend zuvor einen hohen Wanderer mit Schild und Spieß, mit Roß und Wehr übergesetzt hätte. Ein Mädchen sei bei ihm gewesen; das hätte zwei Reiseschreine gehabt, in denen es wie eitel Gold und Edelstein geklungen habe. Hagen von Tronje kam hinzu, er forschte nach dem Aussehen des Fremden und wurde froh. „Freu dich mit mir, König", rief er, „Walther, mein Gesell, ist den Hunnen entflohen. Wir wollen ausreiten und ihm Glück wünschen."

„Ausreiten wollen wir wohl", murrte der König, „aber vielleicht sind die Schätze mein, die Herr Walther führt? Meines Vaters Zins wird es sein, den er den Hunnen gesandt hat. Warum reitet er sonst heimlich durch unser Land? Aus dem Stall die Hengste, ihr Knappen! Zwölf meiner Besten sollen mich begleiten!"

Hagen erschrak, er dachte der alten Treue zu Walther und hoffte, den König von seinem Plan abzubringen. Sein Wort war indes vergeblich; Gunther befahl ihm, bei seiner Mannespflicht zu reiten, und prahlte schon von den Kleinoden, die man gewinnen würde.

Walther und Hildegund hatten inzwischen den dichten Wasgenwald erreicht; in einer Schlucht zwischen zwei Bergen rasteten sie zur Nacht. Sie waren fröhlich und priesen ihr Geschick, das sie glücklich bis über den Rhein gebracht hatte; zum erstenmal wagte es Herr Walther, den Harnisch loszuschnallen. Bis weit über die Mitternacht hielt er Wache, dann rief er Hildegund. Lang saß die auf dem Wasgenstein, während ihr Vertrauter schlummerte. Waldtäler lagen voll Friedens unter ihr. Im Osten graute der Tag, schon wurden die Sterne blasser.

Währenddessen war König Gunther auf die Spur des Tragtieres gestoßen, er fand auch die Schritte der beiden Eilenden im Moosboden des Waldes und trieb die Freunde an. Hildegund sah die Fremden, sie erschrak und berührte den Schlafenden. „Kommt ein Gast?" fragte er traumbefangen. „Eine Schar Gerüsteter naht, erhebe dich, Walther!" Sie umfaßte seine Knie: „Wenn's die Hunnen sind, so gib mir den Tod, ehe ich ihnen in die Hände falle."

Er versuchte, ihr die Furcht zu nehmen. „Das sind die Hunnen nicht!" Schon erkannte der Spähende die Helmzier der Männer. „Hagen ist unter ihnen, mein alter Gesell will mich grüßen. Die Wormser kommen, die Herren des Wasgenwaldes!" Froh trat er vor die Pforte der Felsenburg, da sah er das Eisenkleid der Reiter schimmern. „Noch glaube ich nicht, daß sie zum Kampfe kommen", tröstete er Hildegund, „und wär's an dem, so fürchte ich nur einen, den Freund an Etzels Hof."

Die Verfolger hatten Herrn Walther jetzt erspäht und hielten die Pferde an. Herr Hagen rief sie ingrimmig zurück; noch einmal mahnte er: „Ich kenne Walther im Kampf, mein König; trau mir, es ist nicht leicht, ihm den Hort abzujagen. Ich weiß, wie stark sein Schild ist und wie seine Waffe Helm und Harnisch schneidet."

Herr Gunther blieb taub. „Bedenke", warnte Hagen, „nicht mehr als einer kann in dieser engen Schlucht kämpfen. Ach, vielleicht läßt er dir freiwillig seine Schätze."

Der König gab nach, er sandte Herrn Ortwein von Metz und befahl, den Fremden nach seinem Weg zu fragen. „Wollt ihr es wissen und ist es der Brauch", spottete der junge Held, „so melde deinem Herrn, zwei Geiseln kehrten vom Hunnenland heim. Ich sei Walther der Gote und bäte um Frieden und Geleit für meine Verlobte Hildegund und mich."

Herr Ortwein hörte ihn an. Er forderte, daß der Flüchtige dem König Roß und Mädchen und die zwei Schatzschreine zusende, dann werde man ihm den heimlichen Ritt durchs Land verzeihen.

„Dein König verlangt, was er nie besaß", antwortete Walther. „Sag ihm, daß ein Schwert zwischen ihm und dem stünde, was mein eigen ist."

Als er so sprach, dachte Herr Walther an Hagen, seinen Freund. „Weil ich aber Frieden halten will", fuhr er fort, „biete ich König Gunther hundert Spangen; das sei mein Zins dafür, daß ich durch sein Erbland ritt. Oder sag ihm, ich brächte sie ihm aus König Etzels Raub."

Hagen hörte die Antwort, er beschwor den jungen Gunther, Herrn Walther freundlich einzuladen.

„Du gleichst deinem albischen Vater, Hagen", schmähte der König. „Der wußte auch mit schönen Gründen den Kampf zu vermeiden."

Das Wort war Hagen leid. „So versucht's, ihr Herren", schrie er grimmig, „ich riet euch ab! Keinen Anteil will ich an eurem Raub." Er sprang vom Pferd und setzte sich abseits der Freunde auf einen Stein.

„Beginne", befahl Gunther Herrn Ortwein von Metz, „gibt er den Schatz nicht her, nimm dir die Beute!"

Der Recke war guten Mutes, er ritt den Feind an und schleuderte den Speer. Walther fing ihn mit dem Schild auf und sandte die Waffe zurück; sie zerschmetterte des Gegners Wehr und heftete seine Hand, die nach dem Schwert greifen wollte, an das Roß. Das wunde Tier bäumte sich und warf Herrn Ortwein ab; schnell war der Gote heran und brachte ihm den Tod.

Der Neffe des Erschlagenen klagte laut und lief den Gegner an. Die Gesellen wollten ihm folgen, doch war das Felsentor zu eng, sie mußten ihm den

Kampf lassen. Zwei Speere schleuderte der kühne Jüngling auf Herrn Walther, aber der schüttelte sie aus dem Schild und warf den Anlaufenden zu Boden. Es tat ihm leid, daß er dem jungen Recken das Leben nehmen mußte. — Der Bogenschütze Werinhard sprang vor, er verschoß sausende Pfeile, blitzschnell. Der Gote fing sie lachend auf; als der Schütze seinen Köcher geleert hatte, durchbohrte Walther ihn mit dem Speer.

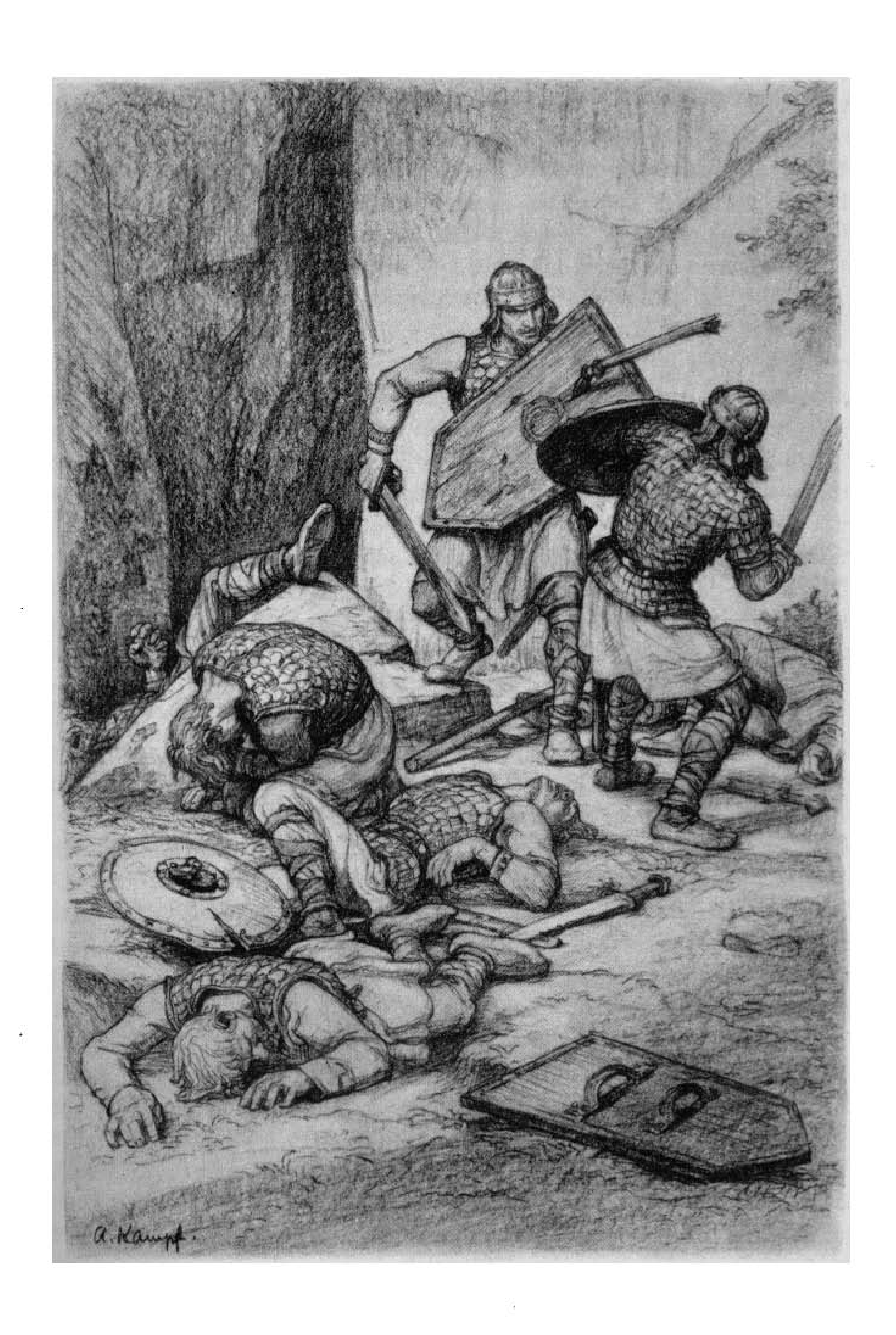
Auf scheckigem Wallach sprengte Herr Eckefried aus Westfalen heran. „Du Schelm, du Luftgebild", schrie er, „nun will ich sehen, ob du Leib und Blut hast oder ein Spuk bist, der in der Wildnis aufleuchtet!"

„Wenn ich dir ein Skelm skeine", spottete Walther, „so versuch's!" Den furchtbaren Speer fing er auf, der war so gewaltig geschleudert, daß sich die Spitze im Schild bog. Mächtiger noch warf der Gote, sein eigener Speer stach den Gegner durch Schildrand und Panzer, so daß Eckefried sterbend vom Roß ins Gras sank.

König Gunther sah wohl, daß es Ernst für ihn und die Seinen wurde. Herr Haduward bat um den Kampf; er war nächst Hagen der stärkste der Hofmannen. „Laß mir den Schild Walthers, wenn ich gewinne", verlangte der Recke heftig; die bessere Wehr des Gegners schien ihm der Grund, daß tapfere Männer hatten umkommen müssen. Aus dem Bügel sprang er und ging den Feind mit dem Schwerte an; der Wald dröhnte und scholl, wie wenn eine Eiche niederkracht. Stark wie der Sturmwind waren die beiden Helden, der Fels leuchtete vom Blitz ihrer Waffen. Mit einem gewaltigen Schlag versuchte Haduward, dem Gegner das Haupt zu spalten; Herr Walther aber zerhieb ihm die Klinge in der Luft, singend flog sie ins Gebüsch. Dann traf er Haduward. „Nimm den Schild", rief der Gote und warf seine Wehr über den Sterbenden. „Hier hast du, was Gunther dir als Beute versprach." —

Hagen saß abseits des Streits, er grollte dem König, der seines Vaters Ehre verwundet hatte. Da drängte sich seiner Schwester Sohn, der junge Patefried, zum König und bat ihn, den Kampf bestehen zu dürfen. Klagend sprang Hagen auf und versuchte ihn anzuhalten. „Auch dich, blühender Knabe, opfert Gunther", schrie er. „Was soll ich deiner Mutter sagen, was treibt dich aus dem Leben?" Tränen fielen ihm auf Brust und Schoß, er packte des Neffen Arm, aber der rang sich los.

Herr Walther hatte den Schmerz seines Schwurbruders gesehen, er hätte den Jüngling gern geschont. Den Speer, den ihm der Ansprengende entgegenwarf, ließ er durch eine Wendung des Schildes abgleiten; die Waffe fuhr aber in die Schlucht ein und drang vor Hildegund in den Rasen. Die schrie auf, als hätte das Eisen sie versehrt; Walther hörte es, er sprang erschrocken vor und


A. Kampf.

rief den Tod über den Feind. Gerwig, Patefrieds treuer Freund, folgte dem Blutsbruder. Er wie auch der starke Randolf, der Dritte im Schwurbund der Jungen, mußte seine Kühnheit mit dem Leben büßen.

Nun waren außer Hagen und Gunther nur noch wenige der Recken übrig; Helmnot war unter ihnen, der einen eisernen Dreizack mit Widerhaken zu schleudern wußte. Lange Ketten waren daran geschweißt, mit ihnen riß er dem Feind, wenn die Haken sich im Schild verbissen hatten, die Wehr aus den Händen. Wirklich gelang es Helmnot, mit einem furchtbaren Wurf den Dreizack in des Goten Schild zu bohren. Dann zog er an der Kette und rief die Freunde. Der König selbst half; mit vier Mannen versuchten sie, Herrn Walther die Wehr aus dem Arm zu reißen. Der Gote hielt stand; die Füße gegen einen Fels gestemmt, sah er zu, wie die Feinde schleppten und sich mühten. Dann, jäh, ließ er den Schild fahren, so daß die Männer ins Gras stürzten, rannte hinzu und trug den Tod so furchtbar unter sie, daß nur Herr Gunther entkam.

Sechs ledige Rosse trieb Walther vom Waskenland in die Schlucht.

Der König von Worms war einsam geworden; Trauer und Grimm um die toten Freunde bewegten ihn. Bittend trat er zu Hagen, der abseits des Kampfplatzes grollte, und drängte ihn, es gegen Walther zu versuchen. Er sei der einzige, der es vermöge, sonst würden die Burgunden für immer in Unehren heimkehren.

„Sagtest du nicht, ich wüßte gleich meinem Vater dem Kampfe auszuweichen", drohte Hagen. „Ach, welchen Kummer hat uns dein falscher Mut angetan. Hättest du auf meinen Rat gehört!"

Herr Gunther ließ nicht nach. „Vergib, was ich ohne Bedacht geredet habe; ich will dir mein rasches Wort mit Burgen und Städten bezahlen."

Hagen antwortete nicht. In seinem Herzen wogte es hin und her. Die Treue, die er dem Jugendfreund zugeschworen hatte, stand wider die Treue zu seinem Herrn. Noch einmal flehte Gunther, aber der Tronjer blickte nur finster vor sich hin. Seines Königs schämte er sich und hatte den Gotenfürsten lieb. „Denk mit mir an die toten Genossen. Erinnere dich deines Schwurs", flehte Gunther von Worms und sank vor dem Lehnsmann in die Knie.

Da endlich erhob sich der Tronjer. ‚Des Königs Ehre ist mehr als mein Leid', dachte er. ‚Ich muß ihm folgen.'

Die Klugheit brach in ihm durch. „Glaube nicht, daß wir Herrn Walther in dieser Schlucht überwinden, wir müssen warten, bis er die Felsen verlassen hat." Gunther schloß Hagen in seine Arme; ihm war zu Sinn, als böte ihm der Freund erst heute den Bund der Treue an.

Walther sah die Wendung, er sah sie an der Umarmung des Königs, und ihm wurde ernst zumut. Bis zum Abend wartete er auf die Gegner, aber die Männer kamen nicht.

Da glaubte er, daß Hagen und der König nach Worms geritten seien, um neue Kämpen zu holen. Es schien ihm feig, sich ohne Frieden von dannen zu machen, stolz blieb er auf der Höhe, versuchte, die Straße zu verbauen, und trat noch einmal zu den Toten, die, so wie sie gefallen waren, unterm Felstor lagen. Erde streute er über sie, kniete nieder, das Antlitz gen Osten gewandt, und bat Gott, der alles weiß und sieht, ohne dessen Willen auf Erden nichts geschieht, ihm zu gewähren, daß er die Toten im andern Leben verjüngt wiederschauen und ihnen Genoß sein dürfe.

Die Nacht sank. Herr Walther trieb die Pferde zusammen und löste die Rüstung. Abwechselnd mit der Geliebten hielt er die Wacht am Wasgenstein. Als der Tag graute und noch vorm ersten Sonnenlicht ein kühler Tau die Gräser netzte, belud er die Rosse und ritt mit der Braut gen Westen.

Sie waren kaum tausend Schritt weit, das Feld wurde licht und breitete sich, da gewahrte Hildegund, daß zwei Männer ihnen in eiligem Trab folgten. Sie riet zur Flucht, Walther aber wies sie an, mit den Rossen in den Wald einzureiten, und stellte sich den Gegnern.

„Du Tor", schrie Gunther, „der du die sichere Höhle verließest, jetzt kommt deine Stunde."

Walther antwortete ihm nicht, er sah nur den Tronjer. „Was stahl mir deine Freundschaft, Bruder", fragte er, „was tat ich dir zuleide?" Und nach einer Weile: „Ich hätte wohl gedacht, daß du mir mit dem Freundeskuß entgegenkommen, daß du mich in dein Haus laden würdest. Viel fremde Lande durchstreifte ich; zu Worms, so meinte ich, fände ich keinen Feind, solange Hagen lebt. Reich mir die Hand, Eidbruder; an unsere Jugendspiele denke ich, an unsere Kinderfreude. Wenn wir gegeneinander kämpfen sollen, so wäre es besser, wir hätten uns nie gesehen!"

Hagen erwiderte nicht gleich, die Antwort wurde ihm schwer. „Du hast mir den Neffen erschlagen, Walther", sagte er dann und zwang sich zum Grimm. „Jetzt muß ich in Ehren sterben oder ernten von deinem Tod."

Von den Rossen sprangen die Herren und schritten hinter ihren Schilden gedeckt gegeneinander, zweie wider den einen. Herr Hagen warf den Speer als erster, gleich nach ihm König Gunther. Walther fing beide, er ließ einen an seinem harten Schildrand abgleiten und schüttelte den zweiten aus dem zerspellten Holz. Näher drangen die Männer; noch hielt Walther die Gegner auf Lanzenweite. König Gunther versuchte, seinen eignen Speer vom Boden auf-

zuheben, er hoffte damit rascher zu bestehen. Als er nach ihm griff, trat Walther das Eschenholz nieder, so daß der König stolperte. Blitzschnell hieb der Gote zu. Hätte Hagen den Schlag nicht abgefangen, sein König wäre des Todes gewesen.

Härter wurde der Kampf, schwer ging der Atem der Männer. ‚Ich will's zu Ende bringen', dachte Walther und entließ jäh den Speer aus der Faust; in des Tronjers Eisenkleid blieb er stecken. Hurtig, mit entblößtem Schwert, setzte der Held der Waffe nach, hieb Gunthers fangenden Schild zur Seite und traf des Königs Schenkel. Gleich hob er die Klinge, um ihn zu töten, da warf Hagen sich dazwischen; mit dem harten Helm hielt er den Streich auf, so daß Walthers Schwert zersprang. Der Waffenlose schleuderte das Heft zornig dem Tronjer entgegen, und der erspähte den Augenblick der Schwäche und traf des Goten ungedeckte Hand; schon glaubte er gewonnen zu haben. Noch schneller aber gelang es Walther, den blutenden Stumpf der Rechten in den Schildrand zu schieben und mit der Linken das kurze Schwert aus dem Gürtel zu reißen. Als Hagen gegen ihn vorstürzte, wußte der Gote sich schon wieder so gut zu wehren, daß der unbesiegte Tronjer Auge und Zahn verlor.

Da waren nun alle drei des Kampfes nicht mehr mächtig. Sie mußten sich ausruhen, gleichwie Gewitter, die einander begegnen, zusammenprallen und der Blitze müde werden. Mit Blumen trocknete Herr Gunther den heißen Bach seines Blutes; bald kam Hildegund und half den Feinden, die einst Freunde gewesen waren.

„Nun werden die Goten wohl gleich ihrem König linkshändig zur Jagd reiten", spottete Hagen.

„Ich werde nach einem Königreich der Blinden ausschauen", erwiderte Walther, „sie werden den Einäugigen zum König wählen."

Die schöne Hildegund versöhnte die Streitenden, sie schenkte Wein aus zum Lindern der Wundschmerzen. „Biete ihn Hagen zuerst", verlangte Walther, „dann mir. — Aber Herrn Gunther zuletzt", grollte er. „Zu viele haben für ihn streiten müssen, zu kurz war sein eigener Kampf."

Hagen trank indes nicht, ehe nicht Walther vor ihm den Becher an die Lippen geführt hatte. Er klagte über die Toten der Wasgenschlucht, und die Männer wurden ernst. Sie erinnerten einander auch an das, was sie in der Jugend gesprochen hatten, und es schien ihnen besser, dessen zu gedenken und versöhnt voneinander zu scheiden.

Dann hoben sie König Gunther aufs Pferd, sein Freund Hagen brachte ihn heim. Die schöne Hildegund aber ritt mit Walther gen Westen in ihres Vaters Reich

Hochzeit feierten zwei Völker miteinander; mehr als dreißig Jahre herrschten die beiden Flüchtlinge aus dem Hunnenland über die Lande ihrer Väter, über Franken und Goten.

Und wenn meine Sage hier auch ein Ende hat, so lebt doch ewig, so weit man von Helden singt, der Ruhm der Königskinder Walther und Hildegund und das Lied vom Kampf des Gotenkönigs im Wasgenwald.

## Ortnit

Im Langobardenland lebte einstmals ein König, Ortnit mit Namen. Seine Herrschaft reichte bis Breisach im Norden; viele Fürsten und auch die Stadt Rom waren ihm untertan.

Er hatte aber keine Königin, und seine Getreuen waren in Sorge um ihn. Eines Tages nun, als er zur Jagd ausgeritten war und abends unter einer Steinwand müde einschlummerte, war Ortnit zu Sinn, als schliche ein Zwerg näher, setzte sich zu ihm und erzählte ihm wundersame Geschichten. Von schlimmen Königen in der Fremde wußte er zu berichten und von schönen Töchtern, die ihnen wüchsen. „Einer aus deinem Land", das erzählte er auch, „ist zur Zeit deines Vaters vom Sturm gen Osten verschlagen. Wildreuter hieß er und war ein großer Kämpe, so daß die Syrer in ihrer Hauptstadt Suders ihn zum König machten. Dafür hat er ihren Glauben angenommen; bis Jerusalem geht sein Reich. Ich höre aber, daß er jetzt alt und grausam wird. Eine Tochter Sidrat hat er, um die viele Menschen ihr Leben verlieren. Wie lichtes Gold ist ihr Haar, wie eine Rose prangt sie unter den Jungfrauen. Aber alle, die um sie werben, läßt der König töten, so sehr fürchtet er sich vor der Einsamkeit. Ach, zweiundsiebzig Stangen ragen auf den Mauern seiner Stadt, auf jeder der Stangen ist eines der Häupter der kühnen Werber zu schauen."

Der König wollte mehr Geschichten von dem Zwerg erfahren und versuchte, den fremden Gesellen zu halten. Darüber erwachte er; der Morgen graute, fernher scholl das Hifthorn der Freunde.

Als Ortnit nun in seine Hauptstadt heimkam — die hieß Garten am See —, warteten die Fürsten auf ihn, baten, einen Reichsrat einzuberufen, und brachten wieder ihre Sorgen vor. Zeit sei es, daß das Land einen Erben fände, sagten sie zu König Ortnit und mahnten ihn und nannten ihm diese und jene Frau. Der Burggraf Engelmann von Garten, Herzog Gerwart, Markgraf Helmnot und der König Illjes vom Reußenland, Ortnits Oheim, schlugen viele

Namen vor, aber im Grunde genommen waren sie ihnen selbst nicht recht. Keine Jungfrau schien ihnen ihres Herrschers würdig.

Endlich sprach Herr Iljes auch von der Tochter Wildreuters, des Königs von Syrien.

„Nun weiß ich, wohin ich ausfahren will", rief König Ortnit — ihm fiel sein Traum ein. „Und niemand soll mich hindern, mit euch gen Suders zu reiten!"

Dem Oheim wurde bedenklich zu Sinn. Er begann zu warnen und über den grausamen Wildreuter zu klagen. Der Langobarde ließ indes nicht mehr von seinem Eigenwillen; er befahl den Markgrafen, ihre Scharen zu sammeln und Schiffe zu bauen, um gegen die Heiden zu fahren. Die Schatztürme hieß der König öffnen, Rüstungen schlagen, Rosse kaufen und alles Gefolge wohl ausstatten. Seinen Oheim Iljes, den Reußenkönig, aber ernannte er zum ersten Ratgeber und zum Führer des Heeres. Auf den Tag des Maifelds befahl er die Seinen nach der Stadt Messina. „Mit Vogelsang wollen wir ausfahren!" rief der König fröhlich.

Da nahmen die Fürsten Urlaub und kehrten heim, um ihre Mannen zu sammeln.

König Ortnits Mutter erfuhr von dem Plan ihres Sohnes und geriet in große Sorge. Sie hatte viel Arges über die wilden Syrer und über ihren König Wildreuter gehört, den noch niemand zu überwinden vermocht hatte. Der junge Ortnit aber lachte über ihre Angst. „Und wenn ich tausend liebe Mütter hätte, so zöge ich doch gen Syrien, um die Königstochter der Heiden zu gewinnen. Verwehrt mir nicht die Fahrt!"

Er erzählte ihr auch von seinem Abenteuer unter der Steinwand und von seinem seltsamen Traum. Als die Frau davon hörte, wurde sie still, und ihre Sorge legte sich. Am anderen Morgen kam sie zu dem Sohn und reichte ihm einen köstlich geschmiedeten Ring von rotem Gold. „Er wird dich schützen", sagte sie, „einerlei, in welcher Not du auch seist. Doch darfst du ihn nicht aus der Hand lassen; wenn du ihn einem anderen leihst, könnte es sein, daß ich nie wieder froh werde!"

Ortnit sah sich den Fingerreif an, nickte gehorsam und lächelte über seiner Mutter Aberglauben. „Wenn du mein Wort erproben willst", fuhr sie fort, „so reite westlich von Garten in die Berge hinein. Der Ring wird dich in ein Tal führen, das du nicht kennst. Inmitten seiner Wiesen steht eine Linde, die ist so groß, daß fünfhundert Ritter in ihrem Schatten rasten könnten Du wirst dort jemandem begegnen, dessen du dich nicht mehr entsinnst. Als Kind hast du mit ihm gespielt."

Herr Ortnit folgte dem Rat der Mutter und fand den Weg bis in die Wildnis des Gebirges. Der Reif leuchtete, wenn der König nach seinem Willen ritt, und wurde blind, wenn er sich vom Pfade abwandte.

Wirklich kam Ortnit in ein Tal, das er noch nicht gesehen hatte und das ihm doch jener Felswand nahe schien, unter der er so seltsam geträumt hatte. Blumen und Klee sprossen auf den Wiesen, der Ring glänzte hell.

Als der König nun vom Roß sprang, fand er unter der Linde ein Wesen wie ein schlafendes vierjähriges Kind. Er wunderte sich, daß es unbehütet im Gras lag, und wollte es aufheben. Da erhielt er von ihm einen Schlag gegen die Brust, so daß er taumelte.

„Wer bist du", rief Ortnit erstaunt und wollte den Knirps züchtigen. Der aber wehrte sich gewaltig, der König hatte alle Kraft nötig, den Unbekannten zu Boden zu zwingen. Schon griff er nach dem Schwertknauf. „Halt ein", sagte der Zwerg, „du könntest einen König töten, der reicher und mächtiger ist als du."

Der Langobarde war mißtrauisch; er glaubte, einen Zauberer vor sich zu haben, der den Tod verdiente. Da mahnte der Kleine: „Laß mich leben, König Ortnit, ich werde dir auch die schönste Rüstung schenken, die es auf Erden gibt. Dazu Helm und Schild und mein Schwert Rose, das jeden Panzer durchschneidet. Ich selbst habe es geschmiedet."

„Sag mir erst, wer du bist", drohte König Ortnit. „Was nützt mir, daß du Gut und Wehr versprichst?"

„Alberich heiße ich", antwortete der Knabe. „Und wenn du mich rufst, bin ich bei dir!" Während er seinen Namen nannte, verwandelte sich der Zwerg, Ortnit erkannte den Fremden, der ihm seinen Traum eingegeben hatte.

„Jetzt traue ich dir und weiß, wer du bist", sagte er. „Aber nun lasse ich dich auch nicht, bis du mir zu der Königstochter verholfen hast, von der du mir erzähltest. Ist es wahr, daß niemand um sie werben darf?"

„Laß mich frei, und ich will dir helfen!" Der Zwerg beschwor, Ortnit an Waffen zu geben, was er versprochen hatte, und ihm weiterhin in Treue zu dienen. Er brachte ihm wirklich Helm, Brünne und Schild, dazu das Schwert Rose; es glich einem Blitzstrahl, als Ortnit es durch die Luft schwang. „Ehe wir uns auf Reisen machen, habe ich noch eine Bitte", sagte der Kleine. „Leih mir den Ring, den du an deinem Finger trägst."

„Das geht nicht an", antwortete Ortnit. „Ich habe meiner Mutter gelobt, ihn nicht aus der Hand zu lassen."

„So hast du Furcht vor deiner Mutter?" spottete der Knirps. „Am Ende wartet sie mit der Rute auf dich! Kehr um, wie willst du die Königstochter von Syrien gewinnen?" Der Zwerg tat, als wollte er Ortnits Hand eben auf-

nehmen. „Laß mich den Reif nur einmal betrachten", bat er. Im gleichen Augenblick hatte er ihn dem König vom Finger gezogen und war wie in die Erde versunken.

„Nun lauf nach Haus, König Ortnit", schalt ein Unsichtbarer, „und wisse: nur weil du den Ring hattest, konntest du mich sehen! Solange mußte ich dein Diener sein."

‚Mir ist recht geschehen', dachte der Betrogene, ‚aber wie soll ich wieder vor meine Mutter treten?' Es war, als wüßte der Kleine um seine Gedanken. „Was helfen dir Brünne und Schwert, wenn du dich so leicht überlisten läßt, König der Langobarden! Ach, man soll hören auf das, was Vater und Mutter raten." Er warf mit Steinen nach Ortnit. Der suchte sein Roß, um heimzureiten, aber auf allen Wegen scheute das Pferd, schien der Zwerg ihm den Pfad zu versperren.

Endlich hörte der König den Unsichtbaren noch einmal. „Hast du aus deinem Schaden gelernt, armer Ortnit?" keckerte er. „Zieh die Zügel an und bleib, wo du bist. Deinen Ring sollst du wiederhaben, wenn du mir nicht zürnst. Ich weiß nur nicht, ob solch Tor wie du das Königreich der Langobarden führen darf."

„Wer bist du, Alberich?" fragte Ortnit. „Sag mir, was du von mir willst!"

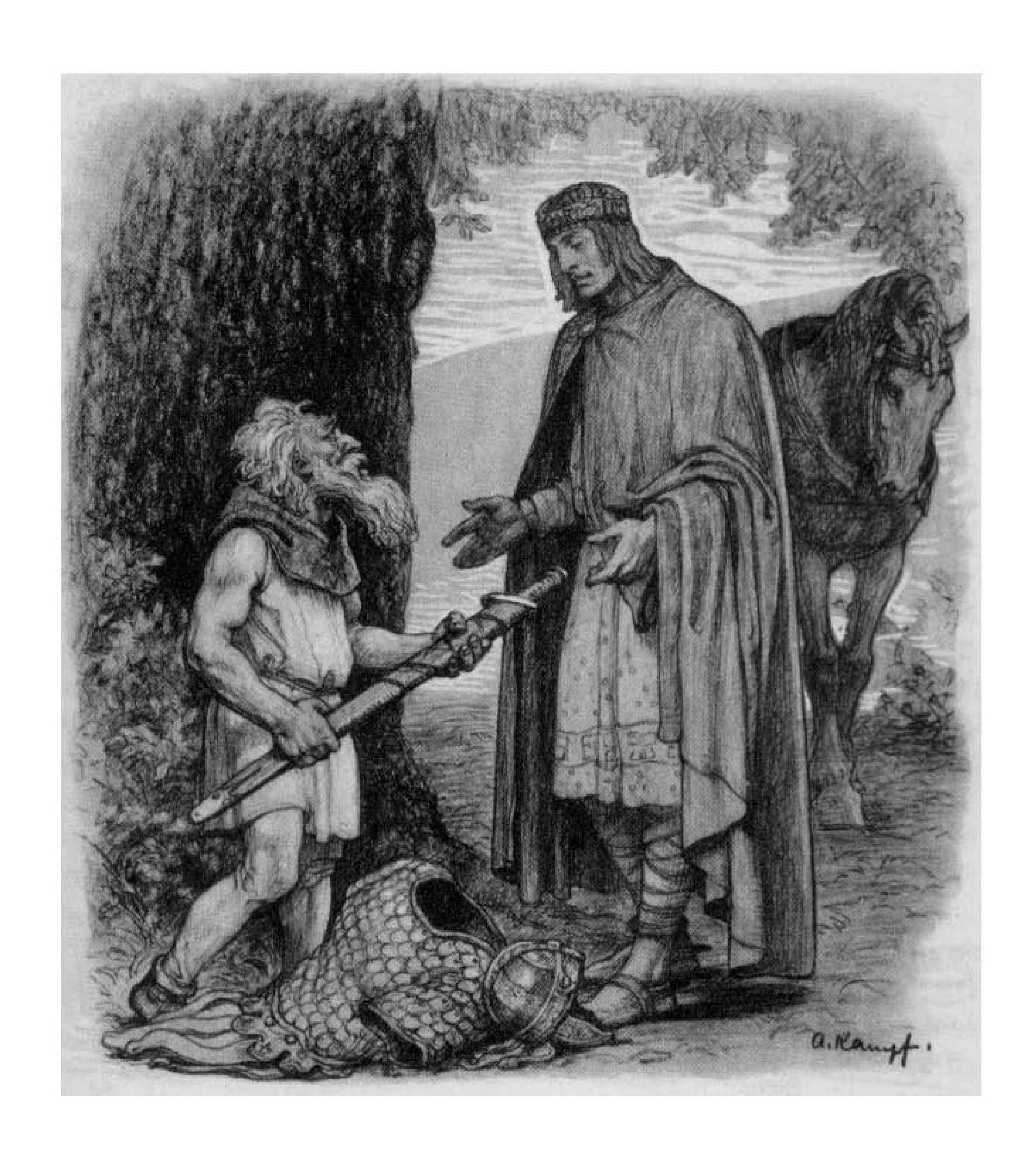
„Wer ich bin?" lachte der Zwerg. „Wer ich bin, willst du wissen? Hör, junger König, sprach deine Mutter nie von Alberich, ihrem Liebsten? Sprach sie nie von Alberich, ihrem Gemahl? Warum helfe ich dir? Dein Vater bin ich, du Narr! Und nun reiche mir die Hand, damit deine Mutter dich nicht schlägt, weil du den Ring verlorst."

Ortnit glaubte dem Kleinen nicht, er lockerte das Schwert, so zornig war er. „Alberich", schrie er, „Alberich, weise dich mir, wir wollen um unsere Reiche kämpfen!"

„Besser ist's, wir scheiden in Frieden, Sohn", spottete es aus dem Wind. „Fünfhundert Jahre bin ich alt und älter als ihr Menschen alle. Und reicher bin ich als ihr; mit einer schönen Königin war ich vermählt und möchte meinem Sohn zu einem guten Weib verhelfen. Laß das Schwert stecken, ich will dir den Ring wieder schenken."

Ortnit hob verlangend den Arm, da spürte er den Reif auch schon an seinem Ringfinger und erkannte den Zwerg. „Gott segne dich, lieber Ortnit", lachte der, „ruf mich, wenn du in Not bist, kehr heim und grüße die schöne Königin!"

Unterdessen war auf der Burg Garten das Leid eingekehrt. Drei Tage war der Herrscher der Langobarden in den Bergwäldern, ohne daß Knappen und Gefolge wußten, wo er jagte. Voller Sorgen war seine Mutter.



In der vierten Frühe kam ein Reiter in herrlicher Rüstung zur Burg gesprengt, Helm und Schild glänzten im Morgenlicht. Der Burggraf hieß das Tor schließen. „Den kenn' ich nicht", sagte er zu seinen Leuten und schickte zur Königin. Da nahm Ortnit den Helm ab, die Getreuen sahen sein Antlitz, umdrängten ihn und führten ihn voll Freude zu seiner Mutter. Sie fragte ihn, von wem er die Rüstung erworben, und sagte ihm, daß der Zwerg die Wahrheit gesprochen hätte und daß sie heimlich mit Alberich aus den Bergen vermählt gewesen sei. Dann küßte und umarmte sie den Wiedergekehrten.

Der Winter kam und ging, und der Frühling hielt Einzug. Es wurde Zeit, zum Maifeld nach Messina zu reiten. Schon versammelten sich dort Schiffer und Recken der Langobarden, die nach Syrien ausfahren wollten. König Iljes und Herzog Helmnot ritten Ortnit entgegen. Sie meldeten, daß ihre Drachen im Hafen bereitlägen und Speisen für drei Jahre an Bord hätten.

Fröhlich lichteten die Schiffe die Anker und richteten den Bug gen Osten. —

Nach zwölf Tagen kamen sie mit vieltausend Recken der Stadt Suders nahe. Der Hafen war gesperrt, und die Seeleute fragten Ortnit, wie sie einlaufen sollten. Als der König noch sorgend nach drüben schaute, stand sein Vater Alberich neben ihm. „Du hast mich bei der Abfahrt vergessen, Sohn, ich war ungebeten dein Fahrgast oben im Mastkorb. Nun merke ich, daß du eines Rats bedarfst."

„Wer redet mit dir", fragte Iljes vom Reußenland, „Gott oder der Teufel?"

„Einer, der uns treu gesonnen ist", lachte Ortnit und hielt die Hand seines Oheims fest, so daß der Ring auch seinen Finger berührte. Da gewahrte der Alte den Zwerg und verneigte sich vor Erstaunen.

Währenddessen segelten feindliche Schiffe ihnen aus dem Hafen von Suders entgegen. „Höre meinen Rat, Ortnit", sagte der Kleine rasch und war nun wieder allein dem Sohn sichtbar. „Gib dich als Kaufmann aus, der Waren führt, und sende alle Krieger unter Deck!"

„Wie soll ich mit den Leuten Handel treiben? Ich verstehe ihre Sprache nicht; besser scheint es mir, die Stadt mit dem Schwert zu erobern!"

Alberich schenkte ihm einen kleinen länglichen Stein. „Nimm ihn unter die Zunge, und du verstehst und redest alle Sprachen." Da tat Ortnit eilig nach seinem Rat; er und die Seinen warfen Kleider über ihre Rüstungen.

Die Galeeren von Suders waren inzwischen mit roten Bannern und weißen Segeln näher gekommen, ihre Schiffsleute riefen die Fremden an.

„Wir sind Kaufleute aus dem Abendland und bitten um euer Geleit", antwortete der König ihnen.

Die Heiden waren vorsichtig, sie merkten indes nichts Verdächtiges. Wohl sahen sie Ballen mit Samt und Seide an Bord, dazu viele Kannen und Fässer mit Wein. „Ich werde zum Hafenmeister senden", sagte der Anführer der Syrer und öffnete die Schranken, so daß König Ortnits Schiffe einfahren konnten.

Damit waren die Brautwerber nun noch nicht viel weitergekommen; die Mauern und Türme der Stadt Suders hoben sich trotzig auf den Hängen. Als die Nacht einbrach, riet der ungeduldige Iljes seinem Herrn, die Stadt heimlich zu überfallen und zu zerstören. Ortnit fragte den klugen Zwerg, und der

antwortete, es sei unedel, ein Land ohne Fehdeansage mit Krieg zu überziehen. „Schick einen Boten zum König und laß ihn für dich um die Hand der Tochter bitten."

„Sagtest du nicht selbst, daß er allen, die um seine Tochter werben, den Kopf abschlüge?"

„Ich will dein Bote sein", lachte der Zwerg, und Ortnit war damit einverstanden.

Wirklich fuhr Alberich noch in der Nacht auf einem Boot an Land, unsichtbar, wie er war, und folgte einem Zug Reisender, die den Weg zur Königsburg Montabaur ritten. Sie lag hoch in den Bergen. In der Morgenfrühe gelangte er ans Ziel, setzte sich auf einen Stein am Graben und wartete, daß es hell wurde. Bald öffnete sich das Tor, und Herr Wildreuter sprengte über die Zugbrücke.

„Guten Morgen", rief Alberich, ohne sich zu rühren. Der König erstaunte und starrte ins Leere. „Bist du nicht der Wildreuter?" fragte der Zwerg.

„Der bin ich", stammelte der König. „Gib dich bekannt, Unsichtbarer, einerlei, ob du Gott oder der Teufel bist!"

„Nicht der eine noch der andere", kicherte Alberich. „Wohl aber bin ich der Gesandte des mächtigsten Königs, der sich je deinen Küsten näherte. Ortnit heißt er und herrscht über das Langobardenreich."

„Was will dein Herr von mir?"

„Mein Herr möchte deine schöne Tochter Sidrat von dir und läßt durch mich um ihre Hand bitten. Und das rate ich dir: Gib sie ihm im guten, er würde sonst mit dreißigtausend Mann über dich kommen!"

Als er das hörte, fiel Wildreuter in Lärmen und Toben. „Bei Mohammed", schrie er, „noch niemals hat jemand um meine Tochter geworben, ohne daß ich ihm das Haupt abschlug. Hätte ich dich, Bote, an meinem kleinen Finger, ich würde dich gegen die Mauer schleudern!"

Zornschnaubend kehrte der König nach Montabaur heim, er hatte alle Lust am Frühling verloren. Alberich aber eilte zur Stadt Suders zurück, um seinem Sohn anzusagen, daß der Herr von Syrien ihm seine Tochter verweigert habe. Da beschlossen die Langobarden, mit Waffengewalt die Burg zu nehmen.

In der Stille der Nacht rüstete Ortnit seine Recken zum Streit. Er ließ die feindlichen Barken, die im Hafen lagen, von ihren Ketten lösen und führte auf ihnen seine Krieger an Land. Ehe der Morgen graute, stand sein ganzes Heer vor der Stadtmauer von Suders. Und König Illjes trug die Sturmfahne.

Erschrocken bliesen die Wächter von allen Türmen, noch unter den Toren

versuchten sich die Heiden zusammenzurotten und die Mauern zu verteidigen. Sie mußten aber vor dem Grimm weichen, mit dem die Fremden anrannten. Bis zur Mitte der Stadt drangen die Langobarden vor, so daß Alberich in Sorgen kam. „Laß die Tore schließen“, riet er, „der Feind bricht sonst nach draußen und zündet dir die Schiffe an.“

Ortnit gehorchte ihm und zog einige seiner Scharen zurück. Darüber wurde der Kampf in der Stadt wieder wilder und heftiger. Auf dem Markt rangen sie um das Banner der Reußen. Herr Iljes verlor dabei viele Recken, die um ihn waren; schon wurde er selbst von einem Keulenhieb getroffen. Alberich, der von Straße zu Straße streifte, sah ihn stürzen. Rasch rief er Ortnit zu Hilfe, und der König brach durch die kampflärmenden Gassen vor. Gewaltig ritt er einen Angriff nach dem anderen gegen die Syrer und hieb mit seinem Schwert Rose die Feinde unter sein Roß. Endlich drang er bis zum Oheim vor. Herr Iljes war in die Knie gesunken; er trug in der einen Hand das Banner, in der anderen das Schwert, mit dem er sich wehrte. Ortnit wollte ihm die Fahne abnehmen, der alte Recke erhob sich aber, wandte sich noch einmal gegen die Syrer und rächte den Tod seiner Mannen. So grimmig war sein Zorn, daß er niemand leben ließ; als Alberich ihm Gewölbe verriet, in denen sich Feinde verborgen hatten, hob er das Schwert sogar gegen die Frauen. König Ortnit mußte selbst das Morden der wütenden Reußen anhalten.

Endlich ergaben sich die von Suders den Fremden. Iljes befahl, das Heerhorn zu blasen, damit die Recken sich sammeln konnten; er ließ die Toten bestatten und die Schwerverwundeten zu den Schiffen tragen.

Der König wollte gleich nach Montabaur aufbrechen, um Burg und Braut zu gewinnen. Dabei mußte, weil außer Alberich keiner die Wege kannte, der Zwerg selbst aufsitzen. Er nahm das Feldzeichen in die Hand und sprengte dem Heer voran, die Männer sahen ihr Banner über dem leeren Sattel schweben.

Viele Berge wurden erstiegen, manche Ebenen durchritten. Endlich schimmerten die Zinnen der Feste auf einem hohen Fels, und der Zwerg gab die Fahne wieder an König Iljes zurück. Dann schlugen die Krieger die Zelte auf und lagerten sich wegmüde. Noch am Abend näherte sich der König mit Alberich und Iljes der Burg, er fürchtete, der Feind könnte zur Nacht Steine und Feuer ins Lager schleudern.

„Dem will ich abhelfen“, meinte Alberich. Er bestieg unsichtbar die Ringmauer, brach die Wurfzeuge des Feindes eines nach dem anderen aus ihren Gestellen und stürzte sie in den Graben. Die Syrer glaubten, daß der Teufel

am Werk sei; König Wildreuter aber raste, als man ihm das Geschehene meldete. „Morgen früh wollen wir uns messen, Ortnit der Hexer und ich. Da werden wir sehen, wer von uns der Stärkere ist!“

Sein Hofmarschall mahnte noch einmal zum Frieden: „Seid klug, Herr, und gebt dem Fremden eure Tochter, ehe uns der Spuk besiegt. Der Langobarde ist einer der mächtigsten Könige, und seine Werbung dient euch zum Ruhm.“

Wildreuter aber verließ sich auf seine vierzigtausend Syrer, schalt den Ratgeber wegen seiner Kleinmut und prahlte ihn an. Alberich stand währenddes daneben, er hörte alles. „Ich fürchte“, sagte er laut, „daß du bald an deiner höchsten Zinne hängst. Eine Schande ist es, daß du dein Kind unter den Heiden hältst!“

Wildreuter wußte sich kaum zu fassen vor Zorn; er warf mit Steinen und mit allem, was ihm in die Hand fiel, nach dem Unsichtbaren, aber der Zwerg wich aus. Dafür spürte der König, ehe er sich's versah, eine fremde Faust in seinem Bart, die zerrte ihn hin und her, daß er vor Schmerz aufheulte. Dann eilte Alberich hinweg, um seinem Sohn zu melden, daß Wildreuter ihn anderntags in der Feldschlacht bestehen wollte.

Früh rief Ortnit seine Leute zu den Waffen. König Iljes ergriff die Sturmfahne, er mahnte die Recken, an den Sieg bei Suders zu denken, und zog gegen die Burg. Auch Wildreuter führte sein Heer vor die Tore.

Die Königstochter, die schöne Sidrat, sah zu, wie die Scharen gegeneinander rückten, sie weinte, daß um ihretwillen so viele Männer sterben sollten, und war vor Herzeleid schier von Sinnen. Die Mutter versuchte sie zu trösten und brachte die Tochter in eine Kapelle; sie riet, zu allen dreien zu beten, zu Christ, zu Mohammed und zu Apollo. Irgendeiner werde wohl helfen.

Als sie nun die Hände rang, spürte die Königstochter, wie ein Unsichtbarer sie beim Arme faßte.

„Komm mit“, sagte er, „du sollst des rechten Mannes Königin werden!“

Sie erschrak von ganzem Herzen, dann traute sie der Stimme, ließ sich trösten und folgte dem Unbekannten.

Inzwischen hatte König Ortnit den Angriff befohlen; bald drängte er Wildreuter trotz aller Tapferkeit und trotz der Übermacht seines Heeres gegen den Burggraben. Die Königstochter sah von der hohen Mauer die Gefahr, in der ihr Vater schwebte. „Schaff Frieden“, bat sie ihren unsichtbaren Führer, „dann soll Herr Ortnit fröhlich werden.“

„Ich will es versuchen“, antwortete der Kleine, „gib deinen Ring als Pfand für meinen Herrn.“ Da reichte Sidrat ihm einen Fingerreif. Alberich eilte damit zum König, sagte ihm an, daß er ein verlobter Mann sei, und bat, die

Waffen zu senken. Herr Iljes aber war so sehr in Zorn geraten, er wollte den Kampf beenden und trieb die Syrer nach Montabaur zurück. Dann lagerte er mit den Seinen auf dem Feld ihres Sieges.

Die Burgmauern waren hoch und gewaltig, wie sollte man die stürmen? Die Herren ratschlagten hin und her. „Brauch eine List, Ortnit", lachte Alberich, „und laß über Nacht die Deinen abrücken. Ich habe einen Fluß gesehen, dahinter liegt ein Waldtal, in dem könnt ihr euch alle verbergen. Nur du selbst sollst noch bleiben und auf die schöne Sidrat warten."

Ortnit folgte dem Wort; er schickte den Reußenkönig mit seinem Heer in die Wildnis. Alberich aber schlich sich wieder in die Burg. „Wann willst du dein Wort erfüllen?" fragte der Unsichtbare die Königstochter. „Es wird morgen noch blutiger hergehen als heute."

„Wie soll ich wohl die Burg verlassen und eurem König begegnen?" klagte die Jungfrau.

Alberichs Blick fiel auf die Götzenbilder im Wallgraben. „Tue vor den Deinen", riet er der Königstochter, „als sei dir von Gott geheißen, die Götzen in ihr Heiligtum zurückzubringen."

Die schöne Sidrat gehorchte. Die Heidenpriester hörten ihre Worte gern und erlaubten ihr den Gang in die Nacht.

Kaum war Sidrat vor der Burg, da nahm Alberich sie an die Hand und führte sie geradeswegs zu dem wartenden Ortnit; der Fürst sah die Jungfrau kommen, er umarmte sie, küßte sie und hob sie auf sein Pferd.

Währenddessen trug Alberich einige der Götzenbilder in die Burg zurück und ließ sie reden:

„Ich bin Apoll, ich bin Mohammed! Fallt nieder und dankt der Königstochter, daß sie uns heimrief." Die Heiden sanken vor ihren Bildmalen auf die Knie, und der Kleine zauste sie und trieb seinen Spaß mit ihnen.

Der König hörte von dem Wunder, daß die Steinmale auf Bitten Sidrats zurückgekehrt seien. Er fragte, wo seine Tochter sei. Man antwortete: „Sie ist bei den Gestürzten vorm Tor, um sie zu beschwören."

„Ihr Esel", brüllte Wildreuter, „was habt ihr nur angefangen. Nie wird meine Tochter wiederkommen, fortgelockt hat sie der Hexer, der unsichtbare Schwätzer." Er heulte vor Wut und befahl seinen schnellsten Reitern, aufzusitzen und der Geraubten zu folgen. „Dabei werdet ihr auch Ortnit treffen", schrie er und versprach dem, der ihm den König brächte, Schlösser und Burgen.

Herr Ortnit hatte die Königstochter und Alberich vor sich im Sattel und versuchte, mit der Geliebten, so rasch es ging, zu seinem Heer zu stoßen. Bald hörte er indes die jagenden Scharen Wildreuters hinter sich, Sidrat ängstigte

sich sehr und bat Ortnit, ohne sie zu fliehen. Er verließ sie indes nicht, erreichte den Waldstrom — Alberich zeigte ihm den Weg — und trug die Jungfrau auf seinen Armen über eine Furt des Wildwassers. Dann nahm er Schild und Schwert und begann gegen die Syrer zu streiten, die ihm watend folgten.

Bis zum Abend wehrte sich Ortnit an der Furt. Das Flußbett füllte sich mit erschlagenen Feinden, schon trat der Bach über die Ufer. Aber auch die Syrer hatten jetzt eine Brücke, um dem Kämpfenden in den Rücken zu gelangen.

Währenddessen war der Zwerg weitergeritten, um die Langobarden und Reußen herbeizurufen. Als Ortnits Kraft schon schwächer wurde, sprengte König Iljes vom Reußenland mit dem ersten Banner heran, aus den Steinen schlugen Funken, und die Schwerter leuchteten, wo sie auf den Feind einhieben.

In der Nacht lagen die beiden Heere einander gegenüber, mit der Frühe begann der Kampf von neuem. Wieder erlahmte der grimmige Iljes vor der Überzahl; er mußte den Befehl dem jungen Ortnit geben. Am Abend drang der über den Bach und trieb Wildreuters Scharen aus dem Feld. Ingrimmig ritt der Heidenherr in seine Feste Montabaur zurück.

Da war der Krieg gewonnen, die Langobarden zogen mit der schönen Sidrat frohlockend nach Suders und schifften sich ein. Noch auf dem Meer wurde die Vermählung zwischen König Ortnit und seinem jungen Weib gefeiert. Neun Tage dauerte danach das Hochzeitsfest in der Burg zu Garten; viele fahrende Sänger kamen und wurden mit reichen Geschenken belohnt.

Auch Alberich nahm an den Feiern teil, er blieb indes unsichtbar und zeigte sich nicht einmal der alten Königin; er wollte wohl nicht, daß die Herren über seine kleine Gestalt spotteten.

Noch viele Jahre beriet er König Ortnit, ehe er in sein uraltes Reich heimkehrte. Und die schöne Sidrat hatte ihn gern und war mit ihrem Gemahl glücklich als Herrin der Langobarden.

Wildreuter und seine Frau vermochten den Verlust ihrer Tochter nicht zu überwinden. Sie waren krank und tranken und aßen wenig, so leid tat es ihnen um die, an deren Schönheit die Eltern allein sich hatten erfreuen wollen.

Eines Tages nun kam einer von des Königs Jägern zu Wildreuter, der ließ melden, er habe ein Mittel, mit dem sein Herr sich an den Langobarden rächen könne. „Wenn du etwas findest, das jenes Volk ausrottet und mir meine Tochter zurückbringt, dann will ich dich fürstlich belohnen“, versprach Wildreuter.

Da erzählte der Mann: „Als ich gestern zwischen den Felsen mit meinen Hunden jagte, traf ich auf eine Höhle, aus der ein Drache hervorkroch. Ich verbarg mich vor ihm, stahl mich aber danach zu seinem Lager, wo ich diese



Eier fand. Schenke sie König Ortnit, dann wird große Not über die Langobarden kommen. Schon regt sich die junge Brut in der Schale." Der Jäger öffnete eine Kiste und zeigte zwei Dracheneier, in denen es murrte und drohte.

„Wie heißt du?" fragte der Heidenkönig.

„Ich bin dein Jäger Fell, und mein Weib heißt Rütz. Schick uns beide mit Geschmeide und Kleinoden zu König Ortnit. Die Frau muß mich begleiten, damit jemand die Eier in der Sonnenglut wärmt und nachts am Feuer hält."

Der arge König folgte dem Rat, und der Jäger zog als Gesandter nach Garten. Dort gab er vor, daß er die Versöhnung der Syrer mit den Langobarden vorbereiten solle, und zeigte Briefe König Wildreuters. Ortnit rief seine schöne Gemahlin voller Freude herbei. „Dein Vater sucht Freundschaft mit mir. Er sendet uns Geschenke. Komm, daß wir sie gemeinsam besehen."

Da öffnete der Jäger Ballen mit Gewändern und Kisten mit Gold und Edelsteinen. Das Beste aber, sagte der Mann, seien die Kröteneier, die kämen aus dem Paradies, gleich hinter dem Reich Syrien, und bärgen ein großes Geheimnis, das der König selbst entdecken möge. Wenn er ihnen, dem Jäger Fell und seinem Weib Rütz, einen Hof zuweisen wolle, werde er die Eier zum Auskriechen bringen und, was daraus entspränge, für den König zähmen.

Sidrat und Ortnit wollten nicht unhöflich sein, sie sandten den Jäger Fell in die Berge von Trient und befahlen ihren Leuten, den Fremden zu helfen. Bald schlüpften die jungen Lindwürmer aus; sie waren so groß, daß man ihnen jeden Tag ein Rind opfern mußte. Zuerst waren sie zahm und friedfertig, dann fürchteten selbst der Jäger und sein Weib die Unholde; eines Tages gaben sie ihnen die Freiheit und flüchteten zum Meer, um nach Syrien heimzukehren.

Als die Pfleger sie allein gelassen hatten, wurde es erst arg; die Drachen fielen in alle Herden ein, sie lauerten an den Waldwegen, entvölkerten die Dörfer und verödeten die Felder. Niemand war seines Lebens sicher, sogar die Städte mußten Tür und Tor fest schließen. Großes Elend kam über das Langobardenland.

Die Kunde davon drang auch nach Garten zu König Ortnit. Es schien ihm aber, daß er selbst durch seinen falschen Glauben an die Treue König Wildreuters Schuld an dem Unglück trüge, und weil er sein Weib vor dem Unmut des Volkes schützen mußte -- denn viele meinten, man müsse an ihr die Tat ihres Vaters rächen —, befahl er eines Tages, daß man ihm Roß und Waffen bringe. Er wollte versuchen, mit den Lindwürmern ein Ende zu machen.

In der Nacht ging er in seines Weibes Gemach, um heimlich von ihr Abschied zu nehmen; als er indes an ihr Lager trat, wachte Sidrat auf, umklammerte seinen Hals und wollte ihn nicht loslassen.

„Was soll mir geschehen, wenn dir etwas zustößt?" schluchzte sie. „Um deinetwillen habe ich Vater und Mutter verlassen."

Herr Ortnit aber wußte um die Pflicht der Könige. Er tat Alberichs Ring an, gürtete das Schwert Rose und ritt trotz heißer Tränen seines Weibes von dannen.

Unterwegs trat sein Vater ihm in den Weg, um ihn zu warnen. Auch er konnte den König indes nicht überzeugen; Herr Ortnit wollte ohne Helfer die Lindwürmer bestehen, die sein Land verheerten. Bis unter die Schneeberge ritt er und entzündete ein Feuer, damit die Unholde seiner gewahr würden. Als die Nacht anbrach, lehnte sich der König an eine Linde und wartete. Dabei übermannte ihn die Müdigkeit, daß er im Stehen einschlummerte.

Die Zweige im Dickicht knackten, der Hund heulte auf, aber der Schlaftrunkene erwachte zu spät. Ein schuppiges Ungetüm kroch aus dem Unterholz hervor, schoß jäh auf den Einsamen los, kämpfte mit ihm und trug ihn seinem Nest zu. Dort sog der Drache dem Ritter zwischen den Panzerringen hindurch das Blut aus den Adern, der kühne Herr der Langobarden erlitt einen elenden Tod.

Nur der treue Hund entkam, er lief zur Burg Garten und bellte kläglich vor der Königin.

Sie erkannte das Tier und wußte auch gleich, welches Unglück es ihr melden wollte. „Ortnit ist tot", schrie die arme Sidrat und verlor ihre Sinne. Das Volk wehklagte fast noch mehr um seinen König, es grollte der Frau, durch die alles Unheil entstanden war. Einsam lebte die Witwe von da an, ohne Vater und Mutter, ohne Schutz noch Hilfe.

Nach einiger Zeit drangen die Edlen des Landes in die Königin, sie solle einem der Fürsten die Hand reichen. Da ließ sie verkünden, sie würde den wählen, der Ortnits Tod an den Drachen rächte. Aber so viele Recken auch auszogen, es gelang keinem, die Unholde zu überwinden. Das Land der Langobarden wurde von Lindwürmern verwüstet und von Menschen leer.

## Hugdietrich

Ungefähr ein Menschenalter bevor der Langobardenkönig Ortnit nach Syrien zog, starb in Byzanz – oder Michelgard, wie die Stadt zu der Zeit genannt wurde – ein mächtiger König, der hinterließ eine Tochter Witegunde und drei Söhne. Der älteste von ihnen hieß Hugdietrich. Er war klein und zierlich von Gestalt, hatte langes goldgelbes Haar wie ein Mädchen, war jedoch ein starker Kämpe. Berchtung, der Waffenmeister bei Hofe, hatte ihn all seine Kunst gelehrt.

Als es an der Zeit war, rieten die Freunde Hugdietrich, sich ein Weib zu wählen. Sie nannten ihm die schöne Hildburg, die Tochter König Walgunds, der zu Salneck herrschte. Es hieß indes, daß schon viele Recken lange vergeblich bei Hofe gedient hätten, ohne die Jungfer zu sehen, und es schien den Freunden ungut, wenn Hugdietrich Jahr und Tag ausbliebe. Sein Volk könnte unruhig werden.

„Ich rate dir zu einer List", sagte Meister Berchtung schließlich. „Verkleide dich als Frau, gib dich für deine Schwester aus und reite nach Salneck."

Sie sprachen vorerst nicht weiter über den Plan, damit kein Gerede unter den Leuten entstünde. Hugdietrich aber bedachte Herrn Berchtungs Rat. Er war oft mit seiner Schwester zusammen und ließ Frauen seines Hofes kommen, die gut nähen und spinnen, stricken und sticken konnten. Bald lernten auch seine Hände Wolle und Seide wirken. Als er genug Kunstfertigkeit gewonnen hatte, lud der König fünfzig Ritter und sechsunddreißig Mägde zu sich, weihte sie in den Plan ein und befahl Berchtung, ihn nach einigen Monaten in Salneck aufzusuchen, um die angebliche Witegunde zu ihrem Bruder heimzubescheiden.

Nach achtzehn Tagen trafen der junge König, Ritter und Mägde wirklich vor der Stadt der schönen Hildburg ein und schlugen ihre Zelte vor den Toren auf. König Walgund wunderte sich, woher die Fremden wohl kämen, er sandte ihnen den Ritter Herdegen entgegen. Der Bote erhielt den Bescheid, Witegunde, die Schwester Hugdietrichs von Byzanz, bäte den König von Salneck um Schutz. Ihr Bruder habe sie vertrieben, weil sie sich geweigert hätte, einen Heiden zum Mann zu nehmen.

Der König erstaunte über die Kunde; er ritt selbst vors Tor, begrüßte die vermeintliche Witegunde und stellte ihr frei, solange sie wolle an seinem Hof als Gast zu leben. Er führte sie sogar zu seiner Königin Liebgard, die die Fremde mütterlich aufnahm. — Als man sie nun so freundlich behandelte, beurlaubte Witegunde ihr Gefolge und sandte es in die Heimat, bis ihr Bruder, so sagte sie, sich wieder mit ihr versöhnen würde.

Witegunde machte sich bald unentbehrlich. Heute half sie der Königin in der Kemenate einen Teppich zeichnen, auf dem Greifen und Adler, Lindwürmer und Löwen zu sehen waren, morgen strickte sie dem Herrscher eine köstliche Mütze. Den beiden Alten gefiel der Gast so gut, sie brachten ihn eines Tages zu ihrer Tochter, um sie mit dem Gespiel bekannt zu machen. Im hohen Burgturm, vor den Menschen verborgen, wohnte Hildburg; die Eltern erlaubten ihr, daß die Fremde als Gesellin bei ihr blieb.

Auch hier wußte Witegunde ihre Künste zu zeigen; die zwei saßen bald bei fraulicher Arbeit nebeneinander und wurden vertraut wie zwei Schwestern. Hildburg lernte neue Arten des Stickens und Wirkens, sogar die Königin kam oftmals hinzu und wünschte nur, daß die arme Flüchtige recht lange in Salneck weile.

Der König tat noch mehr. Er schrieb ein großes ritterliches Fest dem Gast zu Ehren aus; am liebsten wäre ihm gewesen, daß einer seiner Herren die schöne Witegunde gewänne. Wer die Erbin von Byzanz an seinem Hofe hielte, das ließ er heimlich ansagen, den werde er mit Burg und Lehen reichlich versorgen.

Witegunde aber hatte keine Augen für die Freunde König Walgunds, an niemandem fand sie Gefallen. Bald nach dem Fest kehrte sie zu ihrer Freundin Hildburg zurück und lehrte sie Goldfäden wirken und köstliche Behänge zeichnen.

Eines Tages, als Hugdietrich merkte, daß Hildburg ihm aus ganzem Herzen geneigt war, sprach er lange mit ihr, erzählte von seinem Hof und seinem Volk und verriet endlich, daß er nicht Hugdietrichs Schwester, sondern der König selbst sei, und daß er alle Künste nur erlernt habe, um zu ihr zu gelangen. Die schöne Gefangene erschrak erst, dann wurde sie glücklich über alle Maßen, und die beiden herzten und küßten einander.

Danach kam die Sorge über die Königstochter. „Wenn mein Vater von dir erfährt, wird er dich töten", klagte sie.

„Ich schwöre, daß ich nicht von dir lassen werde", sagte Hugdietrich, „und wenn du dich mir ganz anvertraust, will ich dich als Königin nach Byzanz führen."

Hildburg lachte und weinte; sie fürchtete, daß sie beide den Tod erleiden müßten, wenn ihr Geheimnis bekannt würde. Sorgfältig hüteten sie sich vor Fremden, lebten weiter in ihrem Turm und hofften, daß sich eine Gelegenheit zur Flucht böte, oder daß Herzog Berchtung bald käme, um Witegunde zu ihrem Bruder zurückzugeleiten.

Eines Tages, als sie auf den Turm stiegen, um über das frühlinghelle Land auszuspähen, sahen sie in der Ferne fremde Ritter näher kommen, und Hugdietrich erkannte den getreuen Berchtung. Hildburg begann zu weinen, weil ihr Liebster nun reiten mußte und ihr Vater noch nichts von ihm wußte. Sie bat Hugdietrich auch, zu bleiben und zu warten, bis sie ihm ein Kindlein geboren hätte. Der durfte indes seines Volkes wegen nicht länger säumen.

Es war da aber ein treuer Turmwart, der sie bediente. Dem teilten die zwei ihr Geheimnis mit und versprachen ihm großen Lohn, wenn er und sein Weib der Königstochter hülfen.

Dann tauschten die beiden Vertrauten ihre Ringe aus und gelobten einander Liebe und Treue bis in den Tod.

Am Abend wurde Hugdietrich zu Walgund und Frau Liebgard gerufen. Herzog Berchtung, so sagten sie ihm, sei für seinen Herrscher gekommen und bitte die Fürstin heimzukehren. Sie waren traurig und fragten Witegunde, ob sie nicht doch noch eine Weile bei ihnen bleiben wolle.

Es schien, als überlegte die hin und her, was sie tun solle, dann antwortete sie, um ihres Bruders willen müsse sie reiten. Ach, aber sie möchte wohl, daß Hildburg bald bei ihr zu Besuch käme; sie selbst werde sie eines Tages einholen.

Davon wollte der alte König nichts hören; er beschenkte den Gast, und die Königin sah dem Zug der Reiter noch lange nach, als er ins Land hinaussprengte, um, wie sie meinte, zu Hugdietrich heimzukehren. –

Hildburg lebte einsam wie bisher und vom Hof geschieden. Nach einiger Zeit, während ihre Eltern auf Reisen waren, gebar die Königstochter einen Knaben. Der getreue Turmwächter und sein Weib nahmen sich ihrer an und gaben acht, daß es ihr weder an Speise noch Trank gebrach. Das Knäblein aber trug ein



kleines rotes Kreuz zwischen den Schultern, das deutete die junge Mutter als ein gutes Vorzeichen.

Eines Abends nun kam mit dem König die alte Königin heim; sie eilte unangemeldet zum Turm hinüber und klopfte an ihrer Tochter Kammer. Die hatte gerade ihr Kindlein versorgt, und weil der Wächter den Knaben nicht mehr aus der Kammer bringen konnte, ließ er die Wiege an einem starken Seil zum Fenster in den Burggraben hinab. Dann öffnete Hildburg der Königin.

Während Frau Liebgard bis zum späten Abend bei ihrer Tochter weilte, streifte eine Wölfin durch den Burggraben; die fand das Kind und trug es in den Wald zu ihren Welpen. Als die Königin Hildburg endlich verließ und der Wächter den Knaben holen wollte, war die Wiege zu seinem Entsetzen leer. Weil er aber das Leid der jungen Mutter fürchtete, ging der Mann zu ihr und log, er hätte das Kindlein einer Amme übergeben, damit nichts verraten würde.

Am andern Morgen ritt König Walgund auf Jagd. Er traf dabei auf die Wölfin, verfolgte und tötete sie. Er fand sogar ihre noch blinden Welpen und sah zu seinem Erstaunen, daß sie mit einem Kindlein spielten. Kaum traute er seinen Augen, es schien ihm ein großes Wunder, was er da erblickte; er nahm das Knäblein auf, hüllte es in seinen Mantel und brachte es seinem Weib. Die Königin war beglückt über den Findling, sie nannte ihn Wolfdietrich nach seiner Herkunft. Sie gewahrte auch das rote Kreuzlein zwischen seinen Schultern.

Währenddessen sehnte sich Hildburg sehr nach ihrem Knaben. Täglich fragte sie den Wärter und bat ihn, das Kind doch heimzuholen. Eine Weile brachte der Mann Ausflüchte vor, dann begann er zu greinen und verriet, was geschehen war. Er tröstete sie aber gleich und erzählte, daß der König ein Kindlein im Wald gefunden hätte, das niemand anders sein könne als ihr eigen Blut.

Da sandte Hildburg zu ihrer Mutter und flehte, ihr doch das Knäblein zu zeigen, von dem sie gehört habe. Als die Königin es zu ihr trug und es ihr wies, enthüllte Hildburg mit zitternden Händen seine Schultern, sah das Kreuzzeichen, begann vor Freude zu weinen und gestand ihrer Mutter, daß es ihr eigener Sohn sei. Und sie bekannte, wie alles gekommen war. Sie flehte auch, für sie bei ihrem Vater zu fürbitten und Hugdietrich bald zur Hochzeit zu laden.

Der König erboste sich, daß all seine Vorsicht umsonst gewesen war, und wollte im ersten Zorn Tochter und Enkel in den Wald treiben. Um die Stunde aber, da die Königin noch mahnend mit ihrem Gemahl redete, meldete sich eine große Reiterschar vor der Burg. Herzog Berchtung begehrte Einlaß; mit ihm

kam der Werber der schönen Hildburg und verlangte stürmisch, den König von Salneck zu sprechen.

Und Hugdietrich trat vor Herrn Walgund und bat in hohen Ehren um seine Tochter. Es schien dem Alten sonderbar, daß die liebliche Witegunde von einst nun in Eisengewändern einherging, dann aber gefiel es ihm, daß der König von Michelgard sein Schwiegersohn werden wollte. Er versöhnte sich mit ihm, Hildburg brachte dem jungen König das Knäblein, und die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert.

Hugdietrich blieb nicht lange; bald nahm er mit den Seinen Urlaub vom Hof zu Salneck und kehrte nach Byzanz zurück. Dort schenkte ihm die Königin noch zwei Söhne, Boger und Wachsmut. Aber der junge Wolfdietrich blieb den Eltern der Liebste, er war auch der Stärkste unter den dreien, niemand kam ihm gleich an Abenteuerlust und ritterlicher Kunst.

## Wolfdietrich

Lange Jahre lebten Hugdietrich und seine schöne Gemahlin Hildburg glücklich beieinander, und Hugdietrich mehrte sein Reich. Nur die Langobarden unter König Ortnit waren mächtiger als er; Hugdietrich mußte ihnen Zins zahlen, in jedem Herbst schickte er ein Saumroß mit Gold nach der Stadt Garten hinüber.

Danach fand der König auf einem Kriegszug seinen Tod.

Er hatte aber bestimmt, daß, wenn ihm etwas zustieße, Frau Hildburg herrschen sollte, bis sein ältester Sohn, Wolfdietrich, mündig würde. Und ebensolange sollte er bei Herzog Berchtung von Meran ritterliche Sitte lernen. So kam es, daß der Tronerbe außerhalb des Landes aufwuchs, seine Brüder Boger und Wachsmut aber in Byzanz blieben.

Falsche Freunde umgaben die jüngeren Königssöhne, sie rieten ihnen, selbst nach der Krone zu greifen.

Nach einigen Jahren starb auch die Königin Hildburg, und Wolfdietrich wollte sein Erbe antreten. Seine Brüder wehrten sich jedoch, sie hatten verbreitet, Wolfdietrich sei gar nicht seines Vaters Sohn, sondern wie König Ortnit von einem Alben gezeugt, man habe ihn bei den Wölfen im Walde gefunden. Der Waffenmeister Berchtung hörte davon, er brach mit seinen Freunden und sechzehn waffenfähigen Söhnen auf, um Wolfdietrich in sein Land einzuführen. Von Italien bis Griechenland fuhren sie zu Schiff und kamen ohne

Schwertstreich bis dicht vor die Stadt Byzanz; dort lagerten sie in einem großen Walde, und Berchtung und Wolfdietrich beschlossen, vorerst mit Boger und Wachsmut zu verhandeln.

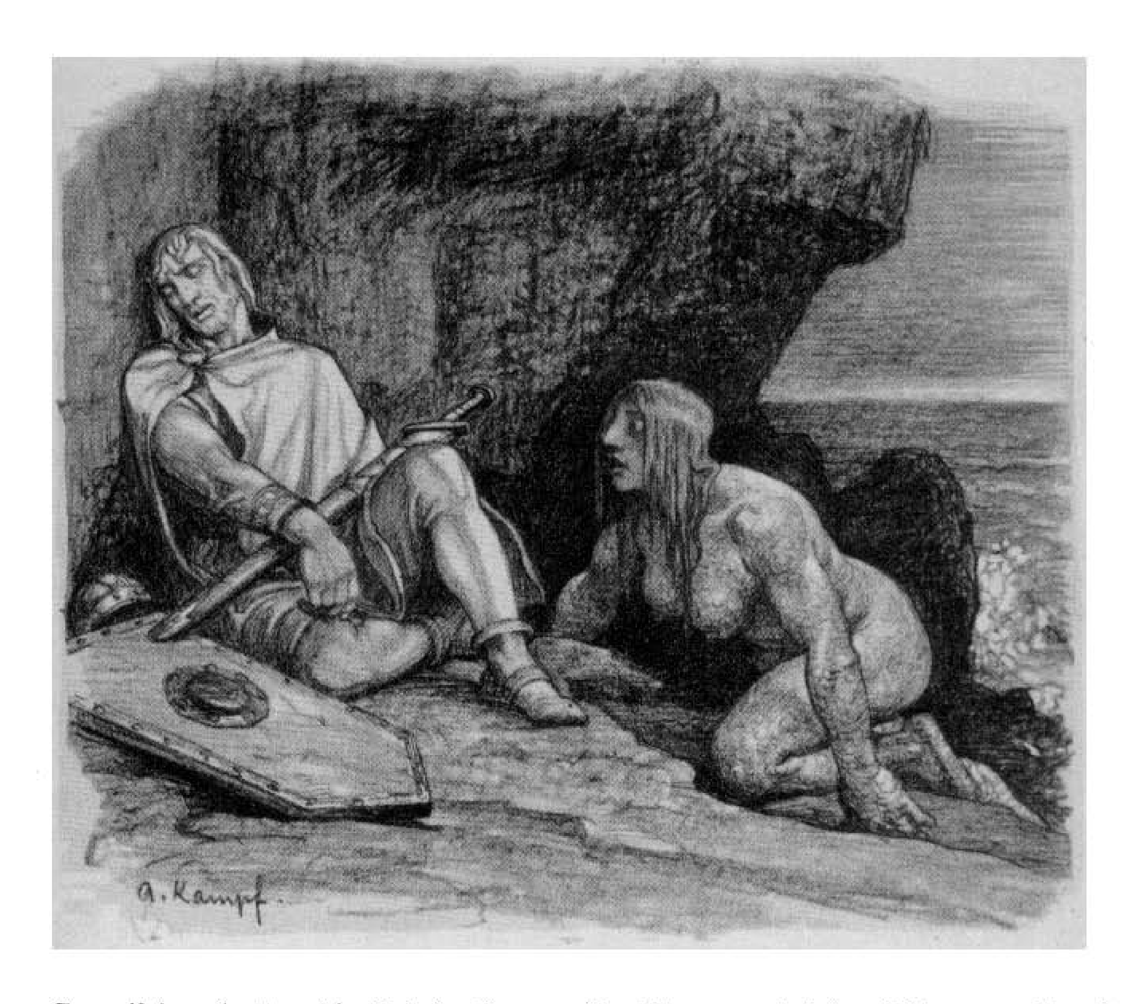
„Hört ihr mein Heerhorn rufen", sagte der Herzog zu den Seinen, „so rückt gegen die Stadt vor, dann sind wir in Gefahr!"

Wolfdietrich und Berchtung ritten in die Burg der Stadt ein, um die Herrschaft des Reiches zu übernehmen. Als sie indes vor die Brüder traten, übersahen die Wolfdietrich, sprachen von ihm nur als einem Wolfsfindling und forderten, daß der alte Herzog Berchtung ihnen als den echten Erben Hugdietrichs den Lehnseid schwüre. Der Waffenmeister wurde böse und warf den jungen Herren schlechte Zucht vor, da riefen sie nach ihren Recken und verlangten, daß man die beiden Friedensstörer ergreife. Wolfdietrich zog sein Schwert und hielt die Schergen zurück, während Berchtung ans Fenster sprang und ins Heerhorn blies, daß es über die Mauern bis zu den Wäldern scholl. Dann gelang es dem Königssohn und seinem Waffenmeister, sich durch Burghof und Stadt bis zu den Toren Bahn zu brechen.

Unter den Mauern strömten die Mannen der Brüder aber so heftig von allen Seiten heran, daß die beiden den Ring nicht mehr zu sprengen vermochten; Herr Berchtung mußte noch einmal ins Horn stoßen. Er blies so gewaltig, daß die Rosse der Feinde scheuten und einige der Ritter in die Speere der eigenen Freunde stürzten. Dann kamen Berchtungs Söhne mit fünfhundert Recken den Bedrängten zu Hilfe. Hart war der Zusammenprall, gleich zu Anfang fielen zwei von Berchtungs Söhnen. Obwohl ihm das Herz heiß schlug, blickte der Alte mit lachenden Augen auf seinen Herrn, damit der den Verlust nicht merke.

Heftig wogte der Kampf unterm Tor; es war indes so, daß die Mannen der beiden Brüder immer neuen Zuzug bekamen und daß Wolfdietrichs Schar kleiner und kleiner wurde. Von Herzog Berchtungs Söhnen fielen noch vier; immer aber, wenn einer die Todeswunde empfing, sah der Alte seinen Herrn lachenden Auges an, um seinen Mut zu wahren. Endlich hielten nur noch zwölf Kämpen zu Wolfdietrich. Da ordneten sie sich wie zum Waffenspiel, durchstießen die Reihen der Feinde und ritten von dannen.

Die Mannen aus Byzanz waren ihnen aber hart auf den Fersen; so kam es, daß die Reiter bei der Verfolgung voneinander getrennt wurden. Die Söhne Berchtungs und ihr Vater retteten sich in einen Wald, Wolfdietrich sprengte in die sinkende Nacht hinaus. Auf unwegsamen Pfaden suchte er die Genossen und ritt Tag um Tag über Berg und Tal, bis er an ein Meer gelangte, das er noch nicht kannte.




Inzwischen hatten die Feinde Herzog Berchtung und seine Söhne umzingelt. Sie riefen dem Waffenmeister zu, er solle sich ergeben, Wolfdietrich sei gefallen, jetzt sei er aller Pflichten ledig und nur noch den Königen Wachsmut und Boger in Lehen. Der Herzog wollte es nicht glauben, er kämpfte weiter, wurde aber schließlich vom Pferd geworfen und gebunden. Als der Getreue nun vor die Könige geführt wurde und sie ihn in Eid nehmen wollten, verlangte er vorerst, seines Herrn Haupt zu sehen. Es wußte indes niemand sicher, wo Wolfdietrich geblieben war.

Die Könige sagten zu dem Alten: „Wie es auch ist, du bist jetzt deiner Eide ledig. Wir lassen dir Land und Burgen, wenn du uns dienst, wie du Wolfdietrich gedient hast."

„Ich bin bereit, euch die Treue zu schwören", antwortete Berchtung. „Wenn ich aber höre, daß Wolfdietrich lebt, und er wieder ins Land kommt, so bin ich meines Wortes gegen euch entbunden." Das wollten die Brüder nicht, sie wurden zornig, ließen den Herzog und seine Söhne aneinanderfesseln und befahlen,

daß sie auf den Mauern der Stadt als Wächter dienten. Da lebten sie fortan, an die Steine geschmiedet, Jahr um Jahr. Mehr aber als über den eigenen Kummer klagten sie um ihren verlorenen Herrn und warteten unaufhörlich, daß sie einmal von ihm hörten oder daß er ihnen Botschaft schickte.

Wolfdietrich war es inzwischen kaum besser ergangen. Als er an das fremde Meer kam, wußte er nicht, wohin nun reiten. Kein Mensch war zu sehen, keine Tierfährte zog durch den wilden Karst, der er hätte folgen können. Nur ein Wildstrom brauste und sandte seine grünen Wasser weit ins brandende Meer hinaus. Da fiel eine große Müdigkeit über den flüchtigen Mann. Er suchte eine Weide für sein Pferd, koppelte ihm die Fesseln zusammen und schlummerte unter einer Klippe ein.

Während der Nacht stieg ein Weib, die „Rauhe Els", aus der Tiefe des Meeres. Sie trug eine Haut von Schuppen, war mit Wassermoos bewachsen und kroch wie ein Bär auf allen vieren heran. Lautlos näherte sie sich dem Schlafenden, zog Wolfdietrichs Schwert aus der Scheide, warf es zur Seite und weckte ihn.

„Wer bist du?" schrie der Überfallene.

„Wer erlaubt dir, mein Land zu betreten?" fragte die Unholdin.

„Ein Unglück trieb mich hierher", erwiderte Wolfdietrich, suchte nach seinem Schwert und fand es nicht.

„Denk nicht an Waffen", sagte die Frau milder. „Ich bin kein Tier, sondern eine arme Verzauberte. Nimm mich zum Weib, so bist du aller Sorgen ledig."

„Wer dir gehört, der müßte wohl für immer fern von den Menschen weilen", schrie Wolfdietrich. „Lieber will ich sterben."

Als er so redete, hauchte die Frau ihn an und warf einen Zauber über den Ritter. Da wußte der nicht mehr, wo er war, irrte rufend durch den Wald und nährte sich von Wurzeln und Beeren.

Nach einer langen Zeit trat die Verwunschene ihm wieder in den Weg. „Kennst du mich noch, König?" fragte sie erbarmend. Er begriff, daß er ihr ähnlich geworden war. „Willst du mich jetzt nehmen, Wolfdietrich?"

„Warst du je ein menschliches Wesen gleich mir", sagte er, „so wollen wir zusammen versuchen, wie wir den Zauber lösen."

Die Rauhe Els führte Wolfdietrich zu einem Schiff, das er vorher nicht gesehen hatte; es brachte die beiden über das Meer zu einer Stadt am Rhein, Altentronje mit Namen, die einst der Verzauberten zu eigen gewesen war. Nahe der Stadt aber gab es für Leute, die einander in Liebe zugetan waren, einen Jungbrunnen, der zur Hälfte kalt und zur Hälfte warm war. Die Rauhe

Els ließ Wolfdietrich vom Wasser trinken und trank selbst davon. Aber es half ihnen beiden nicht. Da befahl die Frau sich Gottes Gnade und sprang in den Brunnen hinein. Als sie wieder auftauchte, war sie jung und weiß, und ihre Wangen leuchteten. „Willst du mich nun für immer gern haben, Wolfdietrich", fragte sie und lachte.

„Ich möchte wohl, aber wie stehe ich vor dir?"

„Spring getrost in den Brunnen, so wirst auch du deine Rauheit verlieren." Der König tat es, und ihm geschah wie dem Weib zuvor.

Danach ritten sie zur Burg der Stadt; Siegminne hieß die Rauhe Els jetzt und wurde von vielen Rittern begrüßt, weithin war ja das Land der Entzauberten untertan. König und Königin lebten bald in Glück und Freude, und Wolfdietrich wußte nichts von seinen Getreuen, die in Michelgard schmachteten.

Nach einiger Zeit aber sang ein Fahrender von Gefangenen in Byzanz; er nannte die Namen, und der Verzauberte besann sich auf alles. Danach erzählte der Spielmann noch von Herrn Ortnit, dem starken König der Langobarden, und Wolfdietrich fiel ein, daß sein Vater ihm hatte Zins zahlen müssen, und daß er sich gelobt hatte, sein Reich von Herrn Ortnits Macht zu befreien. Die Unruhe über die beiden Aufgaben verließ ihn nicht mehr. ‚Ich muß eins nach dem anderen erfüllen', dachte er, sammelte Recken und Mannen von Altentronje, nahm Abschied von Siegminne und zog vor die Burg Garten, Ortnits Königsitz. Er ritt bis dicht vors Tor und erkundete alles, die ganze Nacht hindurch. Vor Morgendämmern sang aber eine Nachtigall so süß, daß Wolfdietrich auf sie horchen mußte und darüber in Träumen und Schlummern fiel.

Als König Ortnit in der Frühe den Wehrgang seiner Burg entlang schritt, sah er jenseits des Grabens einen Fremden, der war über seinem Schild eingeschlafen. Das Pferd stand neben ihm und graste.

„Ein sorgloser Mann", spottete Ortnit, „ich werde ihn wecken müssen!"

Sogleich wappnete sich der Langobarde, ritt aus, stieg vom Pferd und stieß Wolfdietrich mit dem Fuß an. „Wer bist du", fragte er, „kamst du zum Spähen?"

Wolfdietrich fuhr empor; er erkannte, wer vor ihm stand, schalt und forderte den König zum Kampf heraus. Bald sprengten die Herren gegeneinander, daß die Lanzen splitterten, sprangen ab und zogen die Schwerter. Dabei dachte Wolfdietrich an die Getreuen, die in Michelgard warteten, er geriet ihretwegen so sehr in Sorge, daß er sein Letztes hergab. Ungefüge schlug er zu und traf Ortnit, daß ihm das Blut aus Mund und Ohren drang.

Die Königin Sidrat war inzwischen vom Lärm geweckt und gewahr geworden, was sich zutrug. Sie eilte klagend herbei, und Wolfdietrich ließ das Schwert sinken, als er die adelige Frau erblickte.

„Bringt mir Wasser, daß ich ihn labe", rief sie dem Fremden zu, und der gehorchte, suchte einen Brunnen und füllte seinen Helm. Dann wusch die Schöne ihrem Gemahl die Stirn und netzte ihm die Lippen, bis König Ortnit wieder zu sich kam. Er wußte gleich, was geschehen war, und bot dem jungen Ritter Versöhnung an; die Männer beschworen, einander zukünftig gute Freunde zu sein. König Ortnit versprach auch, Wolfdietrich, wie der es forderte, bei seinem Ritt gen Michelgard zu helfen und künftig keinen Zins mehr vom Reich im Osten zu erheben.

Eine Weile blieb Wolfdietrich als Gast des Königs und der Königin am Hof. Frau Sidrat sah ihn oft mit freundlichen Augen an, so daß Ortnit fürchtete, ihre Liebe zu verlieren; er mahnte den Freund an Siegminne, die ihn in Altentronje erwartete. Wolfdietrich wurde traurig, daß er sie vergessen hatte, er nahm Abschied und kehrte heim. Als er seiner Burg nahe kam, ritt sein Weib ihm entgegen; es hatte gerade ausziehen wollen, um ihn zu suchen.

Wolfdietrich hatte nun die erste der beiden Aufgaben erfüllt, die er auf sich genommen. Jetzt sammelte er heimlich viele Mannen, um Herzog Berchtung und seine Söhne zu befreien und um die Stadt Byzanz, sein rechtes Erbe, zu gewinnen.

Es war jedoch noch nicht an der Zeit.

In jenem Frühling drang nämlich ein Riese namens Drussel in Siegminnes Reich ein. Er hatte vor ihrer Verzauberung um sie geworben und war unwirsch, daß ein Fremder ihm bei der Schönen zuvorgekommen war. Als nun der Tag nahte, da Wolfdietrich ausziehen wollte, tat die Königin sehr betrübt und bat ihren Gemahl, noch einmal mit ihr auf Jagd zu reiten. Siegminne wünschte aber, daß er die Gefahren kennenlerne, die ihr, wenn er sie verließ, von jenem Riesen drohten, und führte ihn in die Wälder, die der Drussel zu durchstreifen pflegte. Sie gab acht, daß sie sich nicht von ihrem Gemahl trennte, und hoffte, daß ihre Klugheit und seine Kraft vielleicht noch vor der Ausreise des Argen Herr würden.

Der Drussel hatte jedoch ihr Kommen bemerkt; er sandte, während die Königin ruhte, einen riesigen Hirsch bei den Rastenden vorüber. Gleich sprang Wolfdietrich hoch und schwang sich aufs Roß, um das Tier zu jagen. Da packte der Unhold Siegminne und hob sie auf. Er sprengte mit seiner Beute bis dahin, wo der Rhein ins Meer fließt, lichtete die Anker seines Schiffes und fuhr weit hin über die See auf sein Felseneiland.

Als der König, der dem Hirsch vergeblich gefolgt war, zu seiner Gemahlin zurückkehren wollte, traf er sie nicht mehr. Verzweifelt ließ er das ganze Land nach ihr durchforschen, vergaß wieder die Getreuen in Michelgard, legte ein

Pilgergewand an und zog von Burg zu Burg und von Reich zu Reich, um sein Weib zu suchen. Endlich verriet ihm eine alte Frau, daß ein Riese einst um die Königin geworben hätte. Sie wußte auch von Inseln im Norden, auf denen er hauste. Wolfdietrich brach auf, er fuhr auf wilden Meeren von Eiland zu Eiland und erreichte eines Tages eine Burg, zu der strebten ein Reiter und eine Reiterin, ungleich an Wuchs und Größe. Da hoffte der König, seinem Ziel nahe zu sein.

Am Abend pochte er selbst ans Tor. Dem Wächter, der ihm öffnete, gab er sich als reisender Pilger aus, setzte sich zu den Knechten und erzählte ihnen im Burghof beim Feuer von langen Fahrten und Erlebnissen. Dabei sah ihn der Riese, der über den Hof schritt; er wunderte sich über den fremden Gast und rief ihn zu sich in den Saal, um mit ihm zu speisen.

Zwerge, die aus der Wand stiegen, bedienten die beiden und setzten ihnen Teller und Becher vor. Wolfdietrich blickte sich um, er erkannte den Umhang, den die Königin getragen hatte, als er mit ihr auf Jagd geritten war.

„Was starrst du nach dem Mantel?" fragte argwöhnisch der Riese.

„Er ist köstlich gestickt", sagte der Pilger harmlos.

„Viel schöner noch ist das Antlitz derer, die ihn trägt", prahlte der Unhold und rief polternd nach seiner Herrin. Da trat die Verlorene ein.

„Ihr kommt von weither, Pilgersmann", grüßte sie ihn. Und nach einer Weile: „Sagt, habt ihr nicht von einem König Wolfdietrich gehört und wißt ihr, ob er nach Michelgard ritt?"

„Davon weiß ich nichts", antwortete der Verkleidete. Während auch die Frau sich zu ihnen an den Tisch setzte, fuhr er fort: „Wohl aber habe ich vernommen, daß ein Wolfdietrich am Rhein ein Weib liebgewann, das hieß einst die Rauhe Els und verwandelte sich in Siegminne. Und ich weiß, daß er sie überall sucht und ihr nachtrauert." Des Riesen Frau wechselte die Farbe und begann zu schluchzen. Der Unhold wurde zornig und drohte dem Fremden.

„Laß ihn in Frieden", bat die Gefangene, „um meinetwillen!" Da trank der Riese einen Becher nach dem andern, um seinen Grimm zu löschen, und sein Weib lobte ihn. Auch tat ihm der Pilger so eifrig Bescheid, daß der Unhold schließlich berauscht von der Bank sank.

Als es so weit gekommen war, warf Wolfdietrich die Kutte ab, küßte die Entführte und hieß sie eilig sammeln, was ihr gehörte. Dann zog er Pferde und Saumrosse aus dem Stall, schleuderte Brände in des Räubers Burg, so daß die Zwerge keine Zeit fanden, den Trunkenen zu wecken, ritt mit seinem Weib zum Ufer und segelte mit ihr weit, weit, bis ins Land der Langobarden. Erst bei seinem Freund Ortnit fühlte er sich in Sicherheit.

Eine Weile blieben die beiden nun in der Stadt Garten, denn König Ortnit und Frau Sidrat warnten sie, im Winter über die Alpen zu reiten. Nach einiger Zeit aber bat Siegminne ihren Gemahl, mit ihr nach Altentronje zu reisen; sie hatte Heimweh, fühlte sich krank von dem vielen Leid, das der Räuber ihr angetan, und scheute sich auch vor der schönen Sidrat, der keine andere an Lieblichkeit gleichkam.

König Ortnit begleitete die Freunde bis hoch unter die Berge. Durch Eis und Schnee ritten Wolfdietrich und sein Weib an den Rhein zurück. Die arme Siegminne aber litt sehr unter der Reise, ihre Wangen wurden bleich. Niemand vermochte ihrer Krankheit zu helfen; sie starb, noch ehe der Frühling kam, in ihrer Stadt Altentronje.

Wolfdietrich trauerte um sie, dann ordnete er die Herrschaft seines Reiches, nahm Abschied von der Gruft seiner Königin und zog von dannen, um zu erkunden, wie es um den getreuen Berchtung und seine Söhne stünde.

In einer Pilgerkutte wanderte er durch die Reiche, trug die Brünne unterm Tuch, das Schwert in einem hohlen Stab und wirkte Gutes, wo er Gutes wirken konnte, und half, wo er zu helfen vermochte. Von Land zu Land wurde er verschlagen, stand den deutschen Ordensbrüdern im Heiligen Land bei und kämpfte mit ihnen wider die Heiden. Aber als sie ihn baten, einer der Ihren zu werden, schüttelte er den Kopf und ritt weiter. Riesen und Zwerge querten seinen Weg, und mancher Teufel aus der Hölle erhob sich und konnte Herrn Wolfdietrich doch nicht bezwingen, so hart war sein Schwert und so wacker sein Mut.

Lange Zeit irrte er auch durch heidnisches Land und suchte den Weg nach Michelgard. Dabei geriet er, so heißt es, in ein Reich, über das herrschte der furchtbare König Belian. Jener Belian war ein Messerwerfer, der jeden Fremden, über den er Gewalt bekam, zum Kampf herausforderte.

Wolfdietrich erfuhr davon, er legte sein Pilgergewand ab, gürtete sein Schwert und beschloß, den König zu strafen, denn er verstand sich auf die Kunst des Messerwerfens.

Der wilde Belian nahm ihn gut auf gleichwie alle Ritter, mit denen er kämpfen wollte. An die hundert waren es, die der Heide bisher besiegt hatte, von allen wußte er Weg und Namen. Er fragte auch diesen Gast, woher er komme und wohin er gehe.

Als er hörte, daß der Fremde einst in Michelgard gewesen war, forschte er nach einem König Wolfdietrich.

„Ich kenne ihn nicht", antwortete der Ritter schnell und wunderte sich über die Frage. „Ich heiße Pilgerim und bin von Altentronje."

König Belian hatte aber eine Tochter, die mit ihrem Vater und seinen Gästen zu speisen pflegte. „Es ist gut, daß du es nicht selbst bist", lachte sie. „Man hat meinem Vater geweissagt, Wolfdietrich würde ihn besiegen; er ist arg auf ihn zu sprechen."

Danach begann der König einen Zank mit seinem Gast.

„Wie steht es eigentlich mit deinem Glauben?" fragte er. „Ich hoffe, daß du dich zu Mohammed bekennst, sonst erzürnst du mich!"

„Sprich später darüber", bat die Tochter und blickte Wolfdietrich freundlich an. „Siehst du nicht, daß unser Gast wegemüde und hungrig ist?"

Sie saßen in einem großen Saal von Marmelstein, in dem eine Linde von lauterem Gold stand. Viele Äste hatte sie, und viele gefangene Vögel zwitscherten in den Zweigen. Die Jungfrau wartete ihrem Vater und dem Gast auf und reichte ihnen die Speisen.

„Ich merke wohl", begann der König wieder, „daß du nicht an Mohammed glaubst. Nun bleibt dir nur übrig, zu sterben oder mich zu besiegen. Gewinnst du, fällt dir mein Kind und mein Königreich zu." Er bot dem Fremden einen Becher Wein: „Trink, dir ist er erlaubt!" Das Mädchen aber drängte die Hand mit dem Becher zur Seite. „Es soll kein Trug geschehen", sagte sie sanft. „Warte bis morgen, Vater, vielleicht bekennt unser Gast sich noch zu unserem Gott!" Freundlich geleitete sie den Pilger in seine Kammer und bat ihn, seinen Sinn zu ändern um ihrer beider willen.

Am anderen Morgen trat Wolfdietrich in die Halle, dankte dem König und seiner Tochter noch einmal für die gute Bewirtung und tat, als wollte er Abschied nehmen. Der König schüttelte mürrisch den Kopf und fragte ihn zum letztenmal nach seinem Glauben. Dann drangen Männer ein, schlossen einen Kreis um Wirt und Gast, trugen zwei Schemel herbei und gaben jedem der Kämpen drei Wurfmesser.

„Wir wollen heute zwischen deinem Gott und meinem entscheiden", sagte Belian, „ich hoffe, daß es dir geht wie all denen, die vor dir kamen!" Sie kleideten sich in Leinen, stellten sich auf die Schemel und griffen nach den Messern.

„Dem König gebührt der erste Wurf", erklärte der furchtbare Belian, er zielte lange und schleuderte das Messer; aber Wolfdietrich wußte auszuweichen. Das zweite Geschoß schnitt ihm eine Locke vom Haupt, sonst blieb er unversehrt. Danach warf der Heide zum drittenmal. Der Gast bog sich blitzschnell zur Seite, unter seinem Arm fuhr die Waffe hindurch.

„Wer lehrte dich den Messerkampf", fragte Belian. Und als der Gegner nicht antwortete: „Bist du Wolfdietrich, dann will ich mich dir aus freien Stücken ergeben?"

„Ich sagte dir doch, daß ich König Pilgerim von Altentronje sei!“ Mit den Worten schleuderte Wolfdietrich schon das erste Messer, es verletzte den Gegner am linken Fuß. Das zweite schnitt dem König das Haar aus dem Scheitel, und das dritte traf ihn mitten in die Brust. Da mußte Belian sterben.

„Ach, Tochter“, klagte er, „warum hast du ihm gestern den Schlaftrunk versagt? Du bist an meinem Tod schuld!“

Das Mädchen begann zu weinen.

„Nicht deine Tochter ist schuld“, antwortete der Sieger und gürtete sich. „Wisse, daß ich Wolfdietrich bin und daß das Schicksal mich sandte!“ Er nahm sein Schwert zur Hand, durchbrach die Reihen der Heiden, gewann ein Roß und schwang sich drauf.

Als Belians Tochter nun hörte, daß der, den sie alle gefürchtet hatten, mit List zu ihnen gekommen war, meinte sie, ihres Vaters Tod rächen zu müssen. Auf viele heimliche Künste verstand sie sich und hexte einen weiten See rund um die Burg, damit niemand entkäme.

Wolfdietrich sah sie am Ufer stehen; er gewahrte, wie sie mit ihrem Stab Zauberkreise durch die Luft beschrieb, ritt auf sie zu, riß sie auf sein Pferd und sprang in die Wogen hinein. Rasch bannte sie das Wasser, murmelte einen Spruch, und das Pferd sprengte über eine gläserne Brücke. Als der König aber die Mitte erreicht hatte, verwandelte sich die Königstochter in eine Elster und flatterte zur Burg zurück. Im gleichen Augenblick brach die Brücke unter Mann und Roß ein, der König stürzte mitten in eine fremde Heide, um die rundum viele Feuer brannten; dunkle Gesellen schürten sie.

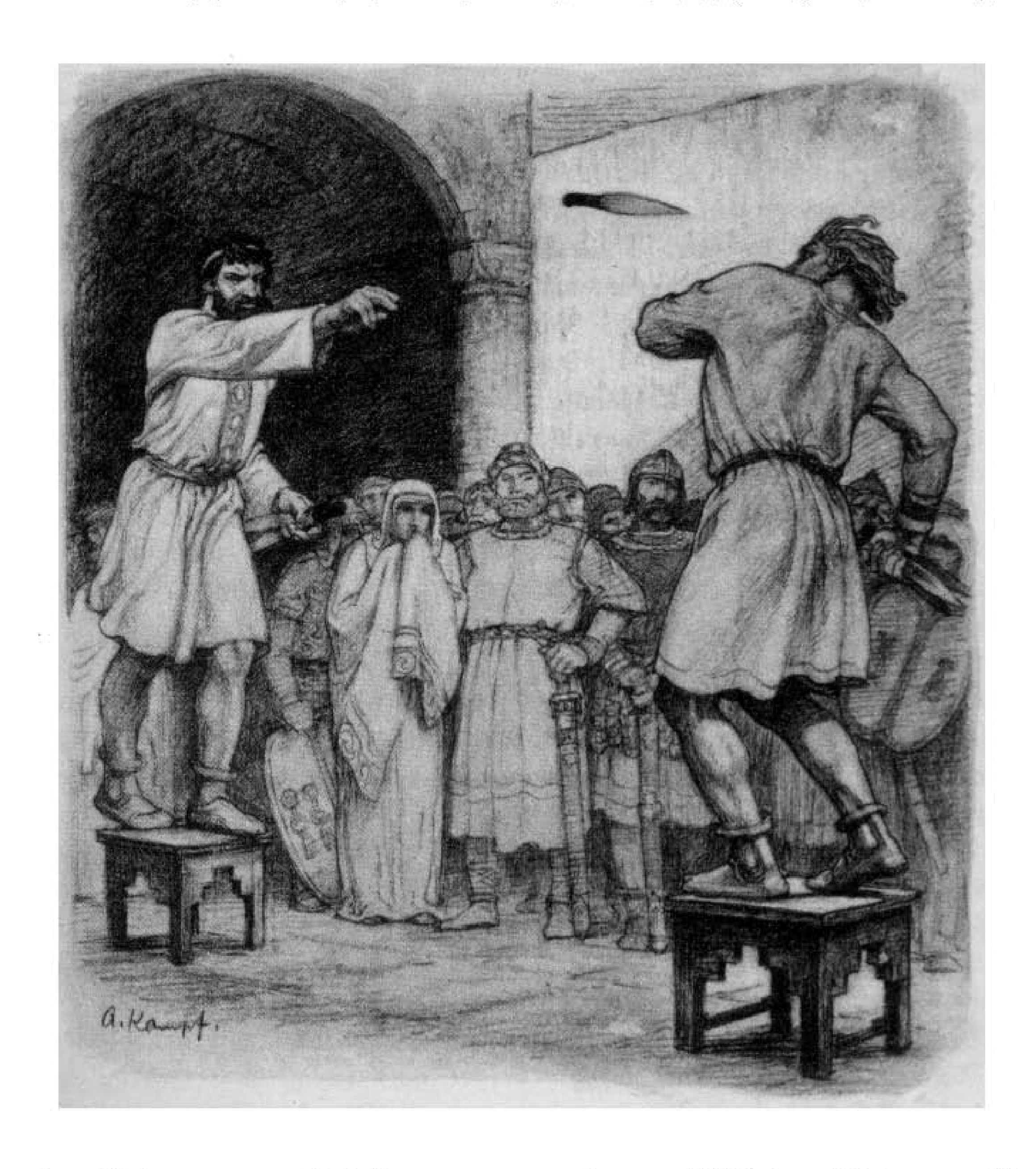
Wolfdietrich verlor den Mut nicht, er griff die Unholde an, erschlug einige von ihnen und sprengte in die Lohe hinein. Da erloschen die Flammen, hinter ihnen aber erhob sich eine gläserne Bergwand höher und höher, so daß es unmöglich schien, sie zu erklimmen. ‚Du armes Herz sollst nicht verzagen‘, dachte der Reiter, ‚nun du so weit kamst, wird Gott alles recht enden.‘ Er hielt auf die Wand zu, und der Berg öffnete sich vor ihm zu einem langen Tal. In einem grünen Wald fand sich der Reiter wieder, die Vögel zwitscherten, und im Gras murmelten die Quellen.

Er war aber in Wirklichkeit über das Meer und durch viele wilde Gebirge geritten, ohne es zu wissen.

Als Wolfdietrich sich besann und die Menschen ansprach, denen er begegnete, war er in König Ortnits Reich und wieder weitab von der Stadt Byzanz, wo seine Freunde auf ihn warteten. Er blieb indes guten Mutes und ritt in die Stadt Garten ein. Dort fand er viele Bekannte, aber alle waren in großer

Trauer. Seit Jahresfrist wurde König Ortnit vermißt. Die schöne Königin Sidrat wandelte klagend durch die Halle ihrer Burg.

Von den Hofleuten erfuhr Wolfdietrich, was sich zugetragen hatte. Gegen



einen Lindwurm war Ortnit ausgezogen und war nicht heimgekehrt; verwaist war der Tron der Langobarden.

Wolfdietrich erbot sich, den König zu rächen und es mit dem Drachen aufzunehmen, aber seine Freunde warnten ihn voll Sorgen. Viele kühne Männer

waren schon in das Waldgebirge eingeritten, um für die Königin den Streit zu wagen und damit Land und Hand der schönen Frau Sidrat zu gewinnen. Kein einziger war zurückgekehrt.

Jüngst noch, so sagten sie, sei Graf Wildung von Piterne in die Berge gezogen, seitdem hätte man nicht mehr von ihm gehört.

Wolfdietrich ließ den Mut nicht sinken. Er nahm Urlaub von der weinenden Königin Sidrat und bat sie, ihn in gutem Gedenken zu halten, wenn sie ihn nicht wiedersähe. Dann ritt er aus. Bauern, die vor dem Drachen auf der Flucht waren, wiesen ihm den Weg in das Waldgebirge. Danach zeigte ihm ein Hagemann, von Wipfel zu Wipfel klimmend, wo des Wurmes Höhle lag. Auch er blieb zurück, als der Baumwuchs ein Ende hatte.

Während der König nun durch Karst und Krüppelkiefern drang und in den Schneemulden nach den Spuren des Feindes suchte, hörte er hinter Felsschollen einen gewaltigen Lärm. Der Lindwurm war nahe; ein Bär war mit ihm in Streit geraten. Wolfdietrich sprang vom Pferd und warf seinen Speer. Der prallte an der Hornhaut des Wurmes wie von einer harten Steinwand ab.

Wohl aber ließ der Drache vom Bären ab und ringelte sich auf Wolfdietrich zu — vierundzwanzig Füße hatte das Untier und war an die zwölf Ellen lang. Zuerst packte es des Königs Roß, das sich vor Schreck nicht zu bewegen vermochte, dann versuchte es, Wolfdietrich mit dem Zagel niederzuschlagen. Es traf jedoch nur den Schild, der in drei Stücke zersprang. Jetzt nahm der König den Unhold mit dem Schwert an, hageldicht fielen seine Hiebe. Der Schuppenpanzer schien indes unverletzlich; auch der Bär, der Wolfdietrich zu Hilfe kam, vermochte den Drachen nicht zu versehren. Der tötete gemach das Pferd und riß den Bären.

Der König versuchte, das arme Tier zu befreien, er packte das Schwert mit beiden Händen und hieb furchtbar auf des Lindwurms Haupt. Da zersprang die Klinge. Der Schweif des Wurms aber umschlang den Wehrlosen. Mit dreifacher Beute kroch der Drache durch den Wald seiner Höhle zu, fünf junge Lindwürmer reckten ihre Köpfe und warteten auf Atzung.

Der Alte schob ihnen die Beute zu und zog gleich auf neuen Raub aus.

Die Lindwürmer wurden mit dem Bären bald fertig, sie verzehrten auch das Pferd. Dann waren sie satt, und weil sie Wolfdietrichs Rüstung nicht zerbeißen konnten, spielten sie mit dem Gefangenen und warfen ihn einander zu, bis er die Sinne verlor.

Um Mitternacht kehrte der Drache in seinen Horst zurück, und Wolfdietrich erwachte aus seiner Ohnmacht. ‚Hätte ich ein Schwert‘, dachte er. Das Mondlicht fiel auf eine alte Klinge, die lag zwischen Gerippen und zerrissenen Ge-

wändern. Es war aber König Ortnits Schwert Rose, Wolfdietrich erkannte es am Schmuck des Knaufs, und der Ingrimm kam über ihn. Auf einen Fingerreif traf seine tastende Hand, auch er gehörte dem Toten. Da zog Wolfdietrich das gute Schwert Rose zu sich heran, schlich zu den schnarchenden jungen Drachen, und es gelang ihm, einen nach dem anderen zu erstechen. Der letzte nur hob an zu klagen, so daß der alte Wurm erwachte. Er reckte sich, wollte zu seinen Jungen und kroch an Wolfdietrich vorüber; da stieß der ihm das Schwert bis ans Heft in die Weichen. Mit entsetzlichem Geheul bäumte sich der Drache auf, suchte den Ausgang der Höhle und stürzte leblos zu Boden.

Der Morgen leuchtete in die Schlucht. Wolfdietrich grüßte den Tag, er grüßte die singenden Vögel. Dann trug er Sorge, dem Gebein König Ortnits mit dem Schwert ein Grab zu schneiden. Er fand einen moosigen Grund und bettete den Toten voll Liebe. Seinen Ring aber nahm er an sich.

Als er sich nun umsah, fiel ihm ein, den Lindwürmern die Zungenspitzen abzuschneiden, um sie als Bürgschaft für seinen Sieg bei sich zu behalten. Danach suchte er sich fröhlich aus den Bergen ins Land der Menschen zurück. Er verirrte sich aber im Waldgebirge, er hatte ja niemand, der ihn führte.

Kurze Zeit danach erreichte auch Graf Wildung aus Piterne mit den Seinen die Höhle des Lindwurms. Er ließ seine Leute zurück, drang allein zum Horst und sah, daß schon ein anderer das Werk verrichtet hatte. Der Graf war froh und unfroh darüber, machte viel Lärm, als kämpfte er mit dem Drachen, und rief seine Mannen herbei. Prahlend zeigte er ihnen die Beute, schlug vor ihren Augen den Unholden die Köpfe ab und befahl, sie auf Saumpferde zu laden. Dann ließ er sich als Drachentöter feiern und ritt eilig nach Garten zurück. Er erreichte die Stadt früher als Wolfdietrich, der sich in den Bergen nicht zurechtgefunden hatte, trat vor die Königin, ließ die Drachenköpfe vorweisen und bat Sidrat um ihre Hand. Die arme Frau hatte kein Recht, sich ihm zu weigern; es schien alles wahr, was der von Piterne vorbrachte, und die Hochzeit wurde angesagt.

Bald darauf kehrte auch Wolfdietrich aus den Bergen zurück. Er hörte von den Leuten, daß ein Graf Wildung die Lindwürmer getötet hätte, und erstaunte sehr. Ein Pilgergewand legte er an und schlich sich in die Königsburg, um sein Recht zu fordern. Schon saß in der Halle die schöne Sidrat neben dem Drachenkämpfer beim Hochzeitsmahl.

Nun kam es so: Als die Königin die Blicke schweifen ließ und den frommen Mann unter den Gästen gewahrte, dünkte sie das Gesicht bekannt. Sie befahl, einen Becher mit Wein zu füllen und ihn dem Fremden zu bringen. Der trank ihn aus, warf König Ortnits Ring hinein und schickte ihn der Königin zurück.

Sidrat erschrak sehr, sie erkannte den Ring ihres toten Gemahls, begann zu klagen und hieß den Pilger näher kommen. „Wo hast du das Kleinod gefunden?“ fragte sie.

„In der Höhle des Drachen“, antwortete der Unbekannte. Da horchten die Menschen überrascht auf.

„Willst du's gar sein, der den Drachen erschlug?“ forschte die Königin. „Sieh, auch der Ritter an meiner Seite hat das gleiche getan.“

„Er log, meine Königin!“

Graf Wildung fuhr wütend auf und befahl, den Vorlauten zu strafen. Sidrat aber gebot Schweigen. „Wer bist du, Fremder?“

Wolfdietrich schlug die Kutte hoch. „Liebe Herrin, ihr sollt nicht vergeblich fragen. Ortnits Freund bin ich und habe ihn mit seinem Schwert Rose gerächt.“

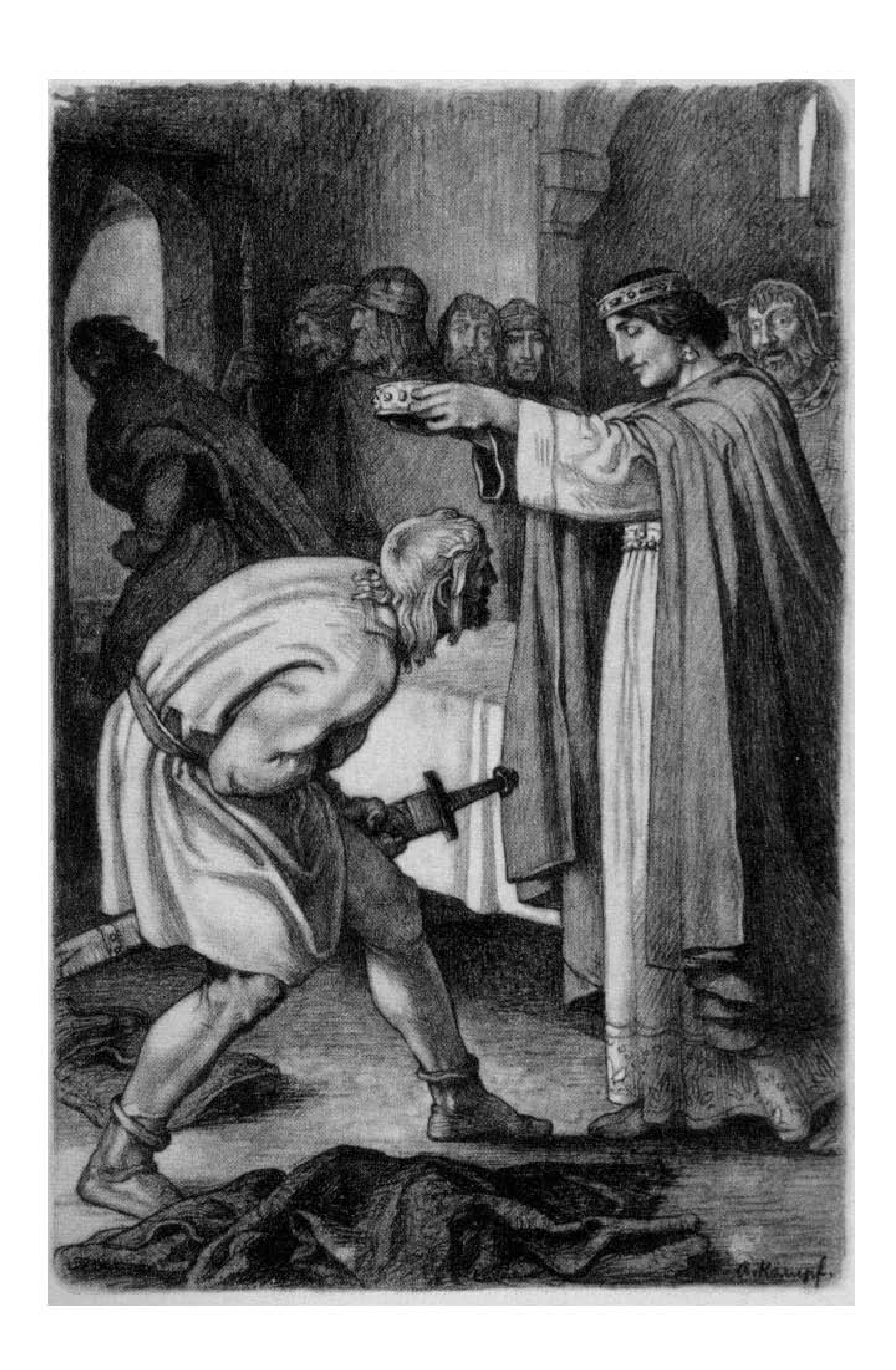
Graf Wildung schrie, die Diener sollten sofort die Drachenköpfe herbeibringen, um diesen Fremden zu belehren, und die Männer beeilten sich.

„Fürwahr, euer Bräutigam war ein Held, Frau Königin“, spottete Wolfdietrich, „hat toten Lindwürmern die Köpfe abgeschnitten!“ Er warf seine Pilgertasche auf den Tisch und öffnete sie. „Gab es je züngelnde Drachen ohne Zungen?“ fragte er. „Blickt ihnen in die Rachen!“ Während die Leute noch Nachschau hielten und lachten und das Wunder bestaunten, schlich sich der Bräutigam aus dem Saal, und man ließ es zu. Frau Sidrat aber hob Ortnits Krone auf des Freundes Haupt und hieß ihn auf dem Stuhl Platz nehmen, der an ihrer Seite leer geworden war. —

Wolfdietrich begann nun, wie einst sein Freund Ortnit, mit Kraft und Weisheit über das Land der Langobarden zu herrschen. Bald hatte er Recken und Macht genug, um den Zug gegen seine Brüder in Byzanz zu wagen. Er bot die besten Männer der Herrschaft Tronje auf und wählte dazu dreitausend Degen unter den Langobarden. Die arme Sidrat weinte, als er auszog. „Warum willst du um jener Gefangenen willen so viele Menschen dem Tod opfern?“ klagte sie. „Laß die wenigen sterben, damit die anderen leben!“

Wolfdietrich konnte indes die Getreuen nicht vergessen, die auf ihn warteten. Er nahm Abschied von der schönen Königin und bat sie nur, wenn ihm ein Kind geboren würde, so möge sie es Hugdietrich nach seinem Vater nennen. Würde es ein Mädchen, so solle es Amelgart heißen wie Ortnits Mutter. Danach schiffte er sich mit seinen Recken ein und fuhr nach Michelgard.

Unbemerkt erreichten sie wieder den großen Wald, keiner der Strandläufer wurde ihrer gewahr. Während der Nacht drang Wolfdietrich als Späher bis unter die Wälle der Stadt. Er hörte Wächter oben auf der Mauer, er hörte sie



seufzen und klagen, und es war ihm, als würde sein Name in eine weite Ferne gerufen. Da wußte er, daß seine Getreuen noch immer in Ketten wachten.

Der König konnte es nicht lassen, er sprach zu ihnen hinauf: „Gefangene Mannen, was gebt ihr dem, der euch Kunde bringt von Wolfdietrich?"

„Hätten wir etwas zu eigen, wir möchten euch alles schenken, Fremder", klang es durch das Dunkel zurück.

„So gebt mir Brot, um meinen Hunger zu stillen. Ich bin ein armer Pilger."

Einer der Wächter antwortete: „Um unseres Herrn Wolfdietrich willen geb' ich dir mein Brot." Er warf es von der Mauer herab.

„Dank euch", rief der Pilger zurück, „und freut euch, ihr lieben Getreuen. In wenigen Stunden ist Wolfdietrich bei euch!"

„Wäre es wahr, wir wollten drum noch einmal alle Not erdulden!"

„Hört an, ich selbst bin Wolfdietrich. Euer König kam, euch zu befreien!" Als die Gefangenen das vernahmen, war ihre Freude so groß, es gelang ihnen, die Ketten zu zerbrechen, so daß sie frei und ledig dastanden und sich mit Leitern und Stricken von der Mauer herablassen konnten. Voll Glück suchten sie ihren Herrn und küßten ihn.

„Wo ist euer Vater, wo ist Graf Berchtung", fragte er in Sorge.

„Er ist seit langem gestorben", antworteten die Söhne. „Aber er starb gern für euch, König, und hieß uns immer hoffen, daß ihr zu unserer Rettung kommen würdet."

Währenddes war es auf den Burgmauern unruhig geworden. Der Morgen graute, die Aufseher hatten gemerkt, daß die Gefangenen entronnen waren. Das Stadttor öffnete sich, Reiter suchten die Flüchtenden. Der älteste der Berchtungssöhne, Herzog Herbrand, sah sie nahen. „Ach, lieber König, wir haben keine Waffen, wie sollen wir euch helfen?"

Wolfdietrich hieß die Gefangenen hinter sich treten, er stieß ins Horn und rief seine Recken im Wald zum Kampf. Dann stellte er sich allein gegen die Verfolger und ließ einen nach dem andern in sein Schwert laufen. Und jedesmal, wenn er einen erschlagen hatte, rüstete sich einer der Berchtungssöhne mit den Waffen des Gefallenen, so daß die Schar der Helfer wuchs. Als die zehn Mannen gewappnet waren, rückte auch Wolfdietrichs Heerbann heran. Aus den Toren aber brachen viele Ritter der Brüder Boger und Wachsmut, um ihre Stadt gegen Wolfdietrich zu verteidigen.

Eine große Schlacht erhob sich unter den Mauern von Byzanz. Die Berchtungssöhne, die ihre langen Jahre der Gefangenschaft rächen wollten, und Wolfdietrich, der um sein Reich kämpfte, waren indes übermächtig in ihrem Grimm, sie vermochten die Könige Boger und Wachsmut zurückzudrängen und

folgten ihnen. Am Abend mußten die Herren von Byzanz Burg und Stadt übergeben und ihren Bruder um Gnade bitten.

Wolfdietrich nahm den Tron des Reichs ein, er befahl, die Brüder zum Gericht vor sich zu führen, und ernannte die Berchtungssöhne zu Richtern. Die einstigen Gefangenen waren jedoch so froh, daß sie wieder ihrem Herrn dienten, sie hatten den Haß gegen ihre Peiniger vergessen und baten den König nur um das eine, für immer bei ihm bleiben zu dürfen. Da verzieh auch Wolfdietrich den Brüdern und gab ihnen das Griechenreich zum Lehen. Er selbst kehrte zu Frau Sidrat zurück. Dort belohnte er die Berchtungssöhne mit der Herrschaft von Breisach, Garten und Kärnten.

Aus Berchtungs Blut gingen später hervor Hildebrand, der Waffenmeister, und Ilsung, der Sänger. Dem König selbst wurde ein Sohn geboren, von dem, so heißt es, drei große Herren abstammten: König Ermanrich, König Harlung und König Dietmar, dessen Sohn wieder Dietrich von Bern war, von dem wir noch erzählen.

Lange lebten Wolfdietrich und Frau Sidrat und herrschten von Garten und später von Romaburg aus über ihre Länder. Und weil sie stark waren, wahrten sie den Frieden. Die Schiffe fuhren in Sicherheit übers Meer, und die Bauern brauchten keine Unholde auf ihren Feldern zu fürchten.

## Das Nibelungenlied

### I

Von vielen Wunderdingen melden die Mären alter Zeit, von hochgerühmten Helden, von herrlichem Mut, von Freuden und Festen, aber auch von Weinen und Klagen und vom Streit der Recken und ihrer Mannen.

Zu Worms am Rhein, so heißt es, wuchs eine Königstochter, Kriemhild mit Namen. Von ihrer Schönheit wurden schon früh viel preisende Lieder gesungen, ihre edle Sitte war die Zier des Hofes. Und doch sollte manch tapferer Degen um ihretwillen Leib und Leben verlieren.

Drei kühne Brüder schützten Kriemhild. Gunther war der älteste der Könige, nach ihm kam der starke Gernot und endlich der junge Giselher, der Liebling seiner Schwester. Reich war das Land der Burgunden, und reich waren die Stadt Worms und die Königsburg. Noch sorgte Kriemhilds Mutter, Frau Ute, für den Hof am Rhein; viel gute Helden standen ihr und den jungen Königen zur Seite. Da war mit seinem Bruder Dankwart Herr Hagen von Tronje, der



an König Etzels Hof als Geisel aufgewachsen war und jetzt in Worms seine Verwandten beriet; da waren die Markgrafen Gere und Eckewart, da war der Sänger Volker von Alzey, einer der kühnsten der Degen. —

Klug und mahnlich hütete Frau Ute ihre Tochter. Einst träumte Kriemhild, sie zög einen Falken auf, der ihr Liebling wurde, stark, schön und wild, wie er war. Als sie ihn eines Tages auffliegen ließ, packten vor ihren Augen zwei Adler den stolzen Vogel und zerrissen ihn. Da schien es ihr, als wenn auf Erden größeres Leid nicht geschehen könnte. Sie erzählte den Traum ihrer Mutter, Frau Ute. Die deutete ihn der Tochter: „Der Falk, den du dir zogst, war ein edler Ritter, den du gewinnen wirst. Möge Gott ihn behüten, sonst ist es um ihn getan!"

Kriemhild glaubte der Deutung nicht. Ach, niemals wollte sie einem Mann zu eigen gehören, niemals sollte ihr aus Liebe Kummer blühen. „Ohne Reckenminne will ich leben", sagte sie der Mutter. „Bei dir will ich bis zu meinem Tode bleiben."

„Sprich nicht so", mahnte Frau Ute. „Freude bringen Mutter und Brüder, größeres Glück bringt ein lieber Gemahl. Meine Tochter ist schön; ich werde Gott bitten, ihr unter allen Rittern den wackersten zu geben."

„Laß ab, liebe Mutter", flehte Kriemhild, „ich habe von der Minne zuviel Bitteres gehört. Ach, alle Lieder singen davon, wie Liebe mit Leid belohnt wird. Ich will sie beide meiden."

Fern vom Spiel der Verliebten am Hofe hielt sich Kriemhild. Die Zeit ging, keiner der Ritter wagte, sich ihr zu nähern, bis sich eines Tages das Geschick auch an ihr erfüllte und sie einen der Kühnsten gewann, den Falken ihres Traumes. Ach, er mußte früh sterben, und blutig hat die milde Kriemhild den Tod des Mannes gerächt, dessen Liebe sie hatte fliehen wollen.

Zu Xanten im Niederland lebte um die Zeit Siegfried, König Siegmunds Sohn. Viele Recken hatten sich um ihn gesammelt; mit ihnen zog er von Land zu Land, um Ruhm zu erwerben. Noch ehe er zum Mannesalter gereift war, hatte seine Hand schon manche Wunder getan; hohe Ehren fielen ihm zu, und die Frauen dachten in Minne an den jungen Königssohn. Oft rühmte man das Niederland nur um dieses einen Recken willen, der rechtlich, redlich und in guter Zucht mit seinen Freunden lebte. Auch beriefen König Siegmund und Siegfried viel kluge Männer an ihren Hof, denen die Vergangenheit und die Namen aller Völker wohlbekannt waren. Die erzählten wiederum überall von dem zu Xanten, sie erzählten von Siegfrieds Stärke und Schnelligkeit, die so gewaltig waren, daß kaum ein anderer Mensch ihm gleichzukommen vermochte.

Als es nun so weit war, daß der König sich altern fühlte, da schickte er Boten aus, die luden nach seinem Befehl Ritter aus aller Herren Länder zu einem großen Hoflager und suchten edle Knappen, die würdig wären, mit dem jungen Siegfried zusammen zum Ritter geschlagen zu werden. Alle Gäste aber, die in Xanten einritten, erhielten Roß und Gewand vom König, dazu Wein und Brot; ohne Sorge sollten sie die Woche des Festes verbringen. Mägde nähten silberne Borten auf die Kleider der jungen Degen und faßten Steine ein, die Spangen und Gewänder schmückten; an jenem ersten Tag dienten auch die Herren den Knappen in Kurzweil und Freude.

König Siegmund hatte das Fest auf die Sonnenwende gelegt. Bald nachdem sich der Morgen erhoben, zog man ins Münster, um Gott zu ehren. Von dort

eilten die Herren zu den gesattelten Rossen, und auf dem Burghof begann das Waffenspiel. Bis in die Säle der königlichen Burg drang der Lärm vom Brechen der Schäfte; von hohen Gerüsten schauten die Frauen dem Lanzenkampf der Knappen zu. Dann befahl der Wirt das Stechen zu enden und führte die Gäste zu Tisch. Wein bot er den Ermüdeten, fahrende Meister sangen ihre Lieder und priesen Siegmunds Land. Als die Freude am höchsten stieg, rief der ritterliche König die Knappen zur Schwertweihe.

Am Abend des Tages – schon sammelten sich die Gäste zum Nachtmahl – erhob sich der König noch einmal und sagte, er sei seines Amtes müde; bald werde er Siegfried, seinem Sohn, Herrschaft und Burgen verleihen. Frohlockend hörten es die Jungen, und selbst die Alten meinten, diesem Königssohn würden sie mit Freuden untertan sein.

Einige Tage danach, als das Fest beendet und die Gäste heimgeritten waren, trat Siegfried vor seinen Vater. Er dankte ihm für Burgen und Erbe und sagte doch, er wolle die Krone nicht tragen, solange der König selbst noch rüstig sei. Durch viele Lande möchte er reiten, um der Gewalt zu begegnen, das Recht zu schützen und Abenteuer unter fremden Völkern zu bestehen.

Von der schönen Kriemhild sprach man viel rheinauf und rheinab. Auch nach Xanten drang die Kunde von ihrer adeligen Zucht. Aber man wußte, daß es bis dahin noch keinem gelungen war, Kriemhilds Huld zu erringen. Ach, die wenigsten hatten sie gesehen.

Siegfried hörte des Rühmens viel. Er erinnerte sich wohl des Mädchens, das er einst aus der Höhle des Riesen gerettet hatte; eines Tages redete er mit seinem Vater über die Königstochter in Burgund. Ehe er die Krone trüge, so sagte er, wolle er ein Weib gewinnen. Nach Worms werde er reiten, Siegmund solle sich der Wahl seines Sohnes nicht schämen.

Der Vater kam in Sorge. Er kannte König Gunther und seine Macht und versuchte, den Jungen von der Werbung um Kriemhild abzubringen. Aber allem, was man ihm vorhielt, wußte Siegfried zu begegnen. „Niemals werde ich ohne einer edlen Frau Zucht über das Niederland herrschen, und keine Krone werde ich tragen, wenn ich nicht nach eignem Herzen wählen darf." Da besann sich der König und bot dem Sohn an, ihm ein Heer auszurüsten, um gegen die Burgunden zu ziehen. „Es sind starke Degen am Hof, sie könnten dir deine Werbung verübeln", warnte der alte Siegmund. „Von Hagen hörte ich, daß er übermütig im Wort und hoffärtig im Sinn sei."

„Erlange ich Kriemhild nicht im guten, kann ich immer noch zum Kampf rufen", versetzte Siegfried. „Was soll mir ein Heer von Recken? Mit denen, die

meine Sippe werden sollen, will ich keinen Krieg, auch bringen große Heerfahrten viel Frauenleid. Ich werde mit zwölf Gesellen Kriemhild aus Herrn Gunthers Land holen."

Der König wurde betrübt, aber er mußte, da Siegfried im Guten oder Schlimmen nach Worms ziehen wollte, schließlich seinem Wunsch willfahren und rüstete ihm die Reise. Mit rotem Gold ließ er das Reitzeug des Sohnes beschlagen, lichte Panzer, feste Helme und schöne Schilde waren der Recken Schmuck. Als der Reisetag nahte, klagten viele im Volk; Frauen und Männer fürchteten, die jungen Degen nie wiederzusehen. Siegfried aber war guten Mutes; er suchte den König auf, um Urlaub zu nehmen, und tröstete ihn. „Ihr sollt euch nicht um mich sorgen, Herr Vater, ich reite, um euch die edelste Tochter zu bringen." Es blieb indes ein großes Weinen unter Frauen und Mägden, gleich als ahnten sie, daß man die Fahrt nach Worms noch schwer werde entgelten müssen durch lieber Freunde Tod.



Sieben Tage brauchten die Männer, dann ritten sie in die Burg der Burgunden ein, kaum sah man ihnen, ihrer Wehr und ihrem Gewand die lange Reise an. Herrn Gunthers Knappen eilten sich, die Fremden zu empfangen, so wie es Sitte war; die Pferde wollten sie ihnen abnehmen und die Schilde. Siegfried aber befahl seinen Leuten, im Sattel zu bleiben; seine Rast sei vielleicht nur für kurze Zeit, sagte er und schickte einen Boten zu Gunther.

Währenddessen war dem König gemeldet, daß auf dem Hof unbekannte Herren in kostbarer Wehr eingeritten seien.

„Sendet nach Hagen", rief er, „dem sind alle Reiche und fremden Länder kund." Der Tronjer schritt ans Fenster und prüfte Waffen und Rosse, aber er kannte die Männer nicht. „Der da kam, scheint mir einer der besten Degen, die ich jemals sah", übersann Hagen. „Es wird Siegfried von Xanten sein; er ist der letzte, dem ich noch nicht begegnete. Ja, der Niederländer ist's", erklärte er den Fürsten, „Siegfried, der die Nibelungen zwang, ihm den Hort der Götter herauszugeben, Siegfried, der das Schwert Balmung aus der Hand der Zwerge nahm und Alberich die Tarnkappe entriß. Noch ein Abenteuer ist mir bekannt; ich weiß, daß Siegmunds Sohn einst einen Lindwurm erschlug und hörnene Haut bekam. Empfangt ihn königlich, das ist mein Rat!"

„Wir wollen ihm entgegengehen", sagte Gunther.

„Daran tust du recht, König!" lachte Herr Hagen mit harter Stimme. „Dieser Mann hat eine Gebärde an sich, als sei er nicht um Kleinigkeiten eingeritten."

Höflich schritt der Wirt mit seinen Recken auf den Gast zu. Der sprang aus dem Sattel und grüßte, wie es sich vor Königen geziemt.

„Was sucht ihr in Worms?" fragte Gunther. „Seid willkommen, Fremder!"

„Ich bin Siegfried, König Siegmunds Sohn", antwortete der vom Niederland, „spreche ich mit dem König der Burgunden?"

„Herr Gunther", fuhr er fort, „ich hörte, daß ihr einige der kühnsten Recken aller Länder gesammelt hättet, und möchte erfahren, ob es Wahrheit ist. Ich fordere euch deshalb zum Wettkampf und will, daß ihr euch mit mir und den Meinen meßt. Laßt uns beide Land und Leute, Haupt und Ehre gegeneinander einsetzen. Wer dem andern unterliegt, mag ihm zukünftig als Lehnsmann dienen."

Den König von Worms verdroß die Rede, seine Degen brausten auf. „Wie könnt ihr glauben, Siegfried", antwortete Gunther, „daß ich euch im Frieden etwas überließe, was mein Vater in vielen Kriegen gewann? Laßt uns ritterliche Nachbarschaft pflegen, aber gebt euer Begehren auf, mit mir um Land und Leute zu spielen."

Die Mannen des Königs riefen schon nach ihren Schwertern, sie wollten den Übermut der Fremden strafen, und wenn er ein ganzes Heer heranführte.

„Warum zürnt ihr mir", fragte Siegfried. „Setzte ich nicht gleich gegen gleich? Ich will doch auch euch untertänig sein mit all meinem Erbe, wenn ihr mich bezwingt."

Gernot, Gunthers Bruder, fürchtete, daß der Streit der Könige heftiger würde. „Siegfried, uns steht der Sinn nicht nach dem Gewinn neuer Länder", mahnte er. „Wir haben genug an unserem Erbe."

Herr Hagen hatte geschwiegen. „Es tut mir leid", sagte er jetzt, „daß ihr zum Kampf rheinauf geritten seid, Siegfried. Ich hatte meinem Herrn geraten, euch mit hohen Ehren zu empfangen."

„Laßt uns als Freunde auseinandergehen", bat der starke Gernot von neuem. „Noch ist nichts geschehen, was nicht zu schlichten wäre."

Als er die Worte hörte, dachte Siegfried an die Frau, um derentwillen er sich zum Streit erboten hatte. „Warum zögern die Könige, warum zögert ihr, Hagen? Wir kamen mit wenig Recken und wollten wenige von euch bestehen. Ist das nicht besser, als mit einem Heer gegen Worms zu fahren?"

Wieder drohten Herrn Gunthers Mannen, der König mußte ihnen Schweigen gebieten. „Seid unser Gast, Siegfried", lud der junge Giselher die Fremden ein. „Tretet ein und trinkt unsern Wein, dann sprechen wir miteinander."

Der Niederländer zögerte.

„Alles, was uns gehört", fügte König Gunther hinzu, „soll auch euer sein; Gut und Habe wollen wir mit dem Fremden teilen, wenn er es in Freundschaft verlangt." Da dachte Siegfried wieder daran, daß die Brüder der schönen Kriemhild mit ihm sprachen; er nahm den Trank entgegen, den man ihm bot, befahl seinen Knappen, in die Herberge zu gehen, und ließ sich mit den Recken an Gunthers Tisch führen. Wie eilten sich die Burgunden, dem vom Niederland alle Ehre anzutun, die man hohen Gästen zollt. Könige und Lehnsmänner gaben ihr Bestes her.

Während die Herren ritterlich miteinander verhandelten, sahen die Frauen bei Hofe den Fremden und fragten, wer er sei. „Reich ist sein Gewand und stark scheint sein Mut", sagte Kriemhild, „mir ist, als kennte ich ihn."

„Es ist der junge König der Nibelungen", antworteten ihr mehrere Frauen zugleich. Da fiel die Schöne in Schweigen.

Aus dem fremden Ritter war bald ein höflicher Gast geworden; was man ihm vorschlug, nahm Herr Siegfried dankbar an. Das kam daher, daß er aus vielen Fenstern die Blicke von Frauen und Mädchen sah; seine streitfrohen Gedanken wichen, nun er sich in Kriemhilds Nähe wußte. Ach, hätte er geahnt, daß sie ihm zuschaute, er hätte sich keine bessere Freude gewünscht.

Siegfried und die Seinen ließen sich bereden, bei den drei Königen zu Gast zu bleiben. Als Freund Gunthers weilte Siegfried zu Worms und schob die Heimkehr auf, von Woche zu Woche. Während all der Zeit dachte er: ‚Wie soll es wohl geschehen, daß ich Kriemhild begegne?' Aber so heftig die Liebe in seinem Herzen brannte, so ging doch ein Jahr ins Land, bis er die Königstochter zum erstenmal wieder erblickte.

Um die Zeit nämlich beschlossen die Herren Lüdiger vom Sachsenland und Lüdegast von Dänemark, die einander Freund waren, gegen die Länder im Süden vorzubrechen und insbesondere gegen die Burgunden in Worms einen alten Streit auszufechten. Boten kamen an den Rhein, die kündigten Gunther an, daß ihre Herren nach zwölf Wochen gegen ihn heerfahrten würden.

Dem mächtigen König von Worms war die Kriegsansage leid. Er berief Hagen und seine Brüder Gernot und Giselher, klagte ihnen, was er gehört hatte, und fragte sie, was er zur Antwort geben sollte. Gernot wollte die Fehde annehmen. Hagen Tronje dagegen warnte vor den beiden starken Feinden im Norden. „Am besten ist's, ihr besprecht euch mit Siegfried", riet er seinem König.

Gunther schwieg; er ließ den Boten gute Herberge in der Stadt anweisen, behielt aber seine Sorge für sich. Siegfried selbst fragte den König eines Tages, warum er so düster dreinblicke und warum die frohe Weise vergangen sei, die bis dahin am Hofe herrschte. „Ich kann nicht jedermann mein Leid klagen."

„So verratet es dem Freund", bat Siegfried, „ich will's euch wenden."

„Lohne Gott euch die Antwort", sagte Gunther und begann zu erzählen, was ihn bedrückte. Siegfried aber hatte kaum von Streit und Heerfahrt vernommen, da packte es ihn, seine Freundschaft zu erweisen. „Gebt mir einige Tausend aus eurem Volk, ich will den Krieg für euch führen. Um eure Brüder, um Hagen bitte ich euch und um Volker, den Sänger; er soll die Fahne tragen."

Am andern Tage verkündete Gunther den Boten, daß er die Fehde annähme, dann schickte er sie, reich beschenkt, zu Lüdiger und Lüdegast zurück. Der Däne erfuhr bald, daß Siegfried dem König Gunther zur Seite stehen wollte, und es tat ihm leid; er hätte den von Xanten nicht gern zum Feind gehabt. All sein Heer bot er auf und ließ auch König Lüdiger ansagen, daß der Zug ins Burgundenland ihnen nicht leicht werden würde.

Vom Rhein aus ritt inzwischen Herr Siegfried mit Gunthers Recken gegen den Feind; er fiel ins Sachsenland ein und suchte die Könige. Lüdiger und Lüdegast rüsteten noch, die Heere kamen einander nur langsam nahe. Eines Tages strebte Siegfried weit vor den Seinen her. Auch drüben war ein Wohlgewappneter auf dem Weg, um die Burgunden auszuspähen. König Lüdegast

von Dänemark war es, am hellen Gold des Schildes konnte man ihn erkennen. Kaum hatte Siegfried ihn gesehen, da ritt er ihn an; die Schwerter flogen aus der Scheide, und die roten Funken stoben aus den Helmen. Die Schilde zersplitterten ihnen beiden; dann aber wurde das Schwert Balmung gewaltiger als des Dänen Wehr, Herr Lüdegast mußte um sein Leben bitten.

Hart traf die Sachsen die Niederlage des Dänen. Lüdiger, der sein Heer in den Wäldern sammelte, rückte sogleich gegen die Burgunden vor, um den Freund zu befreien. Es war jedoch ein schlimmer Anfang gewesen, und so war auch das Ende. Als über den staubigen Straßen die Schildränder blinkten und die Gegner einander anfielen, kämpften die Sachsen, von König Lüdiger und ihren Scharmeistern geführt, aufs tapferste. Gegen die Burgunden, gegen Herrn Siegfrieds hürnene Haut und gegen den Balmung vermochten Dänen und Sach-



sen indes nur mit Mühe standzuhalten; dreimal durchritt der vom Rhein die Reihe der Feinde, und Herr Hagen half ihm.

König Lüdiger sah, wie ein Unbekannter Klüfte in sein Heer schlug, er suchte den Gegner, um ihn zu bestehen. Von beiden Seiten drängten die besten Haufe zusammen, aber die Schwerter senkten sich, als die Könige aneinander gerieten. Gleich zu Anfang hieb der Sachse so hart auf Siegfried ein, daß ihm das Pferd unterm Sattel niederbrach und Hagen, Gernot und Volker ihn schützen mußten. Noch einmal sank in Sturm und Gegensturm manch tapferer Mann vom Roß; über die Helme flogen die Speere, und die Ränder der Brünnen waren vom Blut gerötet. Wieder traf Lüdiger auf den unbekannten Feind und griff ihn an. Vor Siegfrieds Balmung zerspellte des Königs Schildrand, aber auch des Sachsen Schwert schälte das Eisen vom Schild des Niederländers. Als Herr Lüdiger jedoch unter dem Beschlag das Wappen des Feindes erkannte und wußte, daß er dem Hürnenen gegenüberstand, rief er seinen Recken zu: „Der Böse hat uns einen geschickt, den kein Eisen versehrt. Senkt die Fahne, es ist ungleicher Kampf und unnütz, daß wir uns mit ihm messen."

Da schollen die Hörner, und der Streit ging zu Ende. Viele zerschlagene Helme und Schilde bedeckten das Feld, Herr Lüdiger mußte gleich seinem Freund Lüdegast als Geisel nach Worms folgen.

Die Männer ritten nun an den Rhein zurück, und König Gernot sandte einige Boten voraus, um die gute Kunde nach Worms zu bringen. Frauen fingen die Reiter ab, ihre bangen Sorgen wurden bald in große Freude verwandelt. Auch Kriemhild ließ einen der Eiligen verstohlen zu sich kommen. „Sag mir liebe Märe", bat sie, „und verbirg mir nichts." Nach ihren Brüdern Gernot und Giselher fragte sie angstvoll, und wer von den Freunden gefallen sei, wollte sie wissen. Der Bote begann von der Schlacht zu berichten, er gab Siegfried den Ruhm, der ihm gebührte. „Was Dankwart, Hagen und alle Lehnsleute Gunthers erstritten", erzählte er, „war doch nur ein Windzug gegen die Taten des Königs von Xanten. Viele Bräute der Sachsen wurden einsam durch ihn, und die Frauen im Norden werden weinen müssen. Der kühnste und beste Kämpe war unser Gastfreund und hat den Burgunden zu Sieg und Ehre verholfen. Gefangen bringt er zwei Könige, noch niemals kamen solche Geiseln in unser Land." Als der Bote so sprach, erblühten Kriemhilds Wangen, ihr schönes Antlitz wurde vor Freude rot.

Auch Herrn Gunther berichtete man, wie der Streit ausgelaufen war; bald kam das Heer und führte ihm die Gefangenen zu. Er versöhnte sich mit Lüdiger und Lüdegast, kündete eine große Siegesfeier an und hieß die Wunden der

Feinde pflegen. Die zerhauenen Schilde wurden in die Rüstkammer gebracht und die blutgefärbten Sättel verborgen, damit die Frauen nicht mehr weinten. Gut ließ der König die Schwerverwundeten durch seine Ärzte versorgen und gab all den Seinen Urlaub. Nach sechs Wochen sollten sie zu Hof kommen.

Herr Siegfried sprach davon, zu seinem Vater heimzukehren, aber Gunther bat ihn zu bleiben, und der von Xanten dachte an Kriemhild.

Nun errichteten die Zimmerleute auf dem Sand zu Worms Zelte und Schaugerüste, und die Königin Ute befahl, die Kleider aus den Schränken zu heben. Frauen und Mädchen bereiteten das Fest vor; zum erstenmal, so verkündete Herr Gunther, werde auch seine Schwester Kriemhild vor aller Recken Augen dem Spiel zuschauen.

Schon ritten von allen Seiten hohe Herren an den Rhein; zweiunddreißig Fürsten hatten sich zum Hoflager gemeldet. So groß wurde die Erwartung, daß sie, die wund gelegen hatten, ihre Not vergaßen, die Siechen und Kranken klagten nicht mehr, jeder freute sich auf die festlichen Tage.

An einem Pfingstmorgen schritten die Gäste zum Rheinsand. Neugierig drängte sich das Volk, um sie alle zu sehen, aber am dichtesten wurde das Gewühl, als die Königin und ihre Tochter das Frauentor verließen; hundert Mannen führten Kriemhild, mit hundert Frauen kam die Königin Ute.

Wahrlich, die junge Königstochter war schön, wie wenn das Morgenrot sein Licht aus trüben Wolken wirft. Wer sie erschaute, vergaß die Not, und die Sorgen fielen ab von einem jeden, der die Herrliche schreiten sah. Auf ihrem Kleid leuchtete edles Gestein, aber köstlicher war der Schein ihrer roten Wangen. Was immer ein jeder träumend sich wünschte, — es gab nichts Schöneres auf Erden. Wie das Gestirn vor den Sternen, so glänzte Kriemhild vor allen Frauen des Hofes.

Der junge Siegfried erblickte sie, er mußte die Lider sinken lassen, sein hoher Mut verging. ‚Wie hoffte ich je, daß sie mich gern haben könnte', dachte er. ‚Müßte ich sie aber meiden, so wäre ich lieber tot.'

Gernot hörte den Seufzer. Während das Geleit Mühe hatte, den Gästen den Weg freizugeben, sagte er zu Gunther: „Erinnere dich an das, was Siegfried für uns getan hat, befiehl ihn zu unserer Schwester! Wir wollen mit ihm Freundschaft halten." Schon eilte ein Bote und lud den vom Niederland ein: „Der König bittet euch, Kriemhild zu grüßen!"

Hochgemut trat Siegfried vor die Schöne und vernahm ihr Willkommen. Er verneigte sich, er spürte auch den sanften Druck von Kriemhilds weißer Hand — ach, wenn jemand sagt, sie hätte es nicht getan, ich würde ihm nicht glauben; wer so redet, hat Liebe noch nicht gemessen. Siegfried aber hatte weder in Som-

merszeit noch in Maientagen je solche Freude empfunden wie in dieser Stunde, als er mit Kriemhild zum Sande schritt. „Um dieses Grußes willen", seufzte Herr Lüdegast, „liegt mancher wund und tot von Siegfrieds Hand. Mög Gott ihn für immer von unserm Land fernhalten!"

Nachdem sie den Festplatz besichtigt hatten, gingen die Gäste zur Kirche. Kaum konnte Herr Siegfried das Ende des Meßgesangs erwarten, kaum konnte er das Glück verbergen, das er im Herzen trug.

Nach dem Gottesdienst geleitete er Kriemhild noch einmal. „Wir alle haben euch dafür zu danken", sagte sie ihm, „wie ihr für Burgund gestritten habt."

„Stets will ich euch dienen", antwortete Siegfried, „und will mein Haupt nicht eher zur Ruhe niederlegen, bis alle Wünsche eurer Brüder erfüllt sind. Das tu ich um euretwillen, Kriemhild!" —

Zwölf Tage währte die Feier am Hof, täglich sah man die schöne Kriemhild und den jungen Recken beieinander.

Der Hall der Schwerter und der Lärm des Spieles schollen über Worms dahin; Kranke und Wunde wagten sich wieder in den Sommerwind, der König selbst sorgte für ihre Pflege. „Nehmt unsere Gaben", bat er sie. „Ich will euch vergelten, was ihr für uns tatet, verschmäht mein Gut nicht."

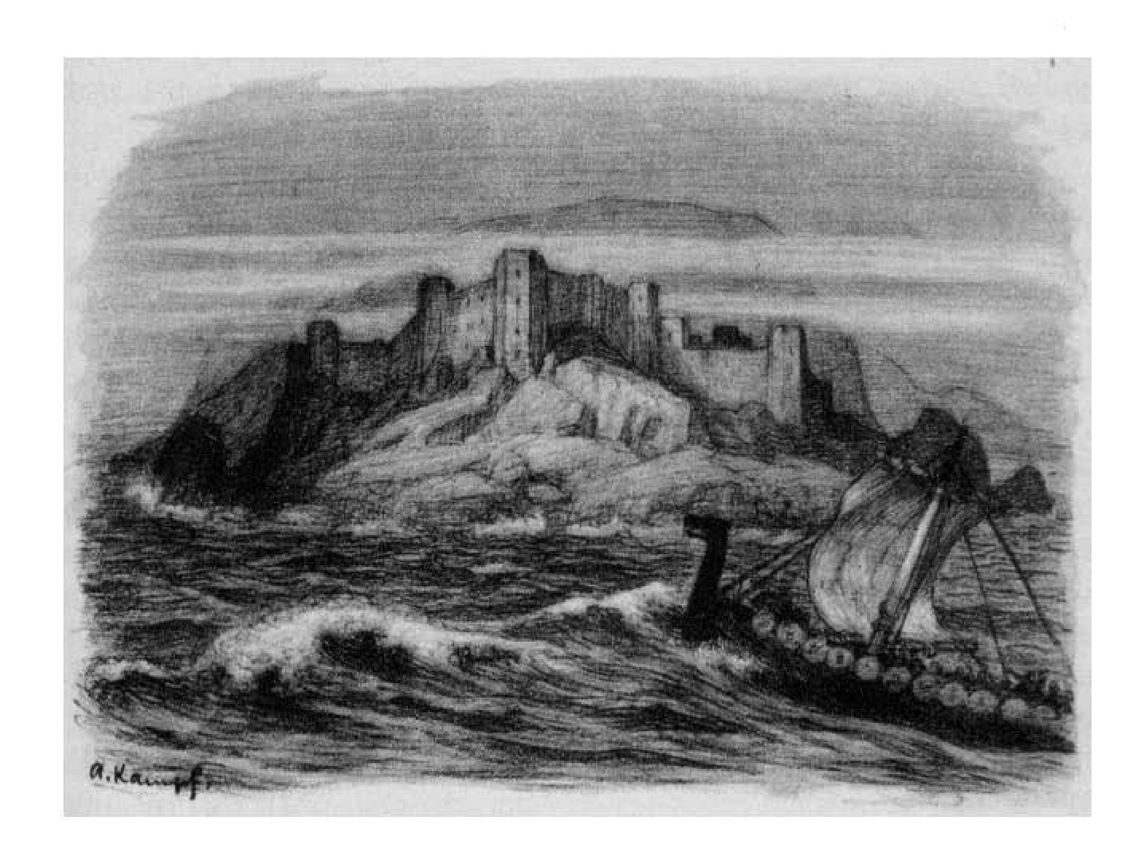
Um die Zeit sprach Gunther auch mit den Geiseln über einen festen Frieden. „Was ratet ihr mir", fragte er Siegfried. „Lüdegast und Lüdiger bieten mir fünfhundert Rosse mit Gold für ihre Freiheit an." Es dünkte Siegfried übel, sich den Frieden mit Gold bezahlen zu lassen. „Mögen die Könige von hinnen ziehen", rief er, „wenn sie auf Handschlag versprechen, mit eurem Land Frieden zu halten." Herr Gunther folgte dem Rat und gab die besiegten Gegner frei. Da ritten sie heermüde heim, voll Leids um die toten Freunde.

Danach begannen die letzten Gäste zu reisen. Auch Siegfried wollte sich von den Frauen verabschieden, von Ute und von Kriemhild zumal. Als er die Seinen schon mahnte, den Aufbruch vorzubereiten, nahm Giselher ihn beiseite: „Wohin, edler Siegfried? Hört meine Bitte und bleibt bei meinem Bruder. Hier sind Frauen, die euch nicht gern missen möchten."

Da befahl Siegfried voll Freude den Knappen, die Rosse im Stall zu lassen und die Schilde zurückzutragen. Die zehrende Not seiner Liebe zwang ihn zum Verweilen.

Hätte er es nimmer getan!

Damals hörte man rheinauf, rheinab auch viel Rühmens von der wilden Brunhild im Isenland. Jenseits des Meeres wohne sie auf ihrer Burg, hieß es, und sei über die Maßen schön. Und so stark sei sie, daß sie alle Degen überwunden hätte. Den Speer würfe die jungfräuliche Königin weiter als die



Besten, den Stein schleudere sie höher als irgendeiner und spränge ihm nach. Jeder aber, der um sie würbe, müsse drei Spiele gewinnen. Verlöre er die, hätte er es mit dem Leben zu bezahlen.

Die Mär von der spröden Brunhild kam auch zu König Gunther. Eines Tages, als er mit seinen Leuten beisammen saß und die Freunde ihm rieten, ein Weib zu nehmen, sagte er: „Jetzt habe ich so viel von der auf dem Isenstein gehört, daß ich um sie Leib und Leben wagen möchte.“

Herrn Siegfried schien es nicht gut, daß der König gen Norden fahren wollte. „Es könnte euch schlecht zu stehen kommen, Freund, um Brunhilds Minne zu werben! Allzu rauhe Sitten pflegt man da oben.“

Herr Gunther aber hatte die Lieder im Ohr, die man über Brunhild sang. „Ich will sie sehen und werde sie überwinden mit dieser meiner Hand.“

Noch einmal mahnte Siegfried: „Warum sucht ihr den Tod, Gunther?“ Laßt ab von jener Furchtbaren, laßt uns in Frieden zu Worms bleiben!“ König Gunther aber war trunken von Wein und Liedern. Er verschwor sich, die Reise zu wagen, einerlei, was geschähe.

Da geriet auch Hagen in Sorge um seinen Herrn. „Bittet wenigstens Siegfried, uns zu begleiten, weil er von Brunhild, wie es scheint, gutes und arges Wissen hat.“

Gunther beugte sich über den Tisch zu dem Nibelungenkönig: „Wollt ihr mir Helfer sein?“ fragte er. „Wünscht euch als Lohn für die Fahrt, was ich zu geben vermag.“

Siegfried zauderte, dann ging ihm durch den Sinn, warum er, König Siegmunds Sohn, Jahr und Tag in fremder Herren Dienst vergeudete. „Ich will euch helfen, Gunther, eine Königin zu bezwingen, wenn ich um eure Schwester Kriemhild werben darf.“ Er dachte, während er es sagte, an Worte, die er einst mit Brunhild getauscht hatte; es schien ihm gut, als Kriemhilds Verlobter zum Isenstein zu fahren und den mächtigen König Gunther zu der Verlassenen zu führen. Wieder riet Hagen seinem Herrn zu, und die Könige banden sich mit festen Eiden als Blutsbrüder.

Als sie sich in den nächsten Tagen zur Reise rüsteten, besprachen sie auch sorgsam miteinander die Gefahren am Weg. Von den Zwergen erzählten sie sich, die unter hohen Bergen wohnen und Tarnkappen tragen, und von anderen Unterirdischen, deren Kräfte im Kampf vielfältig wachsen. Aber Herr Siegfried selbst besaß eine Kappe, die ihn, wenn er wollte, unsichtbar machte und ihm eine gewaltige Stärke gab.

„Nun rate mir weiter, Siegfried“, bat Gunther, „wieviel Degen sollen wir zu unserem Schutz mitnehmen? Ich vermag dreißigtausend aufzubieten.“

„So viele du auch um dich hast“, antwortete Siegfried, „sie müßten alle sterben vor Brunhilds Schwert und Heer. Laß es uns lieber mit wenigen Freunden wagen. Hagen nehmen wir mit und Dankwart und nicht mehr als ein kleines Gefolge. Dafür wollen wir schöne Waffen und Gewänder tragen, das gewinnt die Menschen da oben.“

„So müssen wir Mutter und Schwester um Rat fragen“, lachte Gunther und bat Siegfried, mit ihm die Frauen aufzusuchen.

Kriemhild und Ute begrüßten die Gäste und wollten wissen, wie sie ihnen helfen könnten. Ruhedecken mit goldgewirkten Bildern schmückten die Frauenkammern; lieblich stand der Jungen das buntgestickte Gewand, das sie trug. „Ihr sollt uns raten, Frau Mutter“, begann Gunther. „Wir wollen um eine Braut in fernes Land fahren.“

Ute erschrak: „So sagt, wohin ihr reist!“

„In Brunhilds Land“, antwortete der König und wollte seiner Schwester von ihr erzählen. Aber die tat, als habe sie allein Herrn Siegfried zu Gast. Und hatte den noch eben die Sorge bedrängt, wie die Fahrt zum Isenstein ausfallen möchte, so wußte er jetzt, für welchen Lohn er sie unternahm und daß seines Lebens höchster Gewinn die schöne Tochter König Dankwarts war.

Dann fragten Herrn Gunthers Mutter und Schwester, wie viele Herren sich rüsteten, wieviel Gewänder sie brauchten und mit welchem Gestein und mit welchen Seiden die Recken sich Brunhild zu Ehren schmücken wollten. Schon anderntags gingen dreißig Mägde an die Arbeit — Kriemhild selbst hatte sie ausgewählt. Mit eigner Hand schnitt sie die Seide, weiß wie Schnee und grün wie Klee. Mit seltener Fischhaut säumte sie die Bezüge und holte fremdartige Stoffe, in fernen Ländern gewebt, und köstliche Hermelinfelle aus den Truhen. Sieben Wochen lang nähten die Frauen.

Währenddes hatten die Zimmerleute ein starkes Drachenschiff gebaut und die Waffenmeister Schwert und Wehr gerüstet. Als die Herren Abschied nahmen, wurde manches Auge vom Weinen trüb; auch Kriemhild ergriff die bange Sorge. „Ach, lieber Bruder, warum wirbst du nicht um eine andere. Ich fürchte mich vor Frauen, die wie Ritter Leib und Leben wagen." Sie ahnte vielleicht ein künftiges Ungemach, ihr Brusttuch wurde naß von Tränen.

„Herr Siegfried", flehte sie, „laßt euch den Bruder befohlen sein, daß ihm nichts zustößt in Brunhilds Land."

Da schwur er der Lieben in die Hand: „Solange ich am Leben bin, mögt ihr von Sorgen frei sein!"

Als sie an Bord stiegen, blickten von allen Fenstern der Burg Männer und Frauen den Scheidenden nach, dann füllte der Wind das Segel. Die Rosse standen wohlgestallt an Deck, und die starken Taue streckten sich unter der Brise vom Süden. „Siegfried", befahl Gunther, „führ du das Ruder, als Niederländer weißt du mit den Fluten Bescheid."

Viele Meilen reisten sie schon in der ersten Nacht, sicher brachte der Schiffshauptmann den Drachen rheinab bis zum Meer. Dann wendete der Bug, Herr Siegfried legte das Steuer nach Norden.

Am zwölften Morgen sah König Gunther ein Land mit hoher Burg und weiten Marken aus der See aufsteigen. „Sagt mir, Freunde, wem gehört dies Ufer? Wer es gewann, muß ein mächtiger Herrscher sein."

„Dies alles ist Brunhild zu eigen", antwortete Siegfried — er kannte das Land wohl —, „und mich dünkt, wir werden heute noch viel schöne Frauen sehen. Ich rate euch aber, Männer, daß wir uns vor der Königin halten, als sei Gunther mein Lehnsherr und ich ihm untertan. Dann nur kann uns gelingen, was der König wünscht." Sie taten, wie er es hieß, und übten sich voll Übermuts in Rede und Anrede.

Siegfried allein blieb in sich gekehrt. ‚Ach, Freund Gunther', dachte er, ‚dies alles geschieht nicht dir zuliebe. Deine Schwester möchte ich gewinnen, sie ist mir mehr als mein Leben. Um ihretwillen diene ich dir!'

Das Schiff war inzwischen dem Hafen unter der Burg so nahe gekommen, daß die Reisenden Maiden und Frauen an den Fenstern erkannten. „Sag, welche möchtest du zum Weib?" scherzte Siegfried.

„Eine in schneeweißem Kleid sehe ich", antwortete Gunther, „die scheint mir die schönste."

Siegfried spähte hinüber, aber die Mägde hatten die Fenster verlassen, Brunhild hatte die Gafferinnen hart fortgetrieben. Als die Männer nun an Land stiegen, hielt Siegfried, wie sie es verabredet hatten, des Königs Roß, bis Gunther aufgesessen war. Dann erst zog er das eigne auf den Sand.

Brunhild hatte den Mann, der am Stegreif des anderen stand, wohl erkannt. Sie sah auch die Sättel, mit Steinen bestickt, und die schneeblanken Rosse der Könige, — rabenschwarz waren nur Hagens und Dankwarts Pferde und trugen Schellen von rotem Gold.

Sechsundachtzig Türme hoben sich über Brunhilds Burg, drei weite Pfalzen dehnten sich vor den Ankommenden. — Höflich empfingen die Mannen der Königin die fremden Gäste. „Gebt uns Schwert und Brünne", verlangte der Kämmerer. „Die behalten wir bei uns", murrte der Tronjer.

Siegfried hatte Mühe, den Brauch bei Hofe zu erklären. „Hier betritt niemand die Burg mit Waffen, die Gastfreiheit sichert uns."

Als er die Waffen entgegengenommen, ging der Kämmerer aus, der Königin die Gäste zu melden. „Ich dachte mir's", sagte sie, „einer unter ihnen hat Siegfrieds Art. Auch der andere muß ein mächtiger Herrscher sein." Dann legte Brunhild ein Festkleid an und rief wohl hundert Mägde zu sich, dazu fünfhundert Recken. Mit ihnen trat die Königstochter aus der Burg, schritt auf den Nibelungen zu und sprach ihn an: „Seid willkommen, Siegfried; sagt mir, was eure Reise bedeutet."

Der von Xanten verbeugte sich: „Ich danke euch für den Gruß. Dies aber ist mein Lehnsherr, König Gunther vom Rhein, dem die erste Ehre gebührt. Euch zuliebe fuhren wir her und werden nicht heimkehren ohne Braut."

Brunhild lächelte: „Will euer Herr die Spiele bestehen, so kennt er auch die Gesetze. Wir halten es so: Bleibt er Meister, werde ich sein Weib; gewinne ich, so seid ihr alle mit ihm des Todes."

„Nennt mir die Spiele, Königin", sprach Hagen hart.

„Den Stein soll er werfen und danach springen, weiter als ich. Dann wollen wir uns im Speerkampf messen. Bedenkt euch, Herren, ehe ihr eure Ehre verliert!"

„Ich will dich wohl behüten", flüsterte Siegfried verstohlen und mahnte den König, ohne Furcht zu bleiben. Da ermannte sich Gunther und nahm das

Spiel an. Gleich befahl die Königin, ihre Leute zum Wettkampf zu rufen. Einen goldenen Panzer und ein seidenes Waffenhemd ließ sie sich anlegen, das sahen Hagen und Dankwart voll Unmut. Siegfried aber schritt zum Schiff, als müsse er, der Hauptmann, sich um einen guten Liegeplatz kümmern. In Wirklichkeit schlüpfte er in seine Tarnkappe; niemand gewahrte ihn, als er voll List zum Kampffeld zurückkehrte.

Schon war der Ring gesteckt, siebenhundert Bewaffnete umgaben ihn. Gerade brachte das Gesinde der Königin einen riesigen Schild, der war aus rotem Gold geschlagen und mit Stahl überspannt; vier Mann schleppten ihn mit Mühe herbei. „Das geht uns ans Leben", warnte Herr Hagen, „wer riet uns diese Fahrt zur Teufelin?" Danach holten die Knappen einen Wurfspieß, der war wohl hundert Pfund Eisen schwer; drei Mann trugen ihn, so daß dem



König bang zumute wurde. ‚Ach, wäre ich wieder am Rhein', dachte er, ‚wie schütze ich mich vor diesem Drullenweib?'

Herrn Hagen aber wollte schier der Sinn vergehen, und selbst Dankwart geriet in Sorge. „Mich reut die Fahrt", murrte er, „hier verlieren um einer Frau willen viel wackere Recken das Leben. Ach, hätten Bruder Hagen und ich das Schwert in der Hand, wir würden lieber das Weib erschlagen, als unsern Herrn umkommen sehen."

Brunhild hörte seinen Unmut. „Wenn diese Männer sich so kühn dünken", sagte sie, „so bringt ihnen, was sie wünschen. Ich habe noch nicht gelernt, jemanden zu fürchten!" Dankwart wurde rot vor Freude. ‚Nun spielt, was ihr wollt', dachte er. ‚Unbezwungen bleibt Gunther, da wir gewappnet sind.'

Inzwischen trug man einen schweren Stein zu Brunhild hinüber. Zwölf Männer schleppten ihn. „Um wen hat der König geworben", seufzte der grobe Hagen. „Eine Höllenbraut ist's, in deren Reich wir gerieten." Brunhild lachte, sie wand die Ärmel von ihren weißen Armen hoch und wog den Spieß in der Hand.

Währenddes trat Siegfried verstohlen zum König, der hörte getröstet des Freundes Stimme. „Ich bin es, Siegfried, dein Gesell! Du sollst die Gebärden, ich will das Werk ausführen. Schweig aber für immer darüber. Ach, wie kühn die Königstochter wider dich aufsteht!"

Brunhild stellte sich Gunther gegenüber, sie rief ihn an, schleuderte den Speer und traf seinen Schild so hart, daß ein Feuer aufsprühte und die Degen strauchelten. Gleich jedoch sprang Siegfried wieder auf die Füße und packte den Schaft, der im Schildrand haftete. ‚Ich will ihr nichts antun', dachte er und warf mit der gewendeten Speerstange. Brunhild vermochte seiner Kraft nicht standzuhalten und sank in die Knie. „Ein adliges Spiel, König Gunther, Dank für den Schuß!" Zornig trat sie zum Stein, hob ihn auf, wuchtete ihn und warf. Dann sprang sie, daß ihre Rüstung laut aufklang.

Zwölf Klafter weit fiel der Stein zu Boden, aber noch weiter war Brunhilds Sprung; den Rittern schlug das Herz. Nun führte Siegfried Herrn Gunther dahin, wo der Fels lag, es schien, als höbe ihn der König selbst auf. Und sieh, noch weiter als Brunhild schleuderte Siegfried den Stein und sprang, obschon er König Gunther trug, noch darüber hinaus, so daß es alle wie ein Wunder dünkte. Die schöne Brunhild wurde rot vor Unmut, sie mußte indes anerkennen, daß ein Stärkerer gekommen war und gewonnen hatte. Laut rief sie ihr Gefolge und alles Gesinde zur Huldigung des Siegers.

„Nun sollt ihr, meine Lieben, dem König Gunther untertan werden. Legt eure Waffen ab, legt sie nieder vor den Herren von Burgund!"

Freundlich dankte der König. Er führte Brunhild an seiner Rechten in die Burghalle; sie mußte es ihm erlauben. Siegfried war inzwischen zum Schiff geeilt und hatte die Tarnkappe versteckt. Dann kehrte er zurück, tat, als wüßte er nichts von dem Geschehenen, und drängte seinen König: „Erst die Spiele, Herr, danach ist es Zeit zum Feiern!"

Brunhild lachte zornig. „Habt ihr euch nicht angesehen, Siegfried, wer unterm Isenstein gewann?"

„Verzeiht, Herrin", bat Hagen rasch. „Siegfried ist unser Schiffshauptmann, er war am Strand."

„So grüße ich meine Königin", sagte der Niederländer. „Mich freut, daß jemand euer Herr wurde! Wann wollt ihr uns an den Rhein folgen?"

„Nicht so bald, wie ihr glaubt", erwiderte zögernd Brunhild. „Erst muß ich meine Lehnsmänner rufen und meine Vettern in ihre Ämter einsetzen. Auch sollen meine Freunde euch begrüßen."

Schon ritten viele Boten von der Burg, und Hagen geriet in Sorgen. „Wer kennt der Königin Gedanken", warnte er, „was werden die Mannen tun, die sie aufbietet?"

Auch dem Niederländer gefiel das Zaudern nicht. „Ich will Hilfe holen. Tausend der besten Degen bringe ich euch."

„Bleib nicht zu lange", bat der König.

Heimlich eilte der Freund zum Strand; ein schnelles Boot segelte von dannen, niemand sah den Steuermann unter der Tarnkappe. Zum Land der Nibelungen fuhr Siegfried, es war wohl hundert Rasten weit, und doch brauchte er kaum einen Tag zur Reise, um die Burg auf dem Werder zu erreichen.

Als der unbekannte Gast an die Tür pochte, trat ihm ungefüge der Wächter entgegen. Dabei kam Siegfried in den Sinn, ihn auf seine Treue zu prüfen; mit verstellter Stimme rief er: „He, ein Wegmüder verlangt Eingang; eilt euch, ihr Schlafmützen, schließt auf!"

Der Pförtner vernahm die grobe Stimme, er legte die Rüstung um, lief den starken Siegfried an und zerhieb ihm ohne ein Wort den Schildbeschlag. Auch Alberich, der Statthalter, der tief im Berg wohnte, hörte den Lärm; als er kampfbereit hinzurannte, war der Fremdling schon dabei, seinen Wächter zu binden. Lachend ging Siegfried auch ihm entgegen, schlug ihm die Wehr aus der Faust und packte den Alten beim Barte. „Wer seid ihr", schrie der Zwerg. Da gab der Gast sich zu erkennen. „Wohl wird mir bei der Kunde", sagte Alberich. „Ihr allein dürft durch dies Tor, mein König! Seid uns gegrüßt, was ist euer Befehl?"

„Ich brauche tausend Degen!“ Der Zwerg beeilte sich; er weckte all seine Mannen und hieß sie sich rüsten. Bald führte er eine Schar der Eisenkerle nach der andern in den Burghof. Fackeln ließ er anzünden und lohnte die ausziehenden Männer aus dem Hort.

In der Morgenfrühe begann die Fahrt. Auf raschen Schiffen segelten die Scharen zu Brunhilds Land. Die Königin sah sie nahen. „Wem mögen die reichen Segel gehören, die übers Meer kommen? Weißer als Schnee scheint ihr Linnen.“

„Mein Heergeleit ist's“, antwortete Gunther. „Grüßt eure Gäste, Frau Brunhild!“ Da gehorchte sie und sandte den Landenden ihr Willkommen — Siegfried vor allen andern.

„Herr“, sprach die Königin dann, „wie soll ich mein Eigen verteilen? Wieviel davon soll ich nach Worms mitführen?“

„Kümmert euch nicht um Gut und Gold“, prahlte Hagen, „der König vom Rhein hat dessen genug, er braucht eure Habe nicht.“

„Gebt mir Raum für zwanzig Reiseschreine“, bat sie, „damit ich mein Gefolge aus eigenem Gut lohnen kann.“

Brunhild wurde traurig, je mehr sich der Tag der Reise näherte. „Wem lasse ich nun Land und Burgen?“ fragte sie den König.

„Heißt eure nächsten Freunde kommen“, riet Gunther, „und prüft sie.“ Da begabte Brunhild ihrer Mutter Brüder mit Burg und Lehen. Aus ihrem Gesinde aber wählte sie die besten Recken und bat sechsundachtzig Frauen, die ihr am liebsten waren, dazu wohl hundert Mägde, ihr nach Burgund zu folgen. Es war immer noch ein reicher Zug, der an Bord der Schiffe stieg, und sie, die bleiben mußten, weinten um die Ihren.

Bald hob sich der rechte Wind, der den Schiffen vom Lande half. Mit Freude und Spiel reisten die Könige über See und zum Rhein. Aber die Lippen versagte Frau Brunhild dem Gemahl. Zum Hofgelage vertröstete sie ihn, zum großen Fest in Worms.

Als sie schon rheinauf reisten — lange währte die Fahrt gegen den Strom —, schlug Hagen Tronje vor, einen Boten zu Lande nach Worms vorauszuschicken. „Reite du“, bat ihn Herr Gunther, „ich gebe dir den Auftrag, Hagen!“

„Bitte Siegfried“, antwortete der Tronjer. Auch der zögerte indes, es dünkte ihn besser, in des Königs Nähe zu bleiben.

„Reite zu Ehren Kriemhilds“, lockte der König. „Sie wird dir die gute Nachricht vergelten.“ Da war Herr Siegfried rasch erbötig um des Mädchens willen, das er im Herzen trug. „Sag meiner Mutter“, bat Herr Gunther noch,

„daß ich frohen Mutes sei, sag meinen Brüdern an, wie wir geworben haben, grüße meine Schwester auch von Brunhild, und laß Zelte schlagen auf dem Sand vor Worms."

Siegfried nahm Urlaub bei Brunhild; er sprengte am Rheinufer hinauf mit vierundzwanzig Recken. Einige Leute erkannten ihn, und weil er ohne König einritt, verbreitete sich ein großes Klagen. Viele meinten, Herr Gunther habe den Tod gefunden. Giselher und Gernot eilten herbei. „Laßt eure Sorge", lachte Siegfried. „Mein Heergesell entbietet euch seine Grüße, ich verließ ihn wohlgeborgen. Vor allem laßt mich die Königin und eure Schwester sehen, ich habe ihnen Gutes zu berichten von Gunther und Brunhild."

Fröhlich wurde der junge Giselher. „Sie werden dich wohl empfangen, Siegfried, sie warten in großer Sorge auf den Boten." Er lief voran und verkündete den Seinen, wer Einlaß begehrte. „Unser Bruder Gunther hat Herrn Siegfried geschickt. Ladet ihn vor, er bringt euch Mär vom Isenland."

Wie eilten sich da die Frauen, ein höfisches Gewand anzulegen und Siegfried zu rufen. Kriemhild hieß ihn noch vor ihrer Mutter willkommen. „Wo bleibt mein Bruder Gunther? Ach, wie sehr fürchtete ich, daß er auf dem wilden Isenstein unterliegen würde!"

„Zwei schöne Königinnen weinten ohne Not!" Siegfried grüßte sie lachend. „Ich verließ Herrn Gunther gesund und wohlgeborgen bei seiner Herrin. Nun gebt mir Botenbrot!" Schon lange hatten die Frauen nicht so liebe Kunde vernommen. Ihr Tüchlein führten sie zu den Augen und dankten Herrn Siegfried. „Da man euch nicht mit Gold belohnen kann", seufzte Ute, „werden wir immer in eurer Schuld bleiben."

„Was ihr auch begehrt, alles wollen wir erfüllen!" Kriemhilds Wangen röteten sich. Hätte Herr Siegfried sie zu küssen gewagt, sie hätte ihm Antwort gegeben.

„Ich soll euch ferner ankündigen", sprach Siegfried, „ihr möchtet den Schiffen bis ans Gestade entgegenreiten und Brunhild freundlich grüßen."

Nun erhob sich ein eifriges Schaffen und Werken auf dem Ufer vor Worms. Sindold, Hunold und Rumold, und wie die Herren der Ämter hießen, mußten Holzgerüste und hohe Schaustühle errichten; fleißige Schaffer räumten die Burg leer, Säle wurden gemalt und mit Tuchen ausgeschlagen. Von allen Seiten strömten die Freunde der Könige herbei; weither und weithin sammelte sich das Volk, um Gunther und Brunhilde einreiten zu sehen.

Schon kam ein Teil des Trosses zu Roß am Ufer herauf; der Rhein führte wenig Wasser. Auch Frauen aus Brunhilds Gefolge waren dabei. Schemel brachte man ihnen zum Absitzen und scherzte mit den fremden Schönen. Kriem-

hild selbst ritt ungeduldig vor das Tor der Burg. Junge Burgundinnen folgten ihr; kostbare Gürtel trugen sie, über lichte Kleider strichen ihre Hände. Gelblockig lugte ihnen das Haar unter hellen Stirnborten hervor.

Mit breiten Schilden und eschenen Speeren schritten Männer hütend neben den Frauen einher.

Dann kamen die Schiffe den Rhein herauf; die Herren lenkten sie selbst gegen die rasche Strömung, sie waren darin wohlerfahren. Am Sand vor Worms legten sie an und ließen die Laufbrücken fallen.

Der König betrat als erster das Ufer, reichte Brunhild die Hand und führte sie den Seinen zu. In höfischer Zucht schritt Kriemhild ihr entgegen und küßte die Fremde; liebreich klang ihr Gruß: „Ihr sollt uns in diesem Land willkommen sein, meiner Mutter, mir und allen, die uns getreu sind." Vielmals umfingen die Frauen einander, und auch die Königin Ute küßte die Braut.

Währenddes scherzten Brunhilds Maiden mit den Mannen der Burgunden und grüßten sie, mancher Mund ward noch an dem Tag geküßt. Immer wieder aber schweiften die Blicke der Recken zu Brunhild und Kriemhild, prüfend und vergleichend. Nicht der geringste Trug war an beider Schönheit zu sehen. Die einen flüsterten, König Gunthers Weib sei nun die lieblichste der Königinnen. Andere stritten sich mit ihnen und gaben den Preis an Kriemhild; niemand wußte indes seine Meinung zu begründen.

Das Uferfeld war reich mit Zelten und Hütten bestanden. Die Frauen verlangten nach Schatten; unterdes begannen die Mannen ritterliche Spiele, saßen zu Roß und verstachen Lanzen gegeneinander, Burgunden und Recken vom Isenland. Bald stäubte das Feld, als schwele ein Brand darüber hin.

Vor seinen Nibelungen ritt Siegfried einher; mit tausend Degen zeigte er sich.

Endlich ließ der König den Kampf der Lanzen einstellen; die Rosse wurden beiseitegeführt, und die Herren traten in die Zelte, um mit Frauen und Mägden zu plaudern und sie in fröhlicher Kurzweil zu zerstreuen. Als die Kühle aufs Land niedersank und die Sonne unterging, brachen Gäste und Ritter, Maiden und Knappen zur Burg auf; Scherzworte fielen, ein jeder suchte sie, der er diente, mit den Augen und gab wohl acht, daß er ihr nahe blieb und sie vom Pferd heben durfte. Während die Frauen sich zum Abend kleideten, wurden die Tische gerichtet und das Mahl bereitet.

Brunhild schritt mit Herrn Gunther zur Tafel. Es war das erstemal, daß sie zu Worms die Krone trug. Schon wies der Truchseß die Stühle an; eilig, in goldenen Becken, brachten die Kämmerlinge den Gästen das Handwasser.

Da stand Siegfried an des Königs Weg. „Muß ich dich mahnen an das, was

du mir versprachst, ehe wir nach dem Isenland fuhren? Denk an deine Schwester, Gunther!"

Der Wirt nickte und rief Kriemhild; sie kam mit ihren Mägden. Giselher, der Schelm, verscheuchte ihr Gefolge; feierlich traten Brüder und Freunde hinzu, als Herr Gunther lächelnd bat: „Helft mir, bei Kriemhild für Siegfried zu werben!" Er wandte sich an die Schwester: „Löse mich vom Eid, den ich meinem besten Recken schwur, und nimm ihn zum Mann. Dann hast du auch meinen Wunsch erfüllt."

„Lieber Bruder", antwortete Kriemhild leise, „es ist diesmal nicht schwer, dir gehorsam zu sein." Siegfried vernahm, was sie sagte, und sah ihre Befangenheit; seine Wangen wurden rot von solch lieber Augenweide. Im Kreis der Mannen standen die beiden jetzt. Noch einmal fragte der König die Schwester laut, ob sie den Herrn der Niederlande zum Gemahl haben wolle. Kriemhild war so scheu, daß sie nicht zu antworten vermochte. Da sprach Siegfried für beide; die Braut nahm sein Gelöbnis an, umfing ihn mit den Armen, und er küßte sie vor allen Leuten.

Auf den Ehrenplatz der Nibelungen führte der junge König Kriemhild. Gunther und Brunhild saßen unter ihren Burgunden. Mit Lautenspiel und guten Liedern begann das Mahl.

Nach einer Weile aber fiel ein Schatten über die Freude. Brunhild sah, wie Siegfried Kriemhild bediente, und das Herz pochte ihr vor Kummer. Ihr wurde so schwer zumute, daß Tränen über ihre Wangen rannen; kaum wußte sie, wie es kam.

Herr Gunther erschrak. „Was hat euch betrübt? All mein Land und all meine Burgen sind euer!"

Brunhild schwieg, er mußte noch einmal fragen. Dann antwortete sie: „Eurer Schwester wegen trage ich Leid. Ich sehe sie bei einem, der geringer ist als ihr. Warum gabt ihr sie an einen eurer Lehnsmänner?"

„Schweigt davon", bat Gunther, „ich sag' euch ein andermal, warum ich die Schwester dem Freund verlobte."

„Mich jammert ihr hoher Adel", fuhr Brunhild fort. „Ach, nimmer kann ich euch, König, zu eigen sein, solange ich nicht weiß, weshalb ihr Siegfried eure Schwester Kriemhild verspracht."

Gunther erschrak und versuchte auszuweichen. „Er hat Burgen wie ich und weites Land; er ist ein reicher Fürst, das dürft ihr mir glauben. Warum soll ich ihm nicht die Schwester zu eigen geben?" Was immer er indes sagte, es genügte Brunhild nicht; kein Lied noch Spiel erheiterte sie, und den König verdroß das Fest. Endlich befahl er Aufbruch und Ende, sah Brunhild freund-



lich an und erhob sich. — Noch einmal grüßten sich die Königinnen, die Kämmerer brachten Licht, und die Freunde geleiteten die beiden Hochzeitspaare mit vielen Segenswünschen bis an die Türen ihrer Gemächer. Nun gewann Siegfried den Preis, um den er gedient hatte, jahraus, jahrein. Die schöne Kriemhild durfte er herzen; nicht um tausend andere hätte er die eine gegeben.

Hört, wie es Herrn Gunther erging; ach, er hätte es bei einer anderen wohl besser gehabt. Diener und Frauen hatten die Türen verschlossen, schon glaubte er, freundlich empfangen zu werden. Es sollte noch lange währen. Statt der Freude, um die er gedient hatte, fand er Abwehr und Feindseligkeit. „Sagte ich euch nicht", drohte Brunhild, „daß ich euch nicht angehören würde, bis ich um euer Geheimnis wüßte? Verratet mir, warum ihr Kriemhild und Siegfried

verlobt habt." Gunther wollte nicht antworten, er versuchte, die Königin in seine Arme zu zwingen; Brunhild aber war stärker als er, sie packte ihn, daß es schier um sein Leben ging, band ihn schmählich an Händen und Füßen und hing ihn in Fesseln. Bis zum frühen Morgen mußte er so gefangen bleiben. Erst als die Mägde pochten, um Brunhild zu kleiden, befreite sie ihn.

In der Frühe schritten König und Königin, wie es die Sitte war, zur Messe ins Münster; dabei begegneten ihnen Siegfried und Kriemhild. Schön und adelig sah man die vier Neuvermählten unter den Kronen stehen.

Danach nahm das Fest seinen Fortgang. Sechshundert Knappen empfingen den Königen zu Ehren das Ritterschwert. Viel Volk schaute dem zu, in den Fenstern saßen die Mägde und suchten die Schilde ihrer Liebsten. Nur Gunther blieb traurig; was immer man auch begann, er blickte finster drein. Siegfried bemerkte es wohl, er fragte Kriemhildens Bruder nach seinen Sorgen. Der König wußte sich keinen anderen Rat, als dem Schwager heimlich anzuvertrauen, was ihm geschehen war. „Sieh meine Hände an, die hat sie gepackt, als wäre ich ein Kind. Ach, mein Leben wird nicht lange währen, wozu tauge ich noch?"

Der Starke sagte ihm Hilfe zu. „Mir ist deine Schwester so lieb wie Leben und Leib. Nun du sie mir gegeben hast, muß ich's für dich zu Ende führen, Gunther! Höre, ich komme zur Nacht in der Tarnkappe. Schick die Kämmerlinge rechtzeitig fort. Wenn den Knappen die Lichter in den Händen erlöschen, bin ich nahe." Der König lächelte, kaum konnte er abwarten, daß die Sonne sank.

Wieder riefen die Kämmerer zur Nachtruhe, Herr Gunther und Siegfried erhoben sich mit ihren Frauen und gingen. Da geschah es Kriemhild, daß, während sie heimlich mit ihren weißen Fingern ihren Liebsten streichelte, er vor ihren Augen unsichtbar wurde, sie wußte nicht wie. „Ach", klagte sie, „wer hat seine Hände aus den meinen genommen?" Niemand vermochte ihr zu antworten.

Herr Siegfried war Gunthern gefolgt; er löschte die Lichter der Knappen und wartete, daß Mägde und Frauen die Gemächer der Königin vom Isenstein verließen. Als sie mit ihrem Gemahl allein war, warnte Brunhild wieder: „Begebt euch nicht erneut in Not, Gunther, oder erzählt mir erst von Kriemhild." Siegfried war zugegen, er sprach kein Wort; als Herr Gunther aber noch einmal Brunhild gewinnen und die ihn in Banden schlagen wollte, packte der Getarnte die Hände der Königin. Noch rang sie ihn in die Knie; Gunther vermochte nur mit Mühe auszuweichen und wußte nicht, wie er dem Freund helfen sollte. Dann wurde der vom Niederland übermächtig; er zwang Brunhild gegen das Lager, bis die Todesfurcht über sie kam und sie um Gnade bat.

Den Gürtel und einen Ring von Gold zog er ihr ab, dann ließ er Gunther und sein Gemahl allein. Nun, da sie seine Stärke gespürt, hatte Brunhild nicht mehr Kraft als andere Frauen auch.

Währenddes kehrte Siegfried zu Kriemhild zurück; er wich allen Fragen aus und verriet nichts von dem, was geschehen war. Im Übermut aber schenkte er seinem Weib, was er Brunhilden geraubt hatte. Das sollte manchem Degen und ihm selbst das Grab bereiten.

Nach einigen Tagen, als die Gäste die Stadt verlassen hatten, dachte auch Siegmunds Sohn an die Heimkehr. Kriemhild hörte es gern, sie wollte nur noch der Brüder Erbe teilen. Siegfried hielt es nicht für nötig, obwohl die Könige selbst ihm ein gleiches anboten. „Gott laß euer Erbe gesegnet in euer Hand", antwortete er, „mein Weib kann ihres Teils entraten. Reicher als ihr werden Kriemhild und ich sein, wenn wir einst die Krone tragen; auch ohne euer Gut will ich euch gern als Freund zu Diensten bleiben."

„Wenn ihr mein Erbe nicht braucht", bat Kriemhild ihn, „so möchte ich doch nicht auf das Geleit der Burgunden verzichten."

„Nimm alle, die mit dir reiten wollen", lachte König Gernot, „wähle sie dir selbst!" Die junge Königin sandte nach Herrn Hagen und anderen. Der Tronjer wurde zornig. „Gunther kann uns an niemanden vergeben", drohte er, „wählt andere zu euren Diensten, Kriemhild!" Da mußte sie sich begnügen mit denen, die zu ihr kamen. Fünfhundert Mannen und dreißig Mägde schieden von Burgund, um ihrer Herrin ins Niederland zu folgen.

Boten gingen nach Xanten und meldeten, daß der junge König heimkehre mit der schönen Kriemhild, Frau Utes Kind. Da freute sich Siegmund, der Alte, daß er dem Sohn nun endlich die Herrschaft übergeben konnte. Vor den Toren von Xanten füllten sich die Festwiesen mit Menschen, noch einmal wurde Hochzeit gefeiert.

Danach lebten Kriemhild und Siegfried zehn Jahre in ihrem Land und wurden hoch geehrt. Als die Königin einen Sohn gebar, nannten sie ihn Gunther nach seinem Oheim.

Auch die Königin Brunhild schenkte ihrem Gemahl den Erben. Aber reicher als die Herren zu Worms war der Fürst des Niederlands. Keiner der Könige jener Zeit besaß größere Schätze als Siegfried, dem der Hort der Nibelungen zu eigen war. In hohem Sold hielt er seine Recken und wurde selbst von den Männern seiner Zeit der beste genannt, der auf Rosses Rücken ritt. Frieden gewann er für sein Volk, weil alle seine Stärke fürchteten.

Brunhild dachte in jenen Jahren häufig an Xanten. „Frau Kriemhild ist unfreundlich", sagte sie zuweilen zu ihrem Gemahl. „Wie ist es nur möglich, daß Siegfried, unser Lehnsmann, uns nun schon so lange nicht mehr gedient hat?" Oftmals kehrte ihr der Gedanke wieder; sie forschte auch nach dem Grund, warum Siegfried Herrn Gunther keinen Zins zahlte gleich anderen Lehnsmännern.

Endlich fragte sie den König, ob es nicht geschehen könnte, daß Kriemhild und sie einander wiedersähen. Ihrem Gemahl gefiel die Frage nicht. „Meine Schwester wohnt uns zu fern", meinte er, „ich darf sie nicht zu solch weiter Reise laden."

„Wäre eines Königs Mann noch so mächtig, so hat er doch zu tun, was sein Herr gebietet", sagte Brunhild hoffärtig. Gunther mußte über ihr Wort lächeln; er nähme es nicht als Dienst, käme Siegfried nach Worms. „Wenn ihr mich liebhabt", bat die Königin, „so sorgt, daß Siegfried und Kriemhild uns besuchen. Heißt es nicht, eurer Schwester Güte und edle Zucht mache die Menschen mild? Auch mir würde ihre Nähe wohltun und mein Herz wärmen."

Brunhild bat den König so lange, bis der zaudernd nachgab. „Keine Gäste sähe ich lieber als Siegfried und Kriemhild. Ich werde sie einladen, den Rhein hinauf zu reisen."

„Wann wollt ihr die Boten aussenden?" drängte die Königin. „Ich will mich rüsten, die Gäste würdig zu empfangen."

Dreißig Männer unter dem Markgrafen Gere berief Herr Gunther. „Reitet aus, sucht Siegfried und meine Schwester auf", befahl er den Herolden, „und sagt ihnen, daß uns, mein Weib und mich, verlangte, sie wiederzusehen. Bittet Frau Kriemhild, ihren Gemahl zu begleiten. Und sagt, meine Mutter Ute und alle Frauen von Worms entböten ihr die Grüße der Heimat."

Rasch zäumten die Recken die Rosse, legten die rechten Gewänder an und gelangten nach zwölf Tagen zu einer Feste der Nibelungen im Lande Norweg, wo Siegfried und Kriemhild damals Hof hielten. Man erkannte die Reiter an ihrer Tracht als Burgunden, ihre Ankunft wurde dem König und der Königin gemeldet. Kriemhild lief gleich ans Fenster; sie gewahrte den Markgrafen Gere unter den Ankommenden, ihr Herz schlug. „Gesandte meines Bruders Gunther", rief sie dem König zu. „Den starken Gere sehe ich!"

Da wurde den Burgunden ein freudiges Willkommen geboten; ihre Rosse fanden gute Ställe, Küche und Keller öffneten sich. Schon wurde Herr Gere zur Königin gebeten; kaum fand er Atem, so viele Fragen hatte Kriemhild. „Herrn Gunther und Brunhilde geht es wohl", meldete der Markgraf, „und

Frau Ute läßt grüßen, dazu Giselher, der junge, und Gernot und alle Freunde und Mägde."

„Gott lohne euch die gute Zeitung", dankte auch Herr Siegfried. „Sagt, hatten die Brüder meiner Frau Kummer, seitdem wir schieden? Haben sie Not gelitten? Es bleibt dabei, daß ich heute wie einst gegen ihre Widersacher stehe!"

Markgraf Gere wehrte ab. „Stark sind die Herren zu Worms, nicht aus einer Bedrängnis kam ich zu euch. Eine andere Botschaft bringe ich den Nibelungen." Er verbeugte sich klug vor Kriemhild. „Eure Brüder laden euch ein, zwischen Wintersende und Sonnenwende rheinauf zu reiten."

Siegfried schüttelte lächelnd den Kopf, er hatte zuviel Sorgen um sein Reich. Kriemhild aber gefiel das Wort, das nahm Herr Gere wahr. „Eure Mutter Ute hat mich so sehr gemahnt, und auch euer Bruder Giselher läßt euch bitten, ihr dürftet euch nicht versagen."

Der König antwortete nicht, er befahl, den Herolden Speise und Trank zu bringen, und bewirtete sie viele Tage lang. Währenddessen sandte er Boten zu seinen Freunden und fragte sie um Rat. „Wenn ihr mit tausend Recken reitet, so tut's", hörte er. „Aber hütet euch auf dem Weg, ihr kommt durch das Land von dreißig Herren." Sogar der alte König Siegmund wollte den Sohn mit hundert Degen geleiten.

Nach neun Tagen baten die Gesandten aus Worms um Antwort; Frau Kriemhild gab ihnen reiche Geschenke, und der König befahl ihnen, anzusagen, daß die Niederländer in zwölf Tagen aufbrechen würden. Viele Grüße ließ er den Schwägern entbieten und hatte guten Mut, nun die Reise beschlossen war.

Wie eilten sich die Boten, die Kunde heimzubringen. Groß und klein drängte sich hinzu, als sie zu Worms in die Burg einritten. Zum König hastete Herr Gere; Brunhild sprang vom Sessel, sie konnte die Nachricht nicht abwarten.

„Wie gehabt sich Siegfried?" wollte Gunther wissen.

„Er wie eure Schwester wurden vor Freude rot, als ich eure Botschaft brachte", erzählte der Markgraf.

„Kommt Kriemhild bestimmt?" fragte die Königin. Aber Herr Gere mußte zugleich Frau Ute antworten und ihr von Kriemhild, ihrer Tochter, Grüße aufgeben. Er pries auch, wie reich die Niederländer Boten zu beschenken wüßten.

„Die mögen wohl mit vollen Händen austeilen", murrte Hagen. „Wenn Siegfried ewig lebte, er vermöchte nicht, den Hort der Nibelungen zu erschöpfen. Ha, wenn der an die Burgunden fiele!"

Bald mußten Hunold und Sindold wieder die Gestühle vor der Stadt aufschlagen; Truchseß und Schenken hatten wenig Muße. Rumold, der Küchen-

meister, herrschte für einige Tage über die Burgunden und bot Kessel und Häfen und Pfannen auf. Am eifrigsten aber hatten die Frauen zu tun, Kleider zu schneiden und zu wirken, zu nähen und zu säumen.

Währenddes ritten Frau Kriemhild mit ihren Mägden und Siegfried mit seinen Degen schon den Rhein hinauf. Auch der alte König Siegmund war bei ihnen; nur ihr Kindlein hatten sie in der Heimat gelassen — noch wußten sie nicht, daß es Vater und Mutter nie wiedersehen sollte.

Nach einigen Tagen kamen ihnen Frau Utes erste Boten entgegen, und des Königs Lehnsleute begrüßten die Gäste. Um die gleiche Zeit ging Herr Gunther, der Wirt, zu Brunhild. „Denkt daran, wie meine Schwester euch empfing, als ihr an Land stiegt; seid herzlich gegen Siegfrieds Gemahl!"

„Gern soll das geschehen", sagte Brunhild. Ihre Gefolginnen schmückten sich, und der König von Worms gebot den Recken, seine Gemahlin zu geleiten.

Auf weiter Ebene begegneten die Scharen einander. Die Ritter schwenkten ein — kaum vermochte man die Frauen vorm Staub und vorm Gedränge der Neugierigen zu bewahren. Dann grüßte Herr Gunther vor allen anderen Siegmund, den alten.

„Seitdem mein Sohn Siegfried euch zum Freund gewann", antwortete der Greis, „hatte ich immer im Sinn, Kriemhildens Bruder zu sehen!"

„Zu unser aller Freude erfüllt es sich", rief Gunther und wandte sich Siegfried zu, dem jungen König des Niederlands.

Auch die Gefolgsleute und das Gesinde grüßten einander. Viele alte Bekannte trafen sich wieder, in adliger Zucht traten die Frauen aufeinander zu und küßten sich.

Was für ein Fest begann danach unter den Mauern von Worms! Die Ritter ließen die Schilde hallen und die Speere klingen, und die hohen Herren zeigten ihre Kunst im Reiten. Einen langen Nachmittag trieb man das Spiel, den Frauen zu Ehren. Dann kamen Mägde, um die Königinnen, die sich umkleiden wollten, in die Gemächer der Burg zu geleiten. Noch einmal blickte Brunhild zu Kriemhild hinüber und sah, daß sie schön war. Aber edler noch als Gold und Schmuck waren das Licht und der Glanz über ihrem Antlitz.

Die Gefolgsleute feierten weiter, — der Wirt war reich, keinem wurde verwehrt, was er sich wünschte. Dann führte auch sie des Königs Marschall, Dankwart, in ihre Herbergen. Herr Gunther aber sammelte zwölfhundert Recken an seine Tafel, begrüßte sie und hob als erster den Becher auf das Wohl der Gäste.

Bis zur Morgenfrühe blieben die Herren beieinander; sie fanden nicht viel Zeit zum Schlummer, viel zu rasch läutete es zur Messe. Schon suchten der Frauen Hände die Gewänder in Truhen und Laden. — Dabei bedachte die Königin Brunhild, daß wohl noch niemals ein Dienstmann reicher geehrt worden sei als Siegfried von König Gunther zu Worms.

Früh war auch die Stadt wach zu neuem Spiel, zu neuer Feier. Posaunen erschollen, Flöten und Drommeten machten die Menschen froh. Abermals klangen die Glocken vom Dom, als die Königinnen aus ihren Gemächern schritten; sie trugen ihre Kronen auf dem Haupt, als sie zur Messe gingen, miteinander traten Brunhild und Kriemhild in das weite Münster. — Brunhild war freundlich gegen alle. In ihrem Herzen aber zwang es sie, Kriemhild zu fragen, warum Siegfried sich wie ein König feiern ließ, da er doch Gunthers Dienstmann war. Diese eine Frage, schien ihr, durfte sie sich nicht versagen, sie bedrückte ihr Herz. Einmal mußte das Wort über ihre Lippen.

Hätte sie es nie getan, allzuviel Jammer kam dadurch über die Lande!

Vor einer Vesper war es, da Frauen und Herren den Ritterspielen zusahen. Auch die Königinnen saßen beieinander, und jede dachte an ihren Gemahl, der ihr der beste von allen Recken schien. „Ich habe einen Mann", scherzte Frau Kriemhild, „dem sollten alle Reiche willig sein!"

„Wie könnte das sein, solange Gunther lebt", verwies sie Brunhild. „Du sprichst, als gäbe es keinen König zu Worms!"

Kriemhild hörte nicht auf sie. „Sieh doch, wie herrlich er vor seinen Recken reitet, gleichwie ein helles Gestirn vor den Sternen. Immer bin ich fröhlich, wenn ich ihn anschaue."

„Stattlich und bieder ist er", sagte Brunhild, „doch stärker und adliger ist dein lieber Bruder. Auch du mußt ihn über alle Könige stellen."

„Ich lobe Siegfried nicht ohne Grund", lachte Kriemhild. „Er ist meines Bruders Genoß und nicht geringer."

„Leg es mir nicht arg aus, Kriemhild, aber ich hörte von beiden Herren, daß Siegfried des Königs Lehnsmann sei. Aus seinem eignen Mund erfuhr ich es."

„Ich bitte dich, verschone mich mit diesen Fragen."

„Das werde ich nicht tun", antwortete Brunhild, „wie sollte ich auf die Aufgebote an Rittern und Herren verzichten, die mit Siegfried uns untertan sind.

Jetzt wurde die schöne Kriemhild zornig. „Lange und vergeblich wirst du warten müssen, bis Siegfried den Wormsern auf Befehl zu Diensten steht. Ich bin deiner Reden satt, laß uns von anderem sprechen!"

„Du überhebst dich, Kriemhild! Ich werde dir beweisen, wen von uns zweien man höher in Ehren hält!"

Kriemhild schwieg. ‚Ich werde heut vor Brunhild ins Münster gehen', dachte sie. ‚Ich will zeigen, daß mein Mann höhersteht als der ihre.'

Brunhild wartete noch auf Antwort. „Es dünkt mich besser", sagte sie endlich, „daß wir unser Gefolge scheiden, wenn wir aufbrechen."

„Wohlan", kam es zurück, „das mag geschehen!"

Als Kriemhild in ihre Gemächer trat, rief sie flink die Ihren zu sich. „Nun kleidet euch feiertäglich, ihr Maiden. Eilt euch, Brunhild soll leid werden, was sie redete!" Leicht ist es, Frauen zum Schmücken zu raten; schnell suchten die Gefolginnen ihr reichstes Gewand. Auch die Königin tat ein gleiches — einen Gürtel fand sie in der Truhe, den sie lange nicht mehr angelegt hatte.

Dreiundvierzig Maiden, die ihre Herrin nach Worms begleitet hatten, folgten Kriemhild in Seide und lichten Stoffen. Die Leute wunderten sich, daß man die Königinnen nicht beieinander sah wie vordem, viele Degen machten sich Sorgen.

Vor dem Münster stand Gunthers Gemahlin mit den Ihren. Als der Gast, da es schon spät war, eilig in die Kirche treten wollte, befahl Brunhild ihr, zu warten. „Es soll vor des Königs Weib nicht das des Lehnsmanns gehen!"

Kriemhild wurde bleich. „Hättest du geschwiegen", drohte sie. Dann vermochte sie nicht mehr an sich zu halten. „Wie will eine Kebse sich des Königs Weib nennen?"

„Von wem sprichst du?" fragte Brunhild; ohne Blut waren ihre Lippen.

„Dich meine ich", schalt Kriemhild. „Ach, Königin, nicht mein Bruder war es, der dein Magdtum gewann; Siegfried hat dich bezwungen!"

„Wahrlich", sprach Brunhild, „das muß ich Herrn Gunther sagen!"

„Es wird mich nicht gefährden", lachte Kriemhild, „du hast mich zum Reden gebracht. Leid ist es mir um unsere Freundschaft." Unter solchen Worten schritt sie an der Königin vorüber und trat als erste ins Münster mit allem Gefolge. Aber manche Augen wurden trüb vor Furcht. —

Viel zu lang dünkte Brunhilden der Dienst und das feierliche Amt; vor der Kirchentür wartete sie schon auf Kriemhild. ‚Sie muß bekennen', dachte sie. ‚Hat Siegfried sich dessen gerühmt, so soll er mit seinem Leben dafür büßen.'

„Hör mich an", sagte sie, als Kriemhild vorüberging, „du hast mich eine Kebse gescholten und wirst es beweisen müssen."

Die schöne Kriemhild blieb stehen: „Warum läßt du mich nicht vorbei? Warum zwingst du mich? Nun du mich fragst, mög' dir's der Reif an meiner Hand bezeugen; Herr Siegfried brachte ihn mir, als er von dir kam."

Nie hatte Brunhild solch Leid erlebt wie an diesem Tag.

Kriemhild lachte. „Auch der Gürtel, den ich trage, wird's dir erweisen: der Nibelung war der erste, der dich umfing!"

Brunhild erkannte den Gürtel und mußte laut weinen.

Während sie so sprachen, kam König Gunther vorüber. „Liebe Frau", fragte er begütigend, „wer hat euch ein Leid zugefügt?" Er sah die Neugier der Vielen. „Folgt mir in die Burg." Brunhild aber blieb. „König, eure Schwester hat mich aller Ehren beraubt, Siegfrieds Kebse soll ich gewesen sein!"

„So hat Kriemhild euch bitter Unrecht getan", drohte Gunther.

„Sie trägt einen Gürtel, den ich verlor, und meinen roten Reif. Mich reut, daß ich geboren ward."

„Ruft Siegfried", befahl der König, „er soll bekennen oder leugnen." Da trat der vom Niederland aus dem Münster; er wußte noch nicht, was sich begeben hatte.

„Warum weinen die Frauen", fragte er.

„Viel Leid fand ich hier", drohte König Gunther. „Dein Weib schreit aus, Brunhild wäre dir, Schwager, zu Willen gewesen. Hast du das behauptet?"

„Niemals", antwortete Siegfried erschrocken. „Und wenn Kriemhild so sprach, will ich nicht eher ruhen, bis sie es bitter bereut, und will mich reinigen vor den Deinen."

„Wenn du den Eid leistest", entschied Gunther, „so sollst du von aller Klage frei sein."

Herr Siegfried hob die Hand und beschwor sein Wort.

„Ich glaube dir", sagte der König.

„Es tut mir leid", versicherte Siegfried, „wenn mein Weib das deine betrübt hat. Wir Männer sollten uns des Übermuts der Frauen schämen!"

Als die Könige auseinandergingen, schluchzte Brunhild so sehr, daß Herr Gunther sie nicht zu trösten vermochte. Und weder seine Lehnsleute noch ihre Herrin konnten die Demütigung vergessen. In ihrer Kammer verborgen, verbrachte Brunhild die Tage.

Einmal trat Hagen Tronje bei der Königin ein; er fragte, warum sie weine. Sie erzählte, was geschehen war, sie wiederholte die Worte, die vorm Münster gefallen waren, und bat ihn, Vergeltung zu üben. „Wie soll Kriemhild büßen, wessen andere schuldig sind", versetzte Hagen. „Er selbst, Siegfried, muß für das Wort zahlen, oder man wird uns nicht mehr ehren." Die Könige kamen hinzu, und Gernot stand Hagen bei. Giselher aber klagte: „Was tut ihr, gute Recken? Wenn die Frauen einander schelten, ist das ein Grund zum Haß der Männer?"

„Wer sich rühmt, meine Herrin gewonnen zu haben", drohte Hagen, „der soll des Todes sein, oder ich darf nicht mehr leben!"

Herr Gunther selbst wandte sich gegen ihn. „Er hat uns nur Gutes getan. Wie sollte ich ihn hassen?"

Der Tronjer aber mahnte von da an jeden Tag seinen König, Strafe und Rache nicht zu vergessen. Er zählte auch auf, welche Lande den Burgunden untertan würden, wenn Siegfried nicht mehr lebte.

„Dämpfe deinen Wunsch nach Vergeltung, mein Schwager hat uns zu Ehren und Reich verholfen", antwortete der König. Nach einer Weile fuhr er fort: „Wer wollte sich an ihn wagen, stark, wie er ist, und wunderkühn?"

„Ich denke nur an das eine, an Brunhildens Weinen. Das soll ihm leid werden!"

„Was hast du vor?" fragte König Gunther endlich.

„Ich habe einen Plan", sagte Hagen. „Wie wäre es, wenn wir Boten nach Worms kommen ließen, die uns einen neuen Krieg meldeten? Siegfried wird mit uns reiten wollen. Haben wir ihn allein, können wir ihn im Streit erschlagen."

Der König hörte seines Dienstmannes Rat. Sein Weib weinte, seine Mannen wichen ihm aus. Er begann zu sinnen und Pläne zu schmieden, nicht anders als Hagen. Ach, so sollte durch zweier Frauen Streit manch tapferer Held das Leben verlieren!

An einem der nächsten Morgen sah man Boten zu Hof reiten, die gaben vor, von Lüdiger gesandt zu sein, und sagten Herrn Gunther einen neuen Krieg an. Noch einmal, hieß es, wollten Dänen und Sachsen sich mit den Burgunden messen. Viel Leid kam da über die Frauen.

Auch Herr Siegfried hörte von der Botschaft. Als er darauf eilig zu Gunther ging, fand er den in schwerem Gespräch mit Hagen.

„Warum ist der König traurig", fragte der Recke. „Habe ich nicht immer geholfen, wenn jemand die Burgunden angreifen wollte? Konnte ich nicht schon einmal Lüdiger und Lüdegast für euch überwinden? Ich werde die Burgen der Dänen und Sachsen stürmen und ihr Land wüstlegen."

„Ich danke dir", sagte der König, als wäre er des Freundes Hilfe allen Ernstes froh.

Bald boten die Herren Gefolgsleute auf, um Siegfried und die Seinen zu täuschen. Auch die Recken des Niederlands rüsteten ihr Streitgewand. „Ihr, Vater Siegmund", bat der Sohn, „bleibt zu Worms; es wird nicht lange dauern, und ich bin wieder am Rhein."

Unterdessen — während man nämlich Panzer und Helme auf die Rosse legte und Degen aus dem Reich zum Heer stießen — suchte Hagen Tronje Frau Kriemhild auf und erbat Urlaub von ihr. „Ich bin froh", versicherte die Königin, „daß mein Gemahl seine Freunde zu schützen weiß. Hört, Hagen, ich habe noch eine Sorge und will's euch verraten. Nie habe ich euch gekränkt und hoffe, daß ihr meinen Mann nicht entgelten laßt, was ich selbst Brunhilden tat."

„Herrin", antwortete Hagen, „wenn Siegfried heimkehrt, werden sich auch die Königinnen versöhnen. Sagt mir nur, wie ich eurem Gemahl dienen darf."

„Ich wäre ohne Sorgen um ihn, wenn er den Kampf recht führte und nicht seinem Übermut folgte."

„Fürchtet ihr, daß er irgendwo verwundbar ist, so vertraut es mir an. Ich will im Kampf neben ihm reiten."

Frau Kriemhild sann nach: „Ihr gehört zu meiner Sippe, Hagen, und in eurem Schutz will ich den Gatten wissen. Hört: Als er den Lindwurm schlug und in seinem Blut badete, so daß keine Klinge ihn zu versehren vermag, da fiel ihm ein Lindenblatt zwischen die Achseln. Dort allein kann ihn die Waffe treffen."

Herr Hagen sagte listig: „So näht ein kleines Zeichen auf sein Gewand, damit ich ihn schirme."

„Das will ich tun", antwortete Kriemhild. „Wo ich ein Kreuz von Seide sticke, dort sollt ihr ihn hüten, Hagen!"

Der Tronjer verabschiedete sich und ging von dannen. „Jetzt könnt ihr den Krieg absagen", rief er dem König zu. „Nun weiß ich, wo Siegfried sterblich ist. Befehlt einen Jagdzug, darum bitte ich euch."

Am andern Morgen stellte sich der Niederländer mit tausend Mannen. Herr Hagen ritt zu ihm, besah sein Gewand und erkannte das Zeichen. Da schickte er zwei Leute zu König Gunther, die gaben an, Herr Lüdiger habe um Frieden gebeten.

Siegfried ließ ungern vom Kampf ab; er wolle die Wortbrüchigen züchtigen, erklärte er. Gunther aber tat, als müsse er seinem wallenden Mut einen anderen Weg zeigen. „In den Odenwald reiten wir, Schwager! Auf Bären und Wildschweine wollen wir jagen! Halte dich in der Frühe bereit, Siegfried. Oder ist es so, daß du bei den Frauen bleiben möchtest?"

„Wenn ihr mir Jäger und Bracken leiht, reite ich mit euch."

Während nun Siegfried zu seinem Weib ging, besprachen Hagen und der König, wie sie den Freund verderben könnten. Giselher und Gernot blieben daheim. Sie wollten nicht jagen; aber sie warnten auch nicht, so wurden sie schuldig und den Mördern gleich.

Schwer wurde Siegfried der Aufbruch am anderen Tag. „Gebe Gott, daß ich dich gesund wiedersehe und mich deiner Augen freuen darf", grüßte er Kriemhild. Die aber dachte an das, was sie in ihrer Not Hagen verraten hatte, und begann sich zu fürchten. „Laß die Jagd, mein Gemahl", flehte sie, „ich habe geträumt, daß zwei Eber dich über die Heide hetzten, das machte mich weinen."

„All die Deinen sind freundlich gegen mich", antwortete Siegfried. „Wie sollte jemand Haß oder Neid gegen mich hegen."

„Mir träumte noch ärger", klagte Kriemhild. „Ach, zwei Berge stürzten über dich, und ich sah dich nimmermehr."

Aber Siegfried lachte, er nahm Kriemhild in seine Arme und küßte sie. Dann machte er sich auf, den anderen zu begegnen. Von rotem Gold war sein Horn, ein schwarzes Birschgewand hatte er angetan und trug einen Hut von Zobel.

Bald ritten die Herren in einen tiefen Tann. Saumrosse folgten ihnen, die Brot und Wein schleppten. Auf halbem Weg riet Hagen: „Wir wollen uns trennen, da sehen wir, wer der beste von uns ist. Jeder jage für sich, Leute und Hunde teilen wir."

Siegfried wählte einen alterfahrenen Jäger und einen Spürhund. Mancherlei Wild stöberte er auf; nicht viel entrann dem raschen Recken, so geschwind waren er und sein Roß. Einen Wisent schlug er, dazu zwei Ure und den seltenen Schelch. Mit dem Schwert erlegte er einen Wildeber, der ihn anstürmte. „Herr", rief der Jäger, „ihr wollt uns den ganzen Wald ausleeren!"

Als Siegfried soviel Beute zur Raststelle sandte, freuten sich die Köche. Dicht vorm Lager sprang noch ein Bär vor den Heimkehrenden auf, in einer Schlucht stellte Siegfried das starke Tier, fing und band es. Auf zwei Sätteln hieß er es zur Feuerstätte führen, schon waren die Gesellen beisammen. Während die Leute ihm entgegenliefen, um ihm Roß und Beute abzunehmen, löste der Niederländer lachend Meister Petz die Fesseln. Die Hunde heulten, der Bär aber, der zum Wald fliehen wollte, geriet in die Küche, warf die Kessel um und schleuderte den Brand auseinander. Noch einmal griffen die Herren zu Bogen und Spieß; so stark wurde das Getöse, daß vom Laut der Rüden und vom Ruf der Jäger ringsum der Bergwald scholl. Endlich schlug Siegfried selbst den flüchtigen Bären mit dem Schwert und brachte ihn auf dem Nacken zurück.

Die Könige setzten sich nunmehr auf dem Anger zum Mahl, da fehlten die Schenken, die für den Wein zu sorgen hatten. Siegfried schalt lachend die Wirte; Gunther entschuldigte sich, Herr Hagen trüge die Schuld, der wolle die Könige verdursten lassen. Der Tronjer wiederum erklärte, der Wein sei in den Spessart

gesandt; dort, so habe er geglaubt, werde die Jagd stattfinden. Wenn die Ritter indes trinken wollten, so wüßte er unter einer nahen Linde einen Quell. Er hob die Hand und wies bergauf.

Der Rat gefiel Siegfried, er sprang vom Tisch auf, um das Wasser zu suchen. „Wer wird ihn als erster erreichen?" forderte der Tronjer heraus. „Ich höre, niemand könnte Kriemhildens Gemahl einholen. Das möchte ich wohl wissen!"

„So wollen wir wettlaufen", schlug Siegfried vor. „Wer den Quell als erster findet, der hat gewonnen. – Halt, ich will es euch leichter machen! Gewand und Jagdwaffen will ich am Leib behalten, auch Schild und Spieß!"

Da warfen die anderen die heißen Kleider ab. Wie Panther liefen die Herren durch den Klee bergauf zur Linde. Dennoch gelangte der schnelle Siegfried als erster zur Quelle; rasch legte er die Waffen ab, lehnte den Spieß an den Lindenstamm und wartete höflich, bis der König getrunken hätte. Währenddes zog Hagen heimlich Bogen und Schwert an sich und trug sie zur Seite. Als Siegfried sich niederbeugte, schlich er zum Wurfspieß. Das Zeichen am Gewand erspähte der Tronjer, packte den Speer und stieß ihn dem Knienden zwischen die Achseln.

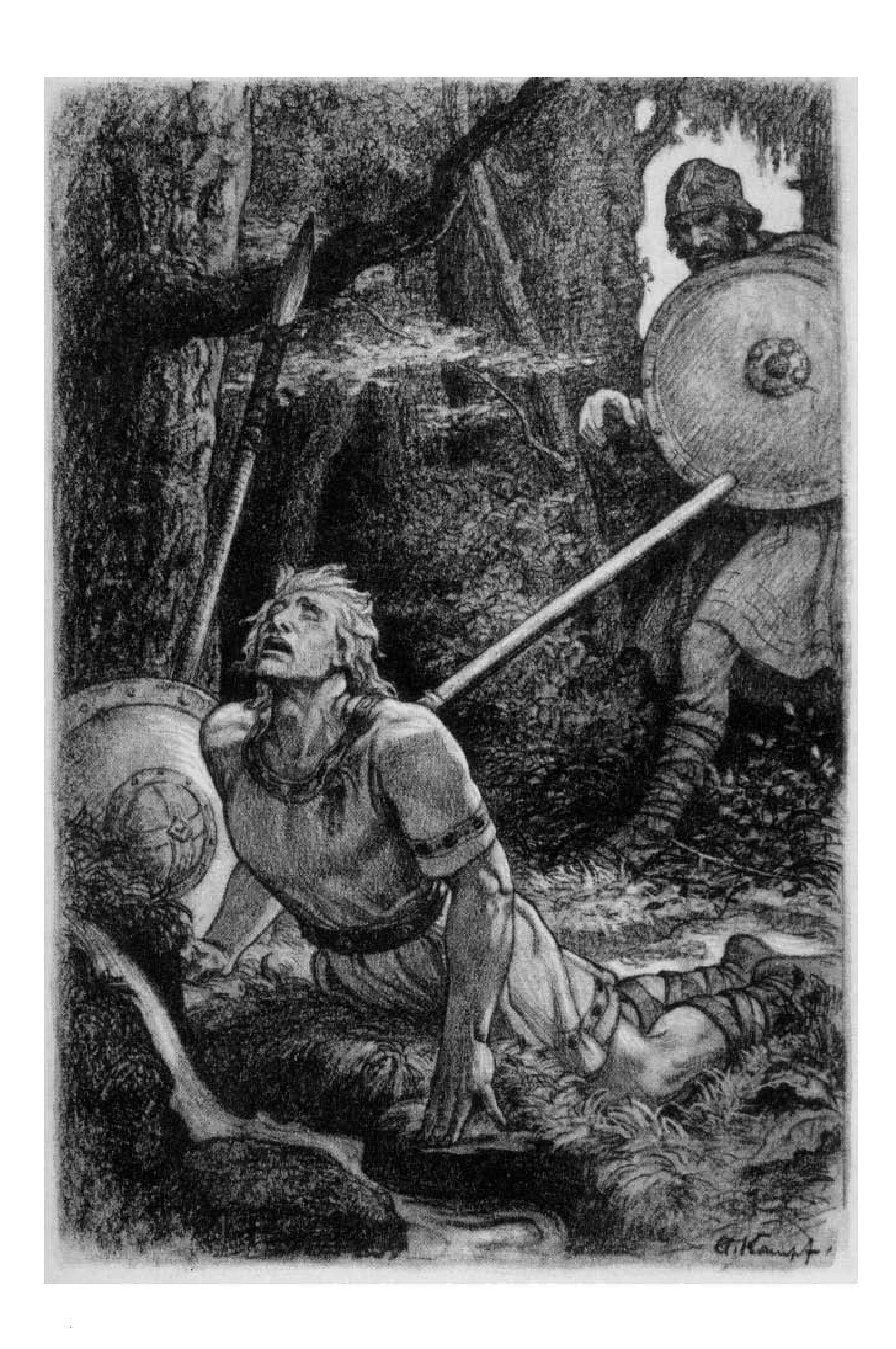
Den Schaft im Herzen, erhob sich Siegfried, er sah Hagen fliehen und suchte, der Todwunde, nach Bogen und Schwert. Als er sie nicht fand, raffte er den Schild vom Boden, folgte Hagen und traf ihn, daß er strauchelte. Dann verging dem starken Nibelungen des Lebens Kraft; der Schatten des Sterbens fiel über ihn, er stürzte in die Knie und sank vornüber in die Blumen. „Weh euch", ächzte er, „was hatte ich euch getan?"

Viele Ritter kamen herbei; wer Treue und Ehre kannte, klagte, am lautesten König Gunther. Der Sterbende hörte es. „Nicht nötig", stöhnte er, „daß der weine, von dem ich den Tod gewann!"

„Wen reut die Tat?" drohte Hagen und scheuchte die Männer zurück. „Wohl uns, daß dies Leben zu Ende ist, wohl uns, daß die Königin der Burgunden nicht mehr zu weinen braucht!"

Noch einmal öffnete Siegfried die Lider. „Kriemhild, mein Weib", seufzte er. „Wenn du noch Treue kennst, König, so steh ihr bei! Ach, euch andern hilft mein Tod nicht, ihr habt euch selbst erschlagen."

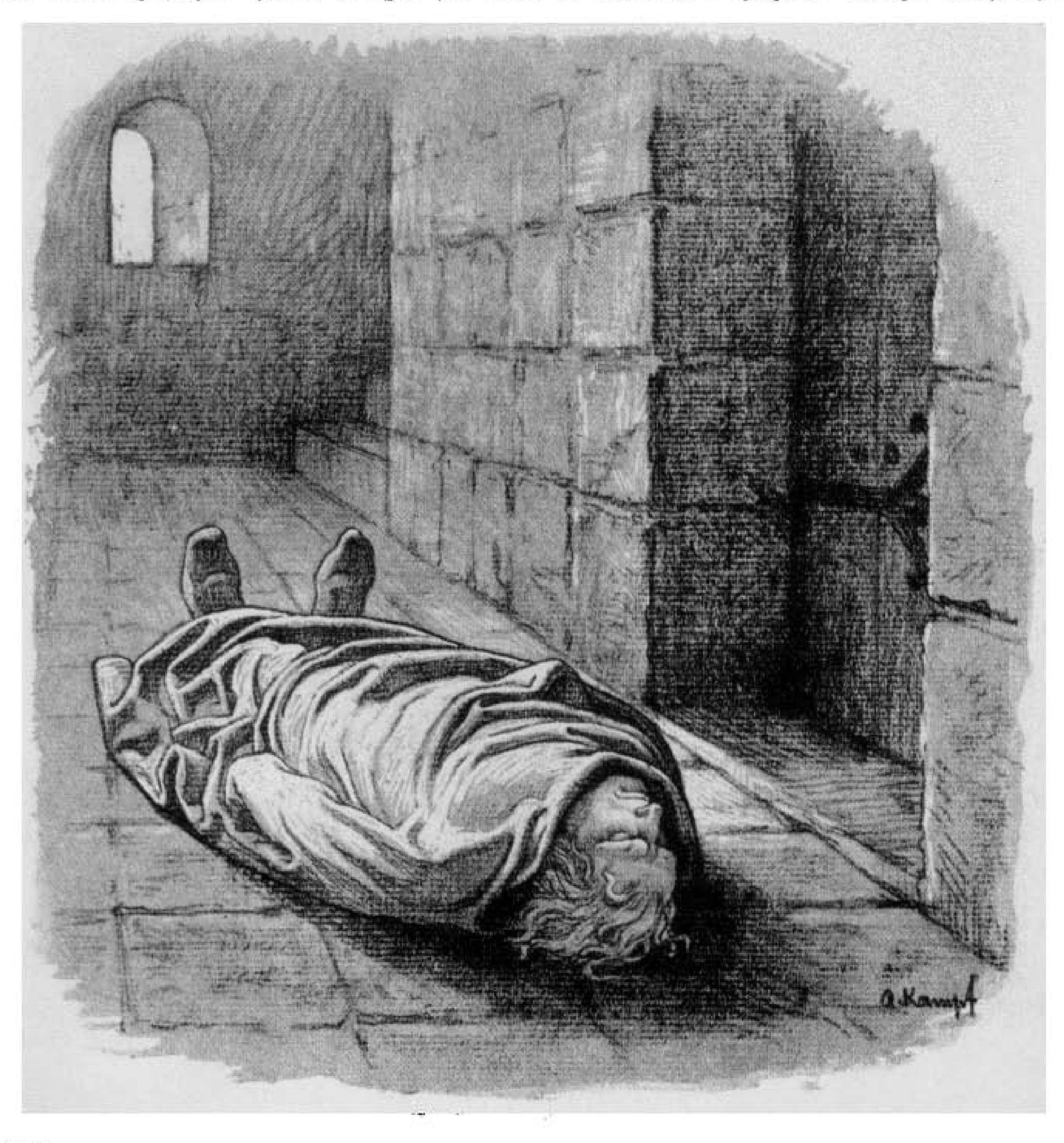
Als er gestorben war – die Blumen allenthalben waren vom Blute naß –, betteten die Männer den Helden auf seinen Schild und berieten, wie sie es machen könnten, daß niemand von Hagens Tat erführe. „Schreit aus, ein Unglück hätte uns betroffen", sagte Herr Gunther, „als er allein durch den Wald ritt, hätten Räuber ihn von hinten erstochen."



„Nichts da", sprach Hagen, „ich selbst reite mit dem Toten nach Worms und werde nicht fragen, wer um ihn weint."

In der Nacht führte Hagen den Leichnam wohlverhüllt vom Odenwald über den Rhein nach Worms. Er trug ihn in die Burg und legte ihn vor der Tür zu Kriemhilds Gemach nieder; sie sollte ihn finden, wenn sie zur Messe ging.

Das Morgengeläut weckte die Königin; sie ließ sich Licht und Gewand bringen. Dabei stürzte ein Kämmerer über den Toten im dunklen Gang; er fühlte, wie seine Hand naß vom Blut ward. „Fraue", rief er zitternd, „ich glaube, es liegt ein Erschlagener vor eurer Tür!" Da schrie Kriemhild auf. Noch ehe sie den Leib gesehen hatte, wußte sie, wer es war. An Hagens Frage dachte sie,



ahnte ihr Leid und sank ohne Macht und Wort zur Erde. Gleich aber erwachte sie wieder, Blut brach ihr von den Lippen vor Herzenspein. „Es ist ein Fremder", tröstete ihre Magd. „Nein", stöhnte die Königin, „ich weiß, daß es Siegfried ist! Brunhild hat es geraten, und Hagen hat es getan!" Vor die Tür stürzte sie, ließ sich niedergleiten, hob des Toten Haupt — rot von Blut war es — und wußte, in ihren Armen lag der Held vom Niederland. „Nun muß ich wohl immer einer langen Rache leben", seufzte sie. „Das wird mein letztes Amt." Laut weinte das Ingesinde.

Boten liefen zu Siegmund und den Recken vom Nibelungenland. „Auf, auf, mein König", pochte es an des Greises Tür, „die Königin, unsere Herrin, klagt!"

„Worüber klagt die schöne Kriemhild?" fragte der Alte. Da schrie der Mann: „Erschlagen liegt Siegfried vom Niederland! Wollt ihr's nicht glauben, hört unserer Königin Weinen." Die Nibelungen eilten zu den Waffen, sie drangen zu ihrem toten Herrn. „Weh über die Reise", stöhnte der alte Siegmund, „hattest du mich nicht zu Freunden geführt, Kriemhild?"

„Wüßte ich erst gewiß, wer es tat", sagte die Königin, „ich würde nicht nur ihn zur Hölle senden. All die Seinen möchte ich jammern und weinen sehen!" —

Siegmund richtete die Leichenfeier; er selbst wusch dem Sohn die Wunde. Elfhundert Recken der Nibelungen warteten, daß er Rache geböte. Aber Kriemhild dachte weiter. „Meidet den Streit zu Worms, er wäre umsonst", riet sie. „Es wird sich einmal besser fügen. Helft mir Herrn Siegfried begraben, dann mögt ihr an die Vergeltung denken."

Währenddes kamen Bürger aus der Stadt, um den Edlen noch einmal zu sehen; Frauen weinten, weither vom Lande eilten die Bauern herbei und klagten über Siegfried, den guten König.

Um die Stunde kehrte auch Herr Gunther vom Odenwald heim. Er meldete sich mit Hagen bei Kriemhild, als wollte er ihr sein Beileid ansagen.

„Wenn dich dieser Tod betrübt", antwortete sie, „so wär er nimmermehr geschehen. Ach, lieber wäre mir, ihr hättet mich erschlagen als ihn, der unschuldig war!"

Gunther fragte, ob sie so sicher wisse, wie Siegfried umgekommen wäre.

„Wer ohne Teil an seinem Tod ist, der mag zu ihm treten."

Nun ist es oftmals so, daß, wenn ein des Mordes Schuldiger vor der Bahre steht, der Ermordete zu bluten beginnt. Als Hagen Herrn Siegfried nahte, da strömte die Wunde von neuem.

Der König suchte den Oheim zu schützen. „Räuber erschlugen ihn, das sag ich dir, Kriemhild!"

„Ich kenne die Räuber. Ihr, Gunther und Hagen, habt es getan!“

Gernot und der junge Giselher wollten die Schwester trösten. Sie weinten um Siegfried. „Wir werden ihn dir ersetzen, solange wir leben“, versicherten sie. Die Königin hörte sie an, aber niemand vermochte ihren Schmerz zu lindern, niemandem antwortete sie.

Als Siegfried begraben werden sollte, kam das Volk von weit her; man sah wohl, daß er Freunde ohne Zahl gehabt hatte. Bis über das Münster hinaus hallten die Gesänge der Klagenden. „Wacht mit mir“, verlangte Kriemhild, „drei Tage und drei Nächte will ich ihn noch über der Erde wissen. Ach, vielleicht ruft auch mich der Tod, ehe sein Grab sich schließt, dann wär mein Leid zu Ende!“

Keine Speisen nahm sie zu sich, Stunde um Stunde blieb Kriemhild schweigend vor Siegfrieds Bahre – mit ihr das Gefolge und alle, die den König liebgehabt hatten. Als dann aber die Träger nahten und den Sarg schlossen, um ihn zur Feier ins Münster zu bringen, wurde Kriemhilds Leid übergroß; sie hieß den Schrein noch einmal öffnen und hob des Toten Haupt; Blut brach aus ihren Augen, vor Gram wollte sie sterben.

In Ohnmacht lag die Königin den langen Tag, den Abend und die Nacht dazu.

„Laßt uns heimziehen“, drängte Siegmund, „uns hält nichts mehr im Land der Burgunden.“

Zu Kriemhild und ihrem Gefolge ging der alte König. „Bietet eure Lehnsleute auf“, sagte er, „und rüstet euch, wir wollen zur Nacht reiten.“ Es war den Niederländern und ihrem Markgrafen Eckewart recht, sie holten ihre Rosse, um nicht eine Stunde länger als nötig in Worms zu verweilen.

Inzwischen bat Frau Ute aus ganzem Herzen die Tochter, bei ihr zu bleiben; sie hatte viel Furcht um den Zwist zwischen ihren Kindern.

„Wie sollte ich wohl bleiben“, antwortete ihr Kriemhild, „ich müßte vor Leid sterben, wenn ich Hagen sähe.“

Die jungen Brüder kamen zu ihr. „Wir wollen dir Siegfrieds Tod mit all unserer Liebe vergelten.“ Kriemhild hörte nicht auf sie; schon mahnte König Siegmund zum Aufbruch.

In der Stunde aber, als sie das Zaumzeug der Rosse klirren hörte, dünkte es Kriemhild, daß sie von Siegfried nicht lassen könnte. Sie bat Herrn Siegmund, für ihr Kindlein zu sorgen, und nahm Wohnung in der Nähe des Grabes.

Arm an Freuden kehrte der alte König heim, Giselher und Gernot ritten eine Strecke an seiner Seite.

Die schöne Brunhild lebte im Übermut. Sie fragte nicht, wieviel Nächte die Königin Kriemhild weinte. Ach, nicht lange dauerte es, und auch ihre Hoffart mußte vergehen.

Kriemhild wohnte fortan zu Worms am Münster nahe der Stätte, wo Siegfried begraben lag. Täglich ging sie zu ihm, und weder Frau Ute noch der getreue Eckewart, der zu ihrem Schutz in Worms geblieben war, vermochten ihren Gram zu wenden. Drei Jahre lang sprach sie nicht mit Gunther noch mit Hagen. —



Damals sorgte sich der Tronjer um den Schatz, der der Königin als Morgengabe gehörte. „Laß Gernot und Giselher die Schwester bitten, daß sie den Hort nach Worms bringe", riet er. Aber Kriemhild wies die Brüder ab.

Wieder verging die Zeit.

„Laß Gunther zu dir kommen", baten Gernot und Giselher. „Er will dir schwören, daß er Siegfried nicht erschlug."

„Das weiß ich wohl", entgegnete Kriemhild, „Hagen erschlug ihn. Wenn ihr wollt, werde ich ihn begrüßen; nimmer aber kann mein Herz ihm vergeben!"

Der König vernahm die Antwort, er besuchte die Trauernde; in Tränen schieden Schwester und Bruder voneinander. Und es war danach, als vermöchte Kriemhild Herrn Gunthers Wort und Rat wieder zu dulden. Sie befahl auf seine Bitte, den Hort, Siegfrieds Morgengabe, vom Nibelungenland rheinauf zu bringen. Mit vielhundert Mannen zogen Giselher und Gernot zu Alberich, der ihn in seiner Macht hielt. Er gab die Schlüssel den Brüdern, und die ließen die Schätze ohne Zahl auf Schiffe schaffen. Vier Tage und vier Nächte schleppten die Knappen Gold und Edelgestein.

Als sie aber den Hort in Gunthers Land gebracht hatten, strömten viele Fahrende und viele Recken der Königin zu, um in ihren Dienst zu treten. Arme und Reiche begaben sich zu ihr, so daß ihr Anhang groß wurde.

„Laßt ihr sie so weiter schalten", warnte Hagen seinen Herrn, „so wird es uns übel ergehen."

„Der Hort gehört meiner Schwester", entgegnete Gunther, „ich darf ihr nicht raten, an wen sie ihr Gut verteilt."

„Gold sollte man Frauen nicht anvertrauen", drohte Hagen, „es könnte die Burgunden reuen!"

„Ich schwur ihr zu", versetzte Gunther, „daß ich ihr nie wieder ein Leid zufügen würde."

„So will ich noch einmal der Schuldige sein", lachte Hagen. Er hatte Sorge, daß die Königin eines Tages mächtiger als ihre Brüder würde. Als Gunther aus der Stadt geritten war, raubte der Furchtbare der Witwe die Schlüssel und nahm ihr das Gold.

Gernot und Giselher erfuhren davon, sie eilten zornig zum Tronjer und drohten ihm, mit Gewalt das Recht ihrer Schwester zu schützen. Da ging Hagen hin und versenkte heimlich in vielen Nächten den unheiligen Hort im Rhein. Dem König Gunther erzählte er davon und sagte, es solle nunmehr des Goldes und des Haders für immer ein Ende sein. Er verriet ihm auch, wo der Schatz ruhte; die beiden schwuren einander, niemandem den Ort zu entdecken, solange einer von ihnen lebte.

Nun war Kriemhild noch einmal ohne Gut und Recht. In Lorsch, einem Kloster unweit von Worms, wohnte ihre Mutter. Zu ihr flüchtete die Schutzlose. Weil sie indes nicht fern von Siegfried bleiben wollte, ließ sie den Schrein mit dem Toten nach Lorsch bringen, um ihn und ihr Leid vor der Welt zu verbergen.

In jenen Zeiten starb am Hof der Hunnen Herrn Etzels Gemahlin, die gütige Frau Helche. Und der König trauerte um sie. Seine Freunde wollten, daß bald wieder eine Königin herrsche, und einige rieten, er möge um Kriemhild, die Witwe Siegfrieds vom Niederland, werben.

Etzel bedachte sich: „Ich habe einen anderen Glauben als sie!" Die Ratgeber aber empfahlen ihm, es zu versuchen; bei seinem hohen Namen und bei seinem großen Gut würde Frau Kriemhild ihn nicht abweisen.

Wem das Volk und die Stadt der Burgunden bekannt sei, fragte Etzel. Rüdi=



ger von Bechelaren erhob sich: Er kenne die drei Könige, sagte er, und seit ihrer Kindheit auch deren Schwester Kriemhild. Rühmend pries er ihre Schönheit und höfische Zucht und ihre milde Liebe gegen Freunde. Da hieß Etzel Rüdiger ausreiten und um Frau Kriemhilds Hand bitten. Was der Markgraf aus seinem Schatz begehre, möge er nach Worms als Geschenk bringen.

„Dein Bote werde ich gern", antwortete der stolze Rüdiger. „Werben aber will ich aus eignem Gut. Mit fünfhundert Degen werde ich vor Siegfrieds Witwe treten."

Rüdiger sandte nach Bechelaren und ließ seinem Weib ansagen, daß er für den König auf Werbung auszöge. Die schöne Gotelinde mußte an die tote Frau Helche denken, leid tat es ihr um die liebe Königin. Währenddes ritten die Herren schon über Wien, rüsteten sich dort mit Kleidern, mit Waffen und mit fröhlichem Mut. Dann grüßte Rüdiger in Bechelaren sein Weib und seine Tochter.

„Möge deine Reise zum Guten ausschlagen", seufzte die Markgräfin. „Nicht leicht wird es für die Königin sein, an Helches Stelle zu herrschen."

Mit Geschenken reich beladen, ritten die Herren danach durch Bayern an den Rhein und nahmen in der Stadt Worms Herberge. Das Volk fragte neugierig, wer die Fremden seien, und in den Straßen drängten sich die Menschen, um die unbekannten Gäste zu sehen. Der Tronjer war es, der sie zuerst erkannte.

„Rüdigers Wappen tragen sie! Er ist einer der kühnsten und wackersten Grafen aus König Etzels Reich." Noch während Hagen es sagte, ersah er Rüdiger selbst, trat auf den Freund zu und hieß ihn mit lauter Stimme willkommen.

Danach schritt der Markgraf mit seinen Mannen in den Saal der Burg vor den Hochsitz der Könige, und Gunther stand auf und ging ihm entgegen. Bald hub ein Fragen an nach der schönen Gotelinde und ihrer Tochter, nach Krieg und Frieden im Hunnenland. Dann bat Rüdiger, seine Botschaft vortragen zu dürfen, um derentwillen er in der Burgunden Land geritten sei, und begann:

„Mein großer König entbietet euch seine Freundschaft. Er klagt, daß seine Völker ohne Freude leben, seitdem die Königin gestorben ist; die Jungfern am Hof sind verwaist, und die Fürstenkinder, die Frau Helche erzog, haben keine Mutter. Betrübnis und Verwirrung herrschen im Lande, niemand ist da, der dem König die Sorgen abnimmt."

„Gern wollen wir ihm helfen und die Grüße, die er uns sandte, verdienen", antwortete Herr Gunther. „Sagt, was er von uns begehrt!"

„Die Welt beklagt weithin den Tod unserer Königin Helche", begann Rüdiger noch einmal. Hier unterbrach ihn Hagen und gab ihm seine Trauer kund.

„Aber nicht recht ist es", fuhr Rüdiger fort, „immer nur Kummer um die

Toten zu hegen. Als deshalb mein Herr, König Etzel, erfuhr, daß Siegfried gestorben sei und die schöne Kriemhild als Witwe lebe, ging es ihm durch den Sinn, um die Königin zu werben. Ihr möchten Herr Etzel und seine Recken die Krone antragen. Das ist meine Botschaft!"

Auf die Worte schwiegen die Könige der Burgunden. Dann bat Gunther um drei Tage Frist. Er werde Etzel keinen Wunsch versagen, fügte er hinzu, aber er wisse nicht, wie Kriemhild darüber denke.

In Freundschaft verbrachten Rüdiger und Hagen die nächste Zeit; der Tronjer wollte dem Markgrafen von Bechelaren vergelten, was er einst von ihm an Etzels Hof empfangen hatte. König Gunther befragte währenddes seine Räte, ob er es zulassen solle, daß Kriemhild Herrn Etzels Weib würde. Es dünke sie gut, antworteten sie ihm.

Hagen allein widersprach. „Sei vor ihr auf der Hut", mahnte er Gunther.

„Sie ist meine Schwester! Was kann ihr an besserem Trost werden, als wenn sie noch einmal eine Krone trägt?"

„Unbedacht bist du, König", warnte Hagen. „Ich kenne Herrn Etzel und seine Macht. Ich kenne auch den Haß der Königin, und ich weiß von einer Stunde, wo du über ihn klagen wirst!"

Der Tronjer blieb der einzige, der widerriet. Dem jungen Giselher wurden seine Einwände leid. „Neidisch bist du, Hagen, und fürchtest Vergeltung für das, was du Kriemhild zugefügt hast, — ach, selten tat jemand einer Frau so viel Gram an wie du. Mich dünkt gut, daß meine Schwester über viele Mannen und Völker herrschen soll."

„Wenn wir nicht selbst in Etzels Land zu reiten brauchen", lachte Gernot, „was sollte uns wohl an Bösem geschehen?"

Noch einmal warnte Hagen. „Frau Helches Krone ist schwer und reich. Denkt an mein Wort, viel Kummer wird uns Kriemhild schaffen." Giselher aber drang in seine Brüder, Kriemhild die Treue zu halten, die sie gegen Siegfried vergessen hätten.

Hagen schwieg, der böse Mut war ihm auf der Stirn zu lesen. —

Gernot und Giselher ritten zur Königin. „Liebe Schwester, nun soll alles Leid ein Ende haben! Für fremde Boten sprechen wir. Ein hoher Fürst wirbt um dich, das Glück will wiederkehren."

Die Königin wurde zornig. Wußten die Brüder nicht, daß sie nur noch der Trauer um Siegfried lebte und sich allen Freuden für immer versagt hatte?

„Höre den Boten selbst, es ist der Markgraf von Bechelaren; solch edlen Gesandten muß auch Kriemhild empfangen!"

In der Frühe des andern Morgens sah man Herrn Rüdiger vor der Frauenburg halten und manchen Degen mit ihm. Er fand die Königin nicht höfisch geschmückt, sie hatte ihr Trauerkleid angelegt; wohl aber ging sie den Reitern bis zur Tür entgegen und führte den Freund ihrer Brüder ins Haus. Verweint vom Kummer der Nacht war ihr Auge, und ihre Witwentracht trug die Spuren der Tränen.

Da begann Herr Rüdiger: „Mit fünfhundert Recken kam ich im Auftrag Etzels in dies Land, Königin! Wie sehr mein Herr einst Frau Helche liebte, ist euch wohlbekannt. Einsam ist er jetzt und bittet um eure Freundschaft. Euch allein, so dünkt ihn, gebührt die Krone, die eine große und gütige Frau durch den Tod verlor."

Kriemhild blieb ungerührt. „Markgraf Rüdiger", antwortete sie, „wer mein Herz kennt, würde mir nicht raten, mich wieder zu binden. Wißt ihr nicht, daß ich den Besten besaß, den je ein Weib gewann?"

„Was tröstet im Leid mehr als freundliche Liebe? Wer die gewähren und nehmen kann und hat sich den Rechten dazu erkoren, dem wird das Leben noch einmal gesegnet. Vergeßt nicht, Herrin, daß Etzel zwölf Kronen trägt und über dreißig Fürsten herrscht. Schier ohne Zahl ist das Gesinde, sind die edlen Frauen bei Hofe, die auf ihre Königin warten. Alle Mannen werden euch untertan sein."

„Mir ist so Bitteres geschehen, daß ich's nicht mehr zu verschmerzen vermag."

„Denkt an die vielen, die euch zur Herrin wünschen", riefen Markgraf Rüdigers Begleiter und erzählten von ihres Königs Hof und Hofburg. Dann baten die Gesandten um Urlaub bis zum anderen Tag.

Bald danach kamen Giselher und Frau Ute zu Kriemhild. Als sie die Königin fragten, was sie geantwortet habe, sagte sie, ihr gezieme zu weinen, nichts anderes als das. Giselher wiegte den Kopf: „Von der Elbe bis zum Mittelmeer, vom Rhein bis in den fernsten Osten kennt man keinen gewaltigeren König als Herrn Etzel. Folg deiner Brüder Rat, schöne Schwester!"

„Um meine Schönheit ist es längst geschehen, Bruder. Verweint sind meine Augen." Noch versuchte Frau Ute die Tochter umzustimmen, auch sie merkte indes, daß ihre Worte wenig halfen.

Eine lange Nacht lag Kriemhild voll Gedanken und schlief nicht, bis das Münster seinen Morgenruf tat. Die Könige kamen in der Frühe selbst, sie nahmen ihre Schwester an der Hand, um zur Kirche zu gehen. Aber als danach Rüdiger vor Kriemhild trat, beschied sie ihn kurz, sie wolle nicht noch einmal einem Mann angehören. So wies sie ihn ab.

Ehe er aufbrach, sandte Herr Rüdiger zur Königin und fragte, ob er ihr

eine geheime Botschaft bringen dürfe — ihr zum Trost und zum Gedenken an Siegfried. Sie ließ ihn in ihr Gemach.

„Warum nehmt ihr unseren Schutz nicht an, Frau Kriemhild", mahnte er und flocht zwischen die Worte seinen klugen Rat. „Bedenkt, ich allein mit meinen Freunden bin stark genug, alles zu vergelten, was man euch je an Leid antun könnte. Sollte es nicht noch mehr in Herrn Etzels Macht liegen?" Da horchte die Königin auf.

„Würdet ihr mir schwören, Rüdiger", fragte sie nach einer Weile, „alles Leid, das man mir zufügen könnte, zu rächen?"

Der Markgraf war bereit, es für sich und seine Mannen zu beschwören. Feierlich versprach er, man werde der Königin keinen Wunsch versagen, den ihre Ehre heische.

Frau Kriemhild hörte seine Worte; sie sann vor sich hin, und es schien ihr gut, so treue Freunde zu gewinnen. Jäh kam ihr die Hoffnung, Siegfrieds Tod könnte einen Rächer finden.

„Schwer ist's, im fremden Glauben nebeneinander zu leben. Wißt ihr nicht, daß ich Christin bin?" seufzte Kriemhild.

„Meinem Herrn dienen viele Recken eures Glaubens. Vielleicht gar werdet ihr den König lenken können?"

Da nahm Kriemhild Etzels Werbung an; ehe der Markgraf die Königin verließ, bot sie ihm Ring und Hand.

„Bleibt nicht mehr lange in Burgund", riet Rüdiger. „Meine Mannen und ich sind bereit, euch zu geleiten. Sammelt eure Mägde und rüstet bald die Reise, Königin!"

Kriemhild begann ihre Kammern aufzuschließen und die Truhen zu öffnen. Was vom Schatz der Nibelungen gerettet war, verteilte sie, bis Hagen murrte. Rüdiger hörte davon, er ließ Kriemhild sagen, man habe zur Reise übergenug, und an Herrn Etzels Hof sei alles Gold, das den Burgunden verbliebe, nur ein geringes.

An einem der Tage führte man die Rosse vor. Hundert Mägde saßen auf, um der schönen Königin zu folgen, Giselher und Gernot begleiteten die Schwester durchs Land. Rumold, der Küchenmeister, und Volker, der Marschall, sprengten voran, um überall für gute Unterkunft, Speise und Trank zu sorgen. Viel Freunde, gebetene und ungebetene, gaben Kriemhild das Geleit, als sie von Worms aufbrach, um gen Osten zu fahren.

Inzwischen waren eilige Ankünder vorausgeritten, um nach Bechelaren und auch nach Etzels Hof die Nachricht von Kriemhilds Reise zu bringen. Reiches Botenbrot schenkte ihnen der Großkönig zu Ofen.

In Fergen an der Donau blieben Giselher und Gernot zurück. „Wenn du je unser bedarfst, Schwester, so kommen wir um deinetwillen gern in König Etzels Land." Sie küßte die Brüder, auch ihre Mägde mußten Abschied nehmen von manchem jungen Degen. Dann durchritt Kriemhild das Bayernland; ihr Oheim, Bischof Pilgerin von Passau, empfing die schöne Nichte, besorgte ihr gute Herberge in seiner Stadt, und die Kaufherren erwarteten Herrn Etzels Braut in hohen Ehren. Weiter ging es der Ostmark entgegen. Frau Gotelinde hatte auf halbem Wege zu Ense Hütten und Gezelte aufschlagen und das Feld für Spiele abstecken lassen. Herzlich grüßte sie den Gatten, den sie lange entbehrt hatte. Kriemhild aber sprang vom Roß, umarmte die schöne Markgräfin und bat sie um ihre Freundschaft.

Fenster und Türen standen weit auf, als man in Bechelaren einritt. Des Markgrafen Tochter war unter den Gastgebern und führte die kommende Königin in den Saal. An offenen Fenstern saßen Wirte und Gäste zum Imbiß, unter ihnen strömte die Donau entlang.

Und alle suchten die neue Herrin vergessen zu machen, was das Geschick ihr an Leid einst angetan hatte.

Bei Treismauer, so hieß die erste Feste Etzels, wartete des Großkönigs Brautzug; aus vieler Herren Ländern war man da beieinander. Vielfältig waren Glauben und Sitten der Völker; der milde Etzel erlaubte einem jeden Gebrauch und Gebet nach seinem eigenen Sinn. Polen und Walachen, Reußen und Griechen, ja selbst Männer aus dem Land zu Kiew nahten sich grüßend der neuen Königin.

Inzwischen hatte sich auch König Etzel mit vierundzwanzig Recken auf den Weg gemacht, um der Fürstin entgegenzureiten. Ein ruhmvolles Gefolge geleitete ihn. Da war der gewaltige Dietrich von Bern, da waren Hawart und Iring von Dänemark wie auch Irnfried, der kühne Thüringer, und Horneborg, der schnelle. Noch mächtiger als sie war Etzels Bruder Blödel, der mit dreitausend Hunnen dem König folgte. Der Staub lag auf den Straßen; rund um Treismauer wirbelte er wie über einem Brand auf allen Wegen.

„Herrin", sagte Rüdiger, „hier will euch der König empfangen. Laßt euch von mir raten, wen ihr küssen dürft. An Etzels Hof könnt ihr nicht allen Degen gleiche Ehre erweisen."

Zwei Fürsten trugen Kriemhilds Schleppe, als sie König Etzel entgegenging und ihm den Brautkuß gab. Dietrich und seine zwölf Recken küßte die neue Königin, dazu Iring, Irnfried und Herrn Etzels Bruder Blödel. Dann grüßte



sie die Ritter, die zu ihr traten. Schon begannen die Kampfspiele zwischen den burgundischen Gästen und Etzels Reitern.

Unterdessen führte der König Kriemhild ins Gezelt, um für Rast nach dem langen Ritt zu sorgen. In Etzels Rechten ruhte ihre weiße Hand. —

An einem Pfingsttag hielt der Großkönig zu Wien mit Kriemhild Hochzeit. Siebzehn Tage währte das Fest, aus allen Völkern waren die Recken zusammengekommen, um den mächtigen Herrscher zu ehren. Siebzehn Tage lächelte Kriemhild und weinte doch heimlich, wenn sie an den Toten am Rhein dachte. Aber niemand sah es, und niemand durfte es sehen, da sie soviel der Ehren trug.

Am achtzehnten Morgen ritten die Degen weiter gen Osten. Über Heimburg gelangten sie nach Missenburg, dort warteten Schiffe auf die wegemüden

Frauen. Sorgsam waren Boote zusammengebunden und Gezelte darüber errichtet. Es war, als hätten die Reisenden noch immer Land und Feld unter den Füßen.

Sieben Königstöchter empfingen Frau Kriemhild, als sie in die Stadt Ofen einritt, unter ihnen war Helches Nichte, die schöne Herrat. Sie wartete auf Etzels Gemahl, mehr aber noch auf Herrn Dietrichs Heimkehr.

Danach übernahm Frau Kriemhild die Herrschaft über den Hof zu Ofen. Die Freunde des Königs waren ihr ergeben, sie wußte gerecht zu handeln und wohl zu gebieten. Großen Ruhm gewannen Burg und Land; aber auch Freude und Kurzweil fanden ihre Stätte, wie Herz und Sinn es verlangen. Des Königs Liebe sorgte dafür und der Königin Klugheit.

So lebten Kriemhild und Etzel in hohen Ehren beieinander. Nach einigen Jahren genas Kriemhild eines Sohnes; damit schien des Königs größter Wunsch erfüllt. Nach christlichem Brauch wurde das Kind getauft und Ortlieb genannt. Und Frau Herrat stand der Königin zur Seite.

Wieder gingen die Jahre; schon waren dreizehn Winter verstrichen, seit Kriemhild ins Hunnenland eingeritten. Niemand war ihr feindlich gesinnt, wie es sonst wohl vorkommt, daß Recken unfreundlich über die Frauen ihrer Herren denken. Und dennoch vergaß die Königin nicht des Leides, das ihr einst angetan war. ‚Wenn ich Hagen in dies Land bringen dürfte', dachte sie und verwand nicht den ungesühnten Mord. Zuweilen träumte sie von Giselher, ihrem jungen Bruder, und küßte ihn im Schlaf. Auch war sie in Frieden von Gunther geschieden; aber wenn man von Worms sprach, fielen Tränen auf ihr Gewand. All ihre Macht und all ihre Freude schafften nur, daß sie niemals vergaß, warum sie Etzel gefolgt war.

Der Hof hatte die Königin Kriemhild gern, keiner vermochte ihrem Wunsch und Willen zu widerstehen. Als sie das sah, dachte sie: ‚Jetzt will ich den König fragen, ob er nicht meine Gesippen ins Land lädt.'

Einmal, als Herr Etzel ihr Liebe erwies, sagte sie zu ihm: „Wenn ich eure Burg so gut führte, wie ihr's rühmt, so sendet auch den Meinen von eurem Dank." Arglos versprach der König es ihr.

„Ich habe hohe Freunde und Verwandte gehabt", seufzte Kriemhild, „und es betrübt mich, daß sie mich nicht besuchen. Den Herren und Frauen hier bei Hofe bin ich nur bekannt als die Fremde, die freundlos zu ihnen kam."

„Liebe Frau, deuchte es mich nicht zu fern, so hätte ich all die Euren längst zu Gast geladen!"

Da freute sich Kriemhild. „Wenn es euer Ernst ist, lieber Herr, so sendet

Boten nach Worms und laßt die Meinen bitten, mit Rittern und Degen in unser Land zu reiten."

„Eure Freunde will ich willkommen heißen, als wären es die eigenen. Oft, wenn ihr von ihnen erzähltet, tat es mir leid, daß wir uns so fremd waren."

„Laßt mich selbst die Boten nach Burgund senden", bat Kriemhild und küßte den König.

Nun wartete sie nicht mehr lange. In der Frühe befahl sie die Fiedler Schwemmerl und Werberl zu sich und schickte sie zu Etzel. Der bestellte vierundzwanzig Reisige zu ihrem Schutz und ließ die Gäste auf die Tage der Sonnenwende zu sich entbieten. Danach beschied Kriemhild die Boten noch einmal zu sich. „Verratet niemals", bat sie, „daß ihr mich je traurig oder betrübten Mutes gesehen hättet. Bittet die Könige auch recht von Herzen, daß sie der Einladung folgen. Gernot richtet aus, daß er mir unsere besten Freunde zuführe, und sagt Giselher, daß er mir noch nie einen Wunsch abgeschlagen habe, und daß ich ihn gern in unserm Land sähe. Erzählt auch meiner Mutter, wie man ihre Tochter ehrt, und gebt vor allem acht, daß Hagen Tronje sich der Reise nicht entzieht! Die Wege im Hunnenland sind ihm von früh auf bekannt; wer sollte sonst den Burgunden die Straße zeigen?"

Die Spielleute verstanden nicht recht, warum sie Hagen Tronje laden sollten, aber sie schieden mit reichen Geschenken von der Königin. Brief und Siegel trugen sie bei sich.

Daß Etzel seine Fiedler zum Rhein gesandt hatte, war bald von Land zu Land bekannt. Auch Rüdiger gab ihnen Grüße auf an Gunther und Gunthers Gemahlin. In zwölf Tagen erreichten Werberl und Schwemmerl die Stadt Worms.

„Seht an, Gäste!" rief der Tronjer. „Sind das nicht Etzels Fiedelspieler? Mich dünkt, die hat euch, Königen, eure Schwester geschickt!" Freundlich empfing Gunther die beiden, und auch Hagen erhob sich vom Sitz und trat ihnen entgegen. Er hatte den Hunnenhof und seine Lieder noch gut im Gedächtnis. Hin und her flogen Frage und Antwort, bis Werberl endlich seine Botschaft vortrug.

Viele Grüße von Kriemhild bestellte er und erzählte, wie es ihr im Land der Hunnen erginge. Dann brachte er vor, daß König und Königin die Recken in Worms bäten, nach Ofen zu Gast zu kommen. „Warum ihr noch nicht eure Schwester besucht habet, fragt Herr Etzel, ob ihr seinem Hofe grollt? Selbst wenn euch die Königin eine Fremde wäre, so würde er sich freuen, wenn ihr in sein Land reiten wolltet."

Herr Gunther hörte die Boten an, er war der Antwort nicht sicher und suchte die Augen der Freunde. „Nach der siebenten Nacht will ich euch bescheiden", sagte er schließlich. Da bat Werberl, Frau Ute von ihrer Tochter Kunde geben zu dürfen. Giselher brachte die beiden zur Mutter. Wie mußten die Fiedler erzählen und berichten!

Inzwischen hatte König Gunther zu seinen Freunden gesandt, er fragte sie Mann für Mann, was sie über die Botschaft dächten. Keiner riet ab, alle waren froh über Kriemhildens Einladung und freuten sich auf den Ritt. Nur Hagen zog seinen Herrn beiseite. „Du bist mit dir selbst im Streite, das weiß ich, und ich mahne dich, vor Kriemhild in Sorge zu bleiben. Hast du vergessen, was ihr durch uns geschah? Reite nicht, König!"

Gunther antwortete: „Meine Schwester küßte mich, als sie dies Land verließ; sie hat uns verziehen. Nur dir, Hagen, grollt sie."

„Du trügst dich", drohte der Tronjer. „Leben und Leib könntest du verlieren. Kriemhild verzeiht nimmermehr!"

Gernot hatte die Worte vernommen, er fuhr herrisch auf. „Sollen wir deinetwegen unsere Schwester meiden, Hagen? Wir wissen wohl, warum du dich vorm Hunnenreich scheust gleichwie vorm Tod."

„Bleib im Lande, Hagen", rief Giselher, „wahr deine Haut, aber laß sie, die sich's getrauen, zu den Hunnen reisen!"

Der Tronjer wurde unmutig. „Auch ich wag's, zu Kriemhild zu reiten!"

Rumold, der Küchenmeister, zog die Brauen hoch. „Laßt Kriemhild bei Herrn Etzel! In Worms seid ihr vor euren Feinden geborgen, ihr lieben Könige! Für gute Speise will ich sorgen, ölgesottene Schnitten back ich euch, die besten Weine sollt ihr trinken und schöne Frauen minnen. Nur bleibt im Lande! Niemals vergab euch Kriemhild!"

Als er das hörte, geriet Gernot in Zorn. „Nun werden wir gewiß reiten, sag ich euch. Zu meiner Schwester will ich. Wer Furcht hat, der bleibe daheim!"

„Mich bringt niemand über den Rhein", grinste Rumold, „ich will mich selbst so lange am Leben lassen, wie ich kann." Jetzt wurden auch andere bedenklich; dieser und jener gab Arbeit und Aufgaben in Hof und Heimat vor. Herrn Gunther mißfielen die Trägen und Vorsichtigen, die sich vor dem Abenteuer zu bergen trachteten.

„Willst du durchaus reiten", mahnte Hagen, „so suche aus den Besten deines Heeres tausend Ritter aus, die um dich sind, wenn du vor Kriemhild trittst." Dem König schien der Rat gut. Unter dreitausend Aufgebotenen wählte er die stärksten Degen aus, Volker, den Spielmann, Dankwart, Hagens Bruder, und sie alle, die in Stürmen ihre Könige beschützt hatten.

Brunhild sah die Vorbereitungen, sie fragte ihren Gemahl erschrocken, was er beschlossen habe, und bat ihn zu bleiben. Aber niemand hörte auf sie.

Inzwischen verdroß Kriemhilds Boten der lange Aufenthalt; jeden Tag hielten sie um Antwort an. Herr Hagen war indes vorsichtig, er ließ nicht zu, daß sie noch vor den Burgunden ritten. „Hat man Arges gegen uns vor, so weiß man wenigstens nicht, wann wir kommen.“ Erst als alles zum Aufbruch bereit war, entboten die Könige die Gesandten vor ihren Hochsitz. Noch einmal durften Werberl und Schwemmerl zu Frau Ute gehen. Brunhild bewahrte der kluge Volker vor einer Begegnung mit den Gästen. Dann wurden die Fiedler reich beschenkt entlassen.

Mit aller Macht spornten die beiden ihre Rosse. In der Stadt Granen trafen sie auf König Etzel; er wurde rot vor Freude, als er die Antwort erfuhr. Auch Kriemhild ließ sich eilig berichten. „Erzählt mir, wer von meinen Freunden reiten wird. Was sagte Hagen?“

„Er riet den Königen nicht zur Fahrt“, lachten die Boten, „von der Todesreise sprach der grimme Tronjer. Eure Brüder waren erfreut, auch Volker, der kühne Spielmann.“

„Den könnte ich entbehren, da wir euch beide haben“, scherzte Kriemhild. „Herrn Hagen bin ich gewogen. Daß er kommt, tut mir von Herzen wohl. Wonach mich je verlangte, soll nun vollendet werden!“

„Euer Wille ist meine Freude“, antwortete Etzel.

Tausend Ritter, dazu neuntausend Knappen aus seinem Heergeleit kleidete Herr Gunther ein. Viele Waffen und Geräte trug man zu Worms über Hof und Straßen.

„Mögen unsere Freunde gut fahren“, seufzte der alte Bischof von Worms.

Frau Ute war voller Sorgen. „Ach, wenn ihr doch hierbliebet“, bat sie die Söhne. „Von viel Not hat mir geträumt; alle Vögel in unserem Lande lagen tot, so dünkte mich.“

„Schwach ist, wer sich an Träume hält“, antwortete Hagen. „Mög ein jeder vor anderm auf seine Ehre sehen!“ Der Tronjer drängte jetzt zur Reise, er vergaß nicht, daß Gernot ihn an Siegfrieds Tod gemahnt hatte.

Jenseits des Rheins war das erste Lager der Burgunden. Hier nahm Brunhild Abschied von Gunther, dann saßen die Reiter auf. Flöten und Drommeten erschollen. Die Mannen, die zum Schutz der Burgen befohlen waren, grüßten noch einmal ihre Herren, und die Königin wies Gunther seinen kleinen

Sohn. Als er schon anreiten wollte, brach sie in herbe Klagen aus. „Ach bleib, mein Gemahl! Ach, daß du uns beide verwaisen läßt!“ Sie ahnte wohl, daß man für immer voneinander schied. —

Die Ritter folgten dem Weg am Mainstrom entlang und kamen am zwölften Morgen an die Donau. Die Flut war über die Ufer getreten, die Fähre ins Bayernland war nicht zu sehen.

„Gefährte Hagen, such eine Furt im Strom“, bat König Gunther.

„Mir ist mein Leben noch nicht leid“, lachte Hagen. „In diesem Wasser möchte ich nicht ertrinken!“ Er saß ab, schritt am Ufer entlang und rief nach einem Fährmann, der die Burgunden in Herzog Gelfrads Land hinüberbrächte. Den Schild trug der Tronjer bei sich, sein Helm war aufgebunden.

Als er nun so allein suchte, badeten einige Wasserfrauen in der Donau, die seiner nicht gewahr geworden waren. Hagen schlich sich leise hinzu und raubte ihnen die Kleider, so daß sie nicht von dannen konnten. Sie begannen zu klagen; Hadburg, eine der Nixen, rief: „Wir kennen dich, Fremder, und wollen dir verkünden, was du auf der Reise zu den Hunnen erlebst. Versprich uns, die Gewänder wiederzugeben!“

Sie schwammen wie Vögel schwebend auf der Flut. „Ihr werdet heil in Etzels Land gelangen“, sagte Hadburg ihm an. „Noch niemals ritten Helden zu so hohen Ehren.“ Herr Hagen war froh über ihre Weissagung, er legte die Kleider am Ufer nieder. Kaum hatten die Seejungfern sie wieder errafft, da fuhr eine andere von ihnen fort — Siegelind hieß sie und war Hagens Ahne verwandt: „Man wird euch in Ofen wohl empfangen, Freund Hagen, und danach verraten. Noch ist es Zeit, vorm Tode umzukehren.“

„Du belügst mich, Schwätzerin“, drohte der Tronjer und tat, als glaubte er ihr nicht. „Wer sollte wohl Groll gegen uns hegen?“

Sprach die eine zur anderen: „Es wird nun so geschehen, wie das Schicksal es will, keiner von ihnen wird die Heimat wiedersehen.“

„Ach, einer doch“, lachte Hadburg, „das ist der Kaplan des Königs.“

„Wendet eure Rosse“, mahnte Siegelind, „noch ist es Zeit.“

‚Zu spät‘, dachte Hagen, ‚meine Könige werden nicht mehr umkehren.‘

„Ich glaub' euch nichts“, rief er laut. „Weist uns lieber den Weg über das Wasser!“ Da zeigten sie ihm das Haus des Fergen — der war ein getreuer Mann des Bayernherzogs, aber arg gegen Reisende.

„Brauch eine List, Hagen“, riet Hadburg, „sag, du wärst Amelrich, der vertriebene Freund des Herzogs. Er wird dich sonst nicht herüberholen.“

Herr Hagen dankte und schrie nach drüben: „Hol über!“ Niemand antwortete. Da schrie er noch einmal: „Holt Amelrich über, ich bin es, Herzog

Gelfrads Mann." Als der Name erklang, kam der Ferge selbst, ergriff das Ruder und trieb die Fähre freudig über den Strom.

Gleich sprang Herr Hagen hinein. Der andere sah ihn und wurde zornig. „Ihr mögt wohl Amelrich heißen, aber der, auf den ich warte, seid ihr nicht. Bleibt, wo ihr wart!"

„Ich geb' dir guten Sold", bat Hagen, „bring uns hinüber!"

„Ich fahre keinen Fremden ins Bayernland", erwiderte der Ferge, „meine Fürsten haben viele Feinde. Verlaß mein Schiff!"

„Eine goldene Spange verspreche ich dir", sagte Hagen, „fährst du uns über den Strom, Herren mit Knappen und Rossen."

Der Ferge hob das Ruder. „Geh aus dem Boot!" Er hieb auf Hagen ein, daß der auf die Knie sank; solch grimmigem Fährmann war er noch nicht begegnet. Noch einmal traf ihn die Ruderstange, daß sie zersprang. Da griff der Tronjer zum Schwert und erschlug den getreuen Wächter.

Im gleichen Augenblick glitt die Fähre in die Strömung zurück. Mit seinem Schild gelang es Hagen, das Schiff stromab zu steuern, bis er seine Herren erreichte.

Die sahen Blut auf der Fähre, sie fragten den Tronjer, wo der Fährmann sei. „Weiß ich's", antwortete Hagen. „Ich fand das Schiff an einer Weide. Den Fergen spiel ich selbst, das bin ich vom Rhein her gewöhnt." Die Pferde befahl er ins Wasser zu jagen und ließ sie neben dem Boot einherschwimmen. Einige wenige trieben ab, die meisten kamen wohlbehalten über den Strom. Dann trugen die Herren Gut und Wehr zum Schiff, und Hagen ruderte es mit Freunden von Ufer zu Ufer, einmal und viele Male! Tausend Ritter und neuntausend Knechte schaffte er hinüber; ungeduldig führte der Tronjer sie alle auf dem großen ungefügen Boot nach drüben.

Als er nun auch Waffen und Reisegut über die Donau ins Land Bayern gebracht, dachte der Held an die Mär, die ihm die Wasserfrauen angesagt hatten. Er suchte nach dem Kaplan des Königs, packte ihn jäh und warf ihn in den Strom. Gernot und Giselher wollten auf Hagen eindringen. „Was tat er dir an, Tronjer? Mord ist's, was du begehst!"

Herr Hagen schwieg drohend und wehrte sie ab. Der Pfaff versuchte am Ufer aufzuklimmen, noch einmal stieß der Arge nach ihm. Da schwamm der Kaplan mit starken Armen über die Donau und erreichte wohlgeborgen das andere Ufer. Hagen aber erkannte, daß ihm das Meerweib unentrinnbare Wahrheit verkündet hatte. ‚Keiner von uns kommt zurück', dachte er und schlug vor aller Augen mit furchtbaren Hieben die Fähre leck.

„Wie sollen wir nun heimkehren?" schrie ihn Dankwart an.

„Keiner der Burgunden wird heimkehren, Bruder", antwortete der Tronjer. „Sie sollen es wissen und tapfer sterben."

Währenddes rief Herr Gunther den Kaplan an, der drüben am Strom stand. „Eile nach Worms zurück, der Teufel fuhr in meinen Oheim. Bring meinem Weib Grüße, ich werde dir vergelten, was Hagen dir antat."

Ach, da mußte das arme Pfäfflein zu Fuß zum Rhein zurückwandern.

Als die Burgunden weiterritten, wählten sie statt Hagens den kühnen Volker zum Wegführer.

Der Tronjer riet ihm zu Vorsicht und Wappnung. „Zwei Wasserfrauen entdeckten mir, daß von uns keiner die Stadt Worms wiedersehen würde außer dem Kaplan. Nun wißt ihr, warum ich's erprobte." Er ritt zu den Königen: „Noch eins habe ich euch zu sagen. Ich mußte den Fährmann erschlagen, die Seinen werden ihn vermissen. Reist deshalb langsam, so daß wir beim Gefolge bleiben und der Bayer nicht meint, wir flöhen vor ihm. Laßt Volker den Troß führen."

Sie fügten sich drein; der schnelle Fiedelspieler band ein rotes Fähnlein an den Lanzenschaft.

Währenddessen hatten, wie Hagen vermutete, die Markgrafen Gelfrad und Else vom Tode ihres Fergen Kunde erhalten. Sie zürnten den Fremden, die, ohne ritterlich zu fragen, ihr Gebiet querten, und boten ihre Burgmannen auf, siebenhundert kriegsgewohnte Recken. Eilig folgten sie den unwillkommenen Gästen.

Unterm Schild ritten die Burgunden bei fallender Nacht durch das Bayernland, Herr Hagen führte die Nachhut. Gar bald hörte er Rossehufe beiderseits der Straße und hinter sich. Dankwart, der Hagen begleitete, befahl, die Helme aufzubinden.

Als im Dunkel fremde Schilde aufleuchteten, fragte Hagen die Verfolger nach ihrem Begehr.

„Stellt euch, ihr Herren! Ich suche den, der meinen Fergen erschlug", rief der Markgraf von Bayern.

„Ich tat es, Hagen von Tronje", kam die Antwort. „Euer Fährmann wollte uns nicht übersetzen, obschon ich ihm Gold und Gewand bot. Er drang auf mich ein, ich mußte mich wehren. Hier steh' ich euch zur Sühne."

„Dachte ich's mir doch, daß uns, wenn Herr Gunther durchreitet, von Hagen ein Leid geschähe", gab Gelfrad zornig zurück. „Wahr dich, Tronjer, du sollst für meinen Fergen büßen!"

Gelfrad und Hagen trieben die Rosse gegeneinander, Dankwart und Else



die ihren. Dabei traf der Bayer den Burgunden so hart, daß Hagen rückwärts vom Pferd sank, der Brustriemen des Tieres war zerrissen. Als Gelfrad aber aus dem Sattel sprang, wehrte sich Hagen. Den Schild zerschlug ihm der edle Markgraf, laut rief der Tronjer nach seinem Bruder Dankwart. Da ließ der Herrn Else, mit dem er rang, sprang zu Hilfe und schlug Gelfrad zu Tode. Else suchte den Freund zu rächen, es gelang ihm jedoch nicht mehr, die Burgunden anzuhalten; ohne Schaden konnten die Herren im hellen Mondlicht aufsitzen und den Weg fortsetzen. Zwar wurden die Troßleute sehr müde, und Volker ließ fragen: „Wo kehren wir ein?" Es gab indes keine Nachtruhe, es gab kein Quartier, bis der Morgen aufstand und die Sonne ihre Strahlen den Bergen bot. —

In Passau begrüßte der ehrwürdige Pilgerin die Neffen; Hütten und Gezelte wurden für die Gäste aufgeschlagen. Als sie weiterritten, überraschte der Tronjer einen schlafenden Markwart. Herr Eckewart war es, der Rüdigers Grenze bewachte. Hagen hatte Mitleid mit ihm; er gab ihm das Schwert zurück, das er ihm entwunden hatte. Dafür warnte Eckewart die Burgunden und riet ihnen, umzukehren.

„Müde sind unsere Rosse", sang Volker. „Uns tut ein Wirt not, der uns wohl versorgt und für unsere Nachtruhe sorgt."

Da empfahl Eckewart ihnen Rüdigers Burg. „Ein milder Herr", pries er, „der wird mit euch verfahren wie der Mai mit Gras und Blumen."

Eckewart führte die Gäste nach Bechelaren, er stieß schon halben Weges auf seinen Markgraf. „Was hast du's so eilig?" scherzte der. „Wer hat dir etwas angetan, Eckewart?"

„Mich schicken drei Könige", eiferte der Wächter, „dazu Volker und Hagen."

Da freute sich der Edle von Bechelaren. „Was täte ich lieber, als solche Gästen zu grüßen? Tausend Ritter und neuntausend Knechte? Nun wohl, heißt sie einkehren! Aber meiner Hausfrau will ich selbst verraten, wer zu uns kommt."

Der Markgraf suchte Weib und Tochter auf und verkündete ihnen, wen sie zu erwarten hätten. „Die drei Könige sollt ihr mit einem Kuß empfangen", riet er Gotelinde, „dazu auch Hagen und Volker, den Sänger!"

Die Frauen versprachen es lachend und begannen zu sorgen und zu eilen. Kisten und Truhen sperrten sie auf, schoben sich Kränze ins Haar, damit die Locken nicht verwehten, und kleideten sich mit Fleiß und lieber Eitelkeit.

Inzwischen war Rüdiger aufgebrochen, um den Herren entgegenzureiten. Er grüßte Hagen, der ihm aus jenen Kinderjahren lieb war, da sie beide an Etzels Hof gelebt hatten. Den starken Dankwart hieß er willkommen und befahl den Knechten, Zelte zu spannen für eine lange gastfreie Zeit. Dann ließen die Knappen die Rosse gehen und lagerten sich im Grase.

Freudig empfingen die Markgräfin und ihre Tochter Herren und Freunde. Wie Rüdiger ihnen geraten hatte, küßten sie die hohen Gäste. Als aber des Markgrafen Tochter vor Hagen stand, deuchte er sie so furchtbar, sie begann sich zu fürchten. Rasch nahm sie Herrn Giselher an die Hand und tat es ihrer Mutter nach, die König Gunther in die Halle führte. Dort hieß man die Gäste noch einmal willkommen und bot ihnen den Wein zum Gruß. Wem aber Rüdigers Tochter einschenkte, der wünschte sich wohl, er dürfte solch schöne Hand einmal in Freuden halten.

Bald sah man die Ritter heimlich nach Frauen und Mädchen spähen; Tische

wurden gerichtet und Speisen aufgetragen. Herrn Rüdigers Tochter, nach der die Recken ausschauten, mußte bei ihren Maiden sitzen, so wollte es die Sitte. Da stand Volker, der Fiedelmann, auf. „Markgraf", sagte er, „Gott hat euch vieles an Gnaden getan. Das Beste aber, was ihr besitzt, wird euch nicht lange bleiben, so dünkt mich. Ach, wenn ich ein König wär und dürfte unter Kronen werben, ich nähme eure Tochter zum Weib!"

Herr Hagen fügte lustig hinzu: „Ho, haben wir nicht einen König unter uns, der nach der Schönsten sucht? Giselher, wenn du die Markgräfin wähltest! Viel gäb' ich drum, unter ihr zu dienen!" Während so die einen scherzten, besprachen sich die Herren, Markgraf und Burgunden; sie hatten wohl bemerkt, wie die Anmutige bei Giselher Schutz gesucht hatte, und horchten, was die Jungfrau von dem Gast dächte.

Am andern Morgen fand Giselher die Braut zu Bechelaren, und Rüdigers Tochter gewann den jüngsten der Könige. Nach dem Rechtsbrauch wurden die beiden in einen Kreis der Recken gestellt, feierlich wurde Frau Gotelindes Tochter nach ihrem Willen gefragt. Bald umschlossen des Königs Hände die Braut — ach, wie wenig Glück sollte ihnen werden!

Danach befahl Herr Gunther den Aufbruch; der Markgraf aber ließ ihn nicht frei. Vierzehn Tage wollte er die Gäste herbergen; vier Tage gab der König zu. — Auch die verstrichen nur allzu schnell. Als die Burgunden die Weiterfahrt ansagten, brachten die treuen Wirte einem jeden das Gastgeschenk. Gernot erhielt eine Waffe, Gunther eine köstliche neue Rüstung.

„Was wünscht ihr euch, Herr Hagen?" fragte Frau Gotelinde.

„Von allem, was ich hier sah, ist mir nichts so lieb als der Schild, der dort an der Wand hängt; ihn möchte ich mit mir führen in der Hunnen Land."

Der Markgräfin kamen die Tränen in die Augen, es war die Wehr ihres Sohnes, den der wilde Wittich erschlagen hatte. „Ihr sollt haben, was ihr wähltet", sagte sie, „ach, wäre er noch am Leben, der einst den Schild trug!" Sie stand auf, nahm mit ihren weißen Händen des Sohnes Erbe und brachte es zu Hagen. Volker hob die Geige ans Kinn und tröstete Gotelinde; nahe vor sie trat er, sang sein Lied und wußte die zartesten Töne zu finden.

Dann verabschiedeten sich die Gäste von den Frauen, der Wirt selbst begleitete sie mit fünfhundert Degen zum frohen Fest in der Etzelburg. Weithin standen alle Fenster offen und klangen von Grüßen, als die Mannen durch Bechelaren gen Osten ritten.

Kriemhild sah die Vorboten in den Burghof sprengen. Schon eilte Herr Etzel

herbei und rief ihr zu: „Daß ihr sie gut empfangt, Königin, zu großen Ehren nahen die Burgunden unserer Burg."

„Wohl mir, daß sie kamen", seufzte Kriemhild. ‚Ach', dachte sie, ‚nun werde ich mit Gold belohnen, wer meine Schmerzen sühnt. Dies sind die Tage, da die Rache fällt.'

Auch der alte Hildebrand und Dietrich von Bern erfuhren von der Ankunft der Burgunden; sie ließen die Pferde vorführen, um den Gästen entgegenzureiten.

„Hebt euch von den Sitzen", rief der Tronjer, als er die Amelungen kommen sah, „hier sind Männer, die uns in Ehren empfangen. Freunde sind's, die uns Freundschaft erweisen werden."

Aus den Sätteln stiegen die Schwertbrüder und grüßten einander. Dietrich dachte an manch Leid, das dieser Fahrt entspringen könnte, er glaubte aber auch, Rüdiger werde die Gäste gewarnt haben. „Willkommen seid ihr, lieben Freunde, und doch nicht willkommen. Noch immer beweint Kriemhild Siegfried, den Nibelungen."

„Mag sie lernen, den König der Hunnen zu lieben!" versetzte Hagen. „Seit manchem Jahr liegt meiner Herren Feind erschlagen, er kehrt nicht wieder."

„Solange Frau Kriemhild lebt", warnte der Berner, „rinnt Siegfrieds Wunde."

„Wir haben das Gastwort Herrn Etzels", antwortete Gunther rasch, „wir haben die Botschaft meiner Schwester Kriemhild."

„Laßt uns untereinander reden", bat Hagen, „kommt in unser Zelt, Dietrich, edler Warner! Was haben wir von der Königin zu erwarten?"

„Nichts weiß ich, als daß sie oftmals des Morgens weint, und es ist immer noch um Siegfrieds Tod."

„Es ist nicht mehr zu wenden", sagte Volker. „Was soll uns, tausend Degen, am Hofe der Hunnen geschehen?"

Kühn ritten die Burgunden an, im Stolz ihrer Banner. Weithin an allen Wegen drängte sich das Volk, um Hagen zu sehen, der Siegfried erschlug. Die Leute zeigten sich den Grimmen. Schwarz war sein Haar, mit grauen Fäden gemengt. Hoch von Wuchs und schrecklich von Antlitz trabte er dahin.

Vorm Burgtor saßen die Recken ab. Kriemhild trat den Gästen entgegen; sie ging auf Giselher zu, küßte ihn und hielt seine Hand fest.

„Man grüßt die Fürsten ungleich", spottete Hagen.

„Seid willkommen, Burgunden", rief die Königin. „Sagt, was ihr von

Worms an Gutem bringt!" Sie wandte sich dem Tronjer zu: „Ihr seid's, Herr Hagen? Ach, ihr hattet wohl schwer zu tragen", scherzte sie, „vielleicht brachtet ihr gar den Hort aus dem Rhein in Etzels Land?"

„Keine Schätze bringe ich euch, sondern Männer und Waffen", erwiderte Hagen, „seht, mein Helm ist gut und auch das Schwert an meiner Seite."



„Wohlan, ihr Herren, reitet ein!" bat Frau Kriemhild. „Aber wisset, daß man in des Königs Halle keine Wehr trägt."

„Mein Vater lehrte mich, daß ich selbst Hüter meiner Waffen sei." Hagen blieb vor des Saales Tür.

Die Männer zögerten. „Warum wollen meine Brüder ihre Schilde nicht hergeben?" fragte Kriemhild. „Hieß jemand sie mißtrauen? Wüßte ich, wer es getan hat!"

„Ich war's, der die Fürsten warnte." Herr Dietrich von Bern trat vor. „Straft mich, Königin!"

Da schämte sich Kriemhild, daß sie sich vom Berner schelten lassen mußte. Ohne Wort ging sie von dannen.

„Eure Reise tut mir leid", sagte Dietrich zu den Burgunden, „begreift ihr, warum ich euch entgegenritt?"

Inzwischen hatte sich auch der Hunnenkönig mit hohem Gefolge bereitgemacht, die Gäste zu grüßen. „Gern wüßte ich, mit wem Herr Dietrich dort so freundlich spricht", fragte er die Seinen und sah in den Hof hinab.

„Hagen von Tronje ist es", rief einer von Kriemhildens Schar. „Wir werden noch erfahren, welches Leid er bringt."

Herr Etzel lachte; er wußte nichts vom Haß der Königin. „Wohl kannte ich Hagen, als ich ihn zu Ofen aufzog. Gern will ich vergessen, wie er nach Worms heimkehrte."

Fern von den Herren brachte man die Knappen unter. Ihr Marschall war Dankwart, Hagens Bruder.

Hagen und Dietrich nahmen Abschied voneinander, die Könige stiegen schon zu Etzels Saal hinauf.

Der Tronjer sah über die Schulter Volker, den Geiger, an, er blieb mit ihm allein auf dem Hof. Da winkte er dem Freund, die beiden schritten zur Treppe hinüber, die zu Kriemhildens Gemächern führte, und setzten sich auf die Bank, von der man weit ins Tal blicken konnte. Hunnen gafften sie an und drängten neugierig vorbei.

Kriemhild sah den Tronjer ohne Gefolge, sie mußte weinen. Einige von Etzels Degen gewahrten es, traten zu ihr und fragten, wer ihr Kummer bereitet hätte.

„Immer tat es Herr Hagen."

„So befehlt uns, ihn zu züchtigen. Er soll wohl den Tod erleiden, so kühn er auch wäre!"

„Wer mein Leid rächt", sagte die Königin, „dem werde ich geben, was immer er begehrt." Sie ließ das Haupt sinken, es war, als wollte sie den Degen zu Füßen fallen. Da rüsteten sich heimlich sechzig der Besten vom Hof, um Hagen und dem kecken Fiedler zu begegnen. Sie verrieten ihren Plan der Königin.

„Ach", klagte Kriemhild, „laßt ab! Mit sechzig Mann könnt ihr Hagen nicht zwingen."

Die Männer riefen ihre Freunde, vierhundert an der Zahl. „Wartet", bat Kriemhild. „Einmal noch will ich dem Tronjer vorwerfen, was er tat.

Von ihm selbst will ich hören, daß er den Mord beging, dann mag ihm nach Verdienst geschehen."

Herr Volker, der Geigenspieler, sah die Königin die Stiege hinabschreiten. „Dort kommt sie einher, Freund Hagen, die uns ins Land lockte. Viele Mannen folgen ihr, unter seidenen Kleidern rasseln die Panzer, und die Waffen klirren unter den Tuchen."

„Ich weiß wohl, daß alles um meinetwillen geschieht", seufzte der Tronjer. „Vor denen aber, die nahen, reite ich noch gemach ins Burgundenland. Auf, Volker, zeigt eure Treue!"

„Ich helfe euch", lachte der Spielmann, „und wenn Herr Etzel mit all seinen Heeren anrückte. Noch habe ich keine Angst gekannt."

Als die Königin vorüberging, mahnte Volker: „Stehen wir auf, Frau Utes Tochter gebührt Ehre, auch wenn sie Etzels Weib wurde."

„Bleibt sitzen", murrte Hagen. „Diese Degen da könnten meinen, ich erhöbe mich aus Furcht. Soll ich dem Ehre bieten, der mein Feind sein will?" Er legte die lichte Waffe über die Schenkel. Ein Jaspis, grüner als Gras, glänzte vom Knauf; es war das Schwert, das einst Siegfried besessen hatte. Kriemhilds Blick haftete an dem Stein, er mahnte sie an das Leid, das sie trug. „Sagt mir, Herr Hagen, warum ihr zu Gaste kamt", mußte sie fragen. „Habt ihr vergessen, was ihr mir antatet?"

„Warum ich zu Gast kam", antwortete der Tronjer. „Nun, man lud meine drei Herren an König Etzels Hof; die habe ich noch bei keiner Reise allein gelassen."

„Ihr wißt, warum ich euch frage, Hagen. Wart ihr es nicht, der Siegfried vom Niederland erschlug?"

„Ja", lachte der Tronjer, „ich bin Hagen, der Siegfried erschlug. Er büßte, daß ihr, Frau Kriemhild, Herrn Gunthers Königin schaltet. Nichts leugne der Stolze. Ich, ja, ich bin schuld an eurem Leid. Das räche, wer da wolle!"

„Ihr hörtet die Antwort", sagte Kriemhild und wandte sich jäh Etzels Mannen zu. „Nun ist mir gleich, was ihm um deswillen geschieht."

Die Hunnen aber ließen die Blicke zu Boden sinken, jeder wartete, daß ein anderer den ersten Streich tät. „Etzels Weib will uns verleiten", flüsterte jemand.

„Und wenn man mir Türme aus rotem Gold gäbe", knurrte ein zweiter, „mit diesem Fiedler möchte ich es nicht aufnehmen!"

„Vor Hagen warne ich", riet ein dritter, „ich habe ihn in zweiundzwanzig Stürmen gesehen. Ach, damals, als er und Herr Walther für Etzel kämpften, war er noch ein Knabe, heut trägt er den Balmung, dem kein Schwert gleicht."

Niemand von den Hunnen versuchte den Streit, sie drängten sich an den beiden Männern vorüber und scheuten den Tod.

„Da wir's nun selber sahen", lachte Volker, „wissen wir, daß wir hier Feinde haben! Laßt uns zu den Königen gehen und sie warnen."

„Ein guter Rat!" Hagen warf das Schwert in die Scheide und trat mit dem Freund in den Vorsaal der Königshalle. Dort sammelten sich die Fürsten gerade zu feierlichem Einzug. Dietrich von Bern nahm König Gunther an die Hand, Herr Irnfried den kühnen Gernot, und mit Giselher schritt Rüdiger. Volker und Hagen aber trennten sich nicht mehr bis an den Tod.



Als Gunther, Vogt vom Rhein, nun unter die Tür des Saales trat, hielt es Etzel nicht mehr auf seinem Königsstuhl. Er sprang auf und eilte ihm entgegen.

„Willkommen sollt ihr mir sein, Gunther, und ihr, Gernot und Giselher! Mit dem Gruß der Treue lud ich euch von Worms jenseits des Rheins. Willkommen auch ihr, die ihr die Könige geleitet. Willkommen Hagen und Volker, mir und meiner Frau."

Hagen Tronje dankte ihm: „Gern hören wir eure Botschaft! Und wäre ich nicht meines Herrn wegen zu euch gekommen, wäre ich euch zu Ehren geritten, Etzel!"

Der König nahm die Gäste an der Hand und führte sie zum ersten Imbiß. Met in weiten Schalen und goldenen Wein ließ er ihnen einschenken. „Nichts Lieberes könnte mir geschehen als euer Kommen, Burgunden", sprach er noch einmal. „Ich wunderte mich oft genug, daß ihr eure Schwester, meine Königin, nicht besuchtet. Nun habt ihr mir und Kriemhild den Kummer genommen und unseren Sinn zur Freude gewandt."

Der Mittsommer lag über dem Hof Etzels, des reichen. Trank und Speise wurden auf und ab getragen. Die Spielleute geigten, der Saal glänzte, und Gemächer ohne Zahl öffneten sich nach allen Seiten. Froher Zuruf erscholl von Tisch zu Tisch.

Dann neigte sich der Tag dem Ende zu, und die Wegemüden verlangten nach Ruh. „Laßt uns jetzt schlafen gehen", bat Gunther den König. Höflich drängten auch die Hunnen hinzu, um Abschied zu nehmen.

„Wie wagt ihr's, uns vor den Füßen zu laufen", brummte der grobe Volker sie an. Er pfiff sein Lied: „Es heißen sich alle Degen und haben nicht gleichen Mut!"

Als er den Fiedler zürnen hörte, lachte Hagen. „Geht in eure Herbergen, ihr Rächer Kriemhilds! Was ihr vorhabt, mag morgen geschehen; eine Nacht sollen die Könige ruhen."

Man brachte die Gäste in einen weiten Schlafsaal. Lang und breit waren die Betten, die Decken waren mit Hermelin verbrämt und mit goldenen Borten geziert.

„So köstlich ist das Lager, als hätte es der Tod geschmückt", scherzte Giselher.

„Wer weiß, was uns im Schlaf geschieht", warnte Gernot, sein Bruder.

„Laßt eure Sorge", tröstete Hagen. „Ich werde die Schildwacht halten und getraue mir, euch bis morgen zu behüten." Da suchten die Müden die Ruhestätten auf. Der Tronjer aber wappnete sich und Herr Volker mit ihm.

„Lohn's euch Gott, Spielmann! Bei dieser Wache wünsche ich mir niemand lieber denn euch!"

Die beiden traten unter die Tür der Halle. Volker lehnte den Schild an die Saalwand, suchte einen Stein als Bank und griff zur Geige. Hold fielen die Töne aus den Saiten, sanft scholl sein Nachtlied den stolzen Heimatlosen in den Schlaf. Als die Burgunden schlummerten, nahm der Degen den Schild wieder zur Hand und wachte mit Hagen.

Gegen Mitternacht war es, da sah Volker aus dem Dunkeln einen Helm aufglänzen; Kriemhild hatte ihre Mannen ausgeschickt. „Tötet niemanden als den einen", hatte sie ihnen aufgegeben.

„Habt acht, Freund Hagen", warnte Volker.

„Schweigt, laßt sie näher kommen; mich reizt es, einige Helme zu zerschlagen und Kriemhild einen Gruß zu senden."

Ein Hunne wurde die Recken gewahr. „Der Fiedelmann steht Schildwacht", mahnte er die anderen, „seht, wie seine Panzerringe lohen, seht Hagen ihm zur Seite." Leise wandten sie sich wieder; das gefiel Volker übel. „Laßt mich ihnen folgen", bat er seinen Gesellen, „ich muß Kriemhilds Mannen fragen, was sie uns zu sagen hatten."

„Es könnte euch in Not bringen, Volker; und wenn ich euch hülfe, würden die Hunnen zu den Schlafenden dringen."

„So sollen sie wenigstens wissen, daß wir sie sahen", eiferte der Sänger. „He, ihr", schrie er, „wenn ihr zum Mord auszieht, warum nehmt ihr uns nicht mit?"

Die Königin hörte, wie ihre Männer umkehrten. Neue Pläne knüpfte sie, das kostete viele Helden das Leben.

„Ich fühl es an den Lüften, es ist nicht weit vor Tag", sang Herr Volker in der Frühe, „mir wird so kühl der Harnisch, nicht lang mehr währt die Nacht." Er weckte die schlafenden Könige und Mannen; bald schien der helle Morgen in den Saal.

„Auf ins Münster", mahnte Hagen, „und klagt Gott eure Not. Steht noch einmal andächtig da, keine Messe werdet ihr mehr hören." Gewappnet gingen die Recken zur Kirche.

Als Herr Etzel und Frau Kriemhild in reichem Gewand anritten, sahen sie die Burgunden unter Helm und Schwert.

„Was beschwert euren Mut?" fragte der König. „Wem mißtraut ihr hier?"

Hagen gab ihm die Antwort. „Es ist unsere Sitte, im Harnisch zur Kirche zu gehen."

Die Königin starrte ihn an; sie wußte es besser, aber sie schwieg. Keiner erzählte Etzel von ihrem Haß, noch von dem, was in der Nacht geschehen war.

Inzwischen hatten sich an die siebentausend Hunnen gesammelt. Als man vom Gottesdienst heimkehrte, begannen die Waffenspiele zwischen Gästen und Wirten. Etzel und die Königin schauten zu, wie die Burgunden den Buhurd mit Herrn Dietrichs Recken ritten; dem Berner aber mißfiel an diesem Tag das gefährliche Spiel, er brach es ab. Da nahmen Markgraf Rüdigers Freunde die Herausforderung der Gäste an. Mit fünfhundert Schilden zogen sie heran, aber auch Herr Rüdiger bat seine Mannen, aus dem Sattel zu steigen. Die Thüringer und Dänen unter Irnfried und Hawart, tausend Degen, wagten es; mancher Schild wurde durchbohrt und manche Lanze splitterte.

Nach ihnen sprengte Herr Blödel, Etzels Bruder, mit dreitausend Rittern an. Burg und Säle tosten vom Schall der Waffenspiele im Hof, den Rossen floß der Schweiß unter den Satteldecken herab.

Gut kämpften die Burgunden und gut die Hunnen. Noch zögerte die Königin, einer der beiden Scharen den Preis zuzuteilen, wieder von neuem sammelten sich die Reiter gegeneinander. Einer aus Blödels Gefolge aber ritt zierig und geckenhaft und grüßte während des Spiels nach oben, er hatte wohl hinter einem der Fenster ein Liebchen stehen.

„Dem werde ich den rechten Stoß weisen", murrte Volker, als sie sich zum Anritt ordneten. Herr Gunther warnte. „Laßt die Hunnen angreifen, wenn sie wollen", mahnte er, „noch schauen Etzel und die Königin zu!" Aber der Spielmann rannte beim Getümmel dem Gegner seinen Ger durch den Leib. Ein wildes Geschrei stieg auf, die Hunnen riefen nach Rache. Schnell eilte Etzel herbei, um den Streit zu schlichten, auch die burgundischen Könige sprangen aus den Sätteln und drängten die Rosse zurück.

„Ich lasse den hängen, der mir den Fiedler erschlägt!" schrie Etzel. „Er strauchelte beim Reiten, so erstach er den Unseren." Dann brach er das Spiel ab und geleitete selbst die Burgunden. Die Knappen nahmen die Rosse, und der Wirt bat die Gäste in den Saal. Es folgte aber manche Schar in Waffen. Die Hunnen wollten den toten Freund rächen; Herr Etzel hatte Mühe, sie anzuhalten.

Währenddessen trat Kriemhild zu Dietrich. „König von Bern", sagte sie, „heute brauche ich Rat und Hilfe."

Herr Hildebrand hörte das Wort. „Wer es mit den Nibelungen aufnimmt, der tut es ohne uns", drohte er. „Kein Lohn wird uns verleiten!"

„Es geht mir nur um Hagen", flehte Kriemhild.

Da wandte Dietrich sich zu ihr: „Wenig ehrt euch die Bitte, Frau Königin! Als eure Gäste kamen die Herren ins Land."

Den starken Blödel hielt Kriemhild an und verhieß ihm den Gau, den Rüdigers Sohn einst besessen hatte. „Schwager", drang sie in ihn, „wer führt die Rache für mich?"

Aber auch Blödel zauderte. „Mein Bruder vergäße es mir nicht, täte ich den Burgunden ein Leid an."

„Es geht nur um den einen Mann", bat Kriemhild.

„Ihr werdet von mir hören", sagte der Degen und verließ den Saal.

Da wurde Kriemhild froh und schritt mit Etzel zu Tisch. Könige kamen zu Gast, viele Fürsten mit hohem Gefolge. Der Hunnenherr wies den Burgunden ihre Sitze, er befahl auch, zu melden, daß die Knappen in der Herberge wohl bedient würden.

Als die furchtbare Königin nun sah, daß ihr Gemahl gleich freundlich gegen die Burgunden blieb, ließ sie ihren Sohn Ortlieb in den Saal bringen, und Etzel zeigte den Schwägern den Knaben. „Gerät er nach eurem Stamm, wird er ein starker Bursch", pries er sein Kind. „Zwölf Reiche vererbe ich ihm."

„Schwach scheint mir der junge König", murrte Hagen. „Um seinetwillen würde ich nicht oft zu Hofe reiten."

Etzel hörte das Wort, und das Herz wurde ihm schwer. Auch des Königs Freunde verargten dem Gast die Rede; nicht leicht war es ihnen, zu schweigen.

Währenddes zog Blödel mit tausend wohlgerüsteten Recken vor die Herberge, wo Dankwart mit den Knechten speiste. Er trat vor Hagens Bruder, der ihn höflich begrüßte. „Seid mir willkommen und sagt, was euch zu uns bringt."

„Grüßt mich nicht", antwortete Blödel, „mein Kommen ist bitterernst. Um Siegfried geht es, den euer Bruder Hagen erschlug."

„Herr Blödel", lachte der Burgunde, „ich war ein Kind, als der von Xanten starb."

„Ihr müßt Kriemhilds Leid büßen", grollte der Hunne. „Wehrt euch, ihr Armen!"

Dankwart war indes rascher als sie alle. Während Blödel noch auf eine Antwort wartete, zog er blitzschnell die Waffe und traf Etzels Bruder, daß ihm Haupt und Helm vom Leib sprangen. Als Blödels Mannen sahen, was ihrem Herrn geschah, fielen sie über die Knappen her. Die wehrten sich mit Bänken und Schemeln und drängten die Hunnen zum Saal hinaus. Vor der Herberge aber hatten sich inzwischen Unzählige versammelt, die auf den Kampf harrten. Ohne daß der König in der Burg davon erfuhr, drangen seine Hunnen

von überall in die Herberge. Ohne Erbarmen erstachen sie, was die Zeichen burgundischen Adels trug. Neuntausend Knappen mußten den Streit der Herren büßen.

Zuletzt war es Dankwart allein, der sich noch wehrte. An eine Mauer gelehnt, wirbelte er sein Schwert nach allen Seiten. ‚O weh der Freunde!' dachte er. ‚Einsam bin ich geworden. Wäre ich vor der Tür, daß die Lüfte mich Sturmmüden kühlten.' Von neuem liefen die Hunnen den einen an. „Ihr Feiglinge", schrie er, „ach, wüßte mein Bruder Hagen, was hier geschah!"

„Die Botschaft müßt ihr selbst bringen", lachten die Feinde. „Bald werden wir euch tot zu eurem Bruder tragen."

Dankwart hörte den Spott, und die Wildheit ergriff ihn; er schlug so gewaltig in Etzels Volk, daß keiner ihn zu bestehen vermochte. Die Hunnen warfen ihm den Schild voll Speere, er mußte ihn fahren lassen. Aber noch der Schildlose wehrte sich wie ein Eber vor der Meute. Quer durch die Feinde brach er sich eine Gasse, mit heißem Blut war die Straße zur Burg genetzt.

Die Truchsesse und Schenken vernahmen den Schwerterklang; sie vergossen vor Schreck den Wein, verschütteten die Speisen und wollten den Gewappneten anhalten.

„Ihr solltet eure Gäste freundlicher behandeln", rief Dankwart und tötete sie, die ihm den Weg zu sperren suchten.

In die Tür trat der Kämpe, mit Blut überronnen, das bloße Schwert in der Hand. „Zu lange saßt ihr in Frieden, Bruder Hagen", schrie er in den Saal. „Dir klag ich's und Gott im Himmel, daß alle Knechte in der Herberge erschlagen liegen."

Hagen stand auf. „Wer hat das getan?" fragte er.

„Das vollbrachte Blödel mit seinen Mannen. Aber suche ihn nicht mehr; mit diesen Händen tötete ich ihn."

„So hüte die Tür, Bruder Dankwart", rief der Tronjer, „und laß keinen Hunnen hinaus. Ich räume mit den Wirten auf."

„Die Stiege will ich wohl hüten", verschwur sich Dankwart, „bei reichen Königen ist's gut, Kämmerer zu sein!"

Das Schwert zog Herr Hagen: „Was staunen die Gäste, nun zahlen wir Etzels Wein. Der junge Fürst der Hunnen soll mir der erste sein!" Dem Kind Ortlieb schlug der Furchtbare das Haupt ab, daß es in der Königin Schoß fiel. Dann traf sein Zorn Herrn Werberl, der vor Etzels Tisch die Geige führte. „Das habt für die Botschaft nach Burgund!" Volker, der Ungestüme, sprang über die Tische herbei, laut klang der blanke Bogen in seiner Hand.

Noch wollten die Könige den Streit schlichten. Herr Volker und Herr Hagen aber hörten niemanden an, sie hieben nach rechts und links die hunnischen Edlen zu Boden.

Der Kampf war nicht mehr zu dämpfen. Da zog auch König Gunther das Schwert, Herr Gernot nach ihm; viel Wunder tat Giselhers Waffe. So gewaltig die Etzelmannen sich wehrten, sie konnten die Gäste aus Burgund nicht anhalten.

Dankwart ließ keinen die Stiege empor, er ließ keinen zur Halle hinaus. Volker eilte ihm zur Hilfe. „Schlag du nach draußen", schrie er, „ich schütz dir den Rücken." Besser als tausend Riegel verschlossen zweier Helden Hände die Tür der Halle.

In große Furcht geriet Etzel, was half ihm, daß er König war? Auch der Berner sah voll Sorgen, wie der starke Hagen die Helme brach; er stieg auf eine Bank. „Ich warnte euch, Etzel", grollte er, „jetzt schenken die Burgunden euch ein!"

Kriemhild hob die Hände: „Bei aller Fürsten Treue, Held aus dem Amelungenland, helft uns aus dem Haus."

Mit lauten Befehlen rief da Herr Dietrich seine Mannen zu sich, wie ein Büffelhorn hallte seine Stimme.

Herr Gunther hörte ihn. „Ist das nicht Dietrich von Bern? Haltet ein, Vettern von Burgund, ein Freund spricht!"

Auf König Gunthers Verlangen senkten sich die Schwerter. „Was tat man euch, Dietrich! Ich will es euch sühnen!"

„Noch ist nichts geschehen", antwortete der Berner, „laßt mich mit den Meinen in Frieden gehen."

„Das klingt nach Bitten", drohten Dietrichs Mannen, „wir schlagen den Fiedler wohl aus der Tür." König Gunther aber sprach: „Führt ihr, Herr Dietrich, aus der Halle, was euch gefällt."

Da umschloß der Berner mit einem Arm die Königin Kriemhild, mit dem andern Herrn Etzel. Sechshundert seiner Amelungen gingen mit ihnen.

Fragte Rüdiger: „Wen laßt ihr noch aus dem Haus, Burgunden? Haben wir Frieden oder kämpft ihr mit uns?"

„Frieden habt ihr von uns", rief Giselher. Da räumte auch Rüdiger mit fünfhundert der Seinen den Saal. Von den Hunnen versuchte mancher mitzuschlüpfen. Dem ersten aber schon gab der Fiedelspieler solchen Schlag, daß er den Freunden vor die Füße rollte.

Danach erhob sich in der Halle ein wildes Getümmel. Die Gäste rächten Leid und Schmach.

„Hör doch das Lied, Hagen", schrie Gunther, „das Volker den Hunnen fiedelt!"

„Nie sah ich einen Spielmann so herrlich stehen", antwortete der. „Durch Helm und Schildesrand hallen seine Weisen."

Furchtbar ging der Streit durch den ganzen Saal. Aber so groß die Macht der Hunnen war, es blieb am Ende nicht einer von ihnen am Leben. Erst als der letzte gefallen war, entsanken den Recken die Schwerter.

Müde waren die Burgunden vom Kampf und saßen nieder. Nur Hagen und Volker konnten vom Übermut nicht lassen, sie traten vor die Tür der Halle, lehnten sich über ihre Schilde und spotteten über die Hunnen, die sich unterhalb der Treppe drängten. Giselher mahnte die beiden, sich auszuruhen.

„Ein guter Rat des jungen Königs", lobte Hagen, wies aber vorerst die Mannen an, die Toten in die Tiefe des Burghofs zu werfen. „Wir müssen die Füße frei haben beim nächsten Kampf", sagte er. Niemanden ließen sie nahe kommen. Ein Hunne, der seinen Vetter bergen wollte, fiel unter Volkers Pfeil; die Feinde mußten dem Tun zuschauen, sie wagten sich nicht in Speerwurfweite der Burgunden.

Auch Herr Etzel war unter ihnen. Als sie den König erkannten, spotteten Volker und Hagen wieder: „Wie schön ist es doch, wenn die Fürsten vor ihren Mannen einherkämpfen, wie es in Burgund Sitte ist."

Etzel griff wütend nach Wehr und Schwert. Seine Leute mußten ihn am Schildriemen zurückziehen, sie wußten, was geschehen würde, wenn Hagens Waffe den König erreichte. Da höhnte der Tronjer: „Eine weitläufige Verwandtschaft, Siegfried und Etzel! Seht den feigen Hunnenherrn!"

Kriemhild hörte die Worte. „Wer mir Hagen erschlägt, dem fülle ich Etzels Schildrand mit rotem Gold. Burgen und Land habe er zu Sold", gelobte sie.

Währenddessen kamen die Angehörigen der im Saal Ermordeten, viel Weinen erhub sich. „Schlecht helft ihr eurem König", rief Volker ihnen zu. „Mit Schluchzen ist es hier nicht getan. Lange genug aßt ihr Etzels Brot; nun steht ihm endlich bei in seiner Schande!"

„Wahr ist Volkers Wort", sagten sich die Besten. Markgraf Iring, der Däne, nahm als erster die Herausforderung an. ‚Ein Leben lang habe ich meinen Sinn auf Ehre gestellt', dachte er und befahl, Waffen zu bringen.

Hagen hörte ihn rufen. „Kommt ihr allein, Herr Iring, wie es ritterlicher Brauch ist?"

„Allein werde ich euch bestehen", gab der Däne zurück. Während er sich rüstete, rückten Irnfried und Hawart mit tausend Mannen an, die Helme aufgebunden, die Schilde zum Kampf bereit.

„Seht die Feiglinge", schrie Volker, „eben noch prahlte Iring, jetzt hat er tausend Recken nötig!"

Die Dänen und Thüringer wußten, daß man mit den Burgunden nicht leicht fertig wurde. Iring aber hatte solchen Kampfeszorn, er warf sich Hawart und Irnfried zu Füßen und bat sie, ihm den Vortritt zu lassen gegen die Recken im Tor.

Ger und Schild hocherhoben, stieg er die Treppe hinauf und nahm sogleich Hagen an. Beider Recken Speere zersplitterten an den Schilden. Da zogen sie die Schwerter. Hagen deckte sich gut, daß der starke Iring ihm keine Wunde schlagen konnte. Er ließ drum den Tronjer stehen und wandte sich gegen Volker, den Fiedelmann. Der Geiger wehrte sich besser als Hagen, er hieb Herrn Iring das Gespänge vom Schildrand. Nun kehrte sich der Däne zornig gegen Gunther; die Kämpen vermochten einander indes nichts anzutun, so wenig sie sich schonten, ihrer beider Rüstung war zu hart. Gegen Gernot lief Iring, ohne daß das Geschick zwischen ihnen entschied, danach gegen die Gefolgsleute der Könige. Von ihnen traf er vier vor ihrer Herren Augen zu Tode. Als Giselher das sah, sprang er ingrimmig dazwischen und hieb zu, daß der Däne strauchelte und wie betäubt niedersank. Ehe ihm der König, der ihn erschlagen glaubte, aber die Rüstung zu öffnen vermochte, hob Iring sich auf, lief durch den Saal gegen Hagen, ließ sein Schwert klingen und traf den Tronjer durch den Helm. Da griff ihn der Furchtbare so hart an, daß Iring über die Treppe entweichen mußte. Den Schild überm Haupt schritt er die Stufen hinab; er konnte sich nicht gegen die roten Funken wehren, die ihm Hagen währenddes aus dem Helm hieb.

Von allen Kämpen hatte Iring den Burgunden am besten standgehalten. „Lohn's euch Gott", lobte Kriemhild. „Vom Blut gerötet sah ich Hagens Wehrgewand. Den ersten Trost empfing ich seit Siegfrieds Tod." Sie selbst nahm Herrn Iring den Schild aus der Hand.

„Möge er's noch einmal versuchen", rief Herr Hagen herüber. „Nun erst habe ich den rechten Grimm; das hat mir Irings Klinge getan!"

Der Däne kühlte seinen Harnisch, er öffnete den Helm, daß der Wind ihm um das heiße Haupt fuhr. Seine Mannen rühmten ihn. „Holt mir einen neuen Schild, Freunde", schrie Iring. Bald war er zum andernmal gewappnet, den härtesten Speer suchte er, um Hagen zum drittenmal zu stehen.

Diesmal wartete der Tronjer nicht erst, daß der Feind ihn im Saal anlief. Mit Wurf und Hieb trat er ihm auf der Treppe entgegen. Die Männer schlugen in die Schilde, daß der Wind rot auflohte. Gleich stark schienen die Kämpen, bis Hagen eine Blöße des Feindes gewahrte; da traf er Herrn Iring durch Helm und Schildrand.

Der Däne ergab sich nicht. Höher vorm Helm hielt er die Wehr; Hagen aber hob blitzschnell einen Speer auf und schoß ihn dem Feind ins Haupt, so daß Iring über die Treppe zu den Seinen zurücktaumelte.

Sie vermochten ihm den Helm nicht mehr zu lösen, der Tod war ihm näher als ihre Liebe. Harte Männer begannen zu weinen. „Laßt euer Klagen", bat der Sterbende, „es sollt nicht sein, daß ich den Freunden länger diene!" Hawart und Irnfried suchte er mit den Augen: „Trachtet nicht, das Gold der Königin zu erwerben! Hagen ist stärker denn ihr."

Als Herr Iring gestorben war, wurde Dänen und Thüringern so zornig zu Sinn, sie sprangen ungeordnet, wohl tausend Mann, gegen die Treppe zum Saal. In ungestümem Braus stürmten sie gegen die Burgunden, schossen die Speere und zogen die Schwerter. Herr Irnfried nahm es mit Volker auf. Es war sein letzter Kampf, der Fiedelspieler schlug ihm allzu grimmig durch den Helm. Im Sterben aber traf der Thüringer den Spielmann durch den Ringpanzer; rote Funken tropften aus Volkers Harnisch über den toten Feind.

Hätte Hawart doch von Hagen abgelassen! So heftig er den Tronjer ansprang und so furchtbar sein Schwert war, er mußte sich dem Unüberwundenen beugen.

Als die Thüringer und Dänen ihre Herren fallen sahen, wurde ihr Zorn wilder als alle Klugheit.

„Laßt sie eindringen", riet Volker. „Sie alle sollen den Tod ernten statt des Golds der Königin!" Stunde um Stunde tobte der Kampf zwischen Dänen, Thüringern und Burgunden, bis zum andernmal die Stille über den Saal sank und zum Abend der Lärm verscholl.

Wenig hatte den Stürmern ihr Mut geholfen, sie lagen erschlagen vom Wunder der Burgundenschwerter; aus ihren Brünnen quoll das Blut zu den Riegelsteinen. Erschöpft legten die Könige Schild und Waffen aus der Hand.

Volker trat vor die Tür der Halle; er spähte aus, ob wohl ein anderer den Streit gegen die Gäste wagte. Aber vom Hof kam nur des Königs Klagen; weithin breitete sich das Weinen durch die Herbergen der Burg. Nichts halfen Frau Kriemhild der Recken Opfer und das rote Gold.

„Nun bindet die Helme ab, Gunther, Gernot und Giselher", mahnte Hagen. „Volker und ich warnen euch, wenn noch einmal Etzels Mannen kommen."

Die Burgunden folgten dem Rat, sie setzten sich auf die Leichen, klagten den Tod an und waren doch selbst zum Sterben bereit.

Inzwischen bot Etzel an Hunnen auf, was er an Heerschilden zu rufen vermochte. Viele Tausend stellten sich ihrem König und versuchten über die enge

Treppe in den Saal zu gelangen. Wieder wehte ein wilder Sturm über die Gäste dahin.

Dankwart, Hagens Bruder, nahm diesmal als erster die neuen Feinde an. Hart und bitter war der Kampf. Aber die Angreifer richteten wenig aus, obwohl der Tag sommerlang war und die Nacht zu kommen vergaß. — Sonnenwende war es, als Kriemhild des Königs Freunde opferte. Nie wieder sollten die Mannen sie feiern, nie wieder sollte Herr Etzel Freude gewinnen — ach, und auch Kriemhild hatte nicht an solch Morden gedacht, als sie wider Hagen den Streit begann. Das Schicksal traf viele, da die Königin den einen meinte.

Die kurze Dunkelheit sank nieder. Sterbensmüde waren die Burgunden und berieten, ob es nicht besser sei, einen raschen Tod zu finden, als sich in endlosem Leid zu mühen. Sie riefen nach draußen, ob Etzel ihnen Antwort stünde. Geschwärzt vom Rost und Stahl, von Blut übersprengt, traten die drei Könige vor das Tor der Halle. — Kriemhild folgte dem Hunnenherrn, er hatte das Heer geordnet, das ihm aus dem Land zuströmte. „Was begehrt ihr", fragte er die Gäste. „Vergaßt ihr, daß ihr mein Kind erschlugt, vergaßt ihr, daß ihr mir die Freunde mordetet? Wollt ihr um Frieden bitten? Ich schlag's euch ab!"

„Ihr wart es, der uns überfiel", versetzte Gunther, „wer tötete mein Gefolge in der Herberge? Kam ich nicht auf Treue und Gastrecht zu euch?"

„Was taten wir euch, ihr Herren", rief Giselher, „als Freunde ritten wir in eure Mauern ein."

Einer der Hunnen antwortete: „Eurer Freundschaft ist die Burg voll, und weithin klagt das Land über euer Würgen! Nun soll auch euer Volk verwaisen."

„Und wären Recht und Unrecht bei beiden", nahm Herr Etzel das Wort, „was ist euer Leben gegen die Schande an meiner Ehre?"

„Wenn wir denn sterben müssen", schrie Gernot, „so laßt uns vor die Halle treten, ihr werdet uns Kampfmüden bald erschlagen!"

Kriemhild aber glaubte, die Könige wollten entfliehen. „Ihr werdet den Kampf verlieren", riet sie den Ihren. „Lebte nur einer von Utes Söhnen, er käme wie der Tod über euch alle!"

Giselher erkannte seine Schwester. „Ludst du mich darum hierher, schöne Kriemhild, daß ich mein Leben unter den Hunnen lasse? Ich ritt als dein lieber Bruder ins Land; schenk uns letzten deine Freundschaft!"

„Ich darf euch keine Gnade schenken, Giselher, mir hat Hagen zuviel Leid getan. Gebt den Schuldigen heraus, dann seid ihr meine Brüder wie einst, der gleichen Mutter Kinder."

Da antwortete ihr der starke Gernot: „Und wären wir hundert Brüder, wir wollten lieber sterben, als dir zu Willen sein. Noch haben wir keinen Freund in der Not verlassen."

Mit ihm meinten auch die anderen, Giselher, Dankwart und Hagens Freunde, daß Fürsten und Mannen unter gleichem Schicksal stünden. „Des sollt ihr inne werden, Frau Kriemhild!"

Die Königin rief die Hunnen auf. Sie gebot ihnen, näher zur Treppe zu rücken, und mahnte, keinen Degen aus dem Haus zu lassen. Zugleich befahl sie, die hohe Halle an vier Ecken in Brand zu setzen. Das Feuer qualmte und quälte die Helden bald, der Wind blies und trieb die Funken über das Dach und durch das Gebälk.

„Besser wäre uns", seufzten die Burgunden, „wir wären im Sturm der Hunnen erschlagen!" Grimmiger als der Kampf schien ihnen des Durstes Not und das elende Ende im Feuer.

„Mög Blut trinken, wen der Durst zwingt", rief Hagen. Wirklich band einer der Recken den Helm ab und trank das Blut aus eines Toten Wunde. Noch andere kamen, fanden ihre Kräfte wieder und packten das Schwert, das ihnen aus den Händen geglitten war.

Feuer fiel aus dem hohen Gebälk auf die Männer, sie hoben die Schilde über das Haupt. Rauch und Hitze schmerzten in Brust und Kehle.

„Rückt an die Wände", riet Hagen Tronje, „damit die Brände eure Helmbänder nicht lösen, und stoßt die glimmenden Sparren ins Blut, bis sie erlöschen."

In bitterer Not rann die letzte Nacht dahin. Noch hielt vor dem Haus der kühne Spielmann die Wacht, ohne Schlaf stand Hagen neben ihm. Dann fiel die Atemnot über alle, die Männer hatten nur an den Fenstern Luft. Aber so heftig der Brand tobte, er vermochte das Leben der in Eisen Gekleideten nicht zu enden. „Ich rate", sagte Volker zu Hagen, „wir locken die Hunnen in den Saal. Sie werden bald nahen, wenn sie uns verbrannt glauben."

Als der Morgenwind fuhr, weckten die Freunde die Niedergesunkenen und riefen die Müden von den Fenstern. „Es tagt zum letzten Tanz", schrie Giselher. Die Recken sammelten sich und zählten, wer die Nacht überstanden hatte, da waren es immer noch sechshundert burgundische Ritter, die sich den Königen stellten.

Die Hunnen hatten erkannt, daß manche der Gäste trotz Feuer und Feuersnot lebten; einige der Fürsten rieten zur Gnade. Aber noch rascher waren die Männer, die für die Ehre ihrer Königin den neuen Angriff wagten. Scharfe Speere flogen in den Saal, kühn war der Mut von Etzels Heermannen. Spangen

und Ringe ließ Frau Kriemhild aus den Schatzkammern holen und versprach sie den Siegern.

Der Fiedelspieler Volker sah die Feinde nahen, er trat als erster vor die Tür. „Wir sind noch hier", rief er, „und noch immer streiten wir gegen alle, die für Gold ihr Leben wagen!"

„Heran!" schrien auch die anderen Burgunden. „Damit es rasch zu Ende gehe! Hier ist keiner, der nicht zu sterben weiß."

Was soll ich von dem Kampf erzählen? Viele Todeswunden wurden geschlagen, tausend Hunnen fielen für ihren König. Schwer von Speeren waren die Schilde der Herren von Burgund, aber Etzel verlor mehr; die besten seiner Recken blieben in jener Schlacht um die Sonnenwende.

Während der Kampf noch tobte, schickte Rüdiger von Bechelaren zu Dietrich von Bern. „Weh uns, daß wir diesen Jammer nicht enden können. Wenn wir Frieden schüfen, ihr und ich?"

Der Berner antwortete: „Es ist zu spät und vergebens, aller Friede erstickt im Blut." Da ging Rüdiger bittend zu Kriemhild.

Einer der Hunnenfürsten sah ihn nahen und trat zur Königin. „Dieser da, den ihr über unser Volk erhobt, hat heute noch keinen Hieb getan."

Markgraf Rüdiger hörte des Hunnen Rede, er ballte die Faust und strafte den Fürsten, daß er vor Etzels Füße stürzte. „Wem ist denn schwerer zu Sinn als mir, der die Gäste in meines Herrn Land führte?"

Die Königin half dem Ohnmächtigen. „Schon lange wartete ich auf euch, Rüdiger! Habt ihr uns nicht allzeit verheißen, ihr würdet Ehre und Leben für euren König wagen? Oder muß ich euch an die Treue mahnen, die ihr mir zu Worms verspracht? Daß ihr mir dienen wolltet bis an den Tod, habt ihr mir armem Weib beschworen."

„Ehre und Leben habe ich euch zugeschworen", antwortete der Markgraf, „meine Seele setzte ich nicht zum Pfand. War ich es nicht, auf dessen Wort die Fürsten zu diesem Hoffest ritten?"

Die Königin trat vor Rüdiger. „Denkt eures Eids, daß ihr all mein Leid rächen würdet! Habt ihr so rasch vergessen?"

Nun begann auch Herr Etzel zu bitten. Rüdiger erschrak. „Was soll ich anfangen", klagte er. „Treue zu den Freunden befahl uns Gott, Eide zu halten ist sein anderes Gesetz. Was ich lasse und was ich tue, immer handle ich wider ein Gebot. Dieses eine Mal zwingt mich nicht!"

Etzel aber und sein Weib mahnten ihn an seinen Schwur. Was immer Rüdiger einwandte, der König und die Königin drängten nur um so mehr. „Herr

Etzel", flehte Rüdiger, „nehmt alles zurück, was ich von euch bekam, Land und Burgen. Zu Fuß will ich von euch gehen, Weib und Tochter an der Hand. Doch zwingt mich nicht, ohne Treue gegen die Freunde zu handeln."

„Ich gab euch, was ich besaß, damit ihr mir dienet, Rüdiger", befahl Herr Etzel hart. „Die Stunde ist gekommen!"

„In mein Haus lud ich die Gäste! Meine Tochter versprach ich Giselher."

Antwortete Frau Kriemhild: „Näher als der Freund dem Freund steht dem Bruder die Schwester. Wenn ich selbst euch gegen die Könige aufbiete, wie wollt ihr zaudern?"

Der Markgraf neigte das Haupt. ‚Heut muß ich mit dem Tod zahlen, was ich an Freundschaft nahm', dachte er. Noch einmal setzte Herr Rüdiger Eid und Leben auf die Waage; da schien ihm das Leben gering. „Weh meinen Freunden", klagte er, „ich muß den Lehnsschwur halten."

Rüdigers Getreue hoben ihre Waffen, fünfhundert Mannen rüsteten sich. Den Helm band der Markgraf, Schilde wurden herbeigetragen und die Schwerter gegürtet.

Volker und Giselher sahen die Männer anrücken. „Nun habet frohen Mut", rief der junge König, nun ist die Hilfe nicht weit. Meines lieben Weibes Vater kommt zu uns."

„Euer Trost taugt nicht", sprach der Fiedelmann, „saht ihr je Freunde mit aufgebundenen Helmen nahen? Heut muß der von Bechelaren Land und Burgen an uns verdienen, die Etzel ihm gab."

Rüdiger hatte inzwischen die Treppe erreicht, er setzte den Schild vor den Fuß, ohne Gruß, ohne Frieden. „Ihr kühnen Nibelungen", begann er, „jetzt wehrt euch allzumal. Freund waren wir einander, die Treue ist am End'!"

Viele der Bedrängten erschraken, wie sollten sie mit dem streiten, der ihnen so teuer war. „Verhüte Gott, daß wir kämpfen, Herr Rüdiger! Gedenkt unserer alten Freundschaft", rief Gernot ihn an.

„Es ist nicht mehr zu wenden", gab Rüdiger zurück. „Niemand entbindet mich meines Wortes, wehrt euch, ihr kühnen Degen!"

„So mag Gott euch vergelten, was ihr uns einst Gutes erwiest", antwortete Gunther. „Eurer Gaben gedenken wir und eurer Gastlichkeit."

Noch einmal versuchte Gernot den Freund umzustimmen. „Trag ich nicht eure Waffe", mahnte er. „Ach, eure Wunden würden mir wehe tun, Markgraf von Bechelaren!"

„Wollt ihr eure Tochter so früh zur Witwe machen?" flehte Giselher. „Alle, die mit uns kamen, sind euch lieb."

„Besser wäre es, ich wäre tot oder ihr am Rhein, Gernot", versetzte Rüdiger. Zu Giselher wandte er sich: „Laßt meine Tochter nicht entgelten, was ich tat." Er hob den Schild auf und wollte sich den Weg in den Saal erzwingen.

„Ein Wort, Herr Rüdiger", mahnte Hagen, „hier ist kein gleicher Streit. Den Schild, den Frau Gotelinde mir gab, haben mir die Hunnen zerhauen."

„Nehmt meinen", rief Rüdiger, „ich wünsche euch, daß ihr ihn heimführen dürft nach Worms."

Als der Markgraf so willig seinen eigenen Schild dem Feind reichte, da wurden manche Augen feucht. Selbst der harte Hagen sah auf den Estrich. Noch hatte niemand heimatlosen Degen solche Freundschaft geboten wie dieser Getreue. „Das schwöre ich euch, Rüdiger", sagte er, „meine Hand wird euch im Streit nicht berühren, und erschlügt ihr die Burgunden alle!"

Der Markgraf grüßte dankend den Tronjer; einigen der Männer kamen die Tränen über solch Leid, das niemand zu wenden vermochte.

Volker sprach als letzter. „Seht hier die Spangen Frau Gotelindes", rief er, „der Sänger schwor ihr, sie immer zu tragen. Wißt, daß ich mein Wort gehalten habe."

Danach traten die Männer zurück. Rüdiger hob den Schild, sein Streitmut begann. Hart schritt er auf die Gäste zu und hieb den ersten Schlag. Schon vor dem Saal fand Herr Rüdiger manchen tapferen Burgunden, der ihm den Weg sperren wollte. Gernot und Gunther aber befahlen, die Stürmenden ins Haus einzulassen, sie wollten, nun der Kampf nötig war, niemandem die Heimkehr erlauben.

Kühn liefen Herrn Rüdigers Mannen die Burgunden an; die brandschwarzen Streben des Saales widerhallten vom Toben der Waffen und vom Bersten der Helme. Noch kühner wehrten sich die vom Rhein. Zwei edle Heere rangen miteinander, wie eine Brandung klang das Tosen der Schwerter. Blutige Bahnen schlugen sich Volker und Hagen in die Reihen der Stürmenden. Härter schritt der Vogt von Bechelaren den Seinen voran; noch nie hatte Rüdiger gewaltiger gestritten. Endlich begegnete ihm einer der Könige im Kampfgewühl; Herr Gernot war's, der Zorn über die toten Freunde überwältigte ihn. „Ihr wollt wohl keinen der Meinen leben lassen, Rüdiger", schrie er. „Bietet mir die Stirn, ich will euch weisen, ob ich des Schwertes wert bin, das ihr mir schenktet!"

Noch mußte hüben und drüben mancher Mann fallen, bis die Fürsten einander nahe waren; wie im Sturm schritten sie hin und her. Dann standen sie sich gegenüber und schirmten sich wohl. Es nützte indes nicht, ihre Klingen schnitten besser, als Schild und Panzer zu wehren vermochten. Herrn Gernot traf der Markgraf durch den steinharten Helm; der König schwang Rüdigers

Gabe und schlug mit einem einzigen Hieb durch des Freundes Helmbänder und festen Schild. So starben Rüdiger und Gernot, einer von des andern Hand.

Als Hagen Tronje sah, daß einer der Könige gefallen war und mit ihm Rüdiger, der ihm seinen Schild geschenkt hatte, kam der rote Grimm über ihn. So furchtbar drang er auf die Feinde ein, daß Menschen, die stürzten, ohne Wunden im Blut ertranken. Auch der junge Giselher kämpfte wie ein Rasender. „Weh mir um den Bruder, wie soll ich seinen Tod verwinden? Wie soll ich euch vergeben, Rüdiger, Gotelindes Gemahl, Vater meiner Königin?"

Bald mußte der Tod ausspähen, wo er noch Leben fände; nicht einer von Rüdigers Mannen entging den Burgunden. Als die letzten gestürzt waren, sammelten sich die Sieger, suchten Giselher und Gunther, Hagen und Volker die toten Fürsten. Und manche Männer weinten.



„Laßt euer Klagen", mahnte Giselher, „tretet vors Tor, damit die Panzer kühlen. Unser Leben neigt sich, trinkt den letzten frischen Wind!"

Die Recken ruhten aus; den einen sah man sitzen, den andern gegen die Wand lehnen. So still war es im Saale, daß Etzel sich zu sorgen begann.

„Ich fürchte, sie verhandeln miteinander", sagte auch die Königin. „Wehe uns, wenn Rüdiger untreu wird. Gewiß will er die Mörder an den Rhein heimgeleiten."

Es war, als hätte der kühne Volker im Tor ihre Worte gehört. „Ratet nur, Königin, und horcht, wo Rüdiger bleibt! Ach, er und die Seinen sind heut um die helle Sonne betrogen. So willig hat er vollbracht, was ihr ihm gebotet, daß sie alle den Tod fanden, Markgraf und Mannen. Nun seht euch um, Frau Kriemhild, wem ihr noch befehlen wollt, fragt, wer euch folge! Der Treueste, Herr Rüdiger, hat euch bis ans Ende gedient."

Die Etzelmannen wollten es nicht glauben. Einige der Burgunden trugen drum Rüdiger vor die Tür, so daß der König den Toten sah. Da jammerte es die vom Hofe, daß nicht Erde, nicht Wind, nicht Sturm je bitterer zu klagen wußten. Wie eines Raubtiers Stimme scholl Etzels Wehruf durch die Burg. In tiefer Not weinte Kriemhild um Rüdiger, den besten der Königstreuen.

Bis in die Herbergen der Stadt drang Schreien und Jammern. Dort vernahm es einer von Dietrichs Mannen. „Noch nie hörte ich solch Leid auf der Todeshochzeit", rief er. „Am Ende ist der König oder Kriemhild von den wilden Gästen erschlagen."

„Seid nicht so eilig, ihr Getreuen", befahl der Berner, „und bleibt in der Herberge. Was die Heimatfernen taten, dazu hat die Not sie gezwungen. Ich habe ihnen Frieden versprochen."

Der kühne Wolfhart erbot sich, nach dem Grund des Weinens zu forschen. „Ihr fragt zu ungestüm, Wolfhart, ihr wollt Zorn und mahnt zur Unzeit. Helferich ist besonnen, er soll hören, was es gibt." Da ging der Recke und bekam zur Antwort, daß Rüdiger erschlagen sei. Klagend eilte er zu Dietrich zurück.

„Was bringt ihr uns, Degen Helferich?" Als der aber das Gerücht vom Tod des Markgrafen verkündete, schrie auch der Berner auf. „Wie hätte Rüdiger das an den Gästen verdient, was alles hat er ihnen als Freund getan!"

Wolfhart sprang auf. „So wollen wir den Letzten der Burgunden an Leben und Leib. Schande brächte es uns, Rüdiger ungerächt zu lassen!"

Der Herr der Amelungen zauderte; er setzte sich ans Fenster, das Herz war ihm schwer. Er glaubte den Gerüchten nicht und hieß Hildebrand noch einmal zu den Burgunden gehen, um die Wahrheit zu erfahren.

Der Waffenmeister trug nicht Schild noch Ger, er wollte als Freund vor die Gäste treten. Sein Neffe Wolfhart mahnte ihn: „Ungescholten kehrt ihr nicht heim, und Schmach trifft den, der nicht antworten kann. Legt das Schwert an, Oheim, nur dann allein schweigt der Burgunde."

Da rüstete sich der Alte nach des Neffen Rat. Zugleich suchten auch die anderen Recken Streitgewand und Schwert. Es gefiel Herrn Hildebrand nicht, er fragte sie, wohin sie wollten.

„Euch begleiten", gaben sie zur Antwort. „Wir möchten hören, ob Hagen Tronje seine Spottrede führt, wenn ihr vor ihm steht." —

Der Spielmann sah die Degen des Berners in Waffen nahen; die Schwerter gegürtet, die Schilde vorm Haupt, rückten sie an. Er sagte es seinen Herren. „Seid wach, Dietrichs Mannen sind kampfbereit. Arg wird es uns Verlassenen in der Burg von Ofen ergehen."

Es währte nicht lange, da trat Hildebrand vor. Er setzte seinen Schild vor die Füße. „Mich hat Herr Dietrich zu euch gesandt. Ist es wahr, so will er wissen, daß ihr den edlen Markgrafen erschlugt?"

Hagen erwiderte ihm: „Wahr ist, was ihr gehört habt; ach, ich möchte wohl, man hätte euch getrogen."

Die Recken drohten. „Rüdiger", rief einer, „Trost allen Heimatlosen, was tat man dir an?"

„Und wenn mein eigener Vater erschlagen wäre", klagte ein anderer, „es wäre mir nicht bitterer als dieses Freundes Tod!"

„Heran und herauf", schrie Wolfhart. Er, Helferich, Helmnot, Wolfbrand, und wie sie hießen, drohten zornig nach oben.

Hildebrand hielt sie zurück. „Gebt uns Rüdiger heraus", bat er die Burgunden. „Wir wollen, können wir den Lebenden nicht mehr ehren, an dem Toten vergelten, was er uns war."

„Ein guter Dienst", lobte Gunther, „den man dem Freunde leistet!"

„Wie lange sollen wir hier bittend stehen", heischte der ungeduldige Wolfhart. „Wir sind auch Vertriebene, wir wollen Herrn Rüdiger weisen, wie lieb wir ihn hatten. Gebt Raum, daß wir ihn von hinnen tragen!"

Volker winkte dem Vorlauten. „Man bringt ihn euch nicht, holt ihn euch! Das erst heißt Rüdiger dienen!"

„Überhebt euch nicht, Fiedelmann", schrie Wolfhart. „Hätte Dietrich uns nicht den Streit verboten, ihr wäret schon längst in arger Not!"

„Wer alles lassen will, was man ihm verbietet, der lebt seine Zeit nur in Fürchten", spottete Volker, und die Burgunden lachten.

Mit Mühe hielt Hildebrand den starken Neffen zurück.

„Laß den Löwen los, Meister", reizte Volker, „und wenn er die ganze Welt erschlagen hätte, bei mir würde er den Hieb vergessen!" Als er das hörte, warf Wolfhart den Schild hoch, um Volker anzulaufen; rasch folgte ihm die Schar der Freunde. Vor der Treppe holte der alte Hildebrand die Männer ein; er wollte nicht, daß jemand vor ihm den ersten Schwertschlag täte.

Gegen Hagen wandte sich der Waffenmeister; furchtbar klang das Erz in der Helden Händen. Kämpfend wurde der Alte von Hagen getrennt, der wilde Wolfhart drängte sich nach vorn. Er nahm Volker an und schlug dem Fiedler durch die Helmspangen. Ihre Panzer sprühten vom Feuer, so hart hieben die beiden aufeinander ein. Kühn empfing auch Herr Gunther die Amelungen, und Dankwart, Hagens Bruder, wehrte sich grimmiger als je. Alles, was er an König Etzels Recken vollbracht hatte, war gering gegen seinen Streit wider die Amelungen.

Noch härter aber wiesen des Berners Mannen ihren Zorn um Rüdiger. Helferich, Helmnot und Wolfbrand rächten den Freund; Entsetzen breiteten sie unter den letzten Rittern der Burgunden.

Am ärgsten wütete der alte Hildebrand. Fürwahr, Rüdigers Tod wurde gesühnt!

An Volker geriet der Waffenmeister. Der hatte just Dietrichs Schwestersohn, Siegstab, einen blutigen Bach aus den Panzerringen geschlagen. Da flogen ihm die Späne vom Helmband, schwer und gnadenlos machte Hildebrands Schwert Volkers letztem Lied ein Ende.

Weiter ging der Streit, die eisernen Splitter wirbelten über die Häupter dahin, die Schwertspitzen glitzerten über den Kämpfenden. Furchtbar sprang Hagen dem alten Hildebrand entgegen, als er Volker fallen sah.

Helferich und Dankwart erschlugen einer den anderen. Zum drittenmal machte der starke Wolfhart die Runde durch die stürzenden Scharen der Burgunden. Giselher rief ihn an: „Wendet euch hierher, statt die Schwachen zu töten, ich will's zu Ende bringen."

Hildebrands Neffe hörte den Ruf, er drang so ungestüm zum König vor, daß unter seinen Füßen das Blut hoch aufsprang. Mit grimmiger Klinge empfing ihn Utes Sohn. Er hieb Wolfhart durch den Harnisch, er schlug ihm Wunde um Wunde, daß der Allzukühne wohl merkte, wie ihm der Tod blühte. Da ließ er den Schild sinken, hob ungedeckt die Waffe und traf Giselher durch Helm und Panzerringe. So gaben die beiden einander den Tod.

Als es nun zum Letzten ging, lebte von den Mannen, die Dietrich untertan gewesen, nur noch der alte Waffenmeister. Er suchte Wolfhart, seinen Neffen, umschlang ihn mit den Armen und wollte ihn aus dem Haus tragen. Der Ster-

bende warnte. „Mir könnt ihr nicht mehr helfen, hütet euch vor Hagen! Und sagt den Freunden, sie brauchten nicht zu weinen. Mit einem König kämpfte ich, mein Leben habe ich in Ehren gegeben und hab's vergolten, ehe der Tod mich fand."

Gefallen waren auch alle, die von Gunther Lehen genommen hatten; Hagen war der Letzte, der noch zu seinem Herrn stand.

Der Tronjer sah Hildebrand über einem Sterbenden. Er dachte an den toten Spielmann, Gram und Grimm überwältigten ihn. Mit Siegfrieds Schwert Balmung lief er Dietrichs Waffenmeister an.

Furchtbar wehrte sich der Alte; mit langer Klinge traf er den Tronjer durch den Harnisch, gierig schnitt ihm selbst Balmung die Brünne auf. Da kam die Todesfurcht über Meister Hildebrand, er warf den Schild auf den Rücken und entrann vor den Letzten der Nibelungen.

Wund und müde trat er vor Dietrich. Der Berner fuhr ihn an: „Habt ihr mit den Gästen gestritten? Du bist naß von Blut, Hildebrand."

„Hagen tat es, kaum bin ich dem Teufel entkommen."

„Recht ist dem geschehen, Hildebrand, der den Frieden brach. Mit dem Leben solltet ihr den Ungehorsam büßen!"

„Zürn uns nicht, Dietrich. Wir wollten Rüdiger aus dem Saal tragen, das gönnten sie uns nicht."

„So ist es wahr, daß Rüdiger starb", klagte Dietrich. „Welch ein Jammer zu aller anderen Not, wie sollen wir Gotelinde trösten?"

„Gernot und Rüdiger trafen einander zu Tode."

Langsam erhob sich der Berner. „Sag meinen Mannen, daß sie sich wappnen! Ich selbst will Rüdiger von den Burgunden fordern."

Da jammerte Hildebrand. „Wer soll mit dir gehen, Herr? Hier steht der Letzte, der dir am Leben blieb. Die anderen alle sammelte der Tod." Der Berner erschrak so sehr, nie hatte er in seinem Leben ein schlimmeres Leid empfunden.

Lange schwieg er. „Wenn sie alle starben, die sich mir verschworen, hat Gott meiner vergessen. Nun bin ich arm und einsam wie zuvor. Ach, Hildebrand, wie konnte es geschehen, daß meine Mannen im Streit fielen? Mein Unglück wollte es, sonst hätte der Tod sie verschont. Sag, blieb von den Burgunden noch einer am Leben?"

„Weiß Gott, Herr, niemand außer Hagen allein und König Gunther!"

„Das war heut meiner Hoffnung letzter Tag", klagte der Berner, „weh, daß man vor Leid nicht zu sterben vermag."

Herr Dietrich nahm selbst die Waffen auf; Hildebrand rüstete ihn. Als der

Berner den Schild aufhob, kam der Ingrimm über ihn; er schritt eiliger durch die Gassen zur Burg, er schritt zu Frau Kriemhildens verbranntem Saal.

Hagen von Tronje sah die Männer nahen. „Heut endlich wird man wissen, wer der stärkste und beste ist. Erheb dich, König Gunther, der Berner will die Burgunden bestehen! Und dünkt er sich so furchtbar, und will er rächen, was alles ihm an Leid geschah, so bin ich doch bereit, den letzten Streit zu fechten."

Vor dem Haus warteten die Recken, an die Pfosten gelehnt. Herr Dietrich sah sie, er setzte den Schild vor sich nieder.

„Was tat ich euch, Gunther, daß ihr mich verwaistet? War es euch nicht genug an Rüdigers Tod? Nun liegt erschlagen, was mir auf Erden Freund geworden war."

„Gewappnet kamen eure Männer und hoben die Schwerter."

„War es nicht so, daß meine Recken Herrn Rüdiger von euch verlangten und ihr spottetet ihrer?"

„Herrn Etzel wollten wir den Toten versagen, da schalt uns Wolfhart."

Der Berner stützte sich auf sein Schwert. „So muß das Letzte geschehen. Gebt euch mir als Geisel, König Gunther, mit Hagen, eurem Gesellen! Ich will euch behüten, so gut ich's vermag, daß ihr kein Leid erfahrt."

„Keine Ehre wäre es", sprach Hagen, „wenn wir in voller Wehr die Waffen senkten."

„Noch einmal", rief Herr Dietrich, „ergebt euch, und ich selbst reite mit euch heim nach Burgund."

„Unehre wär's, den letzten Kampf zu fliehen", antwortete der Tronjer hart.

„Hagen", warnte Hildebrand, „Frieden schlug euch mein König vor, bald wird er nicht mehr zu haben sein."

„Seid ihr nicht Hildebrand, der in Schanden vor mir von dannen lief?"

„Seid ihr nicht Hagen, der am Wasgenstein abseits stand?"

Herr Dietrich mahnte: „Es ziemt so starken Degen nicht, daß sie sich wie Weiber schelten." Noch einmal wartete er. „Sagt", wandte er sich dann zornig dem Tronjer zu, „rühmtet ihr euch nicht einst, ihr allein wolltet mich im Streit bestehen?"

„Wenn mir mein Schwert nicht zerbricht, will ich es wagen!"

Da hob der Berner den Schild und schritt auf Hagen zu. Nicht leicht war ihm der Kampf; furchtbar waren zum letztenmal des hellen Balmungs Streiche. Dann traf Dietrich den Tronjer und schlug ihm eine Wunde, tief und lang.

‚Ihn schwächte die Not', dachte der Berner, ‚sein Tod brächte mir wenig Ehre.' Sorglich näherte er sich dem Blutenden, ließ jäh den Schild fahren

und umschloß den Überwundenen mit den Armen. So wurde Herr Hagen bezwungen und gebunden, und Dietrich führte ihn in den Burghof zu König und Königin. Den kühnsten Recken, der je Waffen und Wehr trug, gab er ihnen gefangen.

Da neigte nach viel Leid Kriemhild das Haupt vor Dietrich. „Nun habt ihr die Not geheilt. Immer mög es euch das Schicksal lohnen!"

„Ich geb ihn euch, doch bürgt ihr mir für sein Leben, Königin! Er selbst soll sühnen, was er euch angetan hat."

Kriemhild hieß Hagen in ein Verlies führen, wo er vor allen geborgen war, und Herrn Dietrich schien es recht. Er ging König Gunther entgegen. Der wartete nicht, er trat vor den Saal und griff den Berner ritterlich an. So großen Ruhm Dietrichs Schwert besaß, auch Herrn Gunthers letzter Streitzorn war stark, so daß er wohl jeden anderen überwunden hätte. Burg und Türme hallten von den Schlägen der beiden; noch einmal zeigte der König von Worms einen herrlichen Mut. Am Ende aber war des Berners Arm gewaltiger als all seine Kraft. Schon sah man Gunthers Blut durch den Panzer rinnen, da warf Dietrich die Waffen hin und packte den König. Er meinte, daß die Hunnen ihn töten würden, wenn er ungebunden bliebe. Zu Frau Kriemhild führte er den Herrn der Burgunden.

„Sei mir willkommen, Bruder", grüßte sie ihn.

„Bitter war dein Mut, Schwester, und ohne Freude ist dein Gruß!"

„Frau Königin", mahnte der Berner, „so gute Helden sah man noch nie gefangen. Nun bitte ich für die Heimatlosen um Freundschaft."

Die Königin hörte seinen Rat, und Herr Dietrich wandte sich, die heiße Rüstung abzulegen. Währenddes hieß Kriemhild auch Gunther in ein zweites Verlies werfen, so daß die Degen nicht mehr umeinander wußten. Dann ging sie selbst zu Hagen.

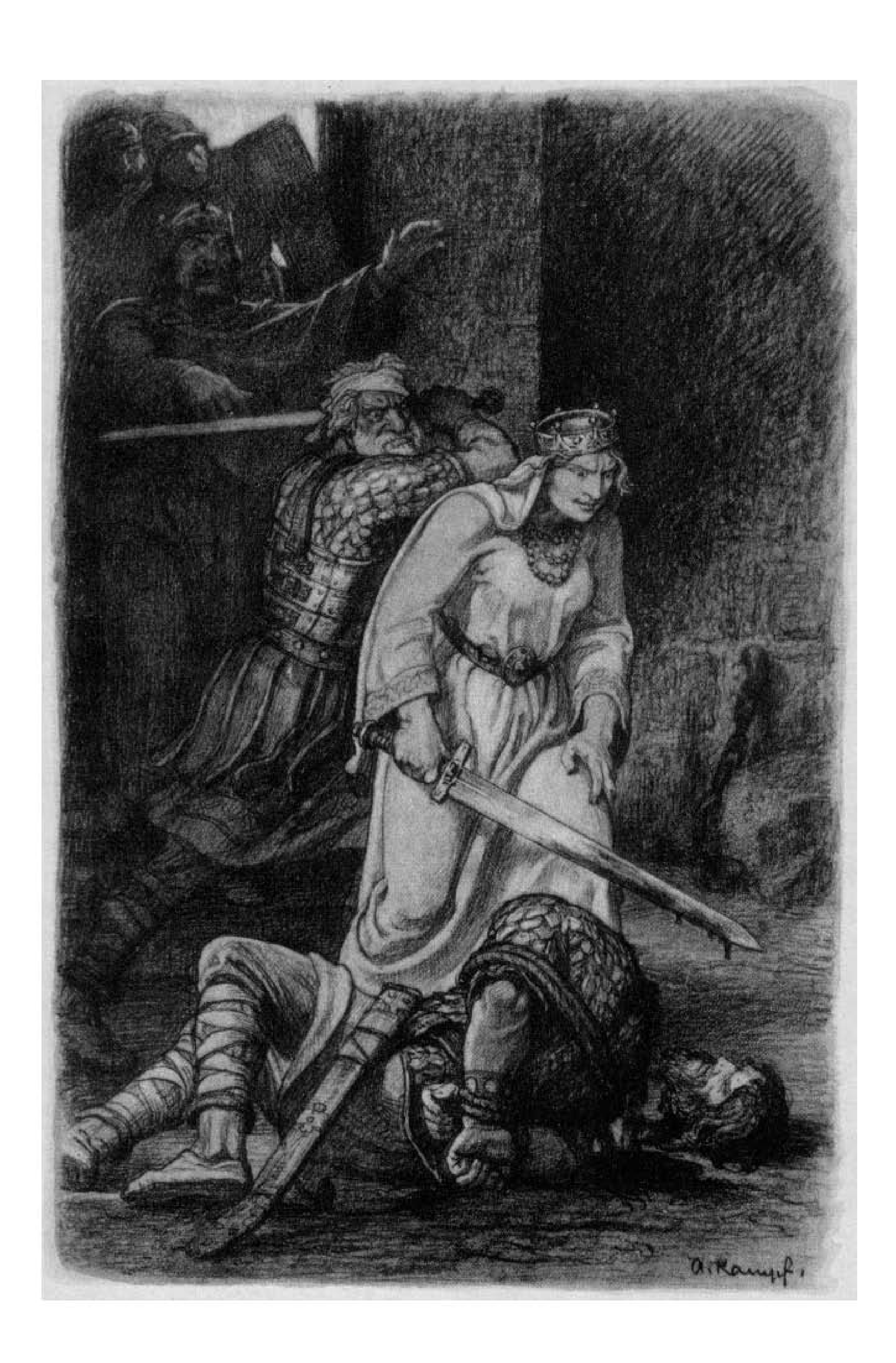
„Was bleibt nun zu sühnen", fragte sie. „Euer Trotz ist gebrochen, Hagen, ihr büßtet genug." Noch wartete sie auf Antwort. „Zeigt Reue, gebt zurück, was ihr mir nahmt", sagte Kriemhild.

Hagen wiegte das Haupt. „Wenn ihr vom Hort sprecht, so ist die Rede umsonst, Frau Königin. Ich schwur, ich würde ihn nimmer verraten, so lange meine Herren am Leben wären."

Kriemhild ging zu Gunther, aber der König der Burgunden schwieg auf all ihre Worte. Da hieß sie dem Trotzigen das Haupt abschlagen.

Sie selbst trug es vor Hagen.

Der Tronjer erkannte seines Herrn Züge; die Wunden riß er sich auf, furchtbar scholl sein Lachen durch das Verlies. „Nach eurem Willen, Kriemhild, habt


A. Kampf.

ihr's zu End gebracht. Wie ich's gedacht, ist das Geschick gekommen. Tot sind von Burgund die edlen Könige, verwaist das Volk, erschlagen seine Ritter. Vom Gold weiß jetzt auf Erden niemand denn Gott und ich. Euch aber, Teufelin, wird es für immer verhohlen bleiben!"

Frau Kriemhild zog ihm das Schwert aus der Scheide. Mit beiden Händen schwang sie den Balmung, Siegfrieds Waffe, der Zwerge Meisterwerk, und trennte dem Tronjer das Haupt vom Rumpf. —

Herr Etzel und die Seinen schritten die Stiege zu den Gefangenen hinab; zu spät kamen sie, um die Königin einzuhalten. Der Hunne klagte laut. „Der Stärkste meiner Feinde starb von Weibes Hand. Es tut mir leid um euch, Hagen, so gram ich euch war."

Hildebrand hörte den König klagen, der Grimm schoß ihm wie Feuer in die Augen. „Und brächt es mir den Tod, ich muß den Kühnsten rächen, der je einem Herrn gefolgt ist." In Zorn ohne Maßen sprang Hildebrand vor und zog sein Schwert. Gellend schrie Kriemhild auf, es half ihr nicht mehr gegen des Alten furchtbare Ehre.

Da lagen sie, die das Schicksal zu sterben bestimmt, beieinander. Dietrich und Etzel begannen zu weinen; in Jammer ohne Ende liefen Mannen und Freunde hinzu, klagten auf und fielen in die Knie; ihr Herz wollte anhalten vor Gram.

So war der Helden Herrlichkeit im Tod vergangen; in Leid verklungen war König Etzels Gastgelage, wie immer Leid die Freude in letzter Wende bricht. Schweigen will ich nunmehr von dem großen Sterben und auch davon, wie es danach den Völkern im Hunnenland erging. Zu Ende ist meine Mär — die Mär von der Nibelungen Not.

## Dietrich von Bern

Um die Zeit, von der ich erzähle, lebten nördlich und südlich der Alpen drei starke Könige, Söhne der schönen Frau Hildisvith und ihres Gemahls, der Blut vom Geschlecht der Riesen trug. Der älteste von ihnen hieß Ermanrich, er herrschte von Romaburg aus über das Mittelmeer und die Inseln weithin. Der zweite war König Harlung, er saß nördlich der Alpen und hatte zu Breisach seine Burg. Der dritte, Dietmar, war König des Langobardenlandes. Er wohnte in Bern und hatte Otta, die Tochter Herzog Ilsungs, zum Weib. Ihnen wurde ein Knabe geboren, den sie Dietrich nannten.

König Dietmar zu Bern war ein kraftvoller Herrscher, klug, heiter und freundlich mit seinen Mannen, dabei ein gewaltiger Krieger. Sein Sohn Dietrich schien ihm nachzuschlagen. Er war aber von anderer Art als der dunkelhaarige König und im Äußeren seiner Mutter gleich: So hatte er ein langes Gesicht, scharfe braune Augen und helles Haar, kraus wie Hobelspäne. Als er heranwuchs, wurde er über Brust und Hüften sehr kräftig, schon glaubte man, das Riesenblut, das ihm die Ahnen vererbt hatten, würde in ihm wach. Seine Hände und Gliedmaßen blieben indes wohlgebildet; es war zu sehen, daß er groß und schön und zugleich über alle Menschen stark werden würde.

Früh schon schlug sein Vater Dietmar den jungen Dietrich zum Ritter und setzte ihn über die Mannen des Hofes. Und niemand hatte etwas einzuwenden, weil er fröhlich, leutselig und freigebig blieb, so daß alle ihn liebhatten.

Um die gleiche Zeit herrschte in der Stadt Garten Herzog Herbrand, der hatte einen Sohn, Hildebrand mit Namen. Hildebrand war klug und besonnen und übertraf an ritterlicher Kunst bald alle Recken seines Vaters. Insbesondere rühmte man ihm nach, daß er niemals einen Freund im Stich gelassen hätte, und von allen Mannestugenden gilt das als höchstes. Hildebrand blieb bis zu seinem dreißigsten Jahr bei seinem Vater, dann sagte er dem Herzog, daß er die Sitten anderer Höfe kennenlernen möchte. Von dem mächtigen König Dietmar zu Bern habe er gehört, dorthin verlange es ihn. Der Vater erlaubte ihm aufzubrechen, und Hildebrand machte sich mit fünfzehn wohlgerüsteten Freunden auf den Weg; es waren alles frische Gesellen.

König Dietmar nahm Hildebrand gastlich auf, er gab ihm einen Platz in seiner Halle und gewann ihn gern. Als er sah, daß der junge Dietrich — der war jetzt fünfzehn Jahre — dem Gast anhing, ernannte er Hildebrand zum Waffenlehrer des Sohnes und setzte ihn neben den Knaben, damit er ihn erzöge. Von da an blieben die beiden bis an den Tod zusammen; selten wird in der Geschichte berichtet von Männern, die einander ein langes Leben hindurch bei Taten ohne Zahl getreuer beigestanden und begleitet hätten.

Die Waffentreue sollte sich schon früh bewähren.

Einstmals, so heißt es, ritten Dietrich und Hildebrand gemeinsam aus Bern in den Wald, um mit Falk und Hund zu jagen. König Dietmars Sohn spürte einen Hirsch auf und folgte ihm. Dabei lief ihm ein Zwerg über den Weg; rasch wandte er sein Roß und sprengte ihm nach. Gerade bevor der Wicht in eine Höhle schlüpfen konnte, bekam Dietrich ihn zu fassen und hob ihn zu sich in den Sattel.

„Herr", bat der Kleine, „laß mich doch frei! Ich will dir auch verraten, wo die Riesen hausen, die euer Land verwüsten."

Dietrich wußte noch nichts von Feinden, die in seines Vaters Gaue eingefallen wären; aber als er, den Zwerg im Sattel, heimritt, kamen schon von vielen Seiten Flüchtlinge, die über zwei Räuber, über Grim und seine Frau Hilde, klagten. Da horchte Dietrich den Gefangenen aus, und der erzählte ihm von den beiden; er sagte auch, daß jeder der Feinde so stark sei wie zwölf Männer zugleich. Das Weib sei dem Mann schier noch über an Kraft und Heimtücke.

Der Zwerg erzählte, der Riese habe ein Schwert Nagelring bei sich, das sei härter als alle Waffen, die man kenne. Und niemand werde über Grim den Sieg erringen, so sei es bestimmt, der nicht vorher des Feindes Waffe gewonnen habe.

„Hör", bot Dietrich dem Gefangenen an, „ich werde dich freigeben, wenn du mir noch heute das Schwert verschaffst." Der Zwerg sagte es zu, und er hielt sein Versprechen. Gegen Abend, als Hildebrand und Dietrich vor der Stadt Bern lagerten, kam der Kleine und brachte wirklich eine herrliche Klinge, die er Dietrich übergab. Er beschrieb auch, wie man zu den Riesen hinausgelangen könne. Aber es tat dem Zwerg leid um den jungen Recken, er warnte, daß Menschenkraft selbst mit dem Schwert Nagelring nicht ausreichen würde, um Grim und Hilde zu überwinden. Dann sank er in die Erde und war spurlos verschwunden.

Hildebrand hielt es für besser heimzureiten, er wollte des Königs Heer zu Hilfe holen und mit ihm gegen die Riesen ausziehen. Der junge Dietrich hatte jedoch keine Geduld, so sehr freute er sich über die Klinge, die er gewonnen hatte. Noch zur Nacht ritten die beiden den Weg, den der Zwerg ihnen gewiesen hatte.

Wirklich kamen die Degen in der Frühe zu einer Berghalde, so wie der Wicht sie beschrieben hatte, und zu einem großen Erdhaus. Dort stiegen sie von den Rossen, banden die Helme und spannten die Brünnen. Dann sprengten sie die Tür des Feindes auf.

Der Riese erwachte sogleich, sprang vom Lager, suchte nach seinem Schwert und fand es nicht. Da riß er ein brennendes Scheit vom Herdfeuer und stürzte damit auf die Eindringlinge los. Die wehrten sich, aber weil sie nur den Riesen Grim vor Augen hatten, gelang es Frau Hilde, Dietrichs Waffenmeister von hinten fest zu umklammern, so daß er sich nicht befreien konnte. Lange rang Herr Hildebrand mit ihr, bis er stürzte. Schon versuchte die Riesin ihn zu binden; sie stemmte ihre Fäuste gegen seine Brust, daß er den Atem verlor, und

umkrallte seine Hände, so daß das Blut ihm unter den Nägeln hervorquoll. „Dietrich", schrie er, „steh mir bei!"

Als der junge Held seinen Waffenmeister so sehr in Not sah, nahm er alle Kraft zusammen, und es glückte ihm, den Riesen Grim mit seinem eigenen Schwert zu treffen. Dann sprang er dahin, wo sein Ziehvater lag, und hieb der Riesin das Haupt vom Rumpf. Sie war aber eine Drullin; Leib und Kopf wuchsen wieder zusammen. Dietrich mußte noch einmal zuschlagen. „Tritt mit den Füßen zwischen Haupt und Rumpf", riet Hildebrand und streifte die Fesseln von den Gliedern. Da erst starb die Riesin.

Die Recken fanden viel gestohlenes Gut, Gold und Silber in der Erdhöhle, darunter auch einen Helm, um den Hilde und Grim sich gestritten und den sie deshalb Hildegrim genannt hatten. Den Helm, der stärker war als alle, die man bisher gesehen hatte, trug Dietrich danach bei manchem Kampf. —

Hildebrand und Dietrich gewannen großen Ruhm durch jenen ersten Sieg. Viele gute Degen ritten nach Bern und erboten sich, mit ihnen auf Abenteuer zu ziehen. Zwölf von ihnen wählte Dietrich aus und sammelte sie um sich. Von ihnen will ich vorerst erzählen.

Nördlich der Alpen gab es eine Burg Seegart. Die einen behaupten, daß sie in Schwaben lag, die andern, daß sie der schönen Königin Brunhild zu eigen war, die ihre Herrschaft noch weiter gen Mitternacht hatte. Jedenfalls gehörte der Wirt auf Seegart, Studas mit Namen, zum Gefolge der Königin.

Studas war in allen Ländern berühmt als Rossezüchter. Während bei Sachsen und Dänen die Pferde goldmähnig und schweren breiten Ganges dahinschreiten, waren die seinen grau, fahl oder schwarz; er ging darauf aus, sie einfarben zu halten. Mutig und feurig waren Studas' Tiere, aber leicht zu zähmen. Keiner indes verstand sie so zuzureiten wie der Züchter und die Seinen.

Nun hatte Studas einen Sohn, vierschrötig, mit dichtem Bart, dunklen Augen und dickem, kurzem Hals. Er war ungeheuer stark, aber starrköpfig und händelsüchtig und strebte von seinen Eltern fort. Man nannte ihn Heime — so hieß ein Drache, von dem die Rede ging, daß er bösartiger als andere Würmer sei. — Der Bursch besaß jedoch auch andere Eigenschaften; er hatte Freunde, für die er tat, was immer er ihnen an Gutem erweisen konnte.

Heime hörte viel von dem Berner Dietrich, der als der beste aller jungen Helden galt. Er trat deshalb eines Tages vor seinen Vater und kündigte ihm an, daß er fortreisen werde. Studas fragte nach seinem Weg. „Ich will zu Dietrich von Bern und will sehen, wer der Stärkere von uns beiden ist." Da er-



schrak Studas. „Es ist schlimm, wenn man nicht Maß halten kann", schalt er, „dein Dünkel wird dir noch Schaden bringen. Dietrich hat die Riesen Grim und Hilde erschlagen, wie darfst du es wagen, dich mit ihm anzulegen?" Der Sohn sagte dem Vater aber, daß er nicht sein Leben lang Pferde züchten, sondern lieber früh sterben oder mehr werden wolle als einer Königin Lehnsmann. Dann schwang er sich auf sein Roß Rispe und ritt geradeswegs bis zu den Alpen und von dort über die Berge nach der Stadt Bern. Da stieg er ab, befahl einem Knecht, das Roß zu halten, und trat vor Dietrich.

„Ich komme von weither", erzählte er, „und fordere dich zum Zweikampf

heraus. Laß uns abmachen: Wer von uns beiden siegt, darf dem andern die Waffen nehmen."

Dietrich wurde zornig über die Rede dieses jungen Fants. Er glaubte, ihn strafen zu müssen, ritt mit ihm vor die Stadt und wollte den dreisten Burschen, der es wagte, einen König herauszufordern, züchtigen. Sein Schwert Nagelring und den Helm Hildegrim trug er, dazu einen roten Schild, auf dem sich ein goldener Löwe drohend erhob. Bald preschten Rosse und Reiter gegeneinander, indes durchstießen erst beim vierten Gang die Spieße die Schilde; Dietrichs Brünne wurde getroffen, und Heime wurde verwundet. Der Berner staunte aber so sehr über die Kraft des Fremdlings, der ihm, dem Unüberwindlichen, getrotzt hatte, daß er ihn zu seinem Gefolgsmann machte. –

Um die gleiche Zeit war auch Wittich, des wilden Wielands Sohn, zu einem starken Jüngling erwachsen. Er hatte den kühnen Sinn des Königs Nidung geerbt und von seinem Vater die Härte und Verwegenheit zu Meer und zu Lande. Als Wieland ihn jedoch in die Schmiede rief und meinte, sein Sohn müsse gleich ihm der Meister aller Feuer werden, da verlangte Wittich einen guten Hengst, einen Spieß und ein scharfes Schwert, um in die Welt zu reiten und hochgeborenen Fürsten zu dienen.

Wieland war traurig und forschte ihn nach seinem Vorhaben aus. Der junge Wittich antwortete, er wolle zu Dietrich dem Amelungen, der über Bern herrsche. Darüber geriet sein Vater in Sorgen. „Wenn du durchaus eine Heldentat vollbringen willst, so geh in den Wald, suche die Räuber auf und kämpfe mit ihnen. Unser König hat das halbe Reich und seine Tochter dem versprochen, der mit ihnen fertig wird." Wittich aber meinte, es sei lächerlich, um einer Frau willen zu kämpfen, auch möchte er zu den Helden bei Hofe gehören. Da holte Wieland ihm, was er verlangte.

Mimung hieß das Schwert, das der Zauberkundige dem Sohn schenkte. „Ich habe es einst für einen König geschmiedet, der seiner nicht wert war", sagte Wieland. Dann setzte er Wittich einen stählernen Helm mit einem Schlangenbild aufs Haupt und reichte ihm einen weißen Schild, auf dem waren Hammer und Zange abgebildet zum Zeichen, daß der Vater des Recken ein Schmied war. Die edelste Gabe aber schien der Hengst Schimming. Elfenbeingeschmückt war sein Sattel und mit züngelnden Schlangen geziert.

Als Wittich nun ausritt und über die Eider wollte, konnte er die Furt nicht finden. Er entkleidete sich deshalb und suchte sorgfältig den Strom ab, den er doch kannte. Währenddessen kamen drei Männer zum Ufer und sahen ihn im Wasser. Es waren Hildebrand, Heime und der Recke Hornboge von Wendland,

den die beiden andern als Schwertbruder für Dietrich gewonnen hatten. „Da scheint ein Zwerg zu schwimmen", lachte Hildebrand, „es wird Alberich sein, der Nibelung, wir wollen ihn fangen." Wittich hörte seine Worte. „Laßt mich an Land", drohte er, „dann will ich euch Rede stehen." Die drei Recken merkten, daß es ein Mensch gleich ihnen war, sie gaben ihm Zeit sich zu rüsten.

Hildebrand und Heime nahmen andere Namen an, sie wollten nicht, daß ihre Fahrt ins Nordland bekannt würde. „Ich bin Wittich, Wielands Sohn", erklärte der Fremde, „und will König Dietrich aufsuchen, um mich mit ihm zu messen." Der Waffenmeister geriet in Sorge; er fürchtete, daß Wielands Sohn oder sein Schwert zauberkräftig und daß sie übermenschlich stark wären. Aber er hieß ihn doch mitreiten, um ihn zu prüfen.

Als sie dann berieten, welche Straße sie ziehen sollten, sagte Meister Hildebrand: „Zwei Wege führen nach Bern; der eine ist lang und schlecht, der andere kurz und gut. Es ist nur, daß an dem besseren eine Burg mit Räubern liegt, die legen einen hohen Zoll auf die Wegfahrer; auch Herr Dietrich hat die Feste noch nicht brechen können."

„Wählen wir den kürzeren", schlug Wittich vor, und die andern Degen folgten ihm. Nach einigen Tagen hob sich die Burg in der Ferne. „Wartet auf mich", bat Wielands Sohn, „vielleicht lassen sie uns ohne Zoll durch."

Wittich ritt nun gemach auf die Burg zu; die Räuber — es waren ihrer ein Dutzend — lugten schon über die Mauer und spotteten. Der eine sagte, der Schild würde ihm zustatten kommen, der andere meinte, er könnte dieses Mannes Schwert gut brauchen, der Dritte wollte die Brünne haben, der Vierte den Helm, der Fünfte das Roß.

Der Hauptmann schickte drei der größten Kerle Wittich entgegen.

„Willkommen, ihr Herren", grüßte Wittich.

„Nichts von Willkommen", antworteten die Grobsäcke, „zahl deinen Wegezins, dazu die rechte Hand. Dann werden wir dich mit dem Leben davonlassen."

Der Fremde sah indes so grimmig aus, daß die Reiter den Ihrigen zuriefen, dieser würde freiwillig nichts hergeben. Der Hauptmann eilte deshalb mit den übrigen vors Tor und ermunterte seine Leute, sie sollten sich holen, was sie untereinander verteilt hätten. Wittich vernahm den Rat, er zog blitzschnell das Schwert Mimung, erschlug den Sprecher und griff gleich die nächsten an.

Hildebrand hörte die Schwerter klingen, er erinnerte die Freunde daran, daß man dem Fremden Weghilfe versprochen hatte. Heime zögerte. „Wir wollen nur näher reiten", meinte er, „und sehen, ob Wittich sich durchkämpft. Sollen wir wegen eines Unbewährten unser Leben einsetzen?" Hildebrand und Hornboge aber sprengten Wittich zu Hilfe.

Es waren nur noch sieben Räuber übrig, die anderen hatte Wielands Sohn schon mit dem Mimung erschlagen. Als die Letzten die Reiter kommen hörten, flohen sie an ihrer Burg vorbei und über den Strom.

Hildebrand sah sich an, was Wittich, Wielands Sohn, ausgerichtet hatte, er sorgte sich wieder um seinen Herrn. Und weil er glaubte, daß im Schwert des anderen ein Zauber wohnte, stand er in der Nacht auf, zog Mimung und seine eigene Klinge aus der Scheide und vertauschte Griff und Knauf der beiden Schwerter kunstgerecht. Dann schlief er getrost bis zum Morgen.

Bei Tagesanbruch verriet der Waffenmeister Wittich seinen wirklichen Namen und sagte auch, daß man zukünftig gute Brüderschaft halten wolle. Die vier Männer versprachen es einander, legten Feuer an die Raubburg und ritten zum Weserfluß.

Inzwischen hatten die sieben Räuber, die entkommen waren, die Brücke über den Strom in der Mitte abgebrochen. Wittich sah es, er gab dem Roß Schimming die Sporen und sprang von einem Brückenkopf zum anderen. Die Recken setzten ihm nach. Aber Hildebrand und Herzog Hornboge stürzten in die Fluten und mußten mit ihren Pferden an Land schwimmen. Nur Heimes Hengst Rispe sprang so weit wie sein Bruder Schimming.

Wittich war gleich auf die Räuber losgegangen und begann den Kampf; Heime hatte wieder keinen Mut und hielt sich abseits. Erst als sich Herzog Hornboge und Hildebrand näherten, ritt er mit ihnen Wittich zu Hilfe. Der hatte inzwischen mit den Räubern aufgeräumt; er hatte nicht einmal gemerkt, daß ihm die Klinge Mimung fehlte. Und der Waffenmeister lobte ihn. —

Nach einiger Zeit erreichten sie die Alpen und stiegen nahe Hildebrands Gehöft bei Garten aus den Bergen. Des Waffenmeisters junge Frau begrüßte die Freunde; sie blieben einige Tage zu Gast und ritten dann gemeinsam weiter nach Bern.

Dietrich saß bei Tisch, als man ihm meldete, daß die Männer seiner Tafelrunde heimgekehrt seien. Er begrüßte sie herzlich und nahm Hornboge in Pflicht. Aber mit Wittich redete er nicht; wie sollte er wissen, wer der Fremde war?

Da zog der Schmiedssohn den silberbeschlagenen Handschuh ab und warf ihn dem Königssohn zu. „Laß uns zwiekämpfen", bat er. „Ich habe viel von dir gehört und möchte prüfen, ob du ein so gewaltiger Streiter bist, wie man rühmt."

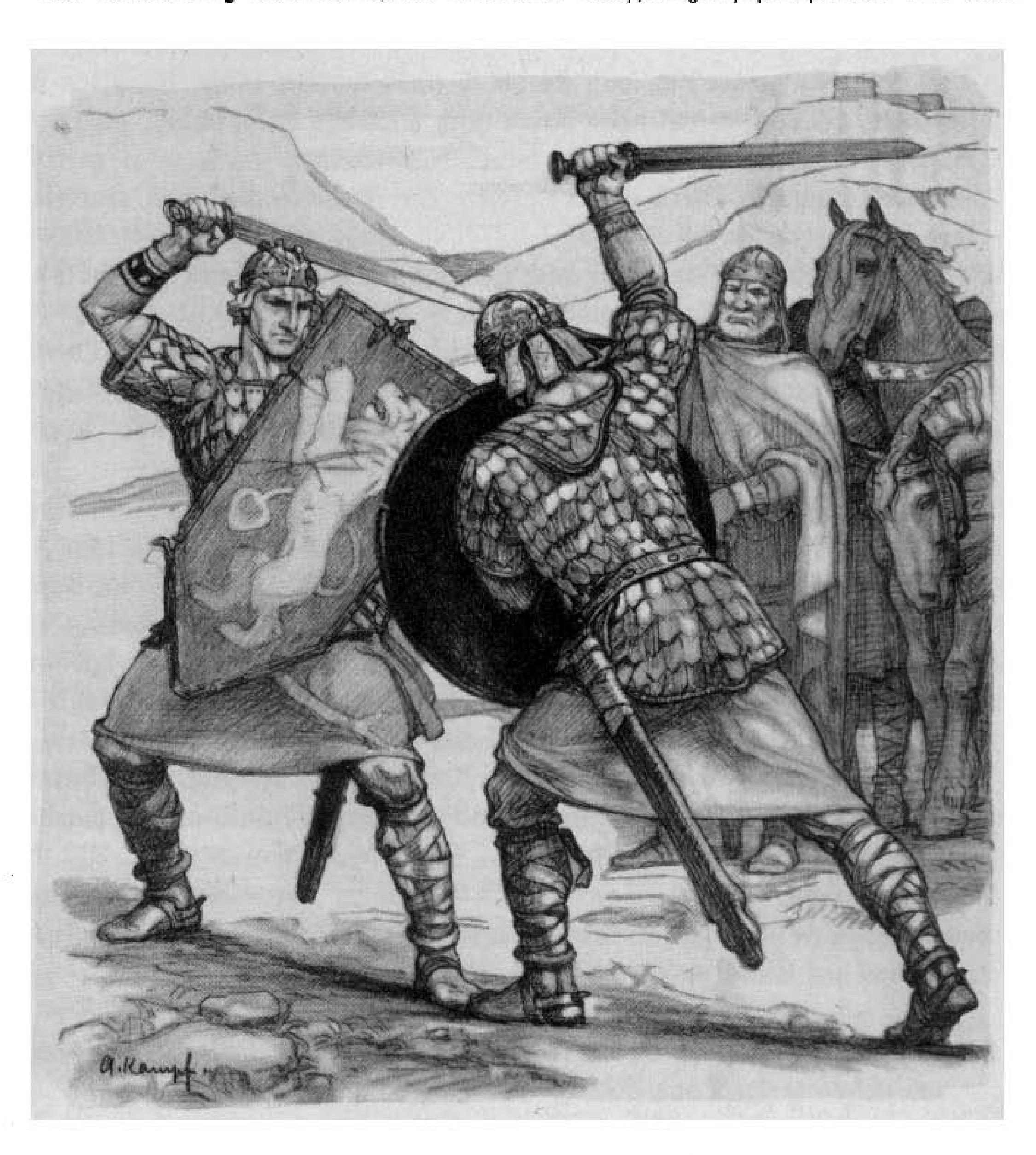
Dietrich wurde zornig. „Ich habe Frieden in meines Vaters Reich verkündet, nur dafür kämpfe ich. Was soll werden, wenn jeder Landstreicher sich mit mir messen will?" Auch Reinold von Mailand, einer aus dem Gefolge des Amelungen, schalt den Fremden, der den König in seinem eigenen Land herausforderte.

Hildebrand ergriff Dietrichs Hand. „Ich möchte, daß du mit diesem Mann einen Waffengang hältst; wofür erzog ich dich?"

Als er den Waffenmeister so reden hörte, richtete sich Dietrichs Verdrossenheit auch gegen ihn. „Verliert der Fremde", drohte er, „so werde ich ihn zur Warnung vorm Tor an den Galgen knüpfen." Dann wappnete er sich und ließ sein Roß Falke satteln, das war ein Bruder Schimmings und Rispes und aus Studas' Zucht.

Hildebrand aber half Wittich beim Rüsten.

Der alte König Dietmar hörte von dem Treffen zwischen seinem und Wie-



lands Sohn; er eilte vors Tor und reichte beiden den Weinbecher, damit sie einander zutränken. Dietrich weigerte sich indes, den Friedensstörer zu grüßen; Meister Hildebrand lachte, er wußte, daß der Fremde seinen Herrn wohl belehren würde.

Dann schwangen sich die Männer in den Sattel, legten die Lanzen ein und sprengten gegeneinander. Wittichs Schaft zersplitterte. Rasch wandten die Reiter die Rosse; Wittich wies den Speer ab, mit dem Hildebrand ihm helfen wollte, und rief Dietrich zu, nicht zu säumen. Während der Gegner anritt, zog er blitzschnell das Schwert und hieb ihm den Speerschaft entzwei. Da wunderten sich die Leute; der Berner stieg zornig vom Pferd, und die Männer erreichten einander zu Fuß. Es zeigte sich, daß sie gleich stark waren; lange kämpften sie. Endlich aber, als Wittich mit aller Kraft nach Dietrichs Helm schlug, zersprang sein Schwert in zwei Stücke.

„Schande über dein Werk, Vater!" schrie der Wehrlose auf und erwartete den Tod.

Da warf Hildebrand sich dazwischen. „Gnade für diesen Mann", mahnte er, „wir wollen ihn zum Schwertbruder haben."

„Er soll vor Bern hängen", zürnte Dietrich. „Was soll aus meines Landes Frieden werden, wenn jeder Abenteurer dem König den Holmgang anbietet."

Hildebrand zog den Mimung. „Noch wollte ich dich schützen, junger König, jetzt schäme ich mich meiner List." Er wandte sich zu dem Überwundenen: „Hier ist dein echtes Schwert, Wielands Sohn, nun wehre dich!" Wittich wurde froh wie ein Vogel in der Frühe und begann den Streit von neuem. Bald löste sich unter seinen Schlägen ein Stück nach dem anderen aus Dietrichs Brünne, Schild und Helm. Nach Hildebrand rief der Bedrängte, aber der stand grimmig abseits; König Dietmar selbst mußte zwischen die Kämpen treten, er hob den Schild und trennte die beiden. „So werbe ich dich für meinen Sohn", sagte er zu dem Fremden und befahl, daß die Recken einander die Hände reichten.

Jetzt hatte Dietrich schon eine Reihe edler Männer um sich. Hildebrands Brüder, Wolfhard und Helferich, stießen noch zu ihm, und auch andere warben darum, den Tisch mit ihm zu teilen.

Den Berner aber wurmte Tag und Nacht, daß er gegen Wittichs Zauberschwert nicht hatte standhalten können; ihn dünkte, er müsse ein wildes Abenteuer suchen, um sein Ansehen unter den Recken wiederzugewinnen.

Heimlich verließ er seines Vaters Hof, ritt abends und morgens, sieben Tage lang, und gelangte ins Land Hünen — so hieß damals ein Reich, das sich von Schleswig nach Soest streckte und an Friesland grenzte.

Dort wohnte im Osningwald einer der besten Helden namens Ecke; er diente um eine schöne Königin, eines hohen Herrn Witwe.

Dietrich drang in den Wald Osning ein, er blies sein Horn, und als es zum Abend ging, begegnete er dem, den er suchte. Ecke fragte den Fremden, wer er sei, daß er so stolz in Waffen seinen Forst quere.

„Ich bin Heime, Studas' Sohn", sagte Dietrich und wollte den anderen prüfen.

„Deine Stimme klingt nicht nach Heime", rief Ecke. „Habe ich das Glück, Dietrich von Bern gegenüberzustehen, so spare ich mir eine lange Reise. Denn nicht eher wollte ich meine Königin heimführen, bis ich mich mit dir, dem besten aller Recken, gemessen hätte."

„Es ist spät am Tag", mahnte der Amelunge, „wir wollen bis zum Morgen warten."

Das meinte auch Ecke, er setzte sich zu Dietrich und erzählte ihm von der Königin und von seiner Liebe zu ihr. So harrten sie auf die Frühe.

Noch vorm Morgengrauen aber kam die Ungeduld über sie, so daß sie aufstanden, die Klingen zogen und mit den Schwertern gegen die Steine schlugen. Feuer sprühte auf, so fanden sie einander. Wie ein Gewitter scholl bald der Kampf durch die Dunkelheit. Endlich strauchelte Herr Dietrich über eine Wurzel, und Ecke konnte sich auf ihn werfen. „Ergib dich mit Waffen und Roß", schrie er, „ich will dich meiner Königin bringen."

‚Lieber will ich mein Leben lassen', dachte der König, ‚als den Spott von schönen Frauen ertragen.' Er zerrte die Hände frei; die Recken rangen und schwangen einander hin und her. Aber keiner kam dem anderen über. Das dauerte so lange, bis Falke, Dietrichs Roß, den Zaum zerriß, um seinem Herrn zu helfen. Hochauf hob es sich und traf Ecke mit dem Huf, daß ihm das Rückgrat brach.

Dietrich trauerte um den jungen Helden; es war ihm bitter leid, daß der Kampf so unrühmlich geendet hatte.

Als er nun weiter den Wald durchritt, sprengte ihm ein Mann nach, der war groß und wohlbewaffnet und glich in allem dem Erschlagenen. Es war Fasold, Eckes Bruder; er hatte den Toten gefunden und schrie, Herr Dietrich werde den jungen Helden im Schlaf gemeuchelt haben, niemand hätte ihn je anders überwinden können. „Ecke bot mir einer Frau zu Ehren den Waffengang an", antwortete Dietrich, „da habe ich nachgegeben."

Fasold glaubte ihm nicht, er ritt Dietrich gleich mit großem Kampfzorn an, und es gelang ihm auch, den Berner vom Pferd zu werfen. Weil er meinte, er hätte ihn erschlagen, kehrte er vorerst zu seinem Bruder zurück.

Dietrich fand die Besinnung wieder und eilte Fasold nach. Bald hatte er ihn erreicht; sie kämpften auf ebener Erde und stritten lange miteinander. Schließlich hatte Herr Dietrich drei Wunden davongetragen, der andere aber blutete am ganzen Leib und war zu Tode matt. So mußte Fasold um sein Leben bitten und erbot sich, Dietrich zu folgen und ihm den Treueid zu leisten. „Ich will deine Dienste nicht", sagte der Berner, „aber wenn ich dir deinen Bruder ersetzen darf, so will ich alles Gute und Schlimme mit dir zusammen bestehen. Es tut mir bitter leid um Ecke, den Toten."

Sie wuschen und pflegten ihre Wunden und ritten als Ebenbürtige über die Alpen nach Bern.

Bei jener Fahrt hatten die Männer ein seltsames Abenteuer. Als sie durch die große Einsamkeit der Berge kamen, flog ein Drache, ein Tier mit langen, scharfen Krallen, dicht an ihnen vorüber. In seinem Rachen schleppte er einen Gefangenen, der wehrte sich noch und flehte die Reiter an, ihm zu helfen. Der Drache konnte mit der Last nicht weit gelangen, er mußte niedergehen, und die Männer griffen ihn an. Ihre Schwerter wollten indes nicht beißen, sie glitten von des Wurmes Hornhaut ab. Da vermochte der Gefangene ihnen seine eigene Klinge zuzuschleudern, die war von Drachengeifer gehärtet, so daß Dietrich und Fasold den Unhold erlegten.

Als sie den Geretteten befragten, stellte es sich heraus, daß es Sintram Hildebrands Neffe, war, der hatte zu dem Amelungen stoßen wollen. Fasold und Dietrich hießen ihn willkommen, sie rasteten auch nicht weiter, bis sie Bern erreicht hatten. Und die Tischgesellen nahmen die beiden Recken herzlich auf. —

Dietrich saß nun nach seiner Heimkehr wieder auf dem Hochsitz neben seinem Vater und teilte, was er hatte, mit seinen Freunden. Eines Tages wollte er Heime eines seiner Schwerter schenken, da wurde Wittich scheelsüchtig und sagte, daß der andere ihn einst an der Weser gegen die Räuber allein habe fechten lassen; erst als Hornboge und Hildebrand den Strom durchschwommen hätten, sei auch Heime ihm beigesprungen. So erfuhr Dietrich von jener Untreue gegen die Schwertbrüderschaft.

Heime, der nicht leugnen konnte, was Wittich behauptete und was Hornboge und Hildebrand bezeugten, ging hinaus, nahm seinen Hengst Rispe und ritt weit fort gen Norden. Er verband sich damals mit einem gewissen Ingram, einem Wiking, der im Falsterwald zwischen dem Sachsen- und Dänenland auf Plünderung lag und den Kaufleuten viel Schaden zufügte. Bald hielten die beiden sich für unüberwindlich und spotteten aller Scharen, die gegen sie ausgesandt wurden.

Es sollte anders kommen.

In Schonen lebte ein Herzog namens Biterolf mit seiner Frau Odda, die war des Sachsenherzogs Tochter. Odda und Biterolf hatten einen Sohn Dietleib. Er war jung und groß von Wuchs, trieb sich indes lieber in Küche und Keller herum, als daß er den Vater auf Jagd oder in den Kampf begleitete. Die Eltern glaubten schon, die Unterirdischen hätten ihn vertauscht und er sei ein Wechselbalg.

Graue Herdasche trug Dietleib an seinem Rock; er brauchte keinen Kamm und ging in keine Badstube. Eines Tages indes, als Herzog Biterolf vorhatte, mit seiner Frau und vielen Gefolgsmannen auf ein Gastmahl zu reiten, erfuhr Dietleib davon. Er stand auf, wusch sich und wollte sie begleiten. Die Mutter wunderte sich und hielt ihm vor, daß er weder Pferde zu zähmen noch Spieße zu schäften verstünde und sich noch niemals um höfische Sitte, um Lied und schöne Künste gekümmert hätte. Wie wage er einen ebenbürtigen Nachbarn zu besuchen? Dietleib begab sich von seiner Mutter zum Vater. Der ergrimmte noch mehr und riet ihm, sich in die Küche zu trollen. Da nahm der Sohn des Vaters bestes Roß, ritt zu einem Bauern und lieh sich Waffen. Die Eltern sahen ihn heimkehren, und weil Schwert und Schild einem Herzog nicht angemessen waren, befahl Biterolf, ihm Kleidung und Rüstung zu bringen. Wirklich begleitete Dietleib die Eltern bei jener Reise und verhielt sich so, als sei er immer in höfischer Sitte erzogen.

Nun wollte der Herzog noch Verwandte besuchen und ritt mit seinem Sohn allein durch den Falsterwald. In der Mitte traten ihnen zwölf Wegelagerer entgegen. ‚Ach', dachte Biterolf, ‚wäre Dietleib mit seiner Mutter heimgekehrt! Jetzt verliert sie mit meinem Leben auch ihn, den sie gerade gewonnen hatte.' Der Sohn aber riet, vom Pferd zu steigen und Rücken an Rücken zu kämpfen. „Ich will dir zeigen, daß ich deines Blutes bin", sagte er, „es wird Zeit für mich, Abenteuer zu bestehen." Die Männer sprangen aus dem Sattel, gaben ihre Pferde frei und erwarteten den Feind.

Die Räuber hielten es für kein großes Werk, mit den beiden ein Ende zu machen; Heime und Ingram schickten ihre fünf jüngsten Gefährten vor, sie sollten sich Helme und Waffen der zwei Fremden holen. Es dauerte indes nicht lange, und die fünf lagen tot auf dem Kampfplatz, so gewaltig hieben Biterolf und sein Sohn Dietleib um sich. Ingram und Heime sahen es, sie fielen mit ihren übrigen Gesellen zornig die Reisenden an. Aber Biterolf erschlug Ingram, und der junge Dietleib räumte unter den Wegelagerern auf. Da wurde Heime unmutig, er versetzte Biterolf einen Hieb auf den Helm, daß er die Besinnung verlor, und wollte ihn töten. Dietleib sprang dazwischen, er traf Heime, daß

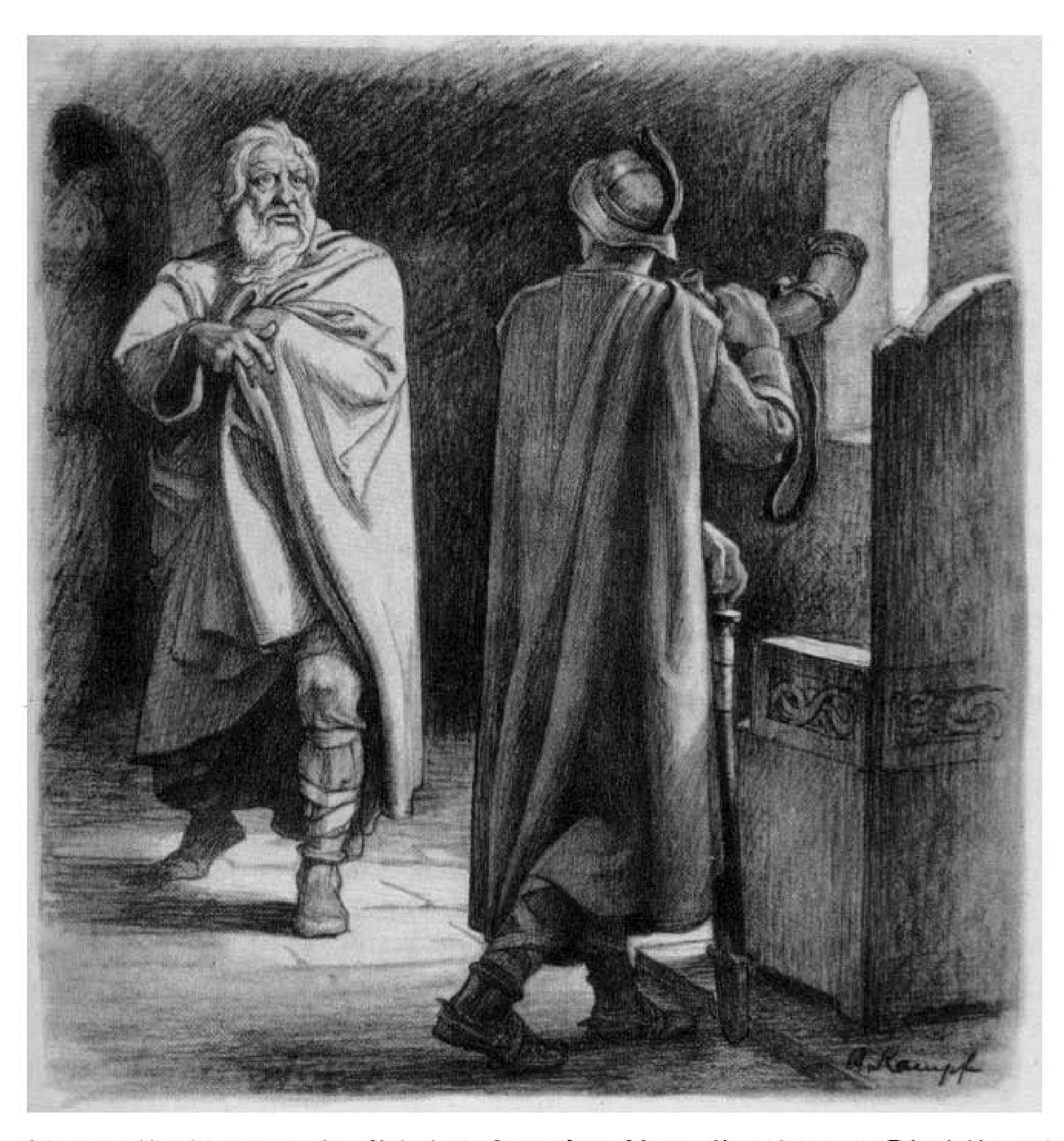
der in die Knie sank — es war nach dem Streich des Herrn Dietrich das erstemal, daß der Starke solch Mißgeschick erlitt. Heime erschrak auch so sehr darüber, daß er zu seinem Roß eilte und davonjagte, froh, daß er sein Leben gerettet hatte. ‚Kein Eisen', bedachte er, ‚ist seinem Herrn so treu wie der Sporn.' Über Wald und Berg ritt er und ritt, bis er nach Bern gelangte. Dort tat er zerknirscht und versöhnte sich mit den alten Gesellen. Und Dietrich nahm ihn wieder in seine Reihen auf.

Dietleib hatte nach dem ersten Sieg Gefallen am Waffenhandwerk gefunden. Er bat seinen Vater um Geld und Rüstung und wollte an den Hof seines Großvaters reiten. Die Mutter half ihm bitten, und auch Biterolf war einverstanden. „Wenn du ins Sachsenland ziehst", mahnte er, „dann sei höflich und meide die Hoffart; das ziemt sich dort und spricht für dich. Solltest du weiter nach Süden gelangen, so frage nach der Stadt Bern und versuche, des jungen Dietrichs Freundschaft zu gewinnen. Aber mit ihm und seinen Helden darfst du nicht kämpfen, sie sind unüberwindlich."

Die Mutter gab ihm noch ein Geheimnis mit. „Im Sachsenland", sagte sie und nannte ihm Wald und Weg, „liegt verzaubert eine herrliche Burg. Wenn du die betrittst und bis zur Halle vordringst, so siehst du einen Königsstuhl, an dem ein Horn hängt. Versuche drauf zu blasen, dann kommt mein Freund Sigurt, ein alter Mann von übermenschlicher Kraft. Sei freundlich gegen ihn und die Seinen und erzähle mir, wie er dich aufnahm."

Dietleib tat, wie ihm geheißen war. Er kam ins Sachsenland, er fand gegen Abend die Burg, und es gelang ihm, das Horn zu wecken. Gleich wurden viele Menschen im Schloß wach, so wie es ihm seine Mutter angesagt hatte, und ein riesiger alter Recke mit wallendem weißem Bart trat auf ihn zu. „Bist du Frau Oddas Sohn", fragte er, „so sei willkommen und bleibe!" Dietleib aber dürstete nach Abenteuern, er verleugnete seinen Namen und forderte vom Fremden, daß er mit ihm um die Burg kämpfe. Der Alte wurde traurig, er ging jedoch mit Dietleib zum Holmgang vors Tor. Sie vermochten einander indes nicht zu überwinden. Da sagte Sigurt: „Wir wollen morgen wieder antreten, inzwischen sei mein Gast. Es taugt nicht, im Dunkel die Waffen zu kreuzen."

Als sie heimkamen, wartete Sigurts Tochter auf ihren Vater, die hieß Kühnhild und war ein schönes starkes Mädchen. Sie sah, daß ihr Vater den Fremden nicht bezwungen hatte, und es war ihr leid, daß der Grauhaarige noch einmal mit dem Jungen fechten sollte. Sie entfesselte deshalb einen Streit, packte Dietleib unversehens und stieß ihn zu Boden. Den Burschen dünkte es ein großer Schimpf, daß eine Frau so mit ihm verfahren war, er sprang auf, rang mit Kühnhild und preßte ihre Hände, daß sie um Frieden bitten mußte.



In der Nacht wandelte sich der Jungfer Sinn; sie ging zu Dietleib und fragte den Träumenden nach seinem Namen. Er verriet ihn ihr im halben Schlaf, und Kühnhild wurde sehr froh. Als die Recken sich in der Frühe schon wappneten, trat sie vor die beiden, küßte lachend ihren Vater und grüßte den Gast bei seinem rechten Namen.

Nun war keine Rede mehr von Kampf und klirrenden Klingen. Sigurt hieß Dietleib herzlich willkommen und lud ihn ein, bei ihm zu bleiben, solange er wolle. Er erzählte auch, welch gute Freunde Herzog Biterolf und er einst gewesen waren — so gute Freunde, daß sie ihre Kinder miteinander verlobt hätten. Dabei sah er Kühnhild an, und die antwortete: „Ich werde eines Tages die Zusage meines Vaters erfüllen, mög' Dietleib seiner Eltern Wort halten."

Am anderen Tag nahmen sie Abschied voneinander; Dietleib ritt gen Süden, um Kämpfe mit Männern und Völkern zu bestehen, ehe er in der Heimat seßhaft würde.

Nach einiger Weile gabelte sich der Weg, der eine führte zum Herzog der Sachsen, der andere gen Süden zu den Amelungen. Dietleib verlangte es aber sehr, Dietrich von Bern kennenzulernen, er wählte die längere Straße.

Als er wieder eine Weile geritten war und eines Tages in der Stadt Breisach Nachtquartier suchte, begegnete ihm mit Söhnen, Neffen und Gefolge König Harlung, der Bruder der Könige Dietmar und Ermanrich. Dietleib, dem die Männer gefielen, erkundigte sich bei einem Unbekannten, ob auch der junge Fürst von Bern in Breisach sei.

„Wer bist du und warum fragst du danach?" Dietleib nahm rasch einen geringen Namen an, er fürchtete, als Herzog Biterolfs Sohn könnte man ihn abweisen. „Ich will mich bei Herrn Dietrich als Pferde- und Waffenknecht verdingen", erklärte er.

„Ich selbst bin's, den du suchst", sagte der Fremde. „Und einen Rossepfleger brauche ich für die Fahrt nach Romaburg. Zeig, was du kannst."

Am anderen Tag brachen sie zusammen nach dem Süden auf, König Harlung von Breisach gab Dietrich und seinen Rittern das Geleit. Zwischen den Knappen und Dienstleuten ritt auch Dietleib; er war ein guter und anstelliger Pferdeknecht seiner Herren.

Nun war um die Zeit die Halle König Ermanrichs zu Rom voll von erlauchten Gästen, und Dietleib wurde, als sie die Stadt erreichten, mit dem Gesinde an abseitige Tische gewiesen, während Heime, den er wohl erkannte und den er für einen Wegelagerer hielt, bei den hohen Herren speiste. Das ärgerte den ehrlichen Dietleib. Er öffnete deshalb den Geldbeutel, den die Mutter ihm mitgegeben hatte, und lud Knappen und Dienstleute zu einem Mahl ein, wie es üppiger kaum an des Königs Tafel aufgetragen wurde.

Danach, als Dietleib sein Eigen vertan hatte, setzte er Heimes Hengst Rispe, Wittichs Schimming und andere Dinge der Herren zum Pfand. Dann bat er wiederum die Knappen zu sich und verpraßte, was man ihm geborgt hatte.

Dietrich hörte davon reden, er ließ Dietleib kommen und gab vor, aufbrechen zu wollen. Da lachte Biterolfs Sohn. „So müßt ihr vorerst eure Sachen auslösen; mir war es zu weit, von der königlichen Tafel Essen zu holen." Währenddes trat Heime hinzu, ihm kam der Pferdeknecht bekannt vor, und er riet Dietrich zur Vorsicht. „Ich bitte dich, von diesem hinzunehmen, was er getan hat", flüsterte er.

‚Ich will sehen, was ich machen kann', dachte Dietrich; er merkte wohl, daß

kein gewöhnlicher Mann vor ihm stand. „Wie ist's", fragte er am Abend scherzend seinen Oheim Ermanrich, „sind meine Dienstleute bei dir zu Gast gewesen, oder habe ich's zu tragen?" Der geizige König überlegte; Dietrich hatte nicht viel Gefolge, er selbst würde bei einem Gegenbesuch mehr Leute mit sich führen. Er glaubte also im Vorteil zu sein, als er antwortete: „Alle, die dich begleiten, waren bei mir geladen. Ruf meinen Schatzmeister Sibich, er soll den Deinen erstatten, was sie auslegten."

„Mögen die Knappen dir beichten", lachte Dietrich, „wieviel sie vertranken."

Als Ermanrich dann erfuhr, was Dietleib vergeudet hatte, waren er und Sibich sehr aufgebracht und ließen ihn kommen. „Bist du ein Knappe, oder bist du ein Narr", schrien sie ihn an.

„Bei den Schelmen solltet ihr sparen", sagte Dietleib, „bei hochgeborenen Herren solltet ihr nicht um die Zeche feilschen." Er erwartete wohl, daß man ihn nach Namen und Stand fragen würde. Inzwischen aber hatte Herr Walther vom Waskenland, der bei König Ermanrich zu Gast war, sich über die Schwelgerei der Knappen erbost und trat zornig hinzu. „Warum schilt mich dieser Mann", drohte Dietleib, „am Ende verstehe ich mich besser aufs Schaftschießen und Steinwerfen als er!"

„Wir können's ja versuchen", schrie Herr Walther, „setz deinen Kopf zum Pfand, Pferdedieb, du wirst dein Wort büßen!"

Dietleib antwortete: „Setzt auch ihr euren Kopf zum Pfand." Die Zuhörer lachten und sagten dem Waskenlander, das sei allerdings nötig, man müsse gleiches Recht gewähren.

Dann eilten alle auf den Schloßhof und bestimmten zum Wurf einen Stein, der wohl zwei Schiffspfunde wog. Der Ritter hob ihn an und stürzte ihn zehn Fuß weit. Dietleib aber erreichte elf Fuß. Herr Walther war erzürnt, er versuchte es noch einmal und kam über des Knappen Wurf hinaus. Da erst nahm Dietleib alle Kraft zusammen und schleuderte den Fels über achtzehn Fuß.

Die Herren waren erschrocken über den gewaltigen Pferdeknecht und reichten Walther eine Bannerstange. Der warf sie durch den ganzen Hof, daß sie vor der Königshalle niederfiel. Das schien den Zuschauern wunderstark und unerreichbar. Dietleib aber ließ den Schaft ebensoweit sausen, lief ihm nach und fing ihn aus der Luft auf.

König Ermanrich begann sich zu sorgen. „Hör, Fremder, ich will das Haupt meines Freundes Walther auslösen. Was verlangst du dafür?"

„Nicht mehr als das, was ich und die Knappen verzehrt haben", antwortete Dietleib vergnügt. Da machte sich der Kämmerer mit hängenden Ohren auf,

die Pfandsachen auszulösen, und der Knappe nannte seinen Namen und sagte, daß er Herzog Biterolfs Sohn sei und beim Berner Dienst suche. Herr Dietrich nahm ihn noch in Rom unter seine Schwurbrüder auf, insgleichen Ilsung, den Sänger, der im Lautenspiel vor den Königen den Kranz gewonnen hatte. —

Auf dem Weg nach Bern kam Dietleib eine böse Kunde zu. Sein Schwiegervater, Herr Sigurt, ließ ihm melden, daß er mit seiner Tochter nach Süden habe reiten wollen — Kühnhild habe so sehr verlangt, ihren Verlobten wiederzutreffen — und daß ihm bei den Alpenbergen sein Kind geraubt worden sei. Er ließ auch ansagen, daß er weithin und weither geritten und sogar eine berühmte Seherin befragt habe. Die hätte Runen geworfen und gelesen, daß König Lauring, der Herr des Rosengartens im Tiroler Land, das Mädchen entführt habe.

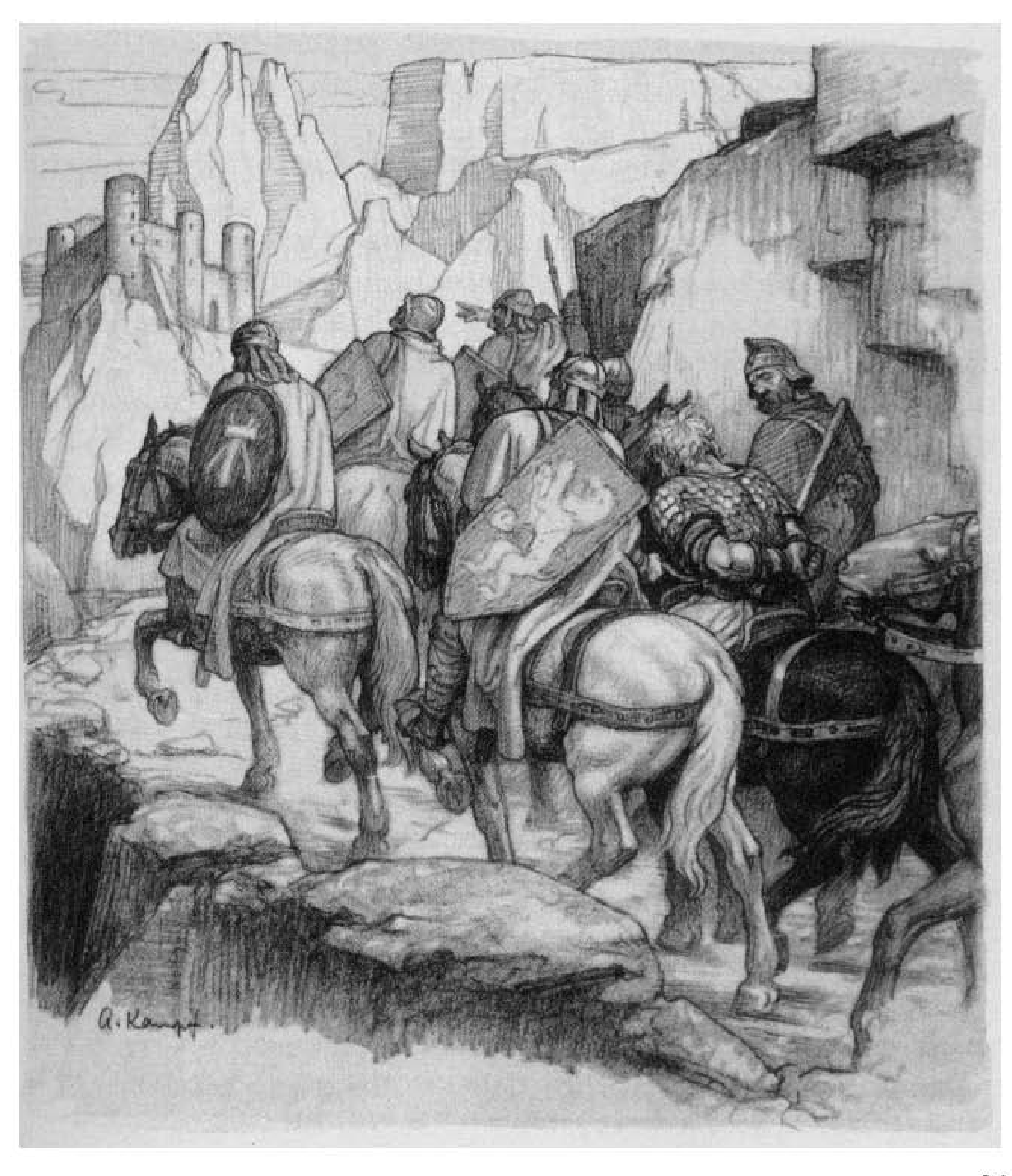
Dietleib bat zunächst den klugen Hildebrand um Rat, der wußte mehr von Unirdischem als andere. Dann gingen die beiden zu Dietrich, und obwohl es dem leid war, den Weg zu ändern, denn sein Vater in Bern war erkrankt, wollte er doch seinen Gesellen nicht im Stich lassen. Er befahl, einen Bogen zu schlagen und durch die Berge zu reiten; es war ihm auch nicht unlieb, den Rosengarten des unbesiegten Zwergkönigs einmal kennenzulernen.

Hinter den höchsten Spitzen der Alpenberge nämlich, da, wo kaum eines Menschen Fuß hinkommt, klafft eine Schlucht, die führt in die Tiefe zu einem Rosenhag, der unterm Licht des Tages liegt. Zwergkönig Lauring haust dort, seine Bergleute schaffen das Gold aus dem Stein, viele Schmiede hämmern den Schmuck der Schatzkammern. Aber rund um die Burg Laurings dehnen sich Gärten voll blühender Bäume und voll Rosen — Rosen ohne Zahl. Mit einem dünnen Faden ist ihr Reich eingehegt; wer den Faden zerreißt, den schickt der König in den Tod.

Eines Tages nun hatte Lauring zwei Verirrte in seinen Bergen getroffen, einen Greis und ein wunderschönes Mädchen, das wohl des Alten Tochter war. Sie schien ihm so herrlich, daß er den Wanderern lange nachgehen mußte und sich an der Jungfer nicht satt sehen konnte. Unter der Tarnkappe folgte er den beiden, schlich sich, als sie rasteten, nahe heran und raubte Kühnhild, um sie zur Königin seines Reichs zu machen. Den Greis aber ließ er durch seine Zwerge narren und zur Landstraße zurücklocken; er wollte seinen künftigen Gesippen nichts Übles antun.

Während der Berner mit seinen Männern in die Alpen einritt, besprachen sie miteinander, daß sie den Rosengarten schonen wollten, es dünkte sie ein

schlechtes Werk, so große Kunst zu zerstören. Als indes die Wege enger wurden und Herr Hildebrand, der Kundige, sie an schwindelnden Abgründen entlang führte, als Baum und Strauch aufhörten und nur noch der nackte Fels die Reiter umgab, vergaßen sie in der Not, was sie sich vorgenommen hatten. Durch Gesteintrümmer ging der Pfad, Wildbäche stürzten unter ihnen in die Tiefe. Schon wollten einige der Schwurbrüder verzagen und zur Umkehr raten. Da öffnete sich ein Felstor; Vogellieder erschollen, ein blühendes Feld tat sich vor ihnen auf. Die Erschöpften sprangen vom Roß und warfen sich in die duftenden Gräser; einige aber glaubten, Feinde hinter den Büschen zu sehen,



sie hieben mit den Schwertern um sich und trafen die Rosenblüten, so daß alle Vögel vor Schreck verstummten.

Nicht lange währte es, und in prächtiger Rüstung sprengte der Zwergkönig heran, um den Frevel zu strafen. Gleich nahm er die Fremden an und zerspellte dem jungen Wolfhard und dem Sänger Ilsung den Schild; Herr Dietrich mußte sich rasch dazwischenwerfen, es wäre sonst um seine Genossen geschehen gewesen. Hart wurde der Kampf; auch dem Berner, dem keiner zu widerstehen vermochte, machte es Mühe, Lauring zu überwinden, so stark war der Zwerg.

Endlich hob Dietrich ihn aus dem Sattel und band den Betäubten; bald ritt er als Gefangener zwischen den Recken und mußte selbst den Weg zu der schönen Kühnhild zeigen. Eine Burg hob sich vor den Herren, ihre Tore standen weit offen.

Kaum waren sie indes eingeritten, da fielen die Türen krachend hinter ihnen ins Schloß, und Lauring lachte.

Gewaltig war der Binnenhof der Zwerge, er schien wie von dienstbaren Riesen gebaut. Und prächtig war er! Rosen hatten die Wände überrankt, viele Ritter und kleine Fräulein grüßten die seltsamen Gäste auf ihres Königs Geheiß. Reich waren die Säle, von Gold die Bänke und Schränke. Aus den Brunnen im Estrich sprang roter Wein auf, und von den Decken leuchtete aus Spiegeln siebenfarbiges buntes Licht. Tausendmal schöner aber als die purzeligen Zwerge und ihre Gemahlinnen war Kühnhild. Glückvoll und sittig begrüßte sie die Gäste. Als sie ihren Verlobten erkannte, fiel sie ihm um den Hals; es war ihr gleich, wieviel Leute im Saal waren und ihr zuschauten.

Danach ließen die Herren Lauring frei, und der lud die Müden zu einem köstlichen Mahl; er bat Kühnhild, den Gästen den Wein zu kredenzen, und die fanden nach dem mühevollen Ritt Wohlgefallen an Speisen und Getränken und langten wacker zu; Ilsung sang wunderhell, und das Zwergenvolk führte Tänze und Spiele zu Ehren der Tafelnden auf. Sogar Kühnhild blieb länger als gewöhnlich unter den Herren, ehe sie, wie es die Sitte gebot, in die Frauengemächer heimkehrte.

Lauring war währenddessen davongeschlichen und hatte dem Kellermeister befohlen, einen Schlaftrunk in den Wein zu mischen. Die Recken tranken ihn, ihre Augenlider wurden schwer, und einige schlummerten ein. Darauf hatte Lauring gewartet; er hob das Horn von der Wand und stieß hinein. Bis an die Grenzen seines Reiches schollen Hall und Widerhall; windesschnell eilten fünf Riesen und tausend Krieger der Zwerge herbei. Die banden die Müden und

schleppten sie in die steinernen Kammern des Königs, nie sollten sie das Licht des Himmels wiedersehen.

Nun hatte auch Kühnhild den Hornschall gehört und war sehr erschrocken. Sie trat aus den Frauengemächern der Burg, fragte ihre Diener, was geschehen sei, und die erzählten ihr lustig, wie man die Eindringlinge gefesselt hätte. Die Jungfer tat, als lachte sie mit ihnen über die fremden Tölpel. Heimlich aber besann sie sich auf einen Zauberschlüssel, den der verliebte Unterirdische ihr übergeben hatte; er öffne alle Kammern der Berge, hatte Lauring ihr einst anvertraut.

Während der König noch mit seinen Rittern den Sieg feierte und die Zwerge ihr Gastmahl beendeten, wanderte Kühnhild auf leisen Sohlen durch alle Gemächer und alle Gänge der Burg. Eine Tür nach der anderen öffnete sie, ohne Dietleib und seine Genossen zu finden. Das Verlangen nach ihrem Vertrauten war indes so groß, daß sie hellhörig wurde und aus der Tiefe der Schächte Rufen und tröstliches Singen vernahm — das war wie Ilsungs Lied. Da verließ sie die Burg und schlich zu fremden Kellergewölben unter den Felssockeln. Hin und her irrte die Getreue, gewahrte endlich eine Höhle, schloß sie auf und war auf einmal mitten unter den Gefangenen. Die lobten sie sehr — Herr Dietleib vor allen anderen — und ließen sich von der Listigen heimlich in ihre Gemächer leiten. Dann, als auch die Zwerge trunken schienen, holten die Recken ihre Rosse und wollten ohne Schatz und Buße, nur von Kühnhild begleitet, aus dem unheimlichen Garten entfliehen.

Um die gleiche Stunde aber hatte König Lauring das Gastmahl verlassen, um vor seiner Braut mit seinem Sieg über die gewaltigen Kämpen der Menschen zu prahlen. Dabei traf er auf die Flüchtlinge, die schon vorm Tor der Frauenburg ihre Rosse sattelten. Furchtbar erschrak der Zwerg; wie der Wind schlüpfte er in den Saal zurück, blies ins Horn und weckte die Seinen. Wenige Augenblicke nur dauerte es, und das Feld zwischen der Frauenburg und der Ritterhalle war weithin von einem kaum übersehbaren Heer der Unterirdischen bedeckt.

Während man sich hüben und drüben zum Kampfe rüstete, rief Lauring die Fremden an: „Ich will euch alle schonen, wenn ihr mir verratet, mit welchem Zauber ihr euch befreit habt.“ Die Ritter aber verbargen Kühnhild und antworteten nicht. „Eine einzige hat den Schlüssel“, schrie der Zwerg kläglich, „schwört mir, daß sie es nicht war, und ich will euch verzeihen.“ Wieder schwiegen die Mannen, rotteten sich zusammen und hoben Schwert und Schild gegen die Unholde König Laurings und gegen die Zwergheere auf. Da stampften die fünf Riesen heran, die Kämpfer der Unterirdischen schoben sich

vor und warfen einen Hagel von Speeren und Pfeilen gegen Herrn Dietrich und die Seinen. Die Amelungen schützten sich aber und hieben mit dem Schwert um sich, daß jeder Schlag Dutzende der Kleinen zu Boden brachte. Lauring befahl deshalb den Riesen, zum Angriff vorzugehen, und die schwangen ihre baumlangen Speere, daß sogar die Zwerge angstvoll zurückwichen. Furchtbar war der Kampf, die Eisenschilde wurden zu Splitter geschlagen und Helme und Panzer zerschrotet. Dann traf Herr Dietrich den ersten der Hünen zu Tode, sprang seinen Gesellen zu Hilfe und fällte den zweiten und noch einen.

Zum drittenmal blies Lauring ins Horn; gegen Dietleib ritt er, gefolgt von unzähligen seiner besten Mannen. So gut wußten die zu kämpfen, daß der starke Recke den Zwergkönig nicht zu überwinden vermochte; er mußte sich selbst mit aller Kunst vor den Speeren des kleinen Volkes hüten. Während die Degen aneinandergerieten, blieb Kühnhild ohne Schutz, aber ihr Mut wurde darum nicht geringer. Sie sah, wie hart Dietleib mit König Lauring zu tun hatte, warf Schleier und Frauenmantel ab, raffte Schild und Schwert eines Gefallenen vom Boden auf und half ihrem Liebsten.

Dabei erkannte sie der Zwergkönig und wußte nun, wer die Gefangenen befreit hatte. Seine Kraft wich von ihm, als er einsah, daß er bei Kühnhild verloren hatte.

Dietleib begriff nicht, was geschah. Noch wollte er vordringen, um den flüchtenden Wichten zu folgen, da bemerkte er, daß der König zu weinen begann und sein Haupt verhüllte. Kühnhild aber mahnte alle Helden, vom Streit abzulassen; milde war sie gegen Lauring und bat für ihn, der sich gütig gegen sie erwiesen hatte. Sie rief ihn sogar, um ihm ihren Dank zu sagen. Da packte Dietleib die Eifersucht, er hob Kühnhild auf sein Roß, und die Mannen brachen das Tor auf, um für immer König Laurings Rosenhag zu verlassen.

Der Zwergkönig ist später freiwillig nach Bern gekommen, er hat mit dem Recken Dietrich Frieden geschlossen, hat ihm gehuldigt und viele Schätze aus den Bergen gebracht. Als er aber die schöne Kühnhild bei Hofe sah, begann er wieder zu schluchzen wie ein Kind und kehrte sich weinend ab, so berichten die Sagen. —

Nach jenem Kampf in den Bergen ritten die Schwurfreunde nach Bern hinüber. Es war gut, daß sie heimkehrten. Herr Dietmar, Dietrichs Vater, war sehr krank und starb bald danach; mit vielen Ehren ging er aus dem Leben. Dietrich wurde nun Herrscher des Amelungenreichs und war der berühmteste Fürst weithin.

Er füllte damals den Kreis mit neuen Freunden an. Zwölf Recken, deren

Namen jedermann in der Welt kannte, wollte er um sich haben. Wildeber hieß einer, der aus dem Norden zu ihm stieß. Er ritt eines Tages in der Kleidung eines Knechtes ein, hielt sich wie ein Herr und sagte niemandem, wer er sei, noch woher er komme. Die Spangen an seinen Armen aber, die er unter dem ärmlichen Gewand trug, und sein Äußeres waren so edel, daß Dietrich ihn aufnahm, einerlei, ob er zu den Menschen gehörte oder zu denen, die man nicht mehr nennen durfte.

Auch der dunkle Herbrand wandte sich Dietrich zu. Er war ein Mann, der die ganze Welt durchstritten hatte und aller Völker Sprachen verstand. Er wurde einer der nächsten Freunde des Königs und trug sein Banner im Kampf. So umgaben den Berner Herrn nun Hildebrand und Dietleib, Hornboge und Heime, Wittich und Wildeber, Wolfhard und Helferich, das waren Hildebrands leibliche Brüder, Fasold und Sintram, Herbrand und Ilsung, der Sänger.

Manch Wunder erzählt man sich noch von den Feiern und von den Fahrten des Königs und seiner zwölf Recken; von Lindwürmern und Drachen befreiten sie die Lande der drei Könige zu Rom, zu Bern und zu Breisach und stritten oftmals bis hoch ins Sachsen- und Dänenland gegen Zwerge und Riesen. Viel hundert Abenteuer werden von ihnen berichtet, und Bücher könnte man füllen, wollte man von den Wegen der Helden erzählen. Es gab kaum noch jemand, der ihnen gleich gerühmt wurde, außer König Siegfried, dem Nibelungen, König Gunther in Worms und König Odaker, der unter den Alpen mit Freunden und zehn starken Söhnen seinen Hof hielt. Herr Dietrich durfte nun hoffen, daß er seinem Land den Frieden bewahren würde bis zu seinem Ende. Weil es seine Mannen aber nach Abenteuern gelüstete, zog er oftmals zu Heerfahrten und Kämpfen aus, indem er Freunden half oder fremde Könige begleitete.

Von solchem Ritt ist jetzt zu erzählen.

Über Friesen und Hünen, so berichtet die Sage der Nordleute, herrschte zur Zeit König Dietmars ein starker Fürst namens Usit. Er hatte einen Sohn Ortnit, der wuchs mutterlos auf. Als Usit nun auf neuen Kriegsfahrten weit gen Osten zog, vermählte er sich in der Fremde zum andernmal und bekam einen Sohn, den nannte er Attila. Attila, den seine Freunde auch Etzel hießen, wurde ein großer Kämpe. Mit siebzehn Jahren machte sein Vater Usit ihn schon zum Anführer eines Heeres und gab ihm das Land Hünen und die Stadt Susat — das ist Soest — zum Erbe. Mit seinem Heer zog Attila den Rhein hinauf und die Donau hinab bis fern in den Osten und kam bis zum Reich der wilden Hunnen.

Die Hunnen hatten einen König, Milias mit Namen, den Attila bekriegte

und tötete. Danach machte er sich selbst zu ihrem Herrn, und es gelang ihm, das verlassene Reich zu eigen zu gewinnen.

Attila hatte jetzt zwei Hauptstädte, Susat im Westen und Ofen im Hunnenland.

Nun lebte im Norden aber noch ein Schwiegersohn des verstorbenen Milias, der war König der Wilten und hieß Oserich. Er hatte erwartet, daß das Hunnenland ihm zufallen würde, und erklärte Attila den Krieg. Die beiden Könige zogen aus und taten einander viel Schaden; aber keiner vermochte den Sieg zu erringen. Endlich wandte sich Attila an den Amelungen Dietrich und bat ihn, den Frieden zu vermitteln. Er bat den Berner zugleich, zwei Ritter aus seinem Gefolge ins Wiltenland zu senden und für ihn, Attila, um König Oserichs Tochter Helche zu werben.

Oserich hörte Herrn Dietrichs Boten höflich an — es waren Sintram und Ilsung — und beschenkte sie auch. Seine Tochter wollte er ihnen indes nicht geben, er hatte sie dem König Odaker versprochen, einem ernsten und kühnen Mann, der damals sein Weib, seiner Söhne Mutter, verloren hatte. Die Brautwerber hatten aber die junge Helche bei Hofe gesehen und priesen, als sie zu Herrn Dietrich heimkamen, ihre Schönheit über alle Maßen. Der Amelung ließ sich oftmals von ihnen berichten; er besann sich jedoch darauf, daß er für Etzel geworben hatte, nun konnte er es nicht mehr ändern.

Attila und Oserich führten weiter Krieg gegeneinander, ohne daß eine Entscheidung fiel.

Nach einiger Zeit ritt Sintram zu Attila und sagte, er wolle es mit List versuchen, die schöne Helche dem König zu bringen, wenn er ihm nur seine Burgen offenhalte. Danach verkleidete er sich, zog an den Wiltenhof und gewann Oserichs Vertrauen. Obwohl er indes ein ganzes Jahr bei Hofe war, bekam er die Königstochter nicht wieder zu sehen.

Um die Zeit besuchte an der Spitze einer großen Gesandtschaft auch Herr Odaker das Wiltenland, er wollte Helche um ihre Hand bitten. Oserich wußte noch nicht, wie seine Tochter sich dazu stellen würde, und weil er Sintram für geschickt hielt, rief er ihn zu sich: „Höre, ich habe einen Werber zu Gast und möchte doch nicht, daß mein Kind nur ihres Vaters Rat gehorcht. Du bist in solchen Dingen gewandt, das habe ich wohl gemerkt. Am besten wäre es, wenn du meine Tochter kennenlerntest und ihr von Odaker erzähltest. Da kannst du erfahren, was sie von seiner Werbung hält."

Sintram erklärte sich gern bereit. Er begegnete der schönen Helche und ihrer Schwester Bertha im Königsgarten. Aber als die Jungfrauen des Gefolges die drei verlassen hatten, eröffnete er sich ihnen rasch und sprach: „Hört, ich

bin nicht der, für den ich mich ausgebe. Ich betrog euern Vater und bin ein Ritter Attilas, der um euch wirbt. Und ich bitte euch: vergeßt, daß zwei Reiche einander feind sind, versöhnt, die sich bekriegen, und bringt Frieden. Ihr selbst aber, schöne Helche, werdet die mächtigste Königin der Welt. In goldverbrämtem Scharlach werden eure Jungfern wandeln, Herzöge und Fürsten sollen eure Schleppe tragen. Flieht mit mir, denn was ist Odakers Reich gegen das meines Königs, was ist der Betagte gegen den Recken, der alle Völker des Ostens schlug."

Helche war erzürnt über den Betrug; sie antwortete: „Ich habe Odaker gesehen, als ich jung war, und er schien mir ein edler Fürst." Dann wandte sie sich an ihre Schwester Bertha: „Eile sogleich zum Vater und melde ihm, wie man ihn hinterging."

„Viel lieber wäre mir", sagte Sintram flink, „die Jungfrau Bertha würde mein Weib an des Königs Hof, da blieben die Schwestern beisammen. Ach, warum wollt ihr, Helche, jemanden verderben, der sich euch anvertraute. Hat euer Herz nicht damals, als ich für Etzel um euch warb, heimlich gewünscht, ihr könntet Herrin werden im Hünen- und im Hunnenreich? Denkt, daß selbst Dietrich von Bern Etzels Freund ist."

Lange warb er und schilderte dem Mädchen Herrn Attilas Liebe, seinen Reichtum und seine unvergleichliche Macht. „Euer Vater wird ihm auf die Dauer nicht widerstehen können", sagte er auch, „es wird ihn sein Königtum kosten. In eurer Hand liegt der Friede; flieht mit mir, und zwei Völker werden sich versöhnen." Endlich gab die schöne Helche nach, sie reichte Sintram sogar ihren goldenen Ring als Pfand, daß sie keinem anderen als Attila gehören wolle.

König Oserich hatte heimlich von einem Burgfenster das Gespräch beobachtet; er sah, daß Helche ihren Ring vom Finger zog, und glaubte, daß sie die Werbung annähme.

Als er Sintram fragte, sagte der indes: „Herr, eure Tochter ist jung; sie meinte, sie müsse sich noch besinnen. Aber sie versprach mir, zwölf Monde lang keinem andern ihr Wort zu geben. Zum Zeichen dessen schenkte sie mir den Goldreif. Ich rate dem Werber, in einem Jahr wiederzukehren."

Odaker war unmutig, aber er fand sich darein. Er war ein mächtiger Mann und hatte zehn starke Söhne daheim, für deren höfische Zucht er sich neu zu vermählen gedachte.

Danach fragte Oserich den Ritter, was er sich als Werbelohn wünsche. „Herr", antwortete der, „ich bitte mir nichts aus, als daß mein junger Bruder mit mir an deinem Hof dienen darf."

Der König sagte zu, und Sintram ließ Ilsung, den Sänger, wissen, daß er ihm helfen sollte. Der nahm Urlaub bei Herrn Dietrich, ritt an Oserichs Hof, gab sich für Sintrams Bruder aus und wurde von den Königstöchtern wegen seiner Lieder wohl angesehen.

Nach einiger Zeit verabredeten die beiden Schwestern die Flucht mit den Rittern. In einer dunklen Nacht führten die Herren vier Pferde in die Nähe des Turms der Königstöchter. Während Ilsung den Wächtern ein Lied sang, so schön, daß sie sich alle um ihn scharten, half Sintram den Mädchen die Packsättel mit ihrem Nadelgut füllen und trug sie zu den Pferden. Dann machten sie sich, so schnell sie konnten, auf den Weg. Und Ilsung folgte ihnen.

König Oserich wurde den Verrat erst nach einigen Tagen gewahr; die Wächter, die sich sehr fürchteten, verbargen ihm, was sich begeben hatte. Die Flüchtigen waren schon an der Grenze des Hunnenreichs, da sahen sie die Verfolger über die Hügel heranstürmen. Sie erkannten bald, daß sie mit den Frauen nicht zu entrinnen vermochten, warfen sich in König Etzels erste Burg, schlossen die Tore hinter sich und gaben Bescheid an ihren Herrn.

Als der Hunnenkönig vom Raub erfuhr, geriet er in Sorgen. Er war nicht zu entscheidenden Schlachten gerüstet und versuchte, sich mit Oserich noch einmal im guten zu einigen. Es nützte indes nichts. Da sandte Herr Etzel in seiner Not Brief und Siegel an seinen Freund Dietrich von Bern und bat ihn, er möge sogleich mit seinen besten Mannen ins Hunnenland fahren und ihm beistehen. Er ließ auch melden, daß König Oserich zwei Riesen in seinem Heere führte, Wiedulf mit der Stange und dessen Bruder Abendrot; er wußte wohl, daß solche Zeitung den Helden willkommen sein würde.

Dietrich ritt wirklich mit fünfhundert Mann heran und überraschte Oserich, so daß der die Belagerung aufgeben und seine Töchter dem Feind lassen mußte.

Bald danach begrüßte Helche König Attila. Sie mußte auch an Odaker und an Herrn Dietrich denken, die als die edelsten aller Fürsten galten, aber sie war freundlich gegen ihren Bräutigam.

Zur Hochzeit war allerdings noch keine Zeit. Oserich dachte nicht an Frieden, er rief wegen der Entführung seiner Töchter alle Mannen seines Reichs zu den Waffen, so daß auch Attila und Dietrich ihre Macht aufbieten mußten, um den Zornigen fernzuhalten.

Nach einigen Wochen kam es zu einer heißen, männermordenden Schlacht zwischen den Königen. Herr Hildebrand als Bannerträger und Herr Dietrich mit seinen Amelungen ritten vor Attilas Heer in den Feind. Sie sprengten mitten

unter die Wilten, und es war nicht einer unter den Gegnern, der ihnen zu widerstehen vermochte. Da rief König Oserich in seiner Not den Riesen Wiedulf. Der nahm voll Ingrimms König Dietrichs Banner an; den starken Wittich schlug er mit seiner Eisenstange nieder und suchte den Berner. Inzwischen aber




hatten Dietrich und die Seinen das Wiltenheer schon durchstoßen. Oserich mußte vom Feld weichen, und die Könige folgten ihm.

Während der Kampf sich nun weiter zog, lag Wittich noch immer ohne Macht allein zwischen den Toten und Verwundeten. Heime ritt vorüber, er raubte dem Betäubten das Schwert Mimung, das ihm entfallen war, und ver=

barg es. Dann wollte er Wittich helfen. Gerade da erreichte der junge Hertnit, Oserichs Brudersohn, mit seinen Reitern die Walstatt, und Heime flüchtete.

Hertnit erkannte bald, daß die Schlacht nicht mehr zu gewinnen war; er sammelte aber eilig an Verwundeten, was er fand, und führte auch Wittich in Ketten seinem Oheim nach.

Attila und König Dietrich beschworen einander nach dem Sieg über König Oserich die Treue. Als der Hunne dann den Freund einlud, Frau Helches Hochzeit mit ihm zu begehen, rief Dietrich seine Degen, um sich mit ihnen zu beraten. Aber Wittich kam nicht.

Der Amelung befahl gleich, überall nachzuforschen; von Gefangenen vernahm er, daß Hertnit den Ohnmächtigen aufgehoben hätte. Da ließ Dietrich sich von Attila versprechen, daß er ihn später mit den Seinen zu Bern besuchen würde, und führte seine Reiter mitten ins Wiltenland, um den Schwurbruder zu suchen.

Herrn Dietrichs Mannen zerstreuten sich dabei, und Wildeber und Ilsung kamen von des Königs Schar ab. Der Sänger verkleidete sich als Gaukler, hörte sich bei den Bauern um und erfuhr, daß Wittich an König Oserichs Hof in einem festen Turm gefangengehalten werde. Während solcher Tage lag Wildeber in den Wäldern und wartete auf Ilsungs Rückkehr.

Dabei geriet er einmal in Kampf mit einem Waldbären und erlegte ihn. Als er dem Tier das Fell abzog, dachte er daran, daß Sänger und Fahrende ungehindert zwischen den Fürstenhöfen hin und her wandern dürfen, was anderen verwehrt ist. Eine List fiel ihm ein, die er gleich mit Ilsung besprach.

Noch im tiefen Wald streifte Wildeber sich das Bärenfell über die Brünne, der Freund nahm Nadel und Zwirn, nähte Rücken, Bauch und Tatzen kunstvoll wieder zusammen und stellte den Rachen so, daß jedermann Wildeber für einen Bären halten mußte. Dann legte Ilsung ihm eine Kette um den Hals und zog mit dem Tier durch Dörfer und Städte bis an Oserichs Hof.

Die beiden Späher erfuhren bald, daß nur wenig Männer den König umgaben; Oserichs Ritter hatten nach dem langen Krieg ihre Lehen aufgesucht. Die Freunde merkten auch, daß die Leute mißmutig waren, weil Oserich ohne Sieg heimgekehrt war. Aber daß er einen von Dietrichs unüberwindbaren Mannen aufgebracht hatte, gefiel den Wilten doch. Sie verrieten, daß der Gefangene scharf bewacht werde; er sei sehr ungebärdig und habe seine Mauern schon einmal durchbrochen.

Da trat der Gaukler vor den König selbst und bat um Quartier bei Hofe. Er könne Fiedel und Geige streichen, erzählte er, und auch die Harfe schlagen.

Davon halte er nicht viel, sagte Oserich. Danach zeigte Ilsung dem griesgrämigen König andere Künste, holte seinen Bären und ließ ihn tanzen. Die Leute wunderten sich, wie gut das Tier abgerichtet war.

Einen ganzen Abend ergötzten Ilsung und Wildeber den Wilten mit ihren Spielen.

Dann befahl der König eine Bärenhatz für die Frühe des andern Tages. „Hüte dich, mir etwas abzuschlagen", sagte er zu Ilsung. „Sollte indes dein Bär meine Hunde töten, so will ich es dich nicht entgelten lassen." Der ganze Hof sprach von dem bevorstehenden Schauspiel, sogar Wittich in seinem Kerker erfuhr davon. Da ahnte er, daß der unbekannte Spielmann seinetwegen gekommen war, und brach sich heimlich das Eisen vom Leib.

Als nun die Hatz begann, ließ der König sechzig große Hunde gegen den Bären laufen. Der aber packte mit den Vordertatzen eines der Tiere und schlug damit, als wenn er eine Waffe schwänge, ein Dutzend der besten Hunde tot.

Der Wilte sah es mit Ingrimm, er vergaß sein Wort und zog das Schwert, um das Tier zu erstechen. Die Klinge traf die Rüstung, unter dem Fell klang es nach Eisen. Jetzt merkte Herr Oserich die List, er sprang zurück und wollte seine Mannen rufen. Wildeber entriß aber blitzschnell dem Sänger Ilsung das Schwert, setzte dem König nach, erschlug ihn und fiel auch über die Riesen Wiedulf und Abendrot her. Er tötete die Unbeholfenen, ehe ihre Führer ihnen die Ketten hätten abnehmen können, und griff die Königsleute an. Die meinten ja, der Leibhaftige selbst habe sich im Bären verborgen, sie warfen sich zu Boden oder flohen blind von dannen. Da eilten Wildeber und Ilsung zum Turm, erbrachen Wittichs Gefängnis, gewannen Waffen und Rosse und machten sich mit dem Gefangenen aus dem Staube. Wittich wollte noch einmal umkehren, weil er sein Schwert Mimung vermißte, aber die Wilten hatten sich bewaffnet, um ihnen nachzusetzen. —

Als sie nun wieder in Bern waren, lobte Herr Dietrich Ilsung und Wildeber, daß sie ihrem Schwertbruder so gut beigestanden hatten.

Wittich war indes nicht der alte; er trauerte Tag und Nacht um Mimung, sein Schwert, und konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß er es beim Feind hatte lassen müssen.

Damals sandte König Ermanrich von Romaburg aus Boten an den Neffen in Bern und bat ihn, er möge ihm mit seinen Mannen beistehen gegen einen Grafen Rimstein im Süden seines Landes, der abtrünnig geworden war und ihm viel zu schaffen machte.

Dietrich versprach zu helfen; seine Recken erreichten auch bald die Burg Gerimsheim, in der der Feind verschanzt war, und schlugen ihr Kriegslager vor den Mauern auf. Woche um Woche, Monat um Monat lagen sie indes vergeblich vor der Feste; keiner der Könige wollte seine guten Degen gegen die fast uneinnehmbaren Felsen wagen. Wer weiß, wie lange sie noch hätten harren müssen, wäre nicht dem Belagerten selbst die Geduld ausgegangen.

Eines Tages im Frühnebel sprengte Graf Rimstein mit sechs der Seinen auf Kundschaft vor die Burg; er hatte sein Heer gerüstet und zu einem Ausfall um Sonnenaufgang bereitgestellt. Bei jenem Ritt begegnete ihm nun der starke Wittich, der sein Pferd bewegen wollte und bis unter die Mauern geraten war. Rimstein rief den Unbekannten an, der aber wollte sich nicht ergeben und hieb so furchtbar um sich, daß die Feinde ihn nicht überwanden.

Graf Rimstein wurde ungeduldig und ritt selbst gegen den Fremden, da spaltete Wittich ihm Helm und Haupt.

Dann lenkte der Berner Recke seinen Hengst Schimming zum Lager zurück. Er ließ ihn spielen; man merkte wohl, daß er die Augen der Männer auf sich ziehen wollte.

Dietrich und seine Mannen traten vor die Zelte, um zu erfahren, was geschehen war.

„Mich soll wundern, womit Wittich wieder prahlen wird", murrte Heime. Aber die anderen hießen ihn schweigen, sie begrüßten Wittich und fragten, was es gäbe.

„Wegen des Grafen Rimstein braucht ihr kein Feldlager zu halten, der ist tot."

Sie wollten mehr hören. „Ich weiß sogar, wer so zuschlug, daß Rimstein vom Roß stürzte", sagte Wittich lachend.

Heime wurde böse vor Neid. „Du brauchst dich nicht so zu haben. Ist es eine große Heldentat, einen alten Mann zu überfallen?"

Als Wittich das vernahm, sprang er auf Heime zu, riß ihm sein Schwert aus der Scheide, warf auch die eigene Waffe auf den Boden und forderte den Zweikampf. Dabei merkte er, daß Heime den Mimung trug.

Die Schwurbrüder drängten sich dazwischen, sie versuchten, die Mannen auszusöhnen. Aber Wittich schrie über alle Maßen, jetzt sei es genug mit der Milde. Habe Heime ihn nicht schon einmal vor den Räubern im Stich gelassen? Nun habe er auf der Walstatt den ohnmächtigen Freund beraubt, statt ihm zu helfen. Wie anders käme Mimung in Heimes Hand.

König Dietrich wollte Heime danach nicht mehr bei sich dulden; er wechselte kein Wort mit ihm, lobte aber Wittich als kühnen Degen und dankte ihm, daß er den Krieg beendet hatte.

Am nächsten Tage stürmten sie die Burg Gerimsheim, und die Belagerten gaben sich in die Gewalt der Sieger.

Die Könige zogen wieder nach Rom und Bern. Heime bot Ermanrich seine Dienste an, und der nahm ihn gern und setzte ihn über eines seiner drei Heere. —

Als die Schwurbrüder einige Zeit in Bern gelebt hatten, widerfuhr Herrn Dietrich eine große Freude. Attila und Frau Helche erinnerten sich ihres Versprechens und meldeten sich bei dem Amelungen zum Besuch an.

Dietrich schickte Herolde zu ihnen und bat sie, im Frühling zu kommen. Zugleich richtete er ein Fest den Gästen und seinen Mannen zur Kurzweil; viele mächtige Männer seines Reichs ließ er laden, dazu viele Nachbarn und Freunde unter den Fürsten und Herren. Gunther von Worms sagte ihm zu, sein Oheim Harlung, der als König in Breisach saß, und manch anderer. Sogar der trotzige Odaker mit seinen zehn starken Söhnen meldete sich an; und alle Leute meinten, daß sich wohl noch niemals eine bessere Schar Helden zur Freude gesammelt hätte wie in jenem Frühling zu Bern. Nur Siegfried vom Niederland diente damals dem König Ermanrich, er schickte Botschaft, daß er seines Herrn Burgen bewachen müsse

Aber von den Gästen waren dem Berner König Attila und sein Weib, die Königin Helche, die liebsten. Als sie einritten, schien ihm, daß von allen Frauen, die er kannte, Oserichs Tochter die schönste war; sie sahen einander an und hatten sich gern. „Wir wollen freundlich gegen Dietrich sein", bat Frau Helche ihren Gemahl. „Mich dünkt, daß er der edelste aller Könige ist."

Am gleichen Tag noch kam der Burgunde Gunther von Worms mit seinem Oheim Hagen Tronje und nach ihnen der starke Odaker mit seinen Söhnen.

Odaker grüßte Frau Helche, er grüßte auch Herrn Attila, als Dietrich die beiden zueinander führte.

In der großen Halle zu Bern gab der Amelunge den Gästen und seinen Schwurbrüdern das erste Mahl. Er stand auf, um sie anzusprechen, und sah sich nach allen Seiten um.

„Wie viele Auserlesene sind hier zusammengekommen", begann er. „Wer wäre, wenn wir Freunde würden, so vermessen, mit uns den Kampf aufzunehmen. Mir scheint, so wie wir hier beisammen sind, könnten wir der Welt Frieden gebieten; es gibt keine Männer, die das Herz hätten, uns die Schwertspitze zu weisen."

Die Gäste nickten; sie sahen auf die Schilde, die den Recken zu Häupten hingen, auf den Herrn Dietrichs mit dem Löwenhaupt, auf den Hildebrands, von dem eine weiße Burg mit goldenen Türmen leuchtete, auf Herrn Hornboges Wehr, die in brauner Farbe einen goldenen Habicht trug. Sintrams

Schild war grasgrün, ein grimmiger Drache flog über ihn hin; Dietleibs Zeichen schmückte ein weißes Alpentier auf dunkelblauem Grund; Wildeber führte das Tier seines Namens, Wittich Hammer und Zange auf weißem Grund. Über Herbrands Zier lohte ein Feuer gleich einem goldenen Flammenbündel.

Schön und stark waren auch die Männer selbst; stolze Kraft ging von ihnen aus. Attila war klein, aber von großer Gewandtheit. Braunlockig war Gunther von Worms, dunkel und bärtig der albische Hagen. Von den Gästen war Odaker der Kühnste, ein Mann von gewaltigen Schultern und hoher Stirn mit buschigen weißen Brauen, unter denen unruhige Augen brannten.

Wittichs Haar, so sagt man, war wie Korn im Herbst, ruhvoll und maßvoll sprach er mit den Menschen. Krausköpfig und hell sah Herzog Hornboge aus, schnell war sein Auge und verriet, daß niemand ein so guter Schütze und Speerwerfer war wie er. Frei und wohlgesetzt redete er und brachte kluge Ratschläge vor, klüger als sein Sohn Amelung, der jetzt auf Heimes Stuhl saß und ein Draufgänger war. Sintram war wieder anders, sehr groß, weißhäutig, mit lichtem Haar, aber langsam und bedächtig; er war Ilsungs, des Sängers Freund, der sein ernstes Wesen aufheiterte. Dietleib, der neben ihm saß, hatte ein scharf geschnittenes Antlitz mit hoher, schmaler Nase und rostfarbenem Haar; er war ein einfacher fröhlicher Mensch, freundlich gegen die Kinder und freimütig in seinen Worten.

Aber wohin sollte es führen, wollte ich die Männer alle beschreiben? Nur den weitgereisten Herbrand nenne ich noch, der einen braunen, lockigen Bart um das schmale, sommersprossige Gesicht trug. Ein kluger Fürsprecher war er, sein Antlitz war jedoch weniger wohlwollend als das der anderen.

Lange saßen die Herren beisammen; schon war es an der Zeit, daß die schöne Frau Helche nach den Mägden rief. Ehe sie indes auseinandergingen, erhob sich Dietrich noch einmal, wandte sich an die Gäste und pries ihre Taten und ihre Waffen, ihren harten Helm, ihre starke Brünne; er lobte Herrn Gunthers schnelle Rosse und Attilas Weisheit im Herrschen.

Auch Odaker und seine Söhne wollte er rühmen, da sah der Herrn Dietrich an und mußte daran denken, daß der König von Bern und König Attila ihm mit List Frau Helche genommen hatten, die ihm über allen Frauen zu stehen schien. Noch ehe Dietrich seine Rede beendet hatte, erhob sich Odaker und bat ihn, für sich selbst sprechen zu dürfen. „Nicht viel weißt du von mir, Dietrich", begann er, „und schwer würde es für dich sein, das rechte Wort zu finden. Aber vielleicht hast du noch eines vergessen, als du deine Gäste lobtest. Du sagtest, wenn ich recht hörte, daß sich nirgendwo soviel starke Recken zusammengefunden hätten wie zu Bern. Siehe, mich dünkt, noch besser, als Freunde bei Hof

zu halten, taugt es, Söhne zu erziehen und sie zu tapferer Tat statt zu List und Frauenraub auszusenden. Wie wäre es, wenn morgen du und zehn der Deinen sich einmal mit mir und meinen Söhnen messen wollten? Wäre es nicht ein gutes Kampfspiel unter den Augen der schönen Helche?"

Attila lachte, er war nicht böse über Odakers Worte. Er meinte auch, daß Dietrichs Schar sehr rasch neuen Ruhm an ihre Waffen heften würde, und riet dem Freund zuzustimmen.

Der Amelunge aber wußte, wessen er sich von dem starken Gast zu versehen hatte, und glaubte, Odaker sei der Einladung gefolgt, um ihm die Brauthilfe für Attila vorzuwerfen. Er wurde heftig und erhob sich, um zu antworten. „Wenn es sich so um dich verhält, Odaker", sagte er, „und du gekommen bist, uns herauszufordern, dann wollen ich und die Meinen nicht warten. Ich bin dafür, daß wir auf der Stelle aufstehen und uns wappnen." Er rief erhitzt seine Recken an, die Rosse zu besteigen und die Banner zu nehmen. „Ich wüßte nicht, was uns hindern könnte, jetzt gleich gegen euch anzutreten. Ehe wir zur Nacht in unseren Betten schlafen, werden wir wissen, wer die Macht hat; einer von uns wird den anderen niederzwingen, ehe wir uns trennen."

Da hoben die Männer die Tafel auf, stiegen die Treppen hinab und ließen die Rosse kommen. Schon begann das Volk zu den Schaugerüsten vor dem Tor zu strömen, und die Bannerknechte maßen den Kampfplatz ab.

Als dann Herr Etzel und die schöne Helche ihren Platz als Richter eingenommen hatten, ritten bald Herbrand und der jüngste Sohn Odakers gegeneinander. Keiner schonte die Waffen. Es endete aber sehr rasch damit, daß Herbrand fünf Wunden trug und das Spiel verlor. Das verdroß Herrn Dietrich.

Wildeber trat dem nächsten Königssohn entgegen. Sie stritten gewaltig miteinander, und der Kampf dauerte lange. Als der Berner einzuhalten befahl, hatte Wildeber sieben Wunden und war müder als sein Gegner; er mußte ihm die Waffen ausliefern. Das hatte niemand erwartet, und Dietrich sah seinen Gesellen nicht an.

Danach trat Sintram an. Er war schneller als Odakers Sohn; sein Schwert zerschnitt dem andern Helm und Brünne, als wenn er Kleider trüge. Da warf Odakers Sohn seinen Schild so furchtbar über Sintram, daß er zu Boden stürzte und sich nicht wieder erheben konnte.

Zornig wurde König Dietrich und voll dunklen Grimms.

Selbst dem gewaltigen Fasold ging es nicht besser. Keiner der beiden Gegner schonte sein Schwert; es lief indes so aus, daß unter Frau Helches Augen bald vier Mannen gebunden waren, ehe dem Berner ein Fähnlein zufiel. Es war sein schwerster Tag, der voll Freuden hatte werden sollen.

Der junge Amelung, Hornboges Sohn, ließ sich von seinem Vater rüsten. „Eher will ich umkommen, als daß mich dieser fremde Königssohn bindet." Wagemutig kämpfte er mit dem nächsten Sohn Odakers, ließ den Schild fahren, packte mit beiden Händen sein Schwert und schlug des anderen Helm so hart, daß er zu Boden taumelte. „Ich will dich nicht fesseln", sagte Amelung, „gib mir meine Freunde Fasold und Herbrand heraus, dann magst du gehen." Die Brüder des Besiegten waren einverstanden, sie glaubten, mit Dietrichs Mannen bald fertig zu werden.

Was half auch des jungen Amelungs Sieg? Sein Vater, Hornboge, fiel dem nächsten Königssohn zum Opfer, und Herr Dietrich wurde blind vor Grimm.

Da trat Gunther, der Burgundenfürst, vor den Berner. „Laß Hagen Tronje für dich kämpfen", bat er, und Dietrich nahm es an.

Aber selbst Herr Hagen mußte drei Wunden erleiden und wurde vom Königssohn an seinen Spieß gebunden; noch niemals hatte er solche Schmach erlitten.

Der starke Dietleib versuchte es. Die Gegner stritten so hart und schnell, daß man den Schlägen kaum folgen konnte. Als der Sohn Odakers erschöpft war, rief Dietleib: „Liefere deine Waffen aus, so will ich dich selbst schonen." Aber der Jüngling wollte weiter kämpfen, und die beiden ermüdeten einander so sehr, daß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochten.

Da nahmen die Könige ihre Schilde, traten zwischen die Kämpen und trennten sie; es dunkelte schon und sie waren in Sorge um ihre Degen. „Sie mögen es in der Frühe weiter versuchen", sagte Odaker zu Dietrich, „ich hoffe, daß auch du morgen dort, wo du jetzt stehst, gebunden sein wirst. Laß uns selbst bald die Schwerter erproben."

An jenem Abend gab es kein Schmausen und Trinken. Finster und schweigsam verbrachten die Amelungenhelden die Nacht. Als es hell wurde, war König Odaker mit seinen Mannen bereit. Dietleib forderte, daß zunächst sein Waffengang zu Ende geführt wurde; er stritt unbändig mit Odakers Sohn und gewann wirklich die Oberhand. Herrn Hagen tauschte er mit dem Gefangenen ein, der Tronjer war König Dietrichs Gast und sollte nichts verlieren.

Danach kämpfte Hildebrand selbst, und jeder glaubte, daß er mit seinem Gegner rasch fertig würde — es war der neunte Sohn Odakers. Schon hatte er dem Jungen drei Wunden beigebracht, schon wollte er ein Ende machen, da brach sein Schwert in zwei Stücke und der Unüberwundene mußte sich gefangen geben.

Wittich trat gegen den letzten der Königssöhne an. Der war am meisten von allen gefürchtet, und ihr Kampf war so heftig, daß keiner von beiden einen

Fuß breit zurückwich. Wielands Sohn aber verließ sich auf sein Schwert Mimung, das alles Eisen schnitt. Den Helm des Königssohnes traf er, so daß er barst. Das Schwert des Gegners traf er, daß es zersprang. Da riß der Königssohn den eisernen Spieß, der das Feld absteckte, aus der Erde und schlug Wittich so hart, daß sein Helm sich einwärts bog. Ein anderer wäre davon zu Tode gestürzt, Wielands Sohn aber erspähte die Blöße, die sich der andere gegeben hatte, er hieb ihn ins Knie und zerschnitt ihm Eisen und Sehnen.

Der wilde Wittich war so sehr in Zorn geraten, er rief Odaker an und schrie: „Her mit allen Gefangenen, oder ich töte dir diesen einen."



„Tu's, Vater", bat der Königssohn, „der Teufel hilft ihm, auch du kannst ihm nicht widerstehen."

Noch ehe Odaker zugestimmt hatte, sprang der Tobende hinzu, durchschnitt die Fesseln seiner Schwertbrüder und lief wieder zu dem Verwundeten, als wollte er ihn erschlagen; Dietrich und Odaker hielten ihn mit Mühe zurück. Die Könige machten dabei ab, daß um des Friedens willen alle Kämpfe als unentschieden gelten sollten, und daß sie einander alle Waffen und Gefangenen zurückgeben wollten. So trennten sie sich; Wittich hatte die Schildgefährten gelöst, aber er hatte dem Überwundenen gedroht, statt ihn zu schonen; das war mehr als ritterliches Spiel gewesen.

Nun traten die Könige selbst an. Sie grüßten und versprachen einander, ohne Zauberwaffen zu kämpfen und nur ihre rechten Schwerter zu gebrauchen. Herr Dietrich riß als erster den Nagelring aus der Scheide, und König Odaker ging ihm entgegen. Kühn und unerschrocken waren sie, keiner schonte sich, jeder setzte sich wilden Hieben aus, um selbst zuschlagen zu können. Solch Getöse war um den Waffengang, daß niemand den anderen verstand und das Dröhnen weithin hallte. Die Zuschauer begannen sich zu fürchten; dieser Kampf schien ihnen entsetzlicher und wilder, als je einer gewesen war. Aber noch hatte keiner eine Wunde vom anderen.

Vom Mittag an stritten die Könige. Als die Dunkelheit einbrach und sie immer noch miteinander rangen, nahm Wittich den Schild auf und trennte die beiden. „Verhaltet zur Nacht, morgen mögt ihr weiterfechten."

An diesem Abend waren König Dietrichs Mannen in besserer Laune als am Tag zuvor.

Wieder erhob sich die Sonne, und wieder trat Odaker als erster aus seinem Lager, und Dietrich schritt ihm entgegen. Es hieß, daß beide den Zweikampf rasch zum Abschluß bringen wollten, sie stritten auch so gewaltig miteinander, daß dem Berner Feuer aus dem Mund lohte. Er vermochte indes nicht, Odaker zu überwinden. Endlich waren die Kämpen so müde, daß sie nicht mehr aufrecht stehen konnten; sie verabredeten deshalb miteinander, am anderen Tag den Streit fortzusetzen.

Die Gäste, die zu Lied und frohem Fest gekommen, waren voller Sorge; Attila und Frau Helche baten Dietrich, das Waffenspiel abzubrechen. Aber der Berner sah sie an und antwortete nicht.

Am Abend schlich Wittich heimlich zu Dietrich und sagte: „Herr, ihr beide seid einander gleich. Du weißt selbst, daß du deine äußerste Kraft bewiesen hast. Ich will dir morgen mein Schwert Mimung leihen; es beißt, was immer es trifft." Herr Dietrich wurde zornig über den unredlichen Rat; er wollte

Wittich abweisen. Dann überwältigte ihn die Furcht, am eigenen Hof überwunden zu werden, er sah die Gäste aus allen Reichen, die auf ihr Fest warteten, und er dachte daran, daß er durch seinen Ruhm die Länder weithin in Frieden hielt. „Wenn du mich nicht verrätst, will ich dein Schwert nehmen", seufzte er, „möge Gott es mir verzeihen." Danach gingen sie schlafen.

Am Morgen waren alle Gäste schon früh zur Stelle, als die Männer einander zum letztenmal begegneten. Odaker kam spät, er sagte zu Dietrich: „Ich will wie gestern mit dir kämpfen, wenn du beschwörst, daß du nicht Wittichs Zauberschwert trägst. Sonst laß uns in Frieden auseinandergehen." Dietrich antwortete nicht gleich; er hielt das Schwert hinter seinem Rücken, stützte sich gegen den Griff und stieß es mit der Spitze in die Erde. Dann reckte er sich auf und schwur: „So wahr mir Gott helfe, weiß ich Mimungs Spitze nicht oberhalb der Erde, noch seinen Griff in eines Mannes Hand!"

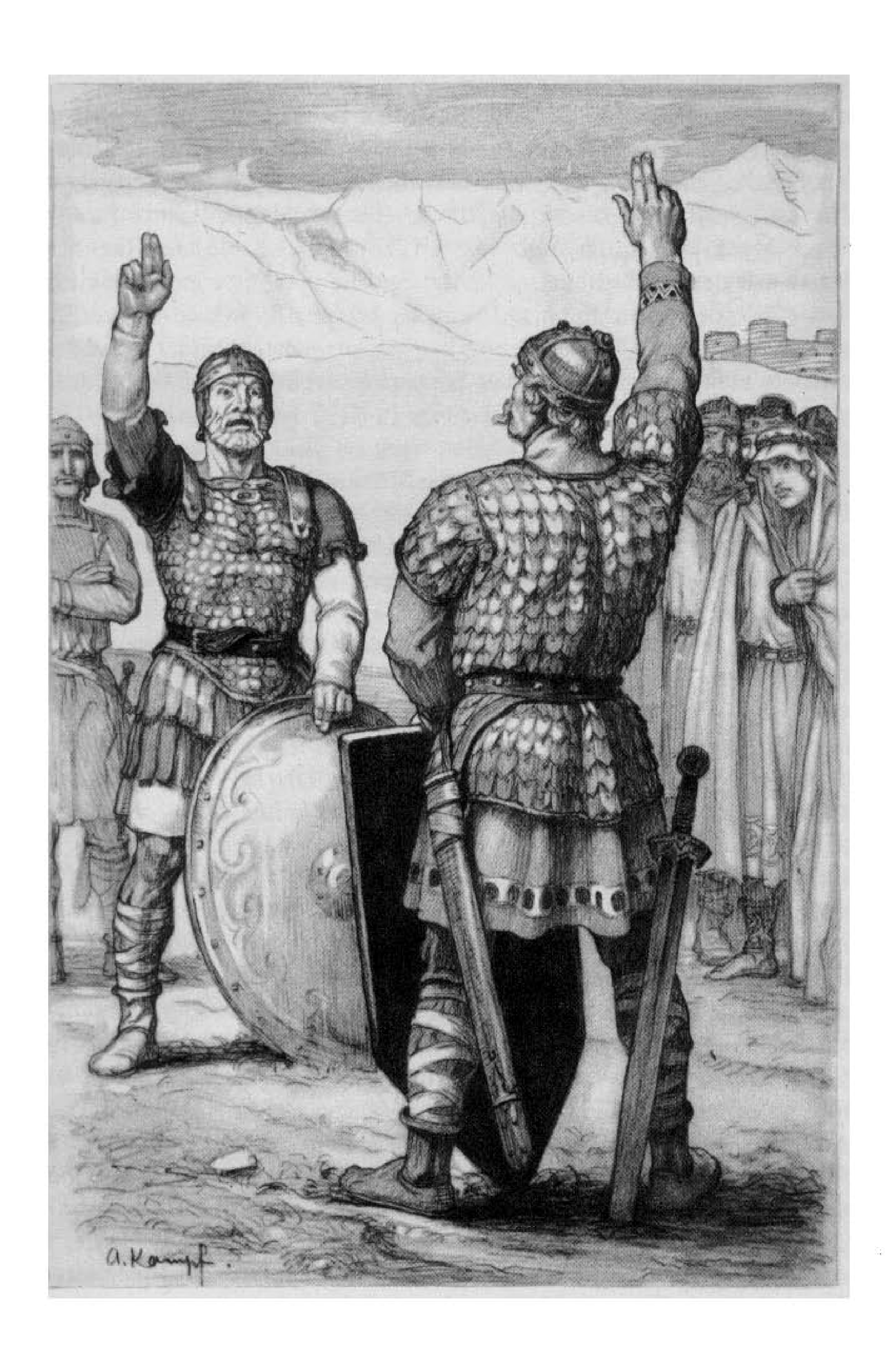
Die meisten hatten nicht gehört, was die Könige miteinander besprachen. Nur der Königin Helche hatte der Wind die Worte zugetragen, und der Berner sah, als er sie grüßte, daß sie den Wortlaut des Eides prüfte und sich Sorgen machte.

Dietrich wurde sehr zornig, und als die Männer nun miteinander kämpften, traf er Odakers Helm und Brünne und schnitt sie auf. Der starke König hatte in kurzer Zeit fünf Wunden, so daß alle und auch der Berner ihm zuriefen, er solle es gut sein lassen. Odaker merkte indes, daß Dietrich sein Wort gebrochen hatte und mit dem Mimung stritt. Er ergrimmte so sehr, daß er den Gegner blind anrannte und ihm eine schmerzhafte Wunde schlug, dabei aber selbst in Dietrichs Schwert stürzte.

Nun erhob sich ein großes Klagen und Weinen. Frau Helche half dem Überwundenen; sie konnte indes nicht hindern, daß des tapferen Odakers Leben verrann und mit seinem Herzblut verströmte.

Nachdem er für den Sterbenden gesorgt hatte, ritt auch der Wirt mit seinen Mannen in die Stadt heim, aber er zeigte sich an jenem Tage niemandem. Ohne Ruhe, in Grübeln versunken, lag der Amelunge in seiner Kammer. Seine Tat war ihm leid, er verwünschte Wittichs Rat und vermochte nichts ungeschehen zu machen. Als die Wunde sehr zu schmerzen begann, schickte er zu der heilkundigen Helche und hoffte, daß sie ihn trösten würde.

Sie kam, aber sie half ihm nicht und dachte an Odaker, der lange um sie geworben, und dachte, daß dieser Berner vor allen Menschen als der adeligste gegolten und nun vor Gott und seiner Ehre verspielt hatte. „Ich hörte, was du schwurst", sagte sie, „und mir scheint, daß du mit deiner Tat für immer den Ruhm verloren hast, den du hast gewinnen wollen."


A. Kampf.

„Wenn ein Weib es weiß, werden es bald viele erfahren. Ich werde mich darauf rüsten", antwortete der Berner drohend.

Frau Helche sann nach. „Ich werde schweigen", sagte sie traurig. „Was brauchen die Menschen zu wissen, was Gott weiß. Aber ich fürchte nun, daß du Odakers Tod wirst sühnen müssen, solange ich, die darum weiß, am Leben bin."

„Was ich tat, bedarf keiner Sühne", murrte der Berner und heilte sich selbst. Und er stand auf und befahl den Seinen, die Gäste zu feiern.

Fünf Tage dauerte das Fest, zu dem der Berner die Könige aller Länder geladen hatte. Die Spielleute priesen ihren Herrn über alles, jedermann lobte seinen Kampf und sagte, daß er stark genug sei, den Frieden in seinem Reich für immer zu wahren. Aber Frau Helche und König Attila brachen bald auf, und der Berner blieb finster und schweigsam. Er wurde hart gegen Wittich und gegen die Schwertbrüder, sie verstanden einander nicht mehr.

Die Dunkelheit, die über König Dietrich gefallen war, wollte sich nicht mehr heben. Er hielt nicht einmal die Freunde der Tafelrunde; wer zu ihm kam, um in sein Land heimzukehren, den gab er frei. Damals wurde Sintram Herzog von Venedig, Herbrand und Hornboge ritten in ihre Reiche zurück.

Nach einiger Zeit verließ auch Wittich die Stadt. Das kam so:

König Harlung zu Breisach war gestorben und hatte eine junge Gemahlin mit zwei Söhnen hinterlassen. Wittich begegnete ihr und gewann sie gern. Als Dietrich davon hörte, rüstete er sich mit hundert Mannen und ritt zu König Ermanrich, als dem ältesten Verwandten der Witwe, um bei ihm für den Schwurbruder zu werben. Ermanrich nahm ihn wohl auf, er sagte: „Ich gönne Wittich die Frau, die er sich erwählte, aber er muß mir Diener und Lehnsmann werden." Da bat Wittich Herrn Dietrich, ihn zu beurlauben, und schwur Ermanrich die Treue.

Einsam kehrte König Dietrich nach Bern zurück; es schien ihm indes gut, daß Wittich ihm nicht mehr nahe war, der vom Schwerttausch wußte.

Wieder nach einiger Zeit zogen auch Fasold und Wolfhard über das Gebirge nach Norden, um sich Frauen zu holen. Sie ritten in die Heimat des Recken Ecke, den einst Herrn Dietrichs Pferd erschlagen hatte, und der Berner warb für die Freunde um die ältesten Töchter der Königin.

Die Werbung wurde angenommen; das Gastmahl im fälischen Land dauerte neun Tage und steigerte sich mit jedem Tag um einiges. Nach der Hochzeit machte Dietrich die beiden Männer zur Herzögen und kehrte heim.

In Rom saß König Ermanrich und dehnte seine Herrschaft aus. Ihm dienten viele Könige und Herzöge südlich und nördlich der Mundiaberge, so nannte

man die Alpen zu der Zeit. Bis über Bulgarien und Griechenland erstreckte sich sein Reich.

Ermanrich hatte drei Söhne aus einer früheren Ehe und eine sehr schöne junge Königin, die hieß Schwanhilde und war ihm treu und zugetan. Sein Kanzler war Sibich, der des Königs Angelegenheiten ordnete und ihn beim Gericht beriet. Auch Sibich hatte sich verheiratet; seine Frau Odila wurde an Schönheit, wenn auch nicht an Treue, der Königin Schwanhilde gleichgestellt.

Sibich war ein häßlicher Mann, rothaarig und klein von Gestalt, sein junges Weib tat vielen leid. Eines Tages, als Sibich einen Ritt zu den Herzögen im Süden unternahm und Odila allein zu Haus war, kam König Ermanrich zu Besuch. Er schmeichelte ihr, sprach von ihrer Schönheit, und sie wagte nicht, sich seinem Begehren zu widersetzen.

Als Sibich des Königs Geschäfte ausgeführt hatte, kehrte er heim, um seine Frau zu begrüßen. Sie ging ihm entgegen, weinte bitterlich und erzählte ihm, was der König von ihr verlangt hätte. „Ich saß in meiner Kemenate und säumte dein Seidenwams", klagte sie, „da kam Ermanrich zu mir. Die Schande, die er mir antat, wirst du ihm nie hart genug vergelten können." Sie wußte, Sibich war ein Mann, der, war er einmal gekränkt, nicht vergessen konnte, und war getröstet, nun sie ihm alles gestanden hatte.

„Ich will dafür sorgen, daß der König büßt", schwur der Kanzler. „Hieß ich bisher Sibich der Getreue, will ich sein ärgster Ratgeber werden." Dann ging er, gleich als sei nichts geschehen, zu Ermanrich, verneigte sich vor ihm, und sie pflogen Rats miteinander wie früher.

Nach einiger Zeit, als sie wieder einmal zusammen saßen und die Dinge des Staates besprachen, sagte Sibich plötzlich: „Herr, du bist jetzt der mächtigste und größte König der Welt, fast alle gehorchen und dienen dir. Ich wünsche nur, daß dir kein Unheil in deinem eigenen Haus wächst." Ermanrich drang in ihn, aber Sibich antwortete nicht.

Ein andermal ritt der König mit ihm und mit vielem Gefolge zur Jagd, und weil der Ratgeber unfroh aussah, fragte Ermanrich, was ihm fehle. „Herr", murrte der Kanzler, „ich empfinde es als Schimpf, daß dein Sohn Ernst zu häufig zu deinem Weib Schwanhilde geht. Keine Frau, keine Dienerin ist vor ihm sicher, aber seines Vaters Ehre sollte er nicht antasten." Der König hörte es; sein Jähzorn erwachte, er sprengte zu seinem Gefolge hinüber, rief Ernst und riß den Jüngling so hart am Haar, daß er stürzte. Darüber erschrak des Königs Hengst und trat Ernst mit den Hufen, daß er davon starb. — Nicht lange und Ermanrich mußte hören, daß sein Sohn Reginwald, der auf Sibichs Rat nach England gefahren war, auf schlechtem Schiff ertrunken und daß Fried-

rich, der dritte seiner Söhne, von den Wilten erschlagen sei. So hatte König Ermanrich in kurzer Zeit seine drei Erben verloren und wurde einsam und hart.

Danach überlegte Sibich, wie er seine Rache weiter verfolgen und selbst Erbe des Reiches werden könnte; er dachte an die Söhne König Harlungs von Breisach, die ihm im Wege standen, und zog sein Weib ins Vertrauen. Als Frau Odila und Schwanhilde einander besuchten, erzählte Sibichs Gemahlin der Königin vielerlei von der Aufsässigkeit der Harlunger und riet ihr, sie möge doch ihren Gemahl warnen. König Ermanrich kam hinzu und ließ sich von den Frauen einladen. „Jetzt ist's Frühling im Norden", sagte Odila. „Schön ist es in Breisach, warm scheint die Sonne, und mitunter fällt ein wenig Regen. Woran werden Harlungs Söhne in diesen Stunden denken?" Da erzählte Schwanhilde, worüber sie geredet hatten.

Auch Sibich berichtete dem König, daß er ungute Botschaft über Egard und Aki hätte — so hießen Harlungs Söhne. Aber er fürchtete sich noch vor Wittich, der ja ihr Stiefvater geworden war, und riet Ermanrich, Wittich zu verpflichten und ihn mit Herzog Rimsteins Burgen zu belehnen. „Vielleicht kann man damit auch den aufrührerischen Sinn seiner Stiefsöhne besänftigen", fügte er hinzu.

Zuletzt brachte Sibich falsche Briefe, in denen die Neffen untereinander schrieben, daß der Oheim in Romaburg alt werde und daß es an der Zeit sei, sich für die Nachfolge zu rüsten. Ehe ihr Vetter Dietrich die Herrschaft gewänne, wollten sie zur Stelle sein.

Ermanrich, der seit dem Tod seiner Söhne gegen alle Verwandte mißtrauisch war, ließ die Heerhörner blasen und sammelte seine Mannen. Dann brach er auf und zog über die Alpen nach Norden.

Nun war aber ein getreuer Pfleger, Ekkehard mit Namen, bei Hof gewesen, der ritt noch schneller als das Heer und kam vor ihm zu der Burg, in der König Harlungs Söhne wohnten. Er ritt so rasch, daß er auf kein Fährboot wartete und alle Ströme auf seinem Roß durchquerte. Egard und Aki sahen ihn, als sie zur Jagd wollten. Sie kehrten um, schlossen das Tor und fragten ihn, warum er's so eilig hätte. „König Ermanrich ist mit seinem Heer unterwegs und will euch hängen", warnte Ekkehard, „rettet euch!"

„Vor unseren Verwandten brauchen wir uns nicht zu fürchten", meinten die jungen Recken, „was wird er von uns wollen?" Ekkehard erzählte ihnen alles, er wußte auch von den gefälschten Briefen des Kanzlers. Egard und Aki weigerten sich indes zu fliehen, sie zogen die Fallbrücke hoch und nahmen sich vor, im guten mit ihrem Oheim zu reden, oder die Burg zu verteidigen.

Herr Ermanrich kam und fand die Tore Breisachs verschlossen. Er ritt bis an den Graben und schleuderte die Bannerstange hinüber. Die Neffen wollten mit ihm verhandeln, er gab ihnen aber keine Gelegenheit zur Antwort, ließ die Steinschleudern richten, hieß Wurfzeuge bauen und Feuer in die Festung werfen. Da sprengten Egard und Aki mit ihren Mannen vor die Burg und kämpften, wurden jedoch überwältigt. Und der König ließ sie hängen, wie er es geschworen hatte.

Damals suchte Heime Herrn Wittich auf. Der begegnete ihm vor den Toren Roms, er wollte den Dieb Mimungs nicht sehen und blickte verdrossen zur Seite. Heime trat jedoch auf ihn zu. „Mich reut unser Hader, Wittich", sagte er. „Wir sollten zusammenhalten an König Ermanrichs Hof." Dann erzählte er ihm vom Tod der Harlunger.

Wittich ritt eilig nach Bern zu Herrn Dietrich als dem nächsten Verwandten der Getöteten und bat um seinen Rat.

„Ich werde mit meinem Oheim sprechen", antwortete der König, zog mit viel Gefolge nach Rom und fragte Ermanrich, wie er dazu komme, seine Vettern zu hängen. Ermanrich verbarg seinen Grimm und ließ dem Berner die Briefe zeigen. Auch Wittichs Groll besänftigte er, belehnte ihn mit einem Teil der Güter der Toten und bevorzugte ihn und Heime bei Hofe.

Aber gegen Herrn Dietrich blieb er üblen Mutes und verdachte ihm, daß er als Neffe von seinem Oheim Rechenschaft gefordert hatte.

Nach einiger Zeit sprach Sibich wieder mit König Ermanrich und klagte über den Berner. „Wie kommt es eigentlich", fragte er, „daß Herr Dietrich dir keinen Zins zahlt? Bist du nicht das Oberhaupt, von dem Dietrich nach seines Vaters Tod sein Land als Lehen hätte nehmen sollen? Statt dessen vertut er sein Gut, hält viele müßige Recken an seinem Hof und gibt ihnen sein Gold. Er sollte es lieber nach Rom schicken."

„Wahr ist, woran du mich erinnerst", antwortete der König.

„So verlange Zins von dem Berner", riet Sibich. „Wenn er ihn dir zahlt, ist es gut, wenn nicht, wirst du daran erkennen, daß auch er nach deinem Erbe trachtet." Ermanrich tat, wie Sibich ihm vorschlug. Zugleich sammelte er ein übermächtiges Heer in den Grenzlanden, ließ aber aussprengen, daß er gegen Spanien rüste. Als er alles vorbereitet hatte, schickte er Reinold von Mailand ins Amelungenland. Ohne König Dietrich Bescheid zu geben, lud der Bote in den Gemeinden die Bewohner zusammen und forderte Zins für Ermanrich. Da sandten die bedrängten Leute nach dem Berner und fragten, wem sie zu zahlen hätten, an zwei Herren könnten sie nicht zehnten. Dietrich ritt mit einigen Recken aus seiner Stadt, er rief ein Dhing zusammen und erklärte sein Recht.

Er bat Reinold von Mailand auch, heimzukehren und König Ermanrich zu melden, daß sein Neffe Dietrich lieber sein Land verlassen würde, als einem Fremden Lehnsgeld zu entrichten.

Herrn Reinold tat die Antwort leid, er konnte Dietrich indes nicht umstimmen, obwohl sie Freunde waren. König Ermanrich gefiel es auch nicht, daß er gegen den Berner kämpfen sollte. Sibich sagte jedoch: „Jetzt kommt es so, wie ich immer gefürchtet habe. Dein Neffe will dir gleich sein. Du mußt ihn rasch züchtigen, sonst erfährt das Land seine Antwort und deine Macht zerfällt." Ermanrich zog Heime und Wittich zu Rat, und die sprachen beide gegen Sibich. „Es wäre eine Neidingstat, die dein Gedächtnis befleckt", warnte Wittich, aber der König hörte nicht auf ihn und befahl ihm, zum Heer zu stoßen. Da sattelte Wielands Sohn sein Roß und ritt, so schnell er konnte, nach Bern voran. Er erreichte es zur Nacht, die Wächter fragten nach seinem Begehr und brachten ihn vor den Berner und seinen Waffenmeister.

Dietrich glaubte noch, daß Wittich zum Verhandeln käme. „Sag mir, Freund", wollte er wissen, „warum erhebt mein Oheim Schatzung in meinem Land? Er hat niemals ein Recht darauf gehabt." Wittich antwortete: „Darüber zu reden, ist zu spät. Auch bin ich selbst heute König Ermanrichs Mann, das weißt du. Ich will dir nur ankündigen, daß, wenn du bis zur Morgenfrühe wartest, deine Stadt von uns umschlossen sein wird." Dann kehrte Wittich zu König Ermanrich zurück. Er übernahm die Führung des Heeres, aber er hoffte, daß der Berner rechtzeitig entweichen würde.

Als Wittich Herrn Dietrich verlassen hatte, blieb der mit sich allein. An Odaker dachte er und auch an die Freunde, die er verloren, seitdem das Dunkel sich um ihn gebreitet hatte.

Währenddessen hatte Hildebrand seine Gesellen und Räte versammelt, rief seinen Herrn und bestellte ihm, daß er immer noch Freunde genug habe, die sich um ihn sorgten. Da trat der Berner vor die Männer. „Wir müssen wählen", sagte er und merkte, daß sich jetzt erfüllte, was ihm verkündet war. „Wir müssen wählen und uns entweder mit den wenigen Leuten in der Stadt wehren, so gut wir können, oder aber weichen, bis das Geschick sich wendet."

Nach ihm sprach Hildebrand: „Ich kenne König Ermanrichs Heere, sie sind zahllos wie der Sand am Meer. Gering ist unser Aufgebot, denn Dietrich hat keine Schätze gesammelt, er hat seinen Recken gegeben, was er gewann. Nun müssen wir ihm ins Elend folgen."

Da rüsteten sich die Besten aller Mannen, mit ihrem König die Stadt zu verlassen; sie nahmen Abschied von den Ihrigen, und es war ein großes Wehklagen in Bern. Frauen beweinten ihre Männer, Brüder zogen voneinander,

und Freunde sahen sich zum letztenmal. Von Waffen klirrten die Straßen, die Rosse wieherten, und die Hörner schollen.

Als alles zum Aufbruch bereit war, gingen die Recken noch einmal in die Halle, in der sie soviel frohe Tage mit dem König verbracht hatten, sangen wie einst, besprachen den Lauf der Welt und hoben die Becher, um miteinander anzustoßen. Währenddessen brachte ein Bauer die Nachricht, daß der Feind die Stadt schon umzingele. Die Männer lohnten ihn und schwuren einander zu, heimzukehren, wenn ihre Stunde käme. Dann saßen sie auf; Meister Hildebrand nahm König Dietrichs Bannerstange und hieß die Freunde folgen. Schweigend trabten sie zum Tor hinaus ins nächtliche Land.

Als Ermanrich in die Stadt Bern einzog, verfeindete sich Heime mit Sibich und schlug ihn vor den Augen des Königs, so daß er vornüber auf den Estrich fiel und die Vorderzähne verlor. Ermanrich befahl seinen Dienern, Heime zu greifen; aber Wittich riß den Mimung aus der Scheide und begleitete den andern bis vors Tor, da wagte keiner sich ihm zu nähern.

Heime legte sich danach an die Wege, wurde König Ermanrichs Feind, und Sibich lebte in ständiger Furcht vor ihm. —

König Dietrich ritt unterdessen über die Alpen nach Osten und erreichte die Stadt Bechelaren. Dort wohnte sein Freund, der Markgraf Rüdiger, mit seiner Gemahlin Gotelinde. Es waren zwei edle Menschen, die weithin wegen ihrer Gastlichkeit gerühmt wurden. Als der Markgraf hörte, daß Dietrich von Bern flüchtig zu ihm kam, hieß er seine Mannen zu Rosse steigen, ehrte den Freund und zog ihm entgegen. Sie grüßten sich in Treuen, Rüdiger lud die Heimatlosen in die Burg, versuchte, sie durch Spiele zu erheitern, und tat, was er ihnen an den Augen absehen konnte.

Frau Gotelinde schenkte Dietrich ein Banner, halb aus grüner, halb aus roter Seide, auf dem war sein goldener Löwe eingestickt; sie hatte es schon lange für den König von Bern gearbeitet.

Reich bedacht, ritt Dietrich mit seinen Recken weiter, erquickt durch Speise, Trank und gute Herberge. Er wandte sich auf Rüdigers Rat nach Ofen, wo zu jener Zeit König Attila hofhielt. Als der von Dietrichs Ankunft erfuhr, ließ auch er die Banner erheben und brach mit einem großen Heer auf, um dem zu begegnen, der ihm gegen König Oserich und die Wilten geholfen hatte. Frau Helche begleitete ihren Gemahl; sie sah, wie die Männer einander begrüßten. Sie dachte indes an Odakers Tod, und es tat ihr leid um Dietrich, der mehr war als alle Recken seiner Zeit.

Danach ritten Dietrich und Attila in die Königsstadt ein. Herr Etzel setzte den Freund zur Seite des Hochsitzes und bat ihn, sein Gast zu sein, solange er

wolle. Alles, was er für ihn tun könne, sei ihm gewährt, und er selbst stünde zu seinen Diensten.

Herr Dietrich wandte sich an die Königin. „Mir ist jetzt geworden, wie du es mir angekündigt hast", sagte er. Sie antwortete, er möge bleiben, und gab seinen Rittern ehrenvolle Plätze an des Königs Tafel.

Im Frühling rüstete Etzel mit viel Volk gegen den Reußenkönig Waldemar von Holmgard. Der war mit einem großen Heer in Attilas Reich eingefallen; von den Türmen der Burgen sah man weithin Feuer und Rauch.

Herr Dietrich wünschte dem Feind mit seinen Amelungen entgegenzuziehen, Attila wollte ihn unter den Mauern erwarten. Noch während sie beratschlagten, erfuhr der Reuße, daß Dietrich von Bern beim Hunnenkönig weilte, und kehrte eilig in sein Reich zurück. König Attila war es zufrieden, der Berner aber mahnte ihn, dem Feind mit allen Bannern zu folgen und ihn zur Schlacht zu zwingen. Bald ritten sie tief ins Reußenreich und sammelten unterwegs viel Volk, das von Gotland und vom Hünenland Herrn Attila zu Hilfe kam. Endlich lagerten die Heere einander gegenüber. Attila stellte seine Scharen in Schlachtordnung auf und pflanzte sein Banner.

In der Frühe des Morgens begann der Kampf, von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gestritten. Dietrich von Bern hatte vor, sich vor allem mit König Waldemars Sohn zu messen, der hieß Dietrich gleich ihm und war weit und breit gerühmt. Er brach mit Hünen, Goten, Friesen und Amelungen tief ins Volk der Reußen ein, traf auch, wie er es wollte, auf König Waldemars Sohn, und sie kämpften hart miteinander, niemand kam ihnen zu Hilfe. Schließlich wurde der Berner übermächtig, obschon er selbst neun Wunden erhalten hatte. Er überwand den jungen Dietrich, indem er ihn vom Pferd her mit den Armen umfing und mit ihm rang, bis er ihn gefangen und gebunden hatte.

Als es so weit war, hörte man viel jämmerliches Geschrei; Attila, der die Hunnen geführt hatte, war auf dem Rückzug und befahl König Dietrich, ihm zu folgen. Der wollte nicht weichen, er ritt noch einmal kühn in den Feind hinein und kämpfte bis zum Abend. Schließlich wurden die Reußen so stark, daß Dietrich und seine Recken Schanzen bauen und ein festes Lager beziehen mußten. Mit zwölftausend Mann legte sich König Waldemar vor ihre Tore, die Eingeschlossenen litten bald Mangel an Speisen und Trank. Aber Herr Dietrich machte auch täglich Ausfälle gegen die Reußen und fügte ihnen viel Schaden zu. Er hatte zudem Waldemars Sohn unter den Gefangenen; der war ihm ein guter Bürge.

Nach einiger Zeit mußten sie ihre Pferde schlachten, schon beriet sich Dietrich mit Meister Hildebrand, und sie bestimmten Wildeber, daß er König Attila

Botschaft brächte und Hilfe herbeiführte. Dietrich lieh ihm den Helm Hildegrim, das Schwert Nagelring und sein Roß Falke. Damit brach der kühne Mann ohne Helfer zur Nacht aus dem Lager, riß einen Brand aus dem Wachtfeuer der Reußen, schwang ihn und warf ihn in König Waldemars Zelt. Dann preschte er von dannen, und die Feinde vermochten das Roß Falke nicht einzuholen.

Als Attila die Botschaft erhielt, war es ihm leid um Dietrich, aber er meinte auch, daß der Freund ihm bei seinem Rückzug hätte folgen sollen. Frau Helche hörte davon; sie ging zu ihm und sagte, es sei unritterlich, dem Berner den Beistand zu weigern. Da bot der Hunnenkönig sein Heer auf, stieß bis in die Nähe des Lagers vor, und König Waldemar befahl seiner Mannschaft, abzuziehen. Er glaubte nicht, noch einmal gegen beide Herren standhalten zu können.

Attila und Dietrich begrüßten einander herzlich; Herr Etzel war froh, den Freund trotz seiner schweren Wunden lebend anzutreffen. Dietrich zeigte Attila auch seine Gefangenen, unter ihnen war Waldemars Sohn. „Ich will dir diesen Mann schenken, mach mit ihm, was du willst."

„Er ist mir lieber als ein Schiff mit rotem Gold", antwortete Attila. „Ich werde ihn Frau Helche heimbringen, da mag sie sehen, daß ich stärker als ihre Verwandtschaft bin." Das sagte er, weil der junge Dietrich zugleich der Neffe König Oserichs war.

Vom Schlachtfeld aus ritten die Männer gen Westen nach Susat und hatten vor, sich zu pflegen. Der Berner mußte sich legen; seine Wunden waren beim Heimweg aufgebrochen, schmerzten sehr und wollten nicht heilen.

Der Gefangene wurde in den Kerker geworfen, auch er war dem Verbluten nah.

Nachdem der König ein halbes Jahr zu Susat geweilt hatte, ohne daß sich mit Herrn Dietrich etwas verändert hatte, mußte Attila wieder ins Hunnenreich reiten, um den Feinden die Grenzen zu wehren. Dietrich litt so schwer, daß er dem König nicht zu helfen vermochte.

Ehe Attila auszog, kam die Königin Helche zu ihm. „Ich habe eine Bitte an dich, Herr. Gib mir Dietrich, Waldemars Sohn, meinen Blutsfreund. Erlaube mir, daß ich ihn aus dem Verlies hole und heile. Eines Tages wird Frieden zwischen dir und König Waldemar herrschen, dann wird es gut sein, wenn wir ihn gepflegt haben."

„Ich darf es dir nicht gewähren", sagte Attila. „Es könnte sein, daß der Reuße entflieht."

Königin Helche antwortete: „Ich bürge mit meinem Kopf dafür, daß du ihn wiederfindest, wenn du heimkommst!"



König Attila wurde zornig. „Zweifle nicht, daß ich dich beim Wort nehme! Wenn der Gefangene seiner Haft entkäme, wäre es schlimmer für mich, als wenn ich Susat oder Ofen verlöre.“ Die Königin ließ mit ihren Bitten nicht nach, sie holte ihren Vetter Dietrich aus dem Kerker, pflegte ihn und wachte bei ihm. Währenddes zog Attila mit viel Mannschaft aus und kämpfte im Osten.

Die Königin Helche sorgte für den jungen Dietrich, ihren Gesippen. Er war dem Berner ähnlich an Gestalt. Sie badete seine Wunden, so daß sie heilten, beschenkte ihn und zeigte ihm ihre Knaben. Zu König Dietrich ließ sie ihre Dienerinnen gehen.

Als Dietrich, Waldemars Sohn, genesen war, nahm er seine Waffen und setzte sich den Spiegelhelm aufs Haupt. ‚Du hartes Eisen, manchen Hieb von

König Dietrich hast du ausgehalten', dachte er. ‚Jetzt liegt der Berner krank, mich aber pflegte Frau Helche gesund. Fortreiten will ich, weder Dietrich noch Attila, der Ferne, können mich daran hindern.'

Die Königin wurde gewahr, daß er auf Flucht sann, und begann zu weinen. „Lohnst du mir so meine Wohltaten", rief sie. „Weißt du nicht, daß ich mein Haupt für dich zum Pfand gesetzt habe?"

Ihr Vetter lachte: „König Attila wird dich nicht erschlagen. Ich aber wäre ein Narr, wollte ich auf ihn warten."

Dann zog er das beste Roß aus dem Stall und schwang sich in den Sattel. „Bleib hier", flehte Königin Helche. „Ich will dir beistehen, daß du dich mit meinem Gemahl vergleichst. Ach, Vetter, ich habe Furcht vor Attilas Jähzorn; er wird mich töten, wenn er heimkommt." Der Reuße aber ritt von dannen und tat, als hörte er sie nicht.

Herr Dietrich erfuhr von jener Flucht, der Zorn packte ihn so sehr, daß er sich von seinem Wundlager erhob. Er ging zu Helche, und sie bat ihn, ihr zu raten.

„Warum hast du mich nicht gepflegt wie ihn?" grollte er.

Da ließ sie ihr Weinen sein. „Ich dachte, daß deine Zauber und Listen stärker wären als ich."

Dietrich merkte, daß sie von Odaker sprach. „Ich meine", sagte er, „daß es besser ist, ein Unrecht zu sühnen, als darüber zu streiten. Oft habe ich den Menschen geholfen, und noch mehr will ich auf mich nehmen. Was verlangst du von mir?"

Die Furcht kam über Frau Helche. „Dietrich", flehte sie, „ich heilte meinen Vetter, er ist davongeritten. Was wird Attila tun, wenn er heimkehrt?"

„Zu mir schicktest du eine schlechte Magd", murrte Dietrich. „Mich dünkt, du wolltest, daß ich umkäme; warum soll ich dir beistehen?"

Frau Helche rief ihre Knaben, damit die Herrn Dietrich um Hilfe bäten. Da erhob sich der wunde König und befahl, Brünne und Waffen zu bringen. „Reich mir meinen Schild", sagte er zur Königin, und sie wappnete ihn. Und obwohl seine Wunden bluteten, daß die Rüstung rot wurde, ritt Dietrich aus und folgte der Spur des Flüchtigen bis ins Wiltenland.

Eines Tages, als er an einem großen Hof vorüberkam, sprach er ein Fräulein an: „Sahst du einen Mann auf grauem Roß, einen mit blanker Brünne und weißem Schild? Es war mein Gesell."

„Es war dein Gesell nicht", gab das Mädchen zur Antwort, „aber der Mann, das will ich dir verraten, sprengte hier vorbei."

Sie hatte Mitleid mit dem müden Fremden. „Steig ab, bleib bei uns zu

Gast, was hat man dir getan?" König Dietrich hörte nicht auf sie; er trieb seinem Tier die Sporen in die Weichen. Nach einiger Zeit sah er einen Reiter vor sich und rief ihn an: „Waldemars Sohn, um der Königin willen kehre um!" Der andere ritt eiliger. „Ich will dir all mein Gold und Silber schenken und zwischen dir und Attila Freundschaft stiften", schrie der Berner.

Der Junge verhielt sein Roß. „Wie willst du, Teufel, mir Freund sein? Bleib von meinem Weg, oder ich sorge dafür, daß du niemals Königin Helche wiedersiehst."

Noch einmal bat König Dietrich: „Guter Gesell, es ist nicht ehrenhaft, wegzureiten, da eine Frau ihren Kopf für dich verpfändete!" Aber der andere antwortete wie zuvor.

„So steh mir", schrie Herr Dietrich. „Wir wollen sehen, wer von uns die bessere Ehre hat!" Da sprang Dietrich, Waldemars Sohn, von seinem Roß, und sie kämpften miteinander wie einstmals in der Schlacht vor Holmgard. Der Berner wurde matt, die alten Wunden brachen auf, aber auch der Junge ermüdete rasch. Jeder stellte seinen Schild vor sich, um sich darauf zu stützen, und beide dachten an die Königin. Dann traten sie noch einmal an, und der Streit ging so aus, daß der Amelunge dem anderen das Haupt abschlug.

Sehr traurig war Dietrich von Bern. Er wandte sich zu seinem Roß zurück, verbarg das Haupt des Toten in Gras und Blumen am Sattel und ritt bis dahin, wo die Jungfer auf ihn wartete. Diesmal nahm er ihre Gastlichkeit an, ließ sich die Wunden verbinden und blieb bei ihr, die ihn pflegte. Viel Mitleid brachte die Fremde dem König entgegen, mehr, als er von Frau Helche erfahren hatte. Sie tröstete ihn und gewann ihn so lieb, daß sie sich ihm ganz ergab.

Nach einiger Zeit war der Berner so weit geheilt, daß er heimreiten konnte. Da kam der Vater des Mädchens zu ihm, versorgte ihn mit Kleidern und Waffen und sagte: „Ich weiß wohl, wer du bist, aber gerade darum soll mein Haus dich ehren. So groß ist Dietrich von Bern."

Der König dankte ihm und seiner Tochter und dachte seines Dankes, bis er Susat erreichte und Frau Helche wiedersah.

Sie erfuhr, daß Dietrich heimgekehrt war, ging ihm fröhlich entgegen und hoffte, daß er ihr einen Gefangenen einbrächte. Er nahm das Haupt des Vetters und warf es ihr vor die Füße. Da vergaß die Königin, den Recken für seinen Ritt zu loben; sie begann zu weinen, und der Schmerz der Wunden kam von neuem über den verlassenen Mann.

Um jene Zeit hatte Attila die Hunnen aufgeboten und wollte von Ofen aus gegen König Waldemar ziehen. Er sandte zu Dietrich und bat ihn, das Heer



zu führen. Der Berner antwortete ihm, daß er noch siech sei und nicht kämpfen könne. Einsam blieb er zu Susat, und Königin Helche ging an seiner Kammer vorüber.

Da versuchte der Hunnenkönig, den Feind zu täuschen. Er riet Hildebrand, der bei seinem Heer war, König Dietrichs Banner in die Hand zu nehmen, und zog mit ihm und Rüdiger ins Reußenland. Wieder kam es zu einer Schlacht. König Attila und Hildebrand führten die Fahnen mit gutem Mut. Noch größer aber war der Mut der Reußen und ihres kühnen Königs Waldemar, der nächst Dietrich von Bern und Siegfried von Xanten als der Stärkste aller Lebenden

galt. Er ritt gegen Herrn Attila, und es gelang ihm, Etzel mit seinen Hunnen wie Schafe vor sich her zu treiben. Bald waren tausend der Besten des Königs erschlagen.

Den Markgraf Rüdiger aber und Hildebrand vermochte er nicht vom Feld zu drängen.

Der Jarl von Griechenland, ein Vetter der Königin Helche, der Waldemar zu Hilfe gekommen war, sah Hildebrands Banner. Er glaubte, der Berner selbst führe es, ritt ihn mutig an und stieß so hart auf Hildebrand, daß der Waffenmeister vom Pferd stürzte. Es wäre wohl um ihn geschehen gewesen, wenn nicht Herr Rüdiger noch einmal vorgeprescht wäre, um dem Alten aufs Roß zu helfen. Schließlich aber mußten sie weichen, die Übermacht war zu groß. In jenem Kampf fielen hundert Amelungen.

In tiefem Gram zogen Rüdiger und Hildebrand vom Schlachtfeld nach Susat. Viele Tage ritten sie, und es dauerte lange, ehe sie sich zu König Dietrich wagten. Dann trat der Waffenmeister bei ihm ein, der seiner Wunden nicht genesen konnte, und berichtete über den Kampf.

„Ich bin froh, daß du noch lebst, König", sagte er, „und wäre noch froher, wenn du gesund würdest, um Attilas Schande wiedergutzumachen."

König Dietrich fragte, was ihnen auf ihrer Fahrt begegnet sei. „Du hast zu viel von deinem Freund Attila geprahlt", grollte der Alte. „Feig ist er, mitten aus heißestem Streit ist er geflohen und ließ das Banner fallen. Dreimal durchritt ich die Reußen. Was half's? Der Jarl von Griechenland stieß mich zur Erde — er wollte dich treffen! Wann wirst du's ihnen vergelten?"

„Es ist nicht mein Amt, Attilas Ruhm neu zu festigen, wenn er seine Schlachten verliert."

„Das dünkt mich auch", sagte Hildebrand, „dennoch ist es schmählich, daß wir von den wilden Reußen geschlagen wurden."

„Es ist noch schmählicher, wie man mich in der Einsamkeit ließ", drohte der König.

Einige Zeit später kehrte auch Attila nach Susat zurück und wollte vom Freund erfahren, wozu er ihm rate. Aber der Berner schwieg.

Danach kam Frau Helche zum Lager Dietrichs. Sie fragte ihn, ob wirklich Herr Hildebrand aus dem Sattel geworfen worden sei, und lachte. Auch wollte sie hören, ob Herr Waldemar nun der stärkste aller Recken sei, die man kenne.

„Vielleicht", sagte Dietrich, „ich will es mit ihm versuchen, wenn ich gesund bin."

„Ich weiß nicht", antwortete die Königin, „ob du mehr als er vermagst, auch wenn du es mit ihm wie mit Odaker hältst." Dann verließ sie ihn.

Nach einigen Tagen kam Attila mit seinem Weib Helche und bat Dietrich noch einmal um Hilfe. Aber der Berner gab keinen Bescheid. Da sah Attila Frau Helche an, daß sie Dietrich riete. „Jetzt geht es um mein ganzes Reich", stöhnte er, „kein anderer als du kann die Reußen daran hindern, über uns alle herzufallen."

„Wenn es so steht", sagte Frau Helche, „muß ich ihn bitten und werde ihm Dank schulden."

König Dietrich erhob sich. Attila wurde sehr froh und fragte den Freund, was er beföhle. „Ich will, daß du ein Heer aus deinem ganzen Reich zusammenziehst", gebot der Berner, „dann werde auch ich alle meine Mannen und mich selbst einsetzen. Und gewinnen wir nicht, will ich nicht lebend zurückkehren." Er sagte es, wie man bei einer Sühne spricht, und sah König und Königin an.

Nun genas Dietrich rasch von seinen Wunden; man pflegte ihn gut. Attila ließ währenddessen von Susat und von Ofen aus Botschaft in seine beiden Reiche, an Hünen und Hunnen, schicken, daß jeder zu ihm stoßen solle, der zu kämpfen vermöge. In kurzer Zeit kamen über zehntausend Reiter und Mannschaften zu Fuß ohne Zahl. Es war Attila aber nicht genug. Deshalb ließ er entbieten, daß alle sich stellen sollten, die zwanzigjährig oder älter wären. Bald zählten sie allein im Hünenland dreißigtausend Berittene. Mit ihnen zog Etzel durch Polen und Rußland und verbrannte König Waldemars Städte und Burgen. Eine Feste aber, Balteskia, war so stark, daß sie sich nicht brechen ließ, sondern belagert werden mußte. Da nahm der König die Gelegenheit wahr, ordnete seine Scharen und hieß zehntausend unter sein eigenes Banner, zehntausend unter Rüdigers und zehntausend unter Dietrichs Befehl treten. Als sie drei Monate vor Balteskia gelegen hatten, war der Berner dessen überdrüssig. „Ziehe du aus", sagte Attila, „und sieh, ob du das Feld gewinnst. Ich will die Stadt währenddes nehmen, wie ich's geschworen habe."

Herr Dietrich brach mit seinem Heerbann auf und suchte König Waldemar. Er ritt hinter dem Heerschild tief ins Land, zerstörte die Burgen und kam vor die Stadt Smolenskia. Dort stieß er allein auf König Waldemar, der sein Heer versammelt hatte. Ehe sie in die Schlacht gingen, rief Dietrich seine Ritter zu sich und sagte, daß an diesem Tage Herr Waldemar geschlagen werden müsse, andernfalls würden sie alle sterben und er selbst mit ihnen.

Bald ritt der Berner mitten ins Reußenheer, und jeder der Seinen brachte viele Feinde zu Fall. Gegen Abend traf Dietrich das Banner und die Leibschar König Waldemars und erschlug den Bannerträger. Und seine Mannen waren wie Leuen in einer Wildherde.

Noch einmal stieß König Dietrich gegen Waldemar vor. Sein Zorn war grimmiger als je und sein Mut gewaltig. Als er den Herrscher aller Reußen vor sich hatte, lohte ihm Feuer im Atem, er nahm ihn an und tötete ihn mit einem einzigen Streich.

Da erhob sich ein ungeheures Geschrei und Getöse bei Amelungen und Hünen. Die Reußen warfen die Waffen fort, wurden niedergeritten oder stürzten unter den Klingen wie das Gras bei der Mahd. Einen Tag und eine Nacht drängten ihnen Hünen und Amelungen nach und erschlugen die Mannen der Feinde bis auf wenige.

Zu derselben Zeit bekam auch König Attila die Stadt Balteskia in seine Gewalt und machte sie dem Erdboden gleich. Danach folgte er dem Weg König Dietrichs, sie vereinigten sich bei Smolenskia und erzählten einander, was seit ihrer Trennung geschehen war. Dann nahmen sie die Huldigungen der Herzöge König Waldemars entgegen und schlossen mit ihnen Frieden. Denn wenn man den Feind niedergerungen hat, zeugt es von Würde und mannhaftem Wesen, sich mit dem, der die Waffen trug und sie ehrlich verlor, zu versöhnen.

Damals fragte Attila Herrn Dietrich, ob er für ihn über die Reußen herrschen wolle. Er war fröhlich und erzählte: „Frau Helche riet mir, dich zum König der Länder zu machen, zu denen du mir verhalfest. Es ist unser beider Wunsch, dich als mächtigen Freund nahe zu wissen."

Dietrich aber schüttelte den Kopf. „Ich habe geschworen, dir zu dienen", sagte er. „Und ich diene dir so lange, bis ich mein eigenes Reich wiedergewinne." —

Der Berner war jetzt schon viele Jahre an König Etzels Hof. Sein Bruder Dieter, der ein Knabe gewesen war, als er von Bern aufbrach, war zum Mann erwachsen und war an Stärke, Schönheit und ritterlichen Künsten allen seines Alters über. Auch Attila hatte zwei Söhne, Erp und Ortwin. Sie standen fast in gleichen Jahren wie Dieter, und die drei Jünglinge hatten einander so gern, daß sie immer beisammen waren. Frau Helche tat an dem jungen Dieter wie an ihrem eigenen Kind und erzog ihn mit ihren Söhnen, ohne daß ein Unterschied zu spüren war. Aller Leute Lob galt den drei Junkern bei Hofe.

Als sie nun den Sieg über das Reußenland feierten und die Jungen zum erstenmal dem Gastmahl der Männer beiwohnten, auch viele schöne Frauen den Reden und Liedern und Spielen zuhörten, die König Attilas Gäste erfreuten, da versuchte der Hunnenkönig, Herrn Dietrich näher an seinen Hof zu binden. „Ich vermag dir nicht zu danken für deine Taten", sagte er, „aber die Königin will, daß dir ein besonderer Dank werde. Ich habe deshalb beschlossen, dir ihre Nichte Herrat zum Weibe zu geben, wenn sie dir gefällt." Er sprach

so, daß Helche es hörte, und es war zu merken, daß auch sie Dietrich bat und daß die beiden alles wohl erwogen hatten; Herrat war Frau Helche ähnlich, und viele hatten sie schon deswegen gern.

„Der Königin Rat ist gut", sagte Dietrich und sah sie an.

Bald danach wurde die Hochzeit mit viel Freude und Pracht gefeiert. Und der König und Frau Herrat hatten einander lieb. Aber ihr Glück erfüllte sich nicht, Herrat hatte keine Kinder.

Danach diente König Dietrich Herrn Attila wieder eine lange Weile. Eines Tages kam das Heimweh über ihn, und er suchte die Königin auf. Sie saß mit ihren Mädchen in der Frauenhalle von Susat, nähte Schmuck und säumte einen purpurnen Mantel. Als Frau Helche Herrn Dietrich eintreten sah, stand sie auf, empfing ihn huldvoll und ließ ihm einen Goldkelch mit Wein füllen. Sie selbst reichte ihn dem Gast und begrüßte ihn: „Willkommen, guter Freund, setz dich, trink und nimm alles, was ich dir geben kann."

Dietrich war sehr bewegt. „Herrin", antwortete er, „mich verläßt die Unrast nicht. Nun dir und deinem Gemahl alles gelungen ist, will ich, daß ihr mir ein neues Werk auferlegt."

„Ich danke dir, daß du mich fragst", sagte Helche.

„Ich komme aus meiner Herberge und dachte viel an das, was gewesen ist und was werden soll. Bald sind es zwanzig Jahre, daß ich meine Heimat entbehrte. Ob es dem Schicksal nicht genug ist?"

Die Königin sann nach. „Willst du's gegen König Ermanrich versuchen, so ist es nur billig, daß mein Gemahl dir hilft." Wieder dachte sie nach: „Halfst du ein Leben lang dem König und mir, so sollen meine Söhne lernen, deinem Erbe zu dienen. Wenn du deinen Bruder Dieter mit dir ins Feld nimmst, werde ich dir Erp und Ortwin mitgeben. So gern haben wir dich, Dietrich von Bern."

Dann stand Frau Helche auf, ließ sich ihren Mantel bringen und führte den Amelungen in den Saal, in dem Attila mit seinen Söhnen weilte. Etzel erhob sich, als er die Gäste sah, er empfing sie freundlich und fragte, welches Anliegen sie hätten. „Ich habe mit Herrn Dietrich gesprochen", antwortete die Königin und erzählte ihm alles. „Ich weiß, warum das Schicksal ihn aus seinem Reich vertrieb, und glaube, daß die Zeit vorüber ist, die ihm gesetzt war. Zwanzig Jahre hat er Not ausgestanden und für uns gesorgt, das mußt du ihm lohnen. Hilf ihm, sein Land zurückzugewinnen!"

„Du bist eine kluge Frau", sagte Attila, „und weißt zumeist gut um den Willen des Schicksals. Ich hoffe, daß du dich nicht irrst, denn wir alle haben Herrn Dietrich lieb. Ich werde nach deinem Rat dem Freund helfen und ihm

soviel Mannen geben, wie er will. Aber mich dünkt es nicht gut, daß er die jungen Adler bei sich hat."

„Sorg dich nicht", erwiderte Dietrich. „Ehe es zum Kampf kommt, lasse ich sie in einer sicheren Feste zurück."

„Wenn du mir schwörst, daß du mit Reich und Leben für sie einstehst", entschied Attila, „so werde ich dem Willen der Königin folgen."

„Ich schwöre dir, daß ich dir mein Haupt bringen werde, wenn ihnen etwas geschieht."

Nun rüsteten sich die Heermannen den ganzen Winter über. Da war kein Schmied, der nicht an Schwertern und Spießen, an Helmen und Brünnen zu hämmern hatte.

Zu Frühlingsanfang sammelten sich die Scharen, die mit König Dietrich ausziehen sollten.

Als man schon zum Aufbruch bereit war, kam die Königin zu den drei Freunden, zu ihren Söhnen und zu Dieter, dem Jungen. Sie ließ ihnen Schilde bringen, gab ihnen ein Banner mit Stange, schmückte sie selbst mit Schwert und Brünne, wollte lächeln und begann zu weinen. „Jetzt habe ich euch zum Kampf gerüstet", sagte sie, „damit ihr adelige Männer werdet, wie der Berner es war."

„Wir wollen einander helfen", gelobte Dieter, „gebe Gott, daß wir gesund heimkehren! Du sollst nicht hören, daß ich lebe, wenn deine Söhne stürben, Königin."

Über den Städten des Hünenlandes erhob sich nun Lärm und Waffengerassel, Rossegewieher und Rufen. Die Fähnlein flatterten im Winde, und Reiter ritten gen Süden. Zehntausend Mann zogen die Straßen über die Alpenberge ins Langobardenland.

Zwei Boten schickte der Amelunge nach Romaburg und befahl ihnen, König Ermanrich zu melden, daß Dietrich und sein Bruder heimkehrten. „Treulos bist du gewesen", sollten sie ihm ansagen. „Willst du dein Reich wahren, so ziehe uns entgegen. Herr Dietrich will nicht schleichen, er fordert dich bei der Stadt Raben zur Schlacht."

König Ermanrich ließ den Gesandten Rosse und neue Kleider geben und schickte Botschaft über das ganze Reich. Mit siebzehntausend Reitern brach er von Romaburg auf. Sibich, Wittich und Reinold von Mailand führten das Heer, mit ihnen ritt Siegfried vom Niederland, der gerade bei Ermanrich zu Gast gewesen und von ihm geworben war.

„Gib mir Urlaub", bat Wittich seinen König, „ich möchte nicht mit Dietrich kämpfen."

„Ich will es so", antwortete Ermanrich.

Als die Heere sich nun bei der Stadt Raben einander näherten, verließ Meister Hildebrand Dietrichs Lager, kam an einen Strom und durchquerte eine Furt. Da traf er in stockfinsterer Nacht auf einen Fremden, der erkannte ihn an der Stimme. „Ich will dir ansagen, Hildebrand", rief der Unbekannte ihm zu, „daß ich zu König Dietrich reite, um ihm zu verkünden, daß ich ihm Glück wünsche, obwohl ich nach meinem Eid zu den Meinen halten muß." Es war Reinold von Mailand, der mit Hildebrand sprach. Sie erklärten einander, wie die Heere hüben und drüben lagerten und wie sie den Kampf begännen.

Herr Dietrich hatte Attilas Söhne, Erp, Ortwin, und seinen jungen Bruder Dieter getäuscht — er wollte ja nicht, daß sie an der großen Schlacht teilnähmen — und hatte sie unter dem Recken Ilsung in der Stadt Raben gelassen. Die Jünglinge ritten aber vors Tor; sie hatten versprochen, nur ihre Pferde zu üben, verirrten sich indes im fallenden Abend, fanden die Wege nicht mehr und mußten über Nacht vor den Toren bleiben.

Als sie nun am Morgen nach Leuten suchten, die sie zurechtweisen konnten, begegneten sie Wittich, der im Frühnebel das Vorfeld der Schlacht ausgespäht hatte. Er war dabei auf Alphart, Dietrichs Gesellen, gestoßen, hatte ihn erschlagen und war traurig über den Tod des Jungen.

„Was für ein finsterer Bursch", lachte Ortwin. „Es ist, als wollte er sich mit uns versuchen." Erp mahnte, heimzukehren, er dachte an das Wort, das sie Ilsung gegeben hatten.

„Welches Wappen trägt er?" fragte Ortwin. Da erkannte der junge Dieter den Mann, der für König Ermanrich das Heer führte, er vermochte seinen Zorn nicht mehr einzuhalten.

„Wittich ist's", schrie er und ritt dem Feind entgegen. „Bleibt zurück und laßt mich für meinen Bruder einen Hieb tun." Erp aber war rascher als er, er preschte vor und schlug Wittich eine Wunde. Der ergrimmte, er riß den Mimung aus der Scheide und spaltete Attilas Sohn mit einem einzigen Streich das Haupt. Erps Gesellen schrien laut auf und fielen den Feind an. Er deckte sich mit dem Schild und mahnte die Verwegenen: „Laßt ab, Knaben, zieht eurer Straße, mir tut eure Jugend leid." Sie bedrängten ihn indes so hart, daß Wittich sich wehren mußte, wollte er nicht sein eigenes Leben verlieren. Ortwin fiel als nächster. Noch einmal befahl Wittich dem jungen Dieter, er solle heimkehren. Der nahm ihn jedoch mit wildem Mute an und zerhieb ihm die Brünne. Da hob Wittig den Mimung zum drittenmal und traf Dietrichs jungen Bruder durch Achsel und Brust. Dann stieg er aus dem Sattel, kniete neben den Toten nieder und beklagte sie unter Tränen.

Inzwischen waren die Heermänner hüben und drüben wach geworden. Kriegshörner riefen die Versprengten, und die Plänkler warfen die ersten Speere. Herr Wittich stand auf; er wie auch Reinold und Siegfried vom Niederland trugen ihre Banner selbst. Sie waren von rabenschwarzer Seide, goldfarben oder grasgrün. Rote Schellen umsäumten sie. In der Mitte des Heeres ritt der Kanzler Sibich mit dem Kernvolk von sechstausend Reitern.

Ihm gegenüber wehte König Dietrichs Fahne im Winde. Wildeber folgte seinem Herrn; Markgraf Rüdiger von Bechelaren und Meister Hildebrand führten die Flanken.

Noch einmal feuerte Dietrich seine Mannen an; er erinnerte sie an die Kämpfe gegen Reußen und Wilten. „In dieser Schlacht geht's um die eigene Erde", rief er. Dann sprengte er mitten in Sibichs Schar hinein, und wohin er kam, wich man vor ihm. Der Herzog Wildeber gewann des Kanzlers Banner, da zog Sibich sein Volk zurück.

Herr Rüdiger lief währenddes Reinolds Mannen an, bis die sieglos und flüchtig wurden. Nun wandte sich Dietrich den Männern zu, die zwischen Sibich und Wittich kämpften. Frute von Dänemark und Siegfried vom Niederland führten sie. Herr Frute wurde bald gegen Wittich gedrängt, Hildebrand wagte es gegen beide.

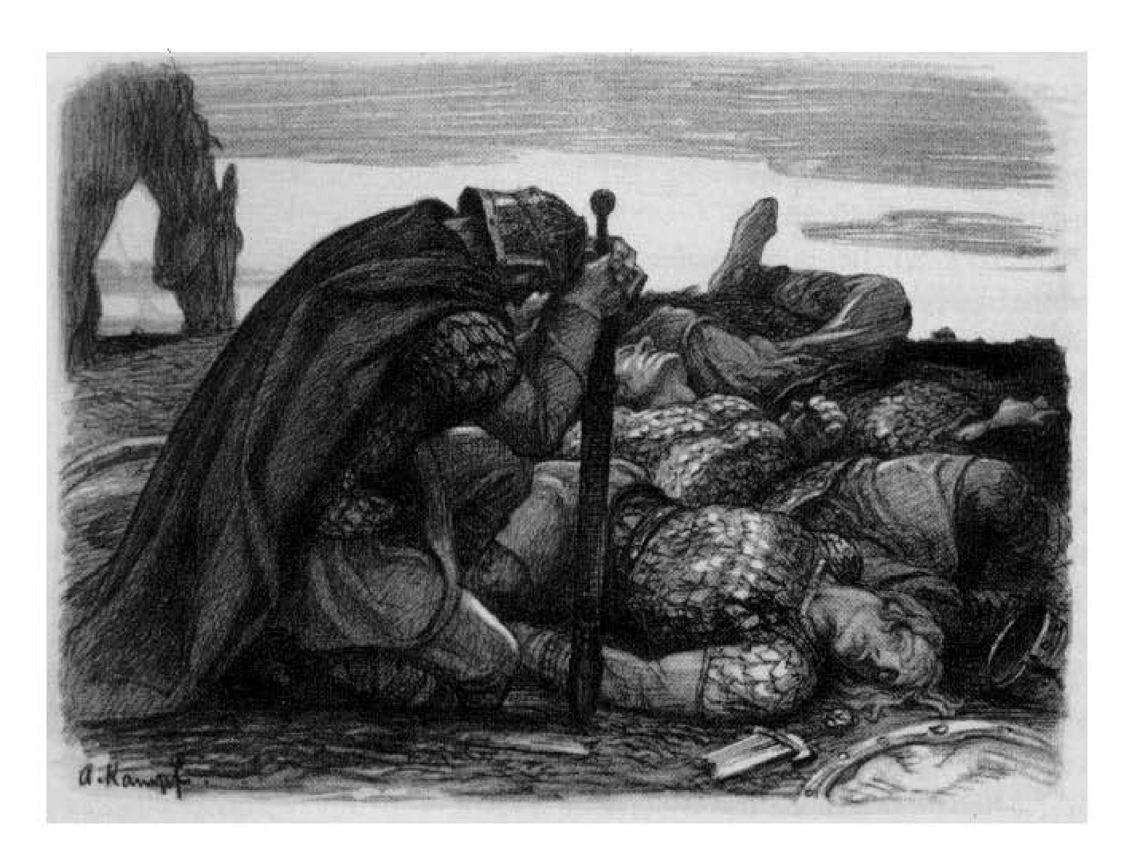
Der Niederländer war stärker, er suchte den König von Bern. Als Rüdiger ihn anhalten wollte, stieß er den Markgrafen wie einen jungen Knappen aus dem Sattel.

Danach begegneten sich die beiden Kämpen, deren Ruhm nunmehr in der Welt der höchste unter allen Degen war.

Und Dietrich von Bern und Siegfried von Xanten rangen lange miteinander. Sie warfen die Speere und fingen sie auf, als wenn es Pfeile von Knaben wären. Sie liefen einander an, aber die Schäfte splitterten, allzu gewaltig war ihre Kraft. Da zogen sie die Schwerter, und ihre Brünnen klangen heller als aller Lärm der Schlacht. Keinem wollte es indes gelingen, eine Schwäche des anderen zu erspähen. Rundum hielten die Männer mit dem Streit inne, niemand wagte die Klinge zu heben, solange die beiden Gewaltigsten der Erde miteinander stritten. Endlich glückte es dem vom Niederland, Herrn Dietrich einen furchtbaren Schlag gegen den Helm zu versetzen. Der Hieb war so hart, daß das Eisen sich verbiß; Siegfried konnte das Schwert nicht so rasch zurückziehen. Da traf ihn ein Streich des Berners, der jedem anderen Mann tödlich geworden wäre. Die Rüstung des Niederländers, die Zwergenarbeit, war jedoch stärker als die Kraft Nagelrings.

Inzwischen hatten die Hauptleute ihre Scharen von neuem vorangeführt,

die Helden wurden getrennt. Es war indes, als würde die Schlacht nur zwischen ihnen geschlagen. Sie suchten und suchten einander, und wieder stand der Kampf, als sie miteinander stritten. Hin und her sprang das Eisen und sprühte, als wenn Blitze die Brünnen entzündet hätten. Endlich traf der Held von Bern den Niederländer so hart gegen die Brust, daß er niedersank und das Schwert ihm entfiel. Ehe er es aufraffen konnte, warf sich Herr Dietrich über ihn und zwang den bisher Unüberwundenen zu Boden. Und es ging ein Schrecken durch König Ermanrichs Heer. Viele Helden verzagten trotz aller Übermacht.




Jetzt war von den Stärksten nur noch Wittich unbesiegt. Schon näherten sich die beiden Gegner einander, da ritt ein Mann auf König Dietrich zu und schrie, um ihm Grimm einzugeben: „Herr, jener, dem du gegenüberstehst, der dein Blutsfreund war, erschlug dir deinen Bruder und tötete Attilas Söhne!"

Als Herr Dietrich das hörte, vergaß er, daß es um sein Reich ging. ‚Was habe ich dir, Gott, getan', dachte er. ‚Keine Waffe traf mich, keine Wunde habe ich empfangen, und nun liegen die zu Tode, um deren Erbe wir kämpfen.' Er fühlte, daß zum andernmal das Schicksal ihn verstoßen hatte.

Die Rache brannte in ihm auf; er spornte sein Roß Falke und ritt scharf

und schnell gegen Wielands Sohn, daß keiner folgen konnte. Haß und Grimm verzehrten ihn so sehr, daß ein brennendes Feuer aus seinem Munde fuhr.

Wittich sah den Berner, der ihn suchte. Sein Mut verließ ihn vor dem furchtbar Strafenden, er floh dem Fluß zu, der hinter den Heeren strömte.

Der König setzte ihm quer durch alle Scharen nach. „Wielands Sohn", schrie er, „der du drei Knaben erschlugst, wag es mit mir!" Wittich tat, als hörte er nicht, er eilte nur um so schneller. Da rief Dietrich zum andernmal: „Schmählich ist es, vor einem Mann zu fliehen, der seinen Bruder rächen will. Steh mir, Reiter!"

Wittich dachte: ‚Wie kann ich ihm sagen, daß ich nur in der Notwehr seinen Bruder erschlug? Ach, wenn man es mit Gold und Silber büßen könnte!' Zugleich ritt er so rasch, wie sein Roß nur ausgreifen konnte, immer noch setzte Dietrich ihm nach. „Hilf mir doch, Falke", schrie der Berner und spornte sein Tier, daß es blutete.

Wittich horchte auf den Hufschlag des Verfolgers. Über Klippen und Felsen ging die Jagd dahin. Näher kam der Berner dem Flüchtenden, näher kam auch die Landzunge, unter der sich der Strom ins Meer ergoß. Auf der letzten Klippe bäumte sich das Roß Schimming hochauf, zu Füßen brausten die Wogen. Wittich sah den Tod vor sich, er wollte zum Kampf wenden. Die Furcht vor Dietrich übermannte ihn jedoch so sehr, er stieß seinem Tier das Eisen in die Weichen und sprang mit einem ungeheuren Satz in die Tiefe.

Im gleichen Augenblick teilte sich die Flut. Ein Wasserweib tauchte auf, Wittichs Ahnfrau war es, die einst Wade geboren hatte. Sie nahm den Urenkel in die Arme und trug ihn zum Meeresgrund. Kein Sterblicher hat ihn und das Schwert Mimung wiedergesehen.

König Dietrich hielt sein Roß so hart an, daß die Hufe sich in den Fels gruben, er sandte dem Versinkenden seinen Speer nach, er ritt zum Strand hinab und wagte sich ins Meer bis zum Sattel.

Dann mußte er umkehren. Er wußte indes nicht mehr, was er beginnen sollte. Nichts war ihm der Sieg; sein Leben gehörte Attila, dem er für die Söhne sein Haupt zum Pfand gesetzt hatte.

König Dietrich kehrte auf die Walstatt zurück; er sah, daß König Ermanrichs Heer sich für die Nacht über den Fluß in sein Lager zurückgezogen hatte. Über das leere Feld ritt er vorbei an erschlagenen Mannen und Gesippen.

Seine Recken begrüßten ihn vor ihren Zelten, die besten kamen zusammen und besprachen, wie das Heer lagern sollte und wie sie am anderen Tag die Feinde von neuem angreifen könnten. Denn viele meinten, daß Sibich seine Sache noch nicht verloren gäbe, sondern den Kampf erneuern würde. Sie klag-

ten um die Gefallenen und waren doch froh über den ersten Tag und darüber, daß sie das Feld behalten hatten.

Dietrich trat unter sie: „Kennt ihr so wenig eines Mannes Wort? Vergeßt ihr, daß ich König Attila und Frau Helche mit Reich und Leben für ihre Söhne bürgte? Darf ich noch ein Königreich fordern, da ich mein Haupt verlor?"

Einige Männer wurden zornig und wollten seinen Sinn wenden. König Dietrich aber sagte: „Es ist Gott, der uns prüft und uns das Schicksal sendet, und es ist Gott, der antwortet, ob eine Sühne genügt. Was gäbe ich darum, läge ich selbst zu Tode statt der drei Knaben, die Wittich erschlug? Nun ist es mein letztes Werk, daß ich euch heimführe und mich dem stelle, dessen höchstes Gut ich zum Opfer brachte." — Danach hieß er die Freunde für die Toten sorgen und die Verwundeten pflegen und befahl, dem Heer mitzuteilen, wie es stünde. Manche brachen in Weinen aus. „Hast du nicht den halben Sieg schon errungen", fragten sie. „Wir werden Königin Helche bitten, daß sie sich tröstet, wir werden König Attila bitten, daß er dir gut Freund bleibt. Halte das Reich, das du heute gewannst."

Der kluge Hildebrand trat vor und sprach für den König. „Wir haben das Reich noch nicht gewonnen", sagte er, „es wird noch viele blutige Tage kosten. Was nützt es aber, wenn Dietrich selbst nicht mehr kämpft? Versucht nicht, meinen Herrn davon abzubringen, sein Wort einzulösen. Kein Recke ist größer als er, der im Sieg den Schwur hält, den er in der Sorge leistete."

Die Hauptleute besprachen sich untereinander, und einige fanden den Berner undankbar gegen die Toten, noch andere glaubten, daß er die Hoffnung verloren hätte, denn der Weg bis Romaburg war weit und der Gefallenen waren viele. Die meisten ehrten das Wort, das König Dietrich seinem Lehnsherrn Etzel gegeben hatte und Königin Helche, der Mutter der jungen Helden.

Noch einmal kamen welche zu ihm: „Wir werden nicht zurückgehen, ehe du dein Reich nicht wiedergewonnen hast, wir werden bei dir bleiben und Attila Nachricht senden, daß wir dich gezwungen haben." Der Amelunge antwortete ihnen: „Wir müssen heimkehren!"

Als die Männer sich nach langen Ritten wieder der Stadt Susat näherten, wollte der Berner Attila und Helche nicht aufsuchen, sondern schickte jemand zum König und ließ fragen, welchen Tod er ihm beföhle. Frau Helche fing den Boten ab, sie erforschte, was geschehen war, begann zu weinen und ließ sich alles berichten. Eine Nacht verbarg sie die Kunde, grämte sich um ihre Söhne und wies ihre Frauen von sich. In der Frühe ging sie zum König. Inzwischen hatte sich auch Markgraf Rüdiger aufgemacht, trat in die Halle und begrüßte Attila. Der hieß ihn willkommen.

„Was für Nachrichten bringst du“, fragte Etzel. „Lebt Dietrich von Bern, haben seine Amelungen gesiegt?“

Rüdiger antwortete: „König Dietrich lebt, und dein Heer hat gesiegt. Dennoch kehren wir ruhmlos heim, denn die Königssöhne sind gefallen.“ Frau




Helche weinte laut, und alle, die in der Halle waren, wußten sich vor Traurigkeit nicht zu lassen.

Attila schwieg, dann fragte er: „Haben meine Söhne das rechte Geleit?“

„Viele wackere Gesellen“, rief Rüdiger, „Herr Dietrichs Bruder, der junge Dieter, fiel mit ihnen, dazu tausend Fürsten und Recken.“

„So laßt uns mannhaft bleiben bei dieser Nachricht“, sagte König Attila.

„Männer, denen das Schicksal den Tod bestimmt, müssen sterben. Alle guten Waffen gewähren keinen Schutz, wenn das Los es will."

Danach fuhr er fort: „Wo ist mein Freund Dietrich?"

Der Markgraf antwortete: „Er wird nicht kommen, Herr."

Der König sandte zwei Reiter aus, den Berner zu holen. Dietrich ließ bestellen, er sei zu traurig, um unter Menschen zu treten. Da erhob sich die Königin Helche, ging, von zwei Frauen geleitet, zu dem Haus, in dem Dietrich weilte, und setzte sich zu ihm. „Guter Freund Dietrich", fragte sie, „wie wehrten sich meine Söhne? Sind sie tapfer gefallen?"

„Wahrlich, Herrin", sagte Dietrich, „sie fielen, weil sie einander helfen wollten, und mein junger Bruder mit ihnen."

„Ich glaube, daß sie die besten und ritterlichsten Helden geworden wären", seufzte die Königin, „wenn das Schicksal es nicht anders entschieden hätte." Dann legte sie ihren Arm um seinen Hals und küßte Dietrich. „Unser Leid ist gleich. Heute muß ich den stärksten aller Mannen trösten. Folg mir in die Burg zu König Attila, Held von Bern, und sei uns willkommen. Ist das Sterben den Besten bestimmt, so müssen die Überlebenden einander helfen. Stolz wollen wir sein, wenn wir uns der Toten erinnern!" König Dietrich erhob sich, ging mit ihr, und sie führte ihn in die Halle. Als er vor Attila trat, stand der auf und zog Dietrich neben sich auf den Hochsitz wie vorher.

Die Königin litt aber insgeheim mehr unter dem Tod ihrer Söhne, als sie erkennen ließ. Zwei Winter nach der Schlacht bei Raben wurde sie krank, verfiel zusehends und fühlte, daß ihr Ende nicht mehr fern war.

Sie schickte zu Attila; als er kam, versuchte sie zu lächeln. „Mächtiger König Etzel, nun müssen wir scheiden. Wähle dir eine gute und edle Frau, die deiner würdig ist. Ach, wenn du falsch wähltest, würden es viele entgelten müssen."

Dann sandte sie zu Dietrich, daß er zu ihr komme. Der ritt, so rasch er vermochte, trat in die Burg und in die Frauengemächer.

Frau Helche grüßte ihn: „Dietrich, du bist mir der Getreueste von allen gewesen, nun will der Tod unsere Freundschaft trennen. Damit du mich nicht vergissest, schenke ich dir den Purpurmantel, den ich dir heimlich nähte; du sollst ihn tragen, wenn du zu Bern König bist. Auch meinen goldenen Becher sollst du haben und daraus trinken auf mein Angedenken. Fortan wird Frau Herrat, meine liebste Freundin, dir wohltun durch ihren Rat und für dich sorgen." Sie winkte ihn näher, denn ihre Stimme wurde müde: „Jetzt stirbt die Letzte, die um Odakers Ende weiß; nimm meinen Tod nicht schwer, denn du hast

Großes vor dir. Das Schicksal wollte wohl warten, bis ich gestorben wäre; nichts half es, daß ich ihm meine Söhne gab."

Dietrich mahnte die Königin, Mut zu fassen. „Was soll mit uns allen werden, wenn du stirbst? Gott weiß, daß ich meinen besten Freund verlöre." Danach überwältigte es ihn, er vermochte kein Wort mehr zu sagen. Die Königin aber wandte das Antlitz zur Wand und verschied.

Als der Tod Helches bekannt wurde, beklagte sie das ganze Reich, Männer, Mädchen und Kinder, weit und breit und überall. Und viele meinten, daß selten eine edlere Frau Königin gewesen sei als sie, die allen Menschen Gutes getan. Etzel ließ sein Weib in hohen Ehren bestatten. An ihrem Grab zu Susat standen der König, Dietrich und viele Auserlesene, und alle beweinten ihren Tod aufs bitterste.

Kurze Zeit danach gab Attila Susat und das Hünenland seinem Bruder und blieb nur noch in Ofen. Einige Jahre später heiratete er Kriemhild, die Witwe Siegfrieds vom Niederland, den Hagen ermordet hatte. Sieben Jahre lang führten sie eine gute Ehe, dann lud Kriemhild ihre Brüder zu König Attila und ließ sie erschlagen, weil sie den Mörder Hagen schützen wollten. Auch Kriemhild verlor das Leben in jenem Kampf, dazu viele Hofleute König Attilas, unter ihnen Rüdiger von Bechelaren.

Dietrich hatte damals starke Mannen um sich gesammelt, alte und neue Freunde, um zum letztenmal gegen König Ermanrich aufzubrechen; sie alle wurden ihm von den Burgunden erschlagen. Nur Hildebrand überlebte den Kampf, er war es, der mit dem Berner zusammen den wilden Hagen und König Gunther band. Unüberwindlich blieben noch immer Dietrich und sein Waffenmeister.

Der Tod der Freunde, die unter den Schwertern der Burgunden gefallen waren, ließ die Männer sehr einsam werden, sie hatten jetzt überviel Leid an König Etzels Hof erlitten. Auch hielt niemand sie beieinander, wie die Königin Helche es vermocht hatte.

Endlich sagte Dietrich: „Dreißig Jahre haben wir nun die Stadt Bern entbehrt, alle Getreuen sind vor uns dahingefahren. Was sollen wir noch im Hunnenland? Sollen wir hier sterben? Lieber wollen wir zum letztenmal in unser Reich ziehen und fallen."

Hildebrand antwortete: „Auch ich meine, daß Attilas Hof leer geworden ist von allem, was uns einst fröhlich machte, und daß wir in Niedrigkeit altern würden. Laß uns, wenn es sein muß, im Kampf sterben. Ich rate, daß wir zu zweit gegen König Ermanrich ausreiten und uns schwören, daß wir nicht noch einmal in Unehren heimkehren werden." Danach überlegten die beiden, wie sie es König Attila mitteilen sollten. Dietrich sagte: „Mein Plan steht fest.

Herr Attila wird uns aber so sehr abraten, daß wir uns lieber reisefertig machen wollen. Berede du mit Herrat, meinem Weib, was wir vorhaben."

Als Hildebrand nun Frau Herrat beiseitenahm und ihr verriet, welchen gefährlichen Weg er mit Dietrich plante, und auch versicherte, daß sie ihr Bescheid geben würden, wann sie nachkommen sollte, da erwiderte sie: „Wenn König Dietrich die Stadt Ofen verläßt, werde ich ihm folgen, einerlei, wohin er zieht. Und von dir will ich es nicht erfahren, Hildebrand, sondern allein aus seinem eignen Munde."

Der Waffenmeister erstaunte über ihre Worte und berichtete dem König davon. Dietrich ging darauf selbst zu seinem Weib und sagte: „Ich höre, du willst mit mir ausziehen ins Amelungenland. Weißt du, daß ich mein Reich gewinnen oder sterben werde?" Herrat antwortete ihm: „Ich folge dir in dein Land, einerlei, wie es wird. Aber ich will den Tag segnen, wo du deine Städte wieder einnimmst."

„Dann rüste dich schnell", befahl Dietrich, „wir reiten zur Nacht."

Als sie nun alle Rosse gesattelt und ein viertes Packpferd beladen hatten, hoben sie Herrat auf ihr Tier. Hildebrand bat: „Geh nicht so fort von Attila."

„Wenn du mit Frau Herrat voranreitest, so daß er sich drein fügen muß, werde ich ihn zum Abschied grüßen", entgegnete Dietrich. Dann trat er in des Königs Schlafgemach und weckte ihn. Attila war sehr erstaunt, daß der Berner in Waffen kam. „Was willst du von mir", fragte er.

„Ich kann nicht länger bleiben", sagte Dietrich, „ich reite in mein Land heim." Herr Attila lachte überlaut: „Wo sind deine Kriegsmannen, womit wirst du deine Schlachten schlagen? Weile noch einige Zeit, ich will dir ein Hunnenheer rüsten." Dietrich versetzte: „Es kommt, wie ich's erwartet hatte, und ich danke dir für deine Freundschaft. Aber ich will nicht noch einmal deine Krieger opfern." Attila sah, daß es dem Berner Ernst war mit seinem Entschluß und daß er seinen Sinn nicht mehr zu ändern vermochte. Er begann zu weinen, so schmerzte es ihn. Es tat ihm auch leid, daß er König Dietrich nicht mit größeren Ehren fortlassen konnte. Dann umarmten die beiden einander, der Berner sprang auf sein Roß Falke und eilte Hildebrand und Frau Herrat nach.

Lang und schwierig war der Weg. Meister Hildebrand ritt mit dem Packpferd voran, Dietrich und Frau Herrat folgten. Über die Alpenberge gelangten sie, vermieden die Burgen und mieden auch Bechelaren; sie vermochten nicht, die Stadt einsam zu sehen, in der einst der edelste aller Wirte sie empfangen hatte.

Unbehelligt kamen sie der Grenze des Langobardenlandes nahe.

Hildebrand trug jetzt den Helm Hildegrim, weil König Dietrich Siegfrieds

Rüstung gewonnen hatte. Von allen Lebenden führten diese beiden Reiter die besten Waffen, die es gab. Das sollte sich bald bewähren.

Einmal hielt sie ein Trupp von Räubern auf, die, so sagten sie, für den Herzog von Babylonien Zins erhoben. Frau Herrat wurde ihrer zuerst gewahr. Es waren zweiunddreißig, die am Weg lagen und die Reisenden umstellten. Als die Räuber sahen, daß eine schöne Frau mit zwei alten Männern ritt, forderten sie die Rüstungen und das Weib für sich. „Dann mögt ihr ziehen, sonst reißen wir euch die grauen Bärte aus."

Herr Hildebrand antwortete wacker: „Wenn ihr uns gleich durchlaßt und euch bei der Frau entschuldigt, sollt ihr euer Leben noch behalten. Sonst ist's mit euch zu Ende, ihr Narren!" Das Wort ärgerte einige der Räuber, sie hieben nach den Helmkappen der Reisenden. Die aber schüttelten sich nur, zogen die langen Schwerter, schlugen um sich und hatten in kurzer Zeit den Hauptmann und mehr als ein Dutzend der Wegelagerer getötet.

Sie fesselten auch einige der Männer, während die anderen flüchteten. Von den Gefangenen erfuhren sie, daß König Ermanrich krank war und daß die Ärzte ihn schon geschnitten hatten. Er lebte in einer Feste im Norden seines Reiches und vermochte nicht mehr, nach Romaburg heimzukehren. Jemand verriet sogar, daß Sibich auf König Ermanrichs Tod warte, um sich selbst als Kaiser der Römer die Krone aufzusetzen.

Inzwischen waren die entflohenen Räuber zu den Ihrigen gekommen und erzählten, daß zwei Fremde, ein Weißbart und ein Graubart, die aber noch in guter Schwertkraft stünden, sie und ihre Freunde jämmerlich zerhauen hätten. Das Gerücht breitete sich, manche raunten, daß niemand anders denn Dietrich und sein Waffenmeister in ihr Reich heimkehrten. Es kamen auch Männer zu den beiden Reitern, versuchten sie auszuhorchen oder die Treue dieser oder jener Stadt anzukündigen.

Einer von ihnen bat die Degen, einen anderen Weg einzuschlagen. Die Straße werde von Herrn Hadubrand bewacht, des flüchtigen Hildebrands Sohn. Jähzornig und hart sei er gegen Fremde, aber gut sorge er für seine Burgmannen und für die Städte, die er schütze.

Als sich schon eine kleine Schar von Getreuen um Herrn Dietrich und Hildebrand gesammelt hatte, erreichten die Recken die Grenze von Ermanrichs Mark und stießen auf Bewaffnete, die sie hüteten. Ein einzelner ritt ihnen entgegen. Hildebrand bat Herrn Dietrich, zurückzubleiben. „Wer bist du", fragte er den Jungen in guter Erwartung, „vielleicht kenne ich dich?"

Der Ritter nannte seinen Namen. „Hadubrand heiße ich, von Frau Otta geboren. Mein Vater war Hildebrand, ein Waffenmeister."

Da lachte der Alte. „Ehe du mich zum Kampf forderst, will ich dir ankünden, daß dein Vater heimkehrte, Hadubrand!“ Er öffnete den goldenen Reif am Arm und wollte ihn dem Sohn darreichen.

Der Junge aber glaubte ihm nicht. „Es kam mancher zu mir, der sich Hildebrand nannte, und einer log wie der andere. Mein Vater Hildebrand ist längst verschollen; du bist auch nicht der Genosse eines armen Landflüchtigen. Ein reicher Hunne bist du, Weißbart, und voll Heimtücke. Auf des Speeres Spitze soll man Feindesgabe annehmen.“

Hildebrand begann zu klagen: „Dreißig Jahre war ich in der Fremde und habe alle Stürme erlebt. Soll ich mit dem eignen Sohn streiten, um meinem Herrn die Marken zu öffnen?“

Der Junge spottete seiner: „Ich kenne diese Ausflüchte. Angst hast du, alter Graubart. Gib mir freiwillig deine Rüstung, sie ist mir verfallen!“ Der Waffenmeister wollte antworten, der andere ritt ihn aber schon an, so daß er sich decken mußte. Ihre Spießschäfte zerbrachen die beiden Degen. Dann sprangen sie vom Pferd und stritten, bis sie müde wurden und sich auf ihre Schilde stützten. „Wenn du mir deinen wahren Namen sagst und dein Schwert hergibst“, drohte Hadubrand, „kannst du dein Leben behalten.“

„Habe ich dir's nicht erwiesen, daß ich dein Vater bin und deines Vaters Waffen trage?“

„Daß du meines Vaters Waffen trägst, weiß ich jetzt, Hunne, und muß glauben, daß du sein Mörder warst. Dafür sollst du mir stehen!“ Hadubrand sprang Hildebrand noch einmal an, und der mußte mit ihm kämpfen, bis die Schilde splitterten und in Stücke barsten. Dann tat der Waffenmeister einen so mächtigen Streich, daß der Getroffene in die Knie sank; er hob sein Schwert, wie um es dem Sieger auszuliefern.

Hildebrand reckte die Hand aus und wollte die Klinge nehmen, da hieb der Junge rasch zu, um ihm den Arm abzuschlagen. Noch schneller riß der Alte den Schildrand hoch. „Die List hat dich ein Weib gelehrt“, schrie er zornig und streckte den Verwundeten zu Boden.

Dann trat er auf ihn zu und erkannte, daß er zu hart getroffen hatte.

Müde kniete Hildebrand neben dem Sterbenden, suchte die blutende Wunde zu stillen und klagte laut: „Nun ist des Alters Trost dahin. Den bittersten und letzten Zoll zahlte ich dir, Dietrich, als ich den Weg in dein Reich erzwang. Nicht mehr soll ich die Enkel blühen sehen; einsam werden meine letzten Jahre sein bis an den Tod.“ —

Eine Weile danach kam der Berner mit Hildebrand und seinen Mannen vor die Burg, in der König Ermanrich krank lag, und pochte an. Der Wächter wußte nicht, wer die Reiter waren, und sagte, daß niemand eintreten dürfe. Als er zwölf Schwerter zählte, scherzte er, die Herren sollten sich nur vorsehen. Für zwölfe sei im Burghof der Galgen gerichtet auf König Ermanrichs Befehl, man könnte sie am Ende für den Amelungen und sein Gefolge halten. Auf das Wort hin wußten die Recken, daß sie vor dem richtigen Tor standen, sie kehrten um und wappneten sich im Walde. Frau Herrat band jedem einen Kranz von Veilchen, den legte sie um die eisernen Helme. So ritten sie, als wollten sie zum Tanz, noch einmal vor die Brücke und begehrten Einlaß. „Sagt König Ermanrich", schrien sie hinauf, „die Männer für seine zwölf Galgen seien gekommen; er möge ihnen öffnen."

„Ihr Narren", warnte der Wächter, „wenn ihr's wirklich seid, so flieht, so rasch ihr es vermögt; es sind viereinhalbhundert Gewappnete auf der Burg, die würden arg mit euch umspringen!"

Reinold von Mailand hörte das Gespräch. Er hatte einst König Dietrich gedient, war froh über die Heimkehr seines Herrn und hatte auch Sorge um Ermanrich, denn die Mannen haßten ihn. Eilig ging er zu dem Kranken und wollte zwischen den beiden Königen vermitteln. Als Ermanrich aber erfuhr, daß Dietrich nur mit zwölfen gekommen sei, befahl er, die Tore weit aufzutun und die Fremden einzulassen. Mit seinen Recken wollte er den Kampf bestehen und, ehe er selbst sterben mußte, den Letzten der Amelungen zu Tode bringen.

Herr Reinold ließ die Brücke niederfallen, und Dietrich sprengte als erster durch das Tor, nach ihm die Freunde. Die Schwerter nahmen die Getreuen in die Hand, hieben sich eine Gasse über den Burghof und drangen bis unter den Eingang der Königshalle, bis unter Ermanrichs Augen. Sie wehrten ab, was ihnen nachzufolgen versuchte, verrammelten die Saaltür hinter sich und erschlugen alle, die Ermanrich schirmen wollten. Es gab aber auch viele, die das Schwert hinwarfen und gegen König Dietrich nicht fechten mochten.

Dann nahmen die zwölf Mannen sich bei den Händen, und es wurde einsam um Ermanrich. Langsam schritten sie über den Estrich auf ihn zu. „Ach, König, lieber Herr", sagten sie, „was haben wir dir zuleide getan? Ach, König, lieber Herr, was sind das für Galgen, die du aufgerichtet hast?"

Ermanrich schrie nach seinem Gefolge; er sah indes nur, wie Schritt um Schritt die Männer näher kamen, und wurde still. Ein Schwert, rot wie Gold, zog er, erhob sich und wollte dem Berner stehen. Hildebrand aber dachte an alle Unsal, die von diesem Mann ausgegangen war, er dachte an die jungen

Harlunger, er dachte an Dieter und an Herrn Etzels Kinder, er dachte an den eigenen Sohn, den er um dieses Greises willen erschlagen hatte. Nach der Klinge griff er blitzschnell und hieb mit einem einzigen Streich König Ermanrichs Haupt ab.

Danach gewannen die Amelungen die Burg und töteten, wer ihnen noch widerstand. Reinold von Mailand aber durfte nach Ermanrichs Tod Herrn Dietrich huldigen; er öffnete dem neuen Herrscher die Städte Italiens. Das getreue Bern fiel König Dietrich zu, bald auch Mailand und Raben. Schon zog sein Heer, wachsend und wachsend, gegen Rom. An die achttausend Kriegsmannen zählte Dietrich, die ihm seine Freunde stellten.

Die Stadt Romaburg wollte sich indes nicht so leicht ergeben. Herr Sibich hatte sich nach Ermanrichs Tod zum Kaiser ausgerufen, er bot alle Mannen auf und ritt dem Banner des Berners entgegen mit dreizehntausend. Vor der Stadt Gredenborg zwischen Raben und Rom kam es zur Schlacht. Herr Dietrich geriet noch einmal in Not, weil die Römer ihm während des Kampfes mit siebentausend Reitern in den Rücken fielen, um Sibich zu helfen; nach zwei Seiten mußte der König streiten. Es endete jedoch, wie es in hundert Feldschlachten geendet hatte, Dietrich und Meister Hildebrand durchritten Sibichs Reihen und kehrten um, und die Feinde sanken vor ihnen dahin ohne Zahl. Auf Sibichs Fahne stieß Herr Dietrich; den ersten Hieb führte er und zerbrach die Bannerstange. So zwang er Sibich, sich gegen ihn zu wenden, und die Heere warteten mit der Schlacht, bis der Zweikampf zwischen dem neuen Kaiser von Rom und dem Berner beendet war. Sibich wehrte sich tapfer, er stritt so lange er's vermochte; dann stürzte er rückwärts vom Roß und ließ das Leben.

Danach zogen sich seine Recken zurück, und die Fürsten und Herzöge gaben sich in Dietrichs Macht.

Weiter ritt der Berner, und die Städte empfingen ihn feierlich. Als letzte öffneten die Bürger von Rom ihm ihre Tore. Dort suchte Dietrich die Halle, in der König Ermanrich gewohnt hatte, und nahm als Erbe den Hochsitz ein. Und Hildebrand trat vor ihn und setzte ihm die Kaiserkrone aufs Haupt.

Alle Reiche beugten sich nun vor ihm, einige aus Freundschaft, andere aus Furcht. Frieden ward auf der Welt, der Letzte der Amelungen wurde noch einmal so mächtig, daß niemand auf Erden sich mit ihm vergleichen konnte.

Viele Jahre herrschte König Dietrich; er hielt die besten Sänger an seinem Hof und führte große Bauten auf, in Rom wie in Bern. Danach wurde von seinen Getreuen Herr Hildebrand krank und starb. Dietrich betrauerte seinen Waffenmeister, und es werden wohl in allen Sagen wenig Männer höher gelobt wegen ihrer Treue. Frau Herrat tröstete Dietrich, aber auch sie wurde

nach einiger Zeit siech und starb zum Leid des Volkes. Sie hatte, gleichwie die Königin Helche und wie Gotelinde, Markgraf Rüdigers Weib, immer alles zum besten gekehrt. Von den Frauen, die die Geschichte erwähnt, gilt sie als eine der gütigsten gegen ihre Freunde und der freigebigsten gegen ihre Helfer.

Der Tod vergaß Herrn Dietrich, aber seine Völker freuten sich dessen, denn wo er herrschte, war Frieden und Recht, und das Reich wuchs und gewann.

Als wieder manche Zeit vergangen war, starb König Attila. Einige erzählen, daß er in späteren Jahren eine Frau namens Hildechis genommen hätte und daß er in der Brautnacht trunken umgekommen sei. Andere wollen wissen, Hagen Tronje habe in der letzten Nacht, als er den Tod schon vor Augen



hatte, einen Sohn gezeugt; der habe den golddgierigen Attila in die Tiefe gelockt, um ihm den Nibelungenschatz zu zeigen, und ihn dort erschlagen.

Nach König Etzels Ableben nahm Dietrich auch das Hunnenland in Besitz, die Freunde bei Hofe wollten es so. Und niemand wagte, das Schwert gegen ihn zu erheben, und keiner wagte, sich am anderen zu vergehen. Recht und Sicherheit breitete er in seinen Landen, die Menschen konnten ohne Waffen durch alle Reiche reiten.

Einmal, so wird noch erzählt, hat der König von seinen alten Recken den Ritter Heime wiedergetroffen. Der hatte Ermanrich gedient und Sibich bedroht und hatte sich dann, um Frieden zu finden, in einem Kloster verborgen. Dort lebte er und hatte die Welt vergessen. Zu der Zeit aber, als Dietrich Herrscher von Romaburg geworden war, stiegen zwei Riesen von den Alpenbergen ins Land; einer von ihnen gewann einen reichen Hof, der den Mönchen gehörte. Da wachte in Heime die alte Streitlust auf, er bot sich dem Kloster an, die Unholde zu bezwingen. Als die Mönche ihm nun Pferde brachten, genügte ihm keins. Zuletzt führten sie ihm ein sehr großes, mageres Roß zu, das hatte, so sagten sie, Steine fürs Kloster gefahren. Es war aber der Hengst Rispe, und Heime erkannte ihn. Er ließ ihm sechs Wochen lang Weizen geben, dann wappnete er sich, sprang ohne Steigbügel auf Rispes Rücken und überwand den einen der beiden Feinde.

Dietrich hörte von dem Mann, der einen Riesen erschlagen hatte, und wollte ihn kennenlernen. Heime hatte indes Furcht und verbarg sich. Der König ritt selbst vor das Kloster, er pochte ans Tor, ließ öffnen und fragte: „Ist hier vielleicht jemand namens Heime, des Studas Sohn?" Er ging an den Mönchen entlang, und es war einer unter ihnen, der hatte gewaltige Schultern und einen grauen Bart. „Bruder", sagte Dietrich, „wir haben so manchen Schnee gesehen, seitdem wir uns trennten, nun sollen wir uns wiederfinden!"

Der Mönch aber hatte kein gutes Gewissen und verleugnete sich: „Ich kenne Heime nicht und war niemals dein Mann." Dietrich fragte: „Weißt du noch, wie ich aus meinem Reich vertrieben wurde und wie du Sibich um meinetwillen schlugst?" Der Mönch sagte wieder: „Ich kann mich auf nichts besinnen." Dietrich fragte zum drittenmal: „Weißt du, wie oft beim Waffenspiel zu Bern unsere Rosse wieherten und wieviel schöne Frauen unserm Reiten zuschauten? Heime, damals hatten wir Haare wie Gold so hell." Da lachte der Alte: „Guter Herr, nun fällt mir alles ein; ach, laß mich noch einmal mit dir ziehen."

Dietrich hoffte Freude an dem letzten seiner Recken zu haben. Heime konnte indes das Schatzen und Brennen nicht lassen, es war sein Fehler von Jugend her. „König", erklärte er eines Tages, „du nimmst Zins von den Bauern

und von den Rittern, warum nimmst du ihn nicht dort, wo Gold und Silber in Fülle ist?" Er ritt in Waffen vor das Kloster, das er verlassen hatte, und sagte dem Abt: „Es ist eine Schande, daß ihr so viel Gut zusammenscharrt, von dem kein Mensch Nutzen hat, und daß ihr dem König keine Abgaben zahlt." Der Abt und die Mönche nannten ihn Schuft und Schelm und empfahlen ihm, zu Dietrich, dem Teufel, heimzukehren. Darüber gerieten sie in Streit; Heime erschlug, wer ihm entgegen war, verbrannte das Kloster und nahm das Gold an sich.

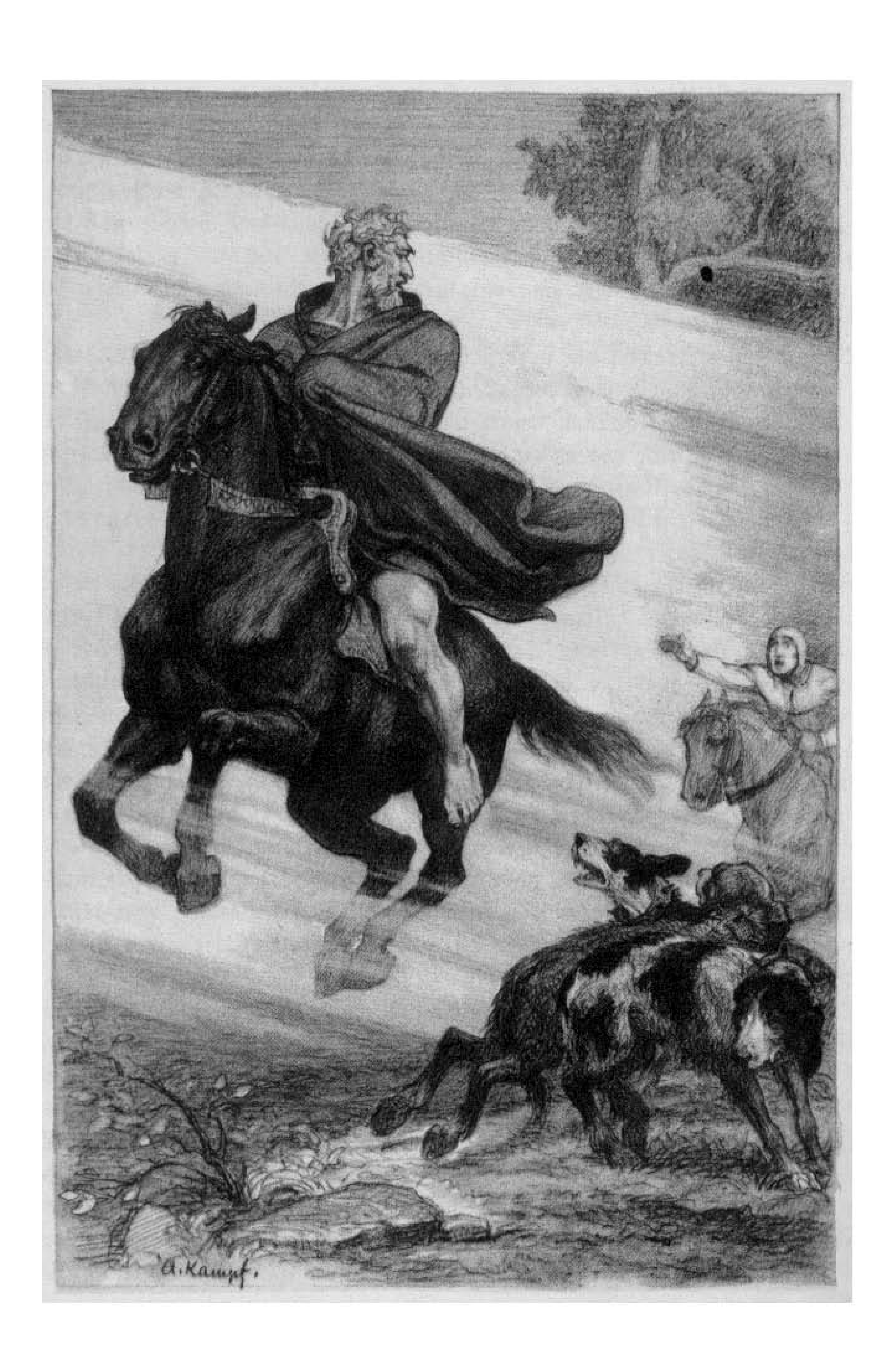
Danach zog er weiter, um vorerst den Bruder des Riesen herauszufordern. Es ärgerte ihn, daß es jemand gab, der seinem König die Ehre verweigerte. Er fand den Unhold schlafen, weckte ihn und hieß ihn zum Kampf aufstehen. Der Riese sprang auf, und es war schrecklich anzusehen, wie er immer größer und größer wuchs. Nach seiner Stange griff er, schwang sie und traf Heime, daß er wie ein Stein hoch durch die Luft flog. Er war tot, lange bevor er zur Erde zurückkam, so erzählt man von ihm.

Herrn Dietrich tat es leid um seinen Recken; er dachte daran, daß sie einander einst geschworen hatten, jeder des andern Tod zu rächen. Er ritt deshalb selbst — das war seine letzte Tat — noch einmal gen Norden, forderte den Riesen heraus und fragte ihn, ob er es sei, der einen Mönch, Heime mit Namen, erschlagen habe. „Das kann sein", sagte der andere und wappnete sich, „ich erwartete allerdings nicht, daß ein Mann allein es wagen würde, mich deswegen zur Rede zu stellen. Wo ist dein Heer?" Dann schwang er wieder die Stange mit beiden Händen. Herr Dietrich sah indes, wohin sie zielte, sprang vor, während das Eisen hinter ihm in die Erde fuhr, und traf den Unhold von unten gegen Hände und Arme, so daß er seine Kraft verlor und sterben mußte.

Der Amelunge hatte damit den letzten Zweikampf bestanden, von dem die Menschen erzählen. Und sie priesen ihn, daß er im hohen Alter seines Schwertbruders Tod rächte.

Danach herrschte der Berner noch einmal einige Jahre zum Segen seines Volkes; es gab keinen Drachen und Riesen mehr, es gab auch keinen Kämpen, mit dem zu streiten sich lohnte. Uralt wurde der König und blieb doch in der gleichen Kraft, war ein großer Jäger und führte die Waffen voll Rüstigkeit.

Von seinem Ende berichtet man, daß, als er einstmals badete, ein Hirsch zum Trinken kam, der war schöner und stattlicher als alle anderen. Der König warf den Bademantel um und schrie nach Rappen und Hunden. Da sah er, der sehr ungeduldig war, ein rabenschwarzes Roß herrenlos vorbeitraben, und obwohl die Rüden dem Spuk auswichen, schwang Dietrich sich auf den Rücken des Pferds, um dem Hirsch zu folgen. Es lief rasch und rascher und erhob sich


A. Kampf.

jäh, wie ein Vogel fliegt. Des Königs bester Diener versuchte, seinem Herrn ein anderes Tier nachzuführen. „Wann wirst du wiederkommen?" rief er.

„Ich reite mit dem Teufel oder mit Gott", antwortete Dietrich. Dann verschwand das Roß vor den Augen der Lebenden, niemand hat gehört, wo der König geblieben ist.

Die Norweger, die aufschrieben, was sie von hansischen Erzählern über Dietrich von Bern erfahren hatten, wollen wissen, daß den Deutschen in Träumen kund wurde, der König sei damals dem Ruf des ewigen Vaters gefolgt. Andere meinen, daß er mit dem wilden Heer durch die Lüfte reite, noch andere, daß er sich in einem Berg verbärge, daß aber Dietrich von Bern seine Völker wecken wird, wenn ihre Stunde kommt.

## Offa

Im Reich der Angeln herrschte ein König namens Warmund.

Warmund hatte einen einzigen Sohn Offa, der von großer Körperkraft war. Aber statt ritterliche Spiele zu treiben und Geist und Leib zu üben, hielt der junge Bursch sich zum Gesinde, lachte mit den Mägden, half beim Viehaustreiben und trug die Herdasche der Küche am Wams. Der Vater war traurig darüber, und das Volk der Angeln sorgte sich, was wohl geschehen sollte, wenn der König einmal stürbe.

Als Warmund älter wurde, fiel zu allem andern Leid die Blindheit über ihn. Da glaubten die Sueben, die damals den Angeln zunächst wohnten, die Zeit gekommen, einen Erbzwist mit den Nachbarn auszufechten. Ihr König schickte einen Boten und ließ ankündigen, daß, wenn Warmund keinen rechten Nachfolger fände, er selbst für seinen zweiten Sohn das Recht über das Reich Angeln beanspruchen werde. Wolle Warmund den Vorschlag annehmen, so werde zwischen ihnen Frieden bleiben; weigere er den Sueben aber den Erbgang, so werde man ihn mit seinem Heer zwingen.

Warmund sprach lange mit dem Gesandten und antwortete, daß er und sein Volk sich niemals freiwillig in die Gewalt der Nachbarn begeben würden. Ja, wenn es not tue, werde er selbst sich noch einmal an die Spitze seines Heeres stellen und lieber in Ehren fallen, als sein Reich aufgeben.

Während der König dem Gesandten der Schwaben — das sind die Sueben — nun so antwortete, war Offa, wie es oft geschah, in Knechtskleidung in den

Saal gekommen und hatte der Rede zugehört. Und als sein Vater geendet hatte, stapfte er schweren Schrittes zum Hochsitz des Blinden, obschon die Männer bei Hofe es ihm zu wehren suchten.

„Wie willst du fechten, Vater? Laß mich, Offa, für dich kämpfen!"

Warmund meinte, einer seiner Leute wolle ihn in seiner Hilflosigkeit trügen, er verbarg die Stirn in den Händen, so bitter war ihm seine Ohnmacht. Offa aber kümmerte sich nicht um des Vaters Leid — er begriff es ja nicht —, sondern trat zu dem fremden Boten. „Hör", sagte er zu ihm, „melde deinem König, daß er sich irre, wenn er auf ein Erbe rechne. Melde ihm, daß die Angeln stark genug seien, nicht nur in Ehren unterzugehen, sondern den Kampf zu gewinnen."

Der Gesandte der Sueben, der nicht wußte, daß der plumpe Gesell König Warmunds Sohn war, wandte sich geringschätzig an die Herren bei Hofe und fragte, in wessen Auftrag dieser Namenlose rede.

Da wurde der Bursch zornig. „Melde deinem König, du seist Offa, Warmunds rechtem Sohn, begegnet, und melde ihm auch, daß Offa bereit sei, mit beiden Königssöhnen der Sueben um sein Recht zu fechten. So möge sich zwischen Angeln und Sueben entscheiden, wer Herr über den anderen wird."

Der blinde König hörte die Worte. Er konnte nicht glauben, daß es sein eigner Sohn war, der da sprach. Wohl aber nahm der fremde Bote das Angebot ernst, er verhandelte mit Offa über den Kampf wie auch über die Stunde des Holmgangs mit den Königssöhnen. Auf einer Insel der Eider, so machten die Männer ab, sollten die drei einander begegnen, dort sollte der Streit entschieden werden, ohne daß die Völker deswegen ihr Blut lassen müßten.

Dann beurlaubte sich der Suebe vom Hof der Angeln.

Der alte Warmund vermochte immer noch nicht zu fassen, daß sein Sohn die stolze Herausforderung hatte ergehen lassen. Er führte seine Hände tastend nach Offa, weil seine Augen ihm nicht mehr dienten, er berührte sein Gesicht und die starken Schultern. „Warum schwiegst du so lange", fragte er freudig. „Ich spüre die Kraft in dir und wußte nicht davon."

„Da du in Not kamst, Vater", antwortete Offa, „war es Zeit, das Schwert aufzunehmen."

Jetzt beeilten sich die Angeln, ihren Königssohn die Waffenkunst zu lehren. Der alte Warmund befahl, die besten Brünnen zu erproben, aber sie alle, die der Junge versuchte, waren zu eng für ihn. Die Schmiede des Landes mußten sich sputen und Tag und Nacht am Feuer hämmern, um eine stärkere zu wirken. Auch die Klingen, die Offa schwang, schienen ihm nicht zu taugen. Alle, die er probte, zersprangen unter der wachsenden Kraft des Jungen.

Da befahl der blinde König, Offa zu einem Grabhügel zu führen, in dem hatte Warmund ein Schwert, das ihm selbst in vielen Schlachten gedient, vergraben lassen. Trefflicher als irgendeins, das die Angeln jemals besessen, sollte es sein und hatte nie versagt. „Wenn dir die Waffe nicht genügt", klagte der alte Warmund, „vermag kein Schmied eine bessere zu hämmern."

Als man die Klinge ausgrub, war sie rostig und voller Scharten. Dennoch riet Warmund dem Sohn, den Kampf mit ihr zu versuchen; sie hielt auch stand, als der Königserbe sie an Schwertern und Helmen erprobte, und gab einen hellen Klang, den man weithin hörte. —

Tag um Tag versuchten sich nun die besten Waffenmeister mit Offa und lehrten ihn ihre Kunst. Als die Zeit kam, die man verabredet hatte, begleiteten viele Freunde Offa zum Fluß, der die Reiche der Angeln und Sueben schied; auf einer Waldinsel sollten die Königssöhne der Völker einander begegnen.

Offa ruderte allein hinüber, von der anderen Seite kamen die beiden jungen Gegner gemäß seiner Herausforderung. Der blinde Warmund ließ sich auf eine Brücke führen; er wollte den Tod suchen, wenn sein Blut den Kampf nicht bestünde; er meinte, den Untergang des Angelnreichs nicht überleben zu dürfen.

Auf der Insel trat Offa den Fürsten der Schwaben gegenüber. Die drei Jünglinge grüßten einander, hoben die Schilde und begannen den Streit. Der Angeler fing geschickt die Hiebe der Brüder mit dem Schild auf und hielt sich vorsichtig zurück, um den rechten Augenblick zu erspähen.

Von beiden Seiten horchten die Männer auf die Vorkämpfer ihres Volkes; weithin war das eine Ufer von Sueben besetzt — Myrfinge nannten sie sich in ihren Liedern. Einige von ihnen sangen, um ihre Helden zu ermutigen, die andern riefen ihnen Sieg und Siegesheil hinüber.

Der alte Warmund beugte sich über den Rand der Brücke. Er sah nichts von dem, was geschah; er hörte die lauten Rufe der Sueben und hoffte und wartete auf den Klang seines Schwertes. Als er nichts vernahm — nur die Schildränder hallten —, begann er zu fürchten, daß sein Sohn in Not sei, und klagte mit leeren Lippen.

Der Kampf zwischen den drei Männern wurde heftiger. Offa reizte zuerst den älteren Gegner und verspottete seine Vorsicht, da er doch seinen Bruder zur Seite habe. Der Schwabe wurde hitziger und drang ohne Deckung vor, da hob Offa blitzschnell die Waffe und spaltete ihm Helm und Haupt.

König Warmund vernahm Streich und Widerhall und horchte auf; Hoffnung kam über den Blinden.

Inzwischen war Offa dem anderen Feind entgegengetreten und mahnte ihn, den Tod des Bruders zu rächen. Der Suebe war ein wackerer Fechter und griff den Angeler tapfer an. Sorgsam verteidigte sich Offa, spähte zwischen Schild und Schwert hervor und wehrte sich matt, als sei er vom Kampf müde. Er lauerte aber nur darauf, wie er auch den anderen zu Boden strecken könnte. Schritt um Schritt wich er zurück, es schien, als strauchelte er; der junge Suebe lief ihn mutig an. Da wendete Offa die Schneide der Klinge und versetzte dem zweiten den Todesstreich.

Der alte Warmund hatte zum andernmal den Schall gehört, den er kannte — den Schall, wenn sein Schwert Eisen zerschnitt. Tränen stürzten ihm aus den Augen, noch vor den anderen wußte er, was geschehen war. Dann hallten die Schreie der Angeln empor, die den heimkehrenden Königssohn grüßten. Laut priesen sie ihn, riefen ihn als Erben ihres Reichs aus und führten ihn jauchzend dem Vater zu.

So hat Offa sein Land gegen den König der Sueben geschützt. Er hat es später in gleicher Weise gegen einen König der Dänen verteidigt, der hieß Alewig und galt als der beste Kämpfer seiner Zeit, bis er bei den Angeln sein Leben verlor.

In Frieden herrschte Offa lange Jahre nach Warmunds Tod über seines Vaters Reich, und das Volk blieb stark unter ihm.

## Iring und Irminfried

Über die Thüringer herrschte vor langen Zeiten Irminfried, ein kluger und besonnener König, der in seinen Landen Recht hielt und Lied und Weisheit pflegte. Er nahm sich die schöne Tochter des Frankenkönigs Hugo zum Weib — Amalaberga hieß sie — und glaubte vielleicht, daß er nach dem Tode ihres Vaters einmal die beiden Reiche würde vereinen können. Die Königin aber war hoffärtig und herrschsüchtig; sie hatte nicht viel Freunde in ihrer Heimat und gewann im neuen Lande wenige hinzu.

Nun besaß der Frankenkönig außer Amalaberga keine ehelichen Kinder; er hatte jedoch von einer Magd einen Sohn namens Teuderich. Teuderich war ein vorzüglicher Degen, Herr Hugo hatte ihn gern und setzte ihn auf Bitten der Grafen zu seinem Nachfolger ein.

Amalaberga erfuhr als erste von jenem Entschluß ihres Vaters. Sie ging zu ihrem Gemahl, weinte vor ihm und wandte sich auch an den starken Iring,

der als des Königs Freund und bester Helfer die Recken bei Hofe führte. Iring riet Irminfried, die Franken mit Krieg zu überziehen und sie zu zwingen, das Erbrecht Amalabergas anzuerkennen. Aber Irminfried war nicht dazu zu bewegen.

Als König Hugo gestorben war, wählten die fränkischen Großen wirklich nach seinem Letztwillen Teuderich zum König über ihr ganzes Reich. Er ließ sich krönen und schickte einen Gesandten, Dankwart, zu den Thüringern und zu seiner Schwester, um ihnen seine Freundschaft anzubieten.

Amalaberga hörte davon. Sie rief den starken Iring zu sich und fragte ihn, was die Männer des Reiches Thüringen tun würden, um das Recht ihrer Königin zu verteidigen. Sie weinte dabei und bat Iring, den König zu bestimmen, daß er sich zu ihrem Erbe bekenne. Sie selbst sei das einzige Kind ihres Vaters, und wenn Teuderich heute die Herrschaft führe, so habe doch auch sie Freunde genug, die sich wider ihn erheben und sich für ihr Recht einsetzen würden.

Inzwischen war der Gesandte der Franken, der edle Dankwart, eingetroffen, um das Freundschaftserbieten Teuderichs zu übermitteln. Als er vor den Königsrat der Thüringer trat, war Irminfried geneigt, ihm höflich zu antworten. Herrn Iring aber, der an das Recht Amalabergas glaubte und ihre Augen voll Tränen sah, wurde weh um das Herz.

Reiche Geschenke brachte der Fremde dem König und seiner Gemahlin und war den Grafen der Thüringer willkommen, denn die Franken waren übermächtig, und die Räte Irminfrieds wünschten den Frieden. Die Königin aber, die schöne Amalaberga, fand kein Wort des Dankes. Als nun der Franke wiederum Irminfried einen goldgeränderten Schild überreichte, stand Iring auf. „Viele Sommer und viele Winter habe ich gesehen und bin mit meinem König durch aller Völker Gaue gefahren. Nicht vermag ich zu glauben, daß er ein Reich um Ringe verkauft. Dein ist das Frankenland, Irminfried; dein Weib Amalaberga erbte es! Wirst du alt, Herr der Thüringer, läßt du dir von dem Sohn der Magd Geschenke senden?"

Der König tat, als hätte er nichts gehört, aber er verlor die Worte Irings nicht mehr aus dem Sinn; der hohe Rat ging auseinander, ohne daß über die Antwort beschlossen worden wäre.

Einige Tage danach bat Dankwart um Urlaub und fragte, was er seinem Herrn bestellen solle. Irminfried beschied ihn zu sich, und als der Gesandte noch einmal von Teuderichs Erbrecht sprach, entgegnete der Thüringer und befahl Dankwart, die Antwort zu überbringen: Ihn, Irminfried, dünke es besser, daß einer, der als Knecht geboren sei, zunächst die Freiheit und dann erst das Königstum erstrebe.

„Lieber hätte ich mein Haupt hingegeben, als solche Worte von dir zu hören", klagte der Gesandte der Franken. „Nun wird der Rain zwischen Franken und Thüringern bald unter Blut stehen!" Er kehrte mit traurigem Sinn heim und brachte seinem König den Bescheid. Der lachte. „So muß ich eilen, mich meinem Schwager Irminfried als Knecht anzubieten, damit ich wenigstens das Leben behalte."

Teuderich ließ die Heerhörner blasen und bot sein Volk gegen die Thüringer auf. Da war niemand, der zurückblieb; die Franken fürchteten alle die Ränke der Königstochter, die ihre Herrin werden wollte, und hatten den kühnen Teuderich lieb. An der Grenze der beiden Länder trafen die Heere aufeinander, so wie es Dankwart angesagt hatte; zwei Tage kämpften Thüringer und Franken miteinander. Teuderich hatte aber zu den Sachsen geschickt, die damals mit den Franken verbündet waren, und hatte ihnen die Hälfte des Thüringer Reichs für ihre Hilfe versprochen. So kam es, daß Irminfried am dritten Tag von beiden Völkern angegriffen und überwunden wurde, obgleich der starke Iring besser als alle Helden hüben und drüben gestritten hatte. Die Thüringer mußten die Grenze aufgeben und in die Burgen flüchten.

Iring war ergrimmt über die Niederlage, er zürnte dem König wie sich selbst, daß sie beide dem Rat Amalabergas gefolgt waren und die Kraft des Reiches aufs Spiel gesetzt hatten.

Als sie berieten, wie sie zum Frieden kämen, erbot Iring sich, Teuderich aufzusuchen; ihn dünkte, daß er durch seinen Rat am Untergang der Thüringer mitschuldig geworden war. Amalaberga hörte davon. „Nun steht der Bastard höher als die echte Tochter", sagte sie zu ihm. „Feig scheint es mir, daß ihr von Frieden redet, ehe die letzte Schlacht geschlagen ist. Für ihr Leben fürchten die Recken Thüringens."

„Du sollst sehen", antwortete Iring, „daß dies alles nicht in Feigheit enden wird."

Dann ritt er aus, und ihm war schwer zu Sinn über die Not im Lande; die Höfe der Bauern brannten, die Festen waren gebrochen, und durch die Täler zogen die Flüchtigen, verfolgt von den Schwertern der Sieger.

Iring trat vor Teuderich, und der sah seine Trauer.

„Warum schickt man gerade dich", fragte der Franke spottend. „Warst du es nicht, der dem König zum Kriege riet?"

„Wenn du das weißt, Teuderich, so ist dir meine Botschaft vielleicht um so wichtiger", antwortete Iring. „Ich komme zu dir, um dir den Treuschwur meines Fürsten zu bringen."

„Ich meine", entgegnete der Sieger, „daß es keinen Frieden zwischen Fran-

ken und Thüringern geben wird, solange Irminfried lebt, denn er folgt dem Rat seines Weibes. Geh heim, Iring, und sag, daß der Knecht den Thüringern den Frieden weigere und daß er die letzten der Flüchtlinge vertilgen werde, solange ihr König lebt!"

Iring hörte die Antwort. Die Täler seiner Heimat waren voll roten Bluts; ihn jammerte bis ins Herz, was geschehen und was dieser Krieg über sein Volk gebracht hatte. Noch einmal bat er Teuderich um Frieden und schwur ihm, sein Haupt zum Pfand zu setzen, daß der Friede gehalten werde.

„Dir würde ich trauen, Iring, wärst du der Thüringer König. Solange Irminfried lebt, darf ich ihm nicht vergessen, was er mir bestellen ließ, müssen die Seinen mit ihm sterben. Auch ängstigt mich sein Wankelmut und die Rache, die er suchen wird. Sieh", fuhr Teuderich milderen Sinnes fort, „wenn ich wüßte, daß Irminfried demütig wäre, würde ich die Thüringer lieben, so wie ich sie jetzt hasse." Iring fragte, wie er das verstehen solle.

„Ich meine es so", antwortete Teuderich, „daß du mir Irminfried an den Frankenhof bringen mußt, um Abbitte zu leisten. Ist das geschehen, so will ich euer Volk schonen und dir selbst Macht und Ehren über das Reich verleihen, in dem Amalaberga herrschen wollte."

Iring seufzte und fragte nach einer Weile: „Beschwörst du mir, daß das Sterben ein Ende hat, wenn ich dir Irminfried bringe?"

„In Unehren sollt ihr leben, und flüchtig wird euer Volk sein, es sei denn, daß der vor mir kniet, der das Schicksal herausforderte und sich nun in Burgen verkriecht."

Iring dachte lange nach. „Ich gelobe dir, daß Irminfried hier vor dir knien wird", sagte er, „halte auch du dein Wort von dieser Stunde an und schone die Meinen!"

Das versprach Teuderich ihm.

Danach kehrte der Thüringer zurück und bewog Irminfried, ins Heerlager der Franken zu kommen, um seine Unterwerfung anzubieten und um sich mit Teuderich zu versöhnen. Zu den Feinden ritten die Männer und traten vor den Sieger. Irminfried legte Iring sein Schwert in die Hand, er ließ sich vor dem Gegner auf die Knie. Da sah Iring, daß sein Schwur erfüllt war und daß Teuderich nach seinem Wort keine neue Rache an den Thüringern nehmen durfte. Weil er es aber nicht ertragen konnte, daß sein König als Überwundener vor einem Fremden kniete, durchstieß er Irminfried mit dem Schwert.

Teuderich sprang auf; noch meinte er, Iring habe die Tat verübt, um selbst sein Nachfolger zu werden. „Was hast du gewagt", schrie er. „Tod soll über dich kommen. Deinen eignen Herrn hast du gemordet, Iring, keinen Teil habe ich daran!"

„Der König kniete vor dir", antwortete der Thüringer, „das war es, was uns nach deinem Schwur den Frieden brachte. Ist es so?" Der Franke nickte, es war richtig, was Iring gesagt hatte.

„Glaub nicht, Teuderich, daß ich zu ertragen vermochte, wie Irminfried vor dir die Knie beugte. Recht war es von mir, einen Degen vor solcher Schande zu bewahren."

Iring trat vor Teuderich, er sah den Toten nicht an. „Eines bleibt mir nur noch übrig, eines ist mir noch auferlegt, nämlich, meinen Herrn zu rächen." Iring riß das Schwert hoch; noch einmal zückte er es und traf den



Todfeind der Thüringer. Vornüber stürzte der König der Franken und sank vor Iring zu Boden. Da hob der Starke rasch Irminfrieds Leiche und legte sie über den sterbenden Franken, damit sein Herrscher im Tode über den siege, von dem er im Leben überwunden war.

Dann schwang Iring das Schwert gegen die Franken, die auf ihn eindrangen, bahnte sich einen Weg durch ihr Heerlager und floh in die Berge. Und niemals hat ein Mensch wieder etwas von ihm erfahren.

Das ist die Sage vom starken Iring, der seinen König zur Buße zwang, um sein Volk zu retten, und der die Demütigung nicht ertragen konnte.

## Herzog Ernst

In den Tagen des großen Kaisers Otto herrschte über die Herzogtümer Bayern und Österreich ein edler Fürst namens Ernst. Er war vermählt mit Adelheid, der Tochter König Lothars; sie hatte ihm einen Sohn geschenkt, der des Vaters Freude war und nach ihm genannt wurde.

Nach einiger Zeit erkrankte der alte Herzog und starb, noch ehe sein Sohn mündig war und die Herrschaft übernehmen konnte. Die Witwe erzog ihn zusammen mit ihrem Neffen, dem Grafen Wetzel von Schwaben, und die beiden wurden unzertrennliche Freunde.

Wieder nach einiger Zeit starb Herrn Ottos englische Gemahlin, und weil am Hofe eine Herrin fehlte, sandte der Kaiser seinen besten Ratgeber, den Pfalzgrafen Heinrich, zu Herzog Ernsts Witwe und ließ um sie werben. Die Fürsten von Bayern rieten Frau Adelheid, dem Antrag zu folgen. Auch ihr Sohn, der jetzt mündig wurde, freute sich über die Ehrung, die der Kaiser seiner Mutter erwies.

Während der Pfalzgraf, der die Werbung überbracht hatte, noch in Regensburg bei Hofe weilte, übten die Herren ritterliche Spiele; dabei geschah es, daß Herzog Ernst den Gast vom Pferde stach. Es war beschämend für den Pfalzgrafen, denn er wollte ein großer Reiter sein und war wirklich noch niemals einem jungen Degen erlegen. Er meinte auch, es sei nicht alles mit rechten Dingen zugegangen, und erklärte dem Herzog, welche Fehler er gemacht hätte. Der aber lachte über seine Worte.

Als der Kaiser nun von der Antwort der Fürstin erfuhr, ritt er selbst nach ihrer Stadt Regensburg, holte sie ein und reiste mit ihr durch viele festlich geschmückte Städte nach Mainz, wo die Hochzeit gefeiert wurde. Der junge

Herzog begleitete die Mutter, und der Kaiser gewann den Stiefsohn lieb. Er schickte ihn bald nach Österreich und Bayern zurück, um die Grenzwacht zu halten, lobte ihn, als er ein großes Heer aufstellte, und verlieh ihm Gut und Lehen nach seinem Verdienst.

Das verdroß den Pfalzgrafen, der eifersüchtig auf Herzog Ernst wurde und vor Neid den Schlaf verlor.

Eines Tages fragte der Kaiser seinen Ratgeber, was ihm den Sinn verdüstere. Herr Heinrich tat, als scheue er sich, zu antworten; dann berichtete er von manch raschem Wort, das Herzog Ernst entfahren und das, von Mund zu Mund weitergegeben, entstellt zu Hofe gekommen war.

„Glaubt doch nicht", sagte der Pfalzgraf, „daß euer Sohn jenes Heer, das er sich hält, allein gegen den Landesfeind aufstellt. Euch gilt es, mein Herr und Kaiser! Mir scheint, Herzog Ernst hat nicht die Geduld, abzuwarten, daß ihr das Leben laßt. Merkt ihr nicht, wie er um die Gunst von Völkern und Fürsten buhlt?"

Herr Otto verwies ihm seine Rede. Das Gespräch wiederholte sich aber, und es gab auch manch ehrliche Zeugen, die dieses oder jenes heftige Wort gehört hatten. Endlich geriet der Kaiser in Sorge und befahl dem Pfalzgrafen, den Stiefsohn zu laden und ihn vor die kaiserliche Gewalt zu bringen. Herr Heinrich war froh über den Befehl, er hoffte, den jungen Herzog aus dem Sattel zu setzen, so wie jener ihn einst bei den ritterlichen Spielen überwunden hatte. Er ritt also in Bayern ein und forderte die Städte auf, ihre Tore zu öffnen.

Herzog Ernst vernahm es, er schrieb an seine Mutter und fragte, wer ihn beim Kaiser verleumdet hätte. Noch ehe die Antwort kam, erfuhr er, daß es der Pfalzgraf Heinrich war, der das Heer gegen ihn führte. Da wußte er, wem er's zu danken hatte. Sein Zorn wuchs; er stellte sich nicht dem Gericht des Stiefvaters, wie er es hätte tun sollen, sondern trat dem Pfalzgrafen entgegen, überfiel sein Heer und schlug es aufs Haupt.

Gleich eilte Herr Heinrich vor des Kaisers Tron und klagte, daß Herzog Ernst, statt den Befehlen zu folgen, Gewalt gebraucht, und daß viele von des Reichs Getreuen unter seinem Schwert ihr Leben verloren hätten. Da schwur Herr Otto, daß sein Stiefsohn wegen seines Ungehorsams den Tod verdiene und daß allen, die ihm anhingen, ihr Gut genommen würde. Vergebens schickte der junge Herzog seinen Vetter, den Grafen Wetzel, zum Kaiser, um seine Unschuld zu beteuern, vergeblich waren die Fürbitten der Mutter.

Als Herzog Ernst von Wetzel die Antwort des Stiefvaters vernahm, entließ er sein Heer und machte sich mit dem getreuen Vetter und mit einem Knappen auf den Weg, um den Pfalzgrafen zu züchtigen. Der Kaiser hatte damals

einen Reichstag nach Speyer einberufen, dort sollte auch über seinen Stiefsohn das Urteil gesprochen werden. Herzog Ernst, der die Stadt kannte, ritt rechtswegs vor das kaiserliche Quartier, hieß Wetzel warten, trat unterm Banner des Reichsfürsten ein und stürzte in seines Stiefvaters Gemach. Er traf den Pfalzgrafen Heinrich, erschlug den Verleumder und bedrohte den hinzueilenden Kaiser selbst, so daß der durchs Fenster vier Klafter tief auf eine Grabkapelle sprang. Noch ehe die Wache eingreifen konnte, saßen die Freunde wieder im Sattel und stürmten zum Tor hinaus.

Da war es nun nicht schwer, vorm Fürstentag Acht und Aberacht zu erwirken; der Kaiser befahl allen Untertanen, ihm den Verräter tot oder lebendig zu bringen.

Herzog Ernst wollte nicht, daß seine Lehnsleute um seinetwillen litten. Er entließ sie aus Eid und Pflicht und beschloß, sein Vaterland zu verlassen und mit den Streitfahrern nach Jerusalem zu reisen. Seine Mutter, die Kaiserin Adelheid, hörte davon; sie schickte ihm heimlich Gold und Silber und segnete seine Fahrt. Mit dem getreuen Grafen Wetzel und mit fünfzig wohlgerüsteten Mannen ritt Herzog Ernst aus der Stadt Regensburg nach Süden.

Nach mühseligen Wegen, auf denen sie manche Abenteuer zu bestehen hatten, erreichten die Reiter Byzanz, das damals die Hauptstadt des Oströmischen Reichs war. Der Griechenkaiser, der von Byzanz aus über viele reiche Völker herrschte und einen großen Hof hielt, nahm den jungen Deutschen freundlich auf; er fand Gefallen an ihm und schenkte ihm eine Galeere für die Überfahrt nach dem Heiligen Land. Mit guter Zuversicht machten sich die Recken auf den Weg.

Als sie schon einige Tage auf See gelegen hatten, brach ein furchtbares Unwetter aus. Der Sturm jagte Schiff und Menschen so weit, daß von der Mannschaft keiner mehr wußte, wo sie sich befanden. Wochenlang trieb die Galeere ziel- und steuerlos auf dem Wasser einher.

Endlich zeigte sich in der Ferne ein Streifen Landes. Eine Stadt mit Mauern aus Marmelstein, mit vergoldeten Türmen und Zinnen, hob sich am Ufer auf. Es war indes seltsam genug: kein Wächter sorgte für Kai und Hafen, und niemand blies ins Horn, um die Ankunft der Fremden zu melden.

Die Männer wanderten vom Strand der Stadt zu, aber auch die war wie ausgestorben. Staunend schritten die Ritter durch menschenleere Gassen und kamen endlich an einen Palast, in dem waren viele Tafeln mit köstlichen Speisen und Getränken gedeckt. Polsterbänke standen bereit, Schüsseln und Teller aus Silber mit Braten und Wildbret zierten die Tische, und die Becher waren mit klarem Wein gefüllt.



„Liebe Freunde, wir wissen nicht, wer uns dies geschenkt hat", sagte Herzog Ernst. „Trauen wir darauf, daß es ein gütiges Schicksal tat; langt zu, eßt und trinkt, soviel es euch gelüstet! Wer indes nicht maßhält, der bringt Schande über die anderen." — Als sie sich gesättigt hatten, trugen die Begleiter Speisen und Weine zum Hafen, um auch den Schiffsleuten Gutes zu erweisen; Herzog Ernst und Graf Wetzel aber blieben noch im Palast zurück, um auf die Herren zu warten, die, so meinten sie, doch nur eben erst ihre Burg verlassen hatten. So streiften sie durch die Gemächer, besahen die königlichen Kammern, deren Wände und Decken köstlich verziert waren, und fanden auch Gärten, durch die viele künstliche Wasser flossen, in denen Zedern und Zitronenbäume blühten. Plötzlich hörten sie von der Straße her Rufen, Schnattern, Klappern und Pfeifen wie von einem Schwarm Vögel. Sie liefen nach draußen und erblickten ein Heer von sonderbaren Geschöpfen, die waren von der Achsel bis auf die Füße

gleich Menschen gebildet, an Kopf und Hals aber waren sie von Kranichgestalt.

„Wenn ich nicht wüßte, daß ich wenig getrunken hätte, würde ich vermeinen, der Wein tät's mir an", grollte Herzog Ernst.

„Habe mein Lebtag nicht an die Kranichleute glauben wollen", sagte Graf Wetzel, „nun helf Gott meinen Augen!"

„Sie sollen den Menschen feindlich sein", warnte der Herzog und lockerte vorsichtig das Schwert. Er rief den Freund nach drinnen, und sie sahen vom Fenster aus, daß dem feierlichen Zug ein König mit einer schönen Jungfrau voranschritt. Es war ein Mädchen, das die Kranichleute wohl geraubt hatten, jetzt führten sie es festlich in ihre Stadt. Das arme Ding weinte aber so sehr, daß es den Rittern im Herzen weh tat, einen Menschen bei den seltsamen Unholden zu sehen. Sie nahmen sich vor, der Jungfer zu helfen, traten hinter eine Tür und beobachteten von dort in einem Spiegel Straße und Saal.

Als der König sich nun mit den Seinen zu Tisch setzte, merkte er, daß schon andere bei den Speisen gewesen waren. Er öffnete den Schnabel und stieß einen schrillen Schrei der Verwunderung aus. Die Diener steckten die Köpfe zusammen und trugen eilig neue Schüsseln und Becher auf, bald fuhren die Herren mit langen Hälsen in Speisen und Getränke und schlürften und gurgelten so laut, daß den Horchern unheimlich zumute wurde.

Der König der Kraniche versuchte zuweilen, der Jungfer den Schnabel zu bieten, es sollte wohl eine Zärtlichkeit sein. Die arme Gefangene aber saß stumm neben ihm, ihre Tränen tropften auf das Tischtuch.

Nach der Mahlzeit kamen Spielleute und Gaukler, um die Gesellschaft zu unterhalten — all das erspähten die heimlichen Zuschauer. Endlich erhob sich der König, verneigte sich vor der Jungfrau und bat sie, ihm zu folgen und das Hochzeitsgemach aufzusuchen. Diener eilten voran und rissen die Tür auf — da standen die beiden ungebetenen Gäste vor ihnen. Der Unhold erblickte sie als erster, er sprang zurück, um in den Saal zu entkommen. Herzog Ernst versperrte ihm aber den Weg; der König schrie auf, er glaubte, daß seine Braut ihn verraten hätte, und stieß seinen spitzen Schnabel dem Mädchen ins Herz, daß es zu Boden sank. Dann hob er Klauen und Flügel, um sich zu wehren. Es sollte ihm nicht helfen; der Herzog schlug ihm den Kopf ab und lief gegen das Gefolge, um es zu züchtigen.

Darüber entstand in allen Straßen ein lautes Getümmel, zu Hunderten drangen die Kranichleute heran, um zu sehen, was es gäbe. Graf Wetzel und Herzog Ernst hieben wacker drein, sie versuchten, sich zum Hafen durchzuschlagen, und sprangen kämpfend von Straße zu Straße. Bis zur Stadtmauer



kamen sie, aber die Tore schlossen sich, ehe sie sie erreicht hatten. Da verschanzten sie sich unter den Schwibbögen der Mauer, hielten ihre Schilde vor das Antlitz und hatten vor, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.

Glücklicherweise hatten die Schiffsleute und ihre Gesellen den Auflauf und den Lärm gehört. Sie wappneten sich, erbrachen das Stadttor von draußen und halfen ihrem Herzog zum rettenden Hafen. Einige der Degen fielen; noch während des Auslaufens umschwirrten die großen Vögel die Galeere, und erst als viele von den Pfeilen der Bogenschützen getroffen waren, kehrten sie schreiend zum Strand zurück.

Mehrere Tage hindurch fuhren die Männer nun wieder mit gutem Wind nach Osten und hofften, die Küsten des Heiligen Landes zu finden. Bald aber erhob sich von neuem ein schwerer Sturm und wollte kein Ende nehmen. Nach

einer eiskalten dunklen Nacht sahen die Vertriebenen einen hohen Berg vor sich, an dessen Fuß schien ein Tannenwald zu wachsen. Als sie indes näher kamen, erkannten sie voll Entsetzen, daß es keine Bäume, sondern die Masten gescheiterter Schiffe waren. Schon begann die eigene Galeere auszuscheren und sich dem furchtbaren Fels zuzuwenden. Die Steuerleute warfen sich auf die Knie, sie riefen, es sei der Magnetberg, dem sie jetzt alle verfallen wären. Nichts könne mehr helfen!

Es schien wirklich, als sollten sie recht behalten; alle Versuche, die Galeere zu wenden, blieben vergeblich. Sie trieb im hohen Seegang schneller und schneller dem Ufer zu; Rahen und Segel stürzten auf Deck, weil Nägel und Blöcke sich lösten. Mitten zwischen den gescheiterten Schiffen am Fuß des Felsens barst auch das Fahrzeug des Griechenkaisers auseinander.

Herzog Ernst und Graf Wetzel retteten sich mit fünf Rittern auf das hochragende Heck eines nahen Wracks; ihre Gesellen wurden vor ihren Augen in die Tiefe gerissen.

Gegen Mittag legte sich das Toben des Meeres, die Recken begannen nachzudenken, wie sie wohl davonkämen. Sie untersuchten das fremde Wrack und sahen, daß es eine Ladung von Ochsenhäuten geführt hatte, aber weder Wasser noch Lebensmittel barg. Sie sahen auch, daß riesige Vögel, Greifen genannt, die Toten vom Strand und aus dem Meer fischten. Und weil die armen Schiffbrüchigen nicht wußten, wie sie an Land gelangen sollten, faßte Graf Wetzel einen abenteuerlichen Plan. Er hatte beobachtet, daß die Greifen die Körper der Pferde und Menschen in die Luft hoben und weithin von dannen trugen.

„Das soll uns zur Rettung werden", sagte er zu Herzog Ernst. „Gib acht, wir nähen uns in Ochsenhäute und legen uns auf das Verdeck. So werden sie uns für Rinder halten und ins Nest ihrer Jungen schleppen." Wirklich schlossen Herzog Ernst und Herr Wetzel sorgsam ihre Rüstungen und ließen sich von ihren Genossen fest und sicher in die Häute hüllen. Nach kurzer Zeit spürten die beiden, wie sie mit ungeheurer Gewalt aufgehoben und hoch durch die Luft zu einem fernen Horst geführt wurden. Dann zogen die alten Greifen wieder fort, um neue Atzung für ihre Jungen zu holen. Nun begann Herzog Ernst sich aus der Ochsenhaut herauszuschneiden; er befreite auch Wetzel, seinen Freund, und bestaunte die jungen Greifen, die groß wie Kälber waren.

Währenddes versuchten die andern Ritter die gleiche List; zwei von ihnen ließen sich einnähen und forttragen. Danach faßten die drei Übriggebliebenen Mut zum Flug. Einer von ihnen opferte sich, er umarmte die Gesellen, nähte sie in die Häute ein und brachte sie auf das Verdeck des Schiffes. Die beiden

wurden bald gleich den andern in die Ferne geführt, der Letzte blickte ihnen nach und verbarg sich, um zu sterben.

Die vier Ritter, die sich rasch aus der Ochsenhaut befreit hatten, suchten ihre Herren; sie liefen hin und her und fanden Herzog Ernst und Graf Wetzel nach mancher Mühe an einem Quell. Dann durchforschten sie gemeinsam das Land, wußten aber nicht, wo sie waren; der Greif hatte sie vom Magnetberg weithin durch die Luft in ein unbekanntes Reich geschleppt. — Eine Woche lang lebten die Geretteten notdürftig von Wurzeln, Kräutern und Früchten und berieten, wie sie wieder zu ihresgleichen gelangen sollten. Fast wollten sie verzagen, da hörten sie, als sie eines Tages die Täler durchstreiften, ein Rauschen wie von unterirdisch strömendem Wasser. Der Fluß, an dem sie entlang schritten, sank in einen steilen Berg ein; zwischen mächtigen Steinklippen und wildem Wurzelwerk ergoß er sich in den Fels.

„Wenn es dem Wasser gelingt", meinte Herr Wetzel, „finden vielleicht auch wir einen Weg. Laßt uns ein Floß zimmern." Seine Worte machten den Männern Mut, sie stürzten Bäume um, hieben sie mit ihren Schwertern zurecht und banden sie mit Waldreben zusammen. Vorsichtig ließen sie ihr Fahrzeug in den Fluß gleiten und bestiegen es. Bald flog es mit ihnen pfeilschnell in ein dunkles Wassertor; tief unterm Berg trieben sie, es wurde ringsum so finster, daß keiner den anderen sehen konnte. Zugleich stießen die Wirbel das Floß mal hier, mal dort an die steinernen Wände, auch donnerte und dröhnte das Wasser so gewaltig, daß niemand verstand, was der Nachbar sagte. Einen halben Tag fuhren sie so dahin, dann wurde die Strömung sanfter. Eine Klippe glänzte im Dunkel der Tiefe; Herzog Ernst schlug rasch ein Stück vom Fels ab, es schien ihm der Stein Karfunkel.

Endlich öffnete sich der Berg wie durch ein Wunder, Sonnenschein leuchtete den Männern entgegen, so hell, daß ihre Augen ihn kaum ertragen konnten.

Die Reisenden waren in ein neues Land geraten und fuhren an grünen Wiesen, an schönen Burgen und Schlössern vorbei. Das machte ihnen Hunger; als eine große Stadt sich vor ihnen aufhob, stießen sie das Floß in ruhigem Wasser ans Ufer, taten ihre Harnische an und suchten einen Weg in das fremde Reich.

Es war ein Sonntag. Viele Menschen wandelten vor den Toren der Stadt auf und ab. Sie schienen indes zu einem seltsamen Volk zu gehören; alle Leute, die den Rittern begegneten, besaßen nur ein Auge. Die Einäuger wunderten sich wiederum über die Besucher, die sie für Wilde ansahen; sie folgten den Fremdlingen, hielten sie unterm Stadttor an und fragten sie aus. Wächter meldeten dem Herrscher jenes Einauglandes, daß sonderbare Wesen gekommen seien, die sich aus dem Wald zu ihnen verirrt hätten.

Der König war ein milder, besonnener Mann; als die Recken vor ihn traten und freimütig ihr Geschick erzählten, ließ er ihnen Speisen bringen, um ihren Hunger zu stillen. Danach mußten die Fremden berichten, wie sie auf dunklem Strom aus dem Greifenland zu ihm gelangt wären.

Die Einwohner des wunderlichen Reiches nannten sich übrigens selbst Einäuger oder auch Arimasper. Sie blieben freundlich gegen die Gäste, gaben ihnen Herberge und luden sie zu Fischfang und zur Jagd ein. Manche fröhliche Woche verbrachten die Heimatlosen bei dem seltsamen Volk; es schien ihnen am Ende, als seien sie selbst mit ihren Menschenaugen die Absonderlichen in einer glücklichen Welt.

Eines Tages indes, als Gäste und Wirte weit ins Land geritten waren, sahen sie Rauch aufsteigen; Dörfer brannten in der Ferne. Die Einäuger wurden unruhig, sie begannen zu klagen und Heer und Volk aufzubieten. Ihre Nachbarn, so erzählten sie, die Schattenfüßler, seien wieder in das Reich der friedfertigen Einäuger eingefallen. Ach, ihr armer König jammerte so sehr, daß Herzog Ernst und Graf Wetzel sich erboten, ihm zu helfen.

Jene Schattenfüßler, so hörten die Herren, seien ein eigenartiges Volk, dessen Angehörige nur einen Fuß hätten. Auf dem könnten sie allerdings so geschwind hüpfen, daß niemand ihnen zu folgen vermöchte. Der Fuß sei auch so breit, daß sie ihn beim Ausruhen gegen Regen und Sonnenschein als Schirm brauchen könnten; insbesondere verstünden sie damit übers Wasser zu laufen, noch rascher als über festes Land. Sie hielten sich deshalb bald auf See, bald an den Küsten auf und wären dadurch noch immer entkommen.

„Gebt mir ein kleines Heer tapferer Männer", bat Herzog Ernst, „und greift sie vom Land aus an! Dann wollen wir mit den Fliehenden fertig werden." Es geschah, wie er vorgeschlagen hatte; der Herrscher der Einäuger sammelte seine Streitkräfte und rückte gegen den plündernden Feind vor. Herzog Ernst aber nahm einige der Besten und versteckte sich mit ihnen am Ufer. Als die flüchtenden Schattenfüßler rasch über das Gestade die See gewinnen wollten, brach der Herzog mit seiner verborgenen Schar vor und erschlug die Räuber alle bis auf einen.

Einige Zeit danach hatte der König der Einäuger noch einen anderen Angriff vom Volk der Lappenohrer zu bestehen, die sich selbst Panochi nennen. Es war ein kräftiger Volksstamm, der sich von seinen Nachbarn dadurch unterschied, daß ihm die Ohren bis auf die Erde hingen. Der König fragte wieder um Rat, was er zu tun habe.

„Gib mir den Befehl über dein Heer", verlangte der Gast. Dann zog Herzog Ernst mit seinen Leuten den Feinden entgegen, umzingelte sie in einem Wald

und ließ von vielen Seiten Feuer an Busch und Bäume legen. Die Lappenohrer liefen verwirrt und zerstreut durcheinander. Der Herzog hatte aber alle Wege besetzt und erschlug die Gegner bis auf zwei.

Die Nachbarn hörten von dem doppelten Sieg der Einäuger über ihre Feinde und gerieten in Sorge. Ein Volk der Riesen schickte Boten und forderte Zins vom König. Diesmal wollte der Geplagte nachgeben, er fürchtete sich gar zu sehr vor den starken Nachbarn. Herzog Ernst, der jetzt dem Kronrat der Einäuger angehörte, verlangte indes, daß der Riesenbote abgewiesen würde. Wem die Haut jucke, der solle nur kommen, ließ er sagen, er wolle sie kratzen.

Wieder unterstellte der König all seine Soldaten dem fremden Helfer. Die Feinde rückten an, und die Heere lagen wohl einen Monat einander gegenüber. Aber der Herzog verlor bei dem Geplänkel viel Volk. Da erdachte er sich eine List. Er sah, daß immer in der heißen Mittagszeit die Riesen sich sorglos im Holz zerstreuten, um im Schatten zu speisen. Das nutzte der Kriegsmann aus, er überfiel den Gegner zur rechten Stunde, und es war besonders günstig für ihn, daß sich die Feinde, als sie sich wehren wollten, zwischen den Baumkronen festliefen und ihre langen Stangen im Dickicht nicht brauchen konnten. Herzog Ernst und seine Männer setzten den Überraschten bald so zu, daß sie ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Einer, der arg verwundet war, konnte den Seinen nicht mehr folgen. Der Herzog nahm ihn mit eigener Hand gefangen und kehrte mit dem Riesen und seinen Leuten zum König zurück.

Danach blieb er wieder einige Zeit zu Gast bei den Einäugern. Dann kam ihn das Heimweh an und er nahm Abschied von seinen Wirten. Er bat sich ein Schiff aus und brachte die Seinen mit Hab und Gut, dazu je einen der Gefangenen und einen Diener an Bord.

Herzog Ernst hatte nämlich von einem alten Seemann der Einäuger den Weg nach dem Land Indien erfahren; auch hatte er von einem Zwergvolk gehört, das dort wohnte und arg von Kranichen bedrängt würde. Es hieß, daß es dazu übergegangen sei, nur noch Vogeleier zu suchen und zu speisen, damit die Feinde nicht übermächtig würden. Auf Kranichvölker aber war Herzog Ernst schlecht zu sprechen; er beschloß, den Zwergen seine Hilfe anzubieten und auf diese Weise auch wieder zu Wesen seinesgleichen heimzukehren.

Das Schiff der Einäuger landete nach guter Fahrt. Die Zwerge erschraken sehr über die wilden Ritter und flehten um Schonung; der fremde Gast antwortete, er sei gekommen, um Rettung zu bringen, und fragte nach den Kranichen. Der König der Kleinen hörte davon; er fiel Herzog Ernst zu Füßen und bat, ihm doch gegen die unüberwindlichen Feinde zu helfen. „Denkt, Herr,

wir vermögen unsere Äcker nur noch zur Nacht zu bestellen", klagte er, „seit hundert Jahren müssen wir uns tagsüber in Hecken und Höhlen verbergen."

Herzog Ernst tröstete den Kleinen. Er verlangte, daß sein Volk Mut fasse, und bestimmte die Stunde des Aufstandes. Der König bot wirklich die Seinen auf und brachte ein großes Heer zusammen.

Als nun an dem verabredeten Tag die Sonne aufging, hörte man weit über Land die Trompetenstöße der Kraniche; sie hatten schon vom Aufruhr der Zwerge erfahren. Bald flogen ihre Scharen in dunklem Zug herbei, bissen und stachen viele der Kleinen zu Tode. Dann aber brach der Herzog mit seinen Mannen vor, er räumte furchtbar unter den Vögeln auf und nahm ihrer so viele gefangen, daß der König der Kraniche mit ihm seinen Frieden machen mußte, er wäre sonst ohne Volk geblieben. Die Zwerge waren überglücklich, sie ehrten die fremden Gäste über alles und schenkten ihnen Gold und Gestein zum Lohn. Der Herzog erbat sich aber nur zwei Diener, die er mit seinem anderen sonderbaren Gefolge mit sich führen wollte.

Der Ritter hatte nämlich inzwischen von einem der Zwergalten erfahren, daß sieben Tagereisen weiter ein König der Indienmohren wohnte. Der war ein Krist und hatte unter der Feindschaft des Königs von Babylon viel zu leiden. Herr Ernst sprach darüber mit dem Grafen Wetzel und mit seinen Freunden; auch Einäuger, Schattenfüßler, Riesen und Zwerge lud er hinzu und beratschlagte, was zu unternehmen sei.

Die Ritter und Herr Wetzel hatten Heimweh; sie hofften, über Babylon nach Bayern und Österreich heimkehren zu können, und rieten, mit Hilfe der Christen den Heidenfürst mit Krieg zu überziehen. So befrachteten Herzog Ernst und die Seinen ihr Schiff und segelten bis zum Flusse Ganges zu den Indienmohren.

Diesmal hatten die Zwerge die Ankunft der Fremden schon gemeldet; die Herren wurden am Ufer mit großem Gepränge empfangen und in hohen Ehren in die Stadt geführt.

Der König war sehr stolz, daß ihm von Glaubensbrüdern Hilfe kam. Er setzte sich mit den Gästen zu Rat, zeigte ihnen seine Schätze, sein Volk und sein Heer und bat die Reisenden schließlich um Beistand gegen die Babylonier.

Der Herzog antwortete, er wolle es mit den Seinen besprechen.

Noch ehe sie jedoch weiter verhandelt hatten, traf schon ein Gesandter bei Hofe ein. Der König der Babylonier hatte Botschaft geschickt und verlangte, daß alle Mohren ihren Glauben wechselten und den großen Propheten Mohammed anerkannten. Den Indienkönig verließ der Mut wieder; Herzog Ernst aber ermunterte ihn und forderte ihn auf, dem Boten die Absage zu senden.

Dann befahl er ihm, sein Heer zu sammeln, und bald lagerten die Herren von Indien und Babylon einander gegenüber, richteten Wall und Lager auf und schickten sich zur Feldschlacht an. In der Frühe des Kampftages sagte der König von Indien den Seinen, sie sollten mutig streiten, ihr Freund, Herzog Ernst, werde das Banner tragen.

Zu gleicher Zeit ritt auch der Fürst von Babylon durch seine Lagergassen; er gelobte, daß Mohammed den Seinen den Sieg verleihen werde, und riet, vor allem auf den Fahnenträger der Indienmohren zuzustreben.

Bald hub ein mächtiges Krachen der Spieße und ein gewaltiger Kampflärm an, daß es von allen Bergen widerscholl. Als es die Babylonier aber nach dem Banner gelüstete, gerieten sie an den starken Bayernherzog und die Seinen; dessen hatten sie sich nicht versehen. Ihr Fürst verstand nicht, daß seine Leute den Feind nicht zwangen, er ritt selbst heran, um sie anzufeuern. Da erkannte Graf Wetzel des Königs Wappen, er nahm ihn an, schlug ihn vom Roß und band ihn mit eigener Hand. Als der Babylonier gefangen war, gewannen auch die Indienmohren den rechten Mut und trugen den Sieg davon.

Einer von Herzog Ernsts Gefolge fiel in jener Schlacht; darüber war sein Herr untröstlich, das Land Indien war ihm verleidet.

Am Abend schickte der König der Babylonier zum Herzog und fragte ihn, wie er sich aus der Gefangenschaft lösen könnte. Wenn es den Ritter verlange, das Heilige Land zu besuchen, werde er selbst ihn hinüberführen.

Herzog Ernst gab dem König von Indien von dem Vorschlag Bescheid; der wünschte indes, daß der Babylonier sich taufen ließe, ehe er frei käme.

„Niemand soll zu einem Glauben gezwungen werden", antwortete Herzog Ernst. „Wer nicht aus eignem Willen übertritt, den soll man bei seiner Meinung belassen; jeder wird einmal vor Gottes Gericht verantworten müssen, wie er sich entschied." Der König von Indien ging zum Babylonier und fragte ihn, ob er nicht freiwillig den sieghaften Glauben annehmen wolle; der aber weigerte sich, und wenn er darüber des Todes stürbe. Da riet Herzog Ernst dem Inder, er solle sich mit dem Frieden begnügen.

Einige Tage blieb er noch am Flusse Ganges zu Gast, und es herrschte viel Fröhlichkeit bei den Siegern. Dann hieß er dem gefangenen König und den Seinen Pferde geben und reiste mit ihnen drei Wochen lang durch Wüsten und Berge. Er weilte noch in der Stadt Babylon; viele weise Herren wollten von seinen Abenteuern erfahren. Danach brachte ihn der König selbst mit einem Ehrengeleit von zweitausend Heiden auf den Weg nach Jerusalem.

Vor der Stadt schied Herzog Ernst von den freundlichen Begleitern und ritt mit den Seinen in die Tore ein. Und so neugierig war das Volk über sein selt-

sames Gefolge, daß der Riese mit seiner Stange Raum schaffen mußte, man wäre sonst zu keiner Herberge gelangt.

Die deutschen Ritter und ihr König, die damals Jerusalem besetzt hielten, waren froh, Herzog Ernst zu sehen; sie hatten geglaubt, daß er längst gefallen oder umgekommen sei.

Als er das Heilige Grab besucht hatte, kam das große Heimweh über den Irrenden; er vermochte nicht länger in der Fremde zu weilen und beschloß, in sein Land zu reisen, einerlei wie es ausging.

Inzwischen waren schon zwei Pilger, die ihn gesehen hatten, nach Deutschland heimgekehrt; sie sagten dem Kaiser an, daß sein Stiefsohn, Herzog Ernst, nach vielen Abenteuern verhärmt und mit grauem Haar nach Jerusalem gekommen und wunderliche Leute aus seltsamen Ländern gesammelt und mit sich geführt hätte. Der Kaiser meldete seiner Frau, was er vernommen hatte. Die war froh, als sie von ihrem Sohn hörte, sprach aber nicht weiter über ihn.

Vom Heiligen Land fuhr Herzog Ernst mit seinem Volk auf einem Schiff, das ihm der König von Jerusalem ausgerüstet hatte, nach Italien. Unterwegs erkrankte einer seiner Wunderleute — es war der Schattenfüßler —, man mußte ihn zu Bari begraben. Danach ritten die Pilger nach Deutschland, und der Herzog suchte seinen Stiefvater, um seine Vergebung zu erlangen.

Der Kaiser und seine Gemahlin waren damals mit allen Herren in Bamberg zu Gast. Herzog Ernst ließ sein Gefolge vor den Toren lagern und zog selbst mit dem Grafen Wetzel verkleidet in die Stadt. In einer kleinen Herberge verbarg er sich einige Tage hindurch und wartete auf das Osterfest.

Als die Menge am Feiertag zur Frühmesse strömte, machte sich Herzog Ernst auf den Weg.

Auch die Kaiserin besuchte an jenem Tag den Dom; ein Pilger drängte sich zu ihr. „Gebt mir ein Almosen für euren Sohn Ernst“, bat er.

Die hohe Frau blieb stehen und blickte den Bettler an. „Ach, meinen Sohn Ernst habe ich lange nicht mehr gesehen, wolle Gott, daß er noch am Leben sei. Wüßte ich es, ich wollte euch ein gutes Botenbrot geben.“

„Frau Mutter, bittet für mich bei meinem Vater!“

Da erkannte ihn die Kaiserin. „O du lieber Sohn“, flüsterte sie, „komm zum Hochamt. Wirf dich vor dem Kaiser nieder, aber enthülle dein Antlitz nicht, ehe du Gnade hast. Auch der Bischof soll ein Wort für dich einlegen!“ Dann eilte sie rasch weiter, damit niemand ihre Freude und ihre Tränen gewahr würde.

Herzog Ernst suchte den Grafen Wetzel in seiner Herberge auf und erzählte

ihm alles. Die Kaiserin schickte inzwischen zum Bischof vom Bamberg und bat ihn, ihr doch zu helfen.

Als Kaiser Otto nun am Ostertage zum Hochamt schritt, drängten sich Herzog Ernst und Graf Wetzel mit dem Volk in die Nähe des kaiserlichen Stuhls. Graf Wetzel stellte sich hinter den Altar, er war bereit, den Freund mit Gewalt zu befreien, wenn sein Vater ihm keine Gnade gewährte. Der Bischof aber wußte, was sich begeben sollte, er predigte von der Liebe, die die Wurzel aller Tugenden sei, er sprach von Gottes Gebot, nach dem die Menschen einander verzeihen sollten. Dann schloß er seine Rede: „Nun werfe ein jeder die Schuld von sich und vergebe seinem Nächsten!"

Nach den Worten trat Herzog Ernst vor seinen Vater. Er hatte den Mantel vors Angesicht gehoben, kniete nieder und bat um Verzeihung.

Der Kaiser war verdrossen über die Störung des Gottesdienstes; er wollte wissen, wer der Büßer sei und weswegen man ihn verurteilt habe.

„Vergebt ihm", flehte die Kaiserin, sie bat ihren Gemahl inständig, und alle, die zugegen waren, wünschten, daß diesem Unbekannten verziehen würde, so stark hatten des Bischofs Worte auf sie gewirkt.

„So sei ihm verziehen", sagte der Kaiser endlich, „doch will ich wissen, wer er ist." Damit stand er auf, half dem Knienden hoch und schlug ihm das Tuch vom Antlitz. Da erkannte er den Fremden; sein Angesicht entfärbte sich vor Zorn, und Herzog Ernst rückte mit dem Knie das Schwert unterm Pilgergewand. Der Kaiser aber besann sich auf eine andere Treue, die ihn gefreut hatte. Er fragte: „Wo ist Wetzel?" Der Graf kam zögernd, und Kaiser Otto gab ihm für die Freundschaft, die er dem Verbannten gehalten hatte, den Kuß des Friedens. Danach schloß er auch Herzog Ernst in seine Arme.

Zu Mittag lud der Kaiser den Sohn an seine Tafel, um mit ihm zu reden, wie der Zwist doch eigentlich entstanden sei. Er begann traurig von seinem Freund, dem Pfalzgrafen Heinrich, zu sprechen und warf dem Stiefsohn vor, daß er sogar ihm selbst zu Speyer nach dem Leben getrachtet habe. Herzog Ernst bestritt es; er entgegnete mannhaft auf alle Vorwürfe, und der Kaiser schenkte ihm Glauben.

Danach schickte der Heimkehrer einen Diener vor die Stadt und hieß sein Gefolge herbeirufen. Als die Wundermänner durch die Gassen Bambergs daherzogen, lief das Volk von weit her zusammen; es machte Mühe, die Gäste bis zur kaiserlichen Pfalz zu bringen.

Der Herzog erzählte inzwischen alles, was er erlebt und erstritten hatte, und die fremdartigen Menschen bestätigten seine Abenteuer. Er zeigte dem Kaiser




die Kleinode, darunter den Karfunkel, den er auf der unterirdischen Stromfahrt gewonnen. Da sah Herr Otto ein, daß sein Sohn genug gebüßt hatte, er sah auch, wie grau und verhärmt er war, und führte ihn noch im gleichen Jahr in das Land zurück, das er ihm genommen hatte.

Als der Frühling kam, lud der Kaiser alle Fürsten des Reichs nach Speyer, um ihnen Herzog Ernst vorzustellen, der ihm Freund geworden war.

Den Stein aber, den der Herzog aus der Tiefe der Erde mitgebracht hatte, befahl er in die deutsche Kaiserkrone einzufügen, und es heißt, daß der Karfunkel sie bis auf den heutigen Tag ziert.

# Roland

In der alten deutschen Stadt Aachen lebte einst ein mächtiger Kaiser mit Namen Karl. Er hatte eine Schwester Berta, die er gern um sich sah. Berta aber liebte einen einfachen Mann. Als der Kaiser davon erfuhr, wurde er zornig und vertrieb seine Schwester vom Hof. Sie ging in den Wald vor der Stadt, lebte in einer Höhle, und der Mann, den sie liebhatte, folgte ihr und verbarg sich in ihrer Nähe.

Nach einiger Zeit gebar Frau Berta einen Sohn, den nannte sie Roland; er wuchs kräftig heran, wurde ein starker Bursche und wußte nichts von der Not seiner Mutter. Kühn streifte er bis an die Wege der Ritter, die zur Kaiserpfalz strebten, entdeckte die Straße nach Aachen und lief ihr nach. In der Stadt machten sich Knaben über sein armes Gewand lustig. Er balgte sich mit ihnen, verlangte von jedem ein Stück Tuch als Buße und brachte es der Mutter. Sie nähte ein Wams daraus zusammen, und Roland war stolz darauf.

Eines Tages, als der Kaiser wieder hohe Gäste an reichgedeckter Tafel bewirtete und die Mundschenken und Küchenmeister ein und aus liefen, drängten sich die Armen der Stadt in den Vorhof, und Herr Karl befahl, sie zu speisen. Dabei bekam einer der Knaben, der in vielfarbiges Tuch gekleidet war, Streit mit den Dienern; als sie ihm nichts bieten wollten, schlüpfte er an ihnen vorüber, eilte die Treppe zum Festsaal hinan und nahm von der Tafel eine Schüssel mit Wildbret. Der Kaiser, dem der Junge gefiel, ließ ihn gewähren, und die Gäste lachten.

Nach einer Weile kehrte der Knabe zurück und ergriff auch Herrn Karls Goldbecher, den der Mundschenk gefüllt hatte.

„Warte, Bursche, den Wein sollst du haben, den Becher kann ich nicht entbehren", scherzte der Kaiser.

„Er ist nicht für mich, er ist für meine Mutter", antwortete Roland, „und das sage ich dir, sie ist nicht schlechter als du."

„Deine Mutter scheint eine sehr edle Frau zu sein. Wie heißt denn ihr Truchseß, und wie heißt ihr Mundschenk, mein Junge?"

„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß und meine linke ist Schenk", versetzte Roland.

„So hat sie wackere Helfer, ich möchte deine Mutter kennenlernen!"

Zwei Männer aus dem Gefolge des Kaisers erhoben sich gehorsam, beglei-

teten den Knaben und verlangten, er solle sie zu seiner Mutter bringen. Aber den Becher, den sie ihm abnehmen wollten, ließ Roland nicht aus den Händen.

Nach einer Weile kamen die Männer mit einer Frau in grauem Kleid zurück, und der Kaiser erkannte sie und wußte jetzt auch, wer Roland war, den sie an der Hand führte.

„Bruder", bat Frau Berta.

„Ist er dein Bruder, so ist er mein Oheim", lachte Roland, umschlang Herrn Karls Knie und begrüßte ihn.

Der Kaiser dachte nach, sein alter Zorn reute ihn. „Um des Knaben willen sei dir verziehen", sagte er, umarmte Frau Berta und befahl, auch ihren Gemahl zu rufen.

Acht Jahre war Roland alt, als dies geschah. Von da an wurde er mit den besten Knaben am Hof erzogen, Karl hielt ihn wie seinen eigenen Sohn. Als er zum Ritter geschlagen wurde, schenkte der Oheim ihm eine Burg zwischen Rhein und Mosel. Dort lebte Roland, wenn ihm die Fahrten und Kriegsdienste Zeit dazu ließen. Die Rheingrafen Gerhard und Walter, Herzog Meinhard von Bayern, Ogier von Dänemark, Erzbischof Turpin und viele andere waren da seine Gäste.

Nach einigen Jahren starb Rolands Vater, und Kaiser Karl vermählte die Mutter mit einem seiner Herzöge namens Gamelon. Der war ein starker Degen, Roland und er hielten in der ersten Zeit gut zueinander. Später aber wurde der Stiefvater eifersüchtig, denn es gab keinen, der gleich Roland gewachsen und der so rasch und klug in der Antwort war. Bald bediente sich der Kaiser vor allen anderen seines Rats und seines Schwerts.

Mancherlei Heldentaten erzählt man sich von dem jungen Roland. So etwa, wie er mit seinem Vater den Riesen im Ardenner Wald erschlug, dessen Schild er dem Kaiser brachte. Am besten bewährte er sich, als er mit Herrn Karl nach Italien zog und mit den Sarazenen kämpfte. Almont hieß der Heidenkönig, er war einer der Tapfersten seiner Zeit und mähte die Krieger der Franken, wie der Bauer das Korn sichelt. Ogier, der Däne, versuchte sich vergeblich an dem furchtbaren Feind, sogar an den Kaiser wagte sich der Heide. Die beiden stachen einander von den Hengsten, ohne daß einer dem andern über war. Dann schlug Herr Karl den Sarazenen in die rechte Schulter, der aber packte den Kaiser beim Bart und zwang ihn zu Boden. Gerade da brach sich der junge Roland durch das Getümmel Bahn; er traf König Almont, daß ihm sein Schwert Durandart aus der Hand sank, und riß ihm das Horn Olifant von der Seite. Oft hatte sein Schall den Sarazenen zum Sieg geblasen, jetzt rief es die Franken herbei. So gewann der Kaiser die Schlacht, und seine Recken

erfuhren, daß Roland den Stärksten der Sarazenen überwunden hatte. Noch auf dem Schlachtfeld erhob Karl den Neffen zum Ritter seiner Tafelrunde — nur zwölf Grafen durften mit ihm speisen — und verlieh ihm Schwert und Horn aus der Siegesbeute.

Ein andermal, so erzählt man sich noch von Roland, gewann er in des Kaisers Dienst die schöne Frau Alda, und das kam so.

Ein fränkischer Graf Rainer war von Kaiser Karl mit dem Herzogtum Genua belehnt. Er hatte zwei Kinder, einen Sohn, den er Olifer nannte, und eine Tochter namens Alda. Als die beiden einmal bei ihrem Oheim Gerhard von Burgund zu Gast waren, brach ein Streit zwischen jenem Land und dem Kaiser aus, Herr Karl zog vor Graf Gerhards Feste und belagerte sie. Die Burgunden wehrten sich und trieben die Franken zurück, dabei wagten sich auch Frauen und Mädchen vor das Tor der Burg, um den Kampf zu verfolgen. Roland, der für seinen Oheim focht, sah unter ihnen die schöne Alda, er hieb sich eine Bahn zu ihr und wollte sie als Beute.

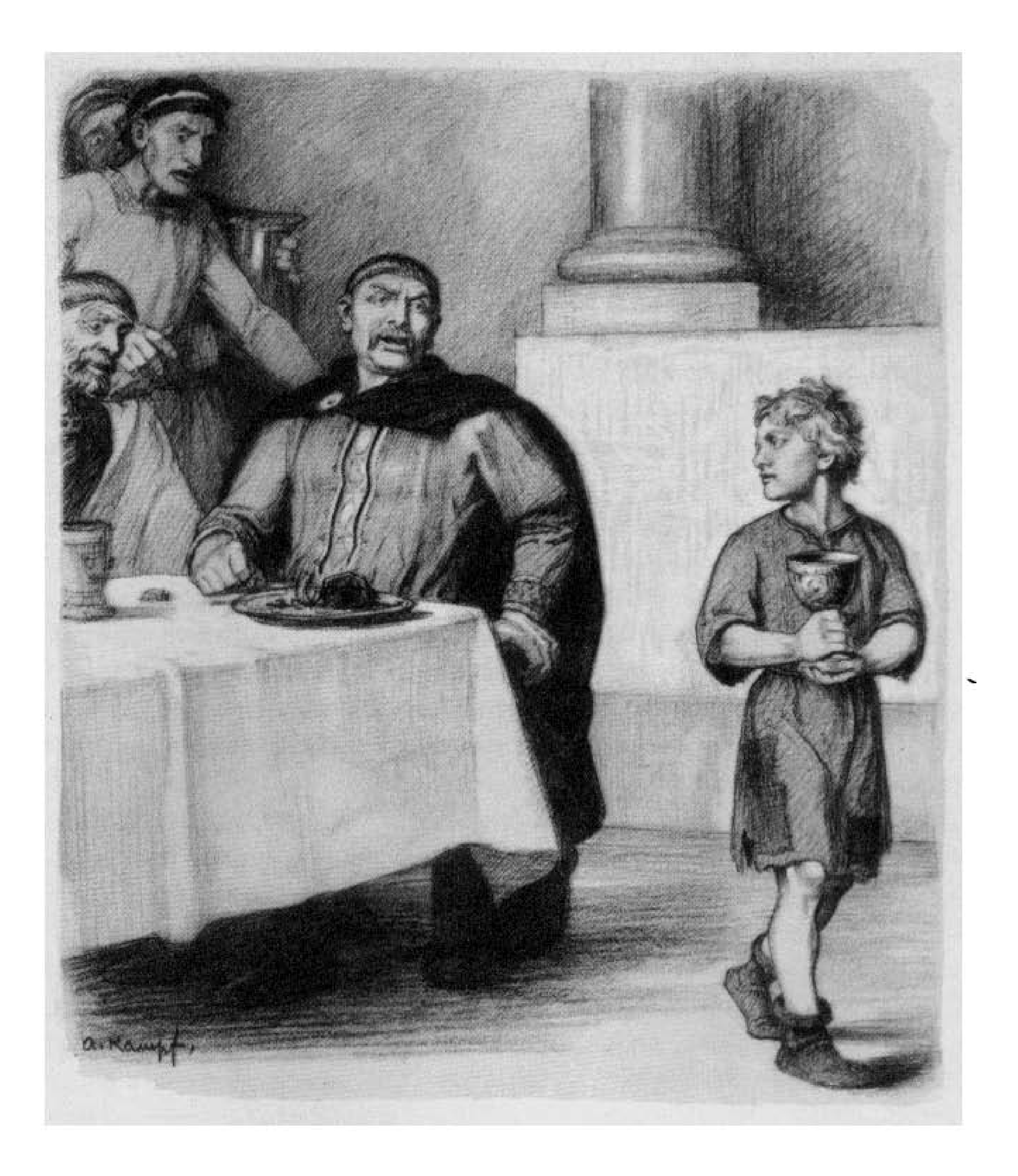
Das Mädchen schrie laut, als es den Fremden sah: „Hilf, Olifer!" Der Bruder vernahm durch allen Waffenlärm die Stimme, eilte herbei, und es gelang ihm, Roland so lange aufzuhalten, bis die Schwester mit ihren Begleiterinnen entkommen war. —

Weil es sich zeigte, daß man die Stadt nicht so rasch nehmen konnte, befahl der Kaiser die Belagerung. Die Gräben wurden ausgefüllt, und eines Tages setzten die Franken Leitern an, um von neuem zu stürmen. Die Burgunden verteidigten sich, auch die schöne Alda kämpfte mit, sie glaubte, für ihren Oheim streiten zu sollen, und warf schwere Felsen von der Mauer auf die Angreifer herab. Roland erkannte sie, er fing lachend ihre Steine mit dem Schild auf.

„Wenn ihr Roland seid", rief das Mädchen, „so solltet ihr an eure Mutter denken, statt für Kaiser Karl zu fechten. Schämt euch, daß ihr gegen uns steht!"

Als sie nun auf beiden Seiten viele gute Leute verloren hatten, schickte der Graf von Burgund zum Kaiser und schlug ihm vor: „Wir wollen je einen Mann zum Zweikampf stellen, der soll den Streit zwischen uns entscheiden." Karl war einverstanden; er benannte den Grafen Roland vom Rhein, und die Burgunden baten den starken Olifer, für sie zu fechten.

Am nächsten Morgen trafen sich die Recken zwischen Burg und Lager. Sie senkten die Speere voreinander, kämpften mit den Schwertern und waren von gleicher Kraft; Helmzier und Brünne zerhackten sie, wie Hagel flogen die kostbaren Steine von den eisernen Schilden. Dann geschah es, daß dem Burgunden die Klinge zerbrach, so daß er wehrlos wurde.



„Laß uns warten", sagte Roland ritterlich, „dein Oheim wird dir eine neue schicken." Während die Degen im Klee ausruhten, bis der Bote ein anderes Schwert brächte, scherzten sie miteinander. Roland rief seinen Knappen, befahl einen Krug und zwei Becher und reichte dem Gegner vom Wein.

Dann trug man Herrn Olifer ein Schwert zu, das Wieland geschmiedet hatte. „Alte Klare" hieß es und war weit gerühmt.

Sie traten wieder zum Streite an, und Roland schlug den Feind, daß ihm der Helm aufbarst. Olifer aber ergab sich nicht; der Kampf dauerte an,

bis der Abend einbrach. Als die Sonne unterging, senkten zwei Herolde die Banner, die Fechtenden ließen die Schwerter fallen, streckten einander die Hände entgegen und schlossen Brüderschaft. Sie banden auch die Helme ab, und Roland sagte: „Mag Kaiser Karl mir zürnen, ich will dein Freund sein. Du hast mir so wacker standgehalten wie noch keiner. Damit du aber merkst, daß ich's ehrlich meine, bitte ich dich in dieser Stunde um deiner Schwester Hand."

Dann schieden die beiden voneinander, Roland erwirkte bei seinem Oheim Gnade für den Grafen Gerhard und seine Verwandten, und der Kaiser duldete, daß der Burgunde sich ihm zu Füßen warf, und gewährte ihm Verzeihung.

Schon war die Hochzeit angesetzt, da beschloß Herr Karl auf einem großen Reichstag, gegen die Sachsen zu ziehen, und lud alle Recken ein, ihm zu folgen. Bei Köln am Rhein lagerten die Franken, jenseits des Stroms die Sachsen. Der Kaiser wollte Flöße schlagen lassen, um sein Heer hinüberzuführen. Roland aber dachte an die schöne Alda, die auf ihn wartete; er war sehr ungeduldig, ging zu seinem Freund, dem Erzbischof Turpin, und sagte: „Komm, wir wollen eine Furt suchen!" Sie fragten die Fergen vergeblich, dann trafen sie auf einen Einsiedler, der wußte, wo die Hirsche den Rhein durchschritten. Da segnete der Bischof die Flut, und die beiden Helden gelangten in der Abenddämmerung mit kleinen auserlesenen Scharen ans Ufer der Sachsen.

„Laß uns umkehren und dem Kaiser die Furt zeigen", rief Herr Turpin. Roland wollte indes noch den Herzog Wittekind sehen oder ein Abenteuer bestehen. Er drang bis in die Wälder vor, fiel mit seiner Schar über die schlafmüden Sachsen her, und wäre Wittekind nicht gewesen, er hätte sie auseinandergetrieben. Der Sachsenherzog wehrte sich indes allzu gut; er kämpfte selbst mit Roland und mit Turpin und traf ihre Pferde, daß die Herren zu Boden stürzten. Der kühne Roland mußte zum erstenmal weichen und empfing viele Wunden. Dem Erzbischof ging es noch ärger, fast wäre er dem zornigen Eskland, Wittekinds Vetter, erlegen. Mit Mühe gelangten die Degen ohne ihr Gefolge zur Furt zurück und gewannen das andere Ufer.

Während Roland an seinen Wunden krank im Zelt lag, führte Kaiser Karl sein ganzes Heer auf Flößen nach drüben und begann die Schlacht. Er kam indes nicht weit über das Ufer hinaus; die Sachsen waren stärker als des Kaisers Bann. Als Roland davon hörte, rief er seinen Bruder Balduin und verlangte nach seiner Rüstung. Obwohl die Wunden noch bluteten, warf er sich aufs Roß und folgte dem Heer.

Nun waren inzwischen Kaiser Karl und Herzog Wittekind in ritterlichem Kampf aufeinander gestoßen. Herr Karl war glücklicher als sein Neffe Roland,

er hatte den Feind so grimmig angenommen, daß er aus dem Sattel mußte. Aber gleich hatte Wittekind sich auf ein frisches Roß geschwungen und sprengte von neuem gegen die Franken. Der starke Eskland ritt ihm zur Seite, ersah Roland und begann mit ihm zu streiten. Lange ging der Kampf hin und her, rundum ließen die Helden die Degen sinken und warteten auf das Ende des gewaltigen Ringens. Schließlich aber erwies sich das Schwert Durandart als das härtere; Roland traf den tapferen Eskland zu Tode. Da mußte auch Wittekind vor Kaiser Karl weichen, und der durchzog das Sachsenland und befahl, allen, die sich nicht taufen lassen wollten, das Haupt abzuschlagen.

Als der Kaiser dann zu Paderborn einen Reichstag abhielt, um sich mit den Sachsen und mit Herzog Wittekind zu versöhnen, kamen Gesandte der Mauren aus dem fernen Spanien. Sie berichteten, daß ein mächtiger König der Sarazenen, Marsilias mit Namen, ihre Hauptstädt Saragossa mit Gewalt genommen hätte und sie bedrückte. Karl hörte die Mauren an, ihm träumte in der Nacht, daß Gott ihm beföhle, sich das Land Spanien untertan zu machen und auch dort die Heiden zum Kristentum zu bekehren. Seine Pfalzgrafen, die er befragte, freuten sich über den neuen Krieg, sie boten ihre Scharen nach Aachen auf und rüsteten sich den Winter hindurch auf den Feldzug. Einer von ihnen, Gottfried von Flandern, wurde des Kaisers Bannerträger.

Währenddes schickte Herr Karl zweimal Gesandte an Marsilias, um ihm seine Meinung zu erklären und ihm zum Kristentum zu raten. Der Grausame aber ließ die Boten enthaupten.

Im Frühling zogen die Franken bis an den Fluß Gerunde — so weit waren die Sarazenen schon vorgedrungen. In der Nacht gelang es dem Kaiser, den Strom zu überschreiten und bis unter die Mauern der Stadt Tortolosa vorzurücken, in der die Heiden gerade zum Ruhm Mohammeds ein hohes Fest mit Gesängen und Tänzen abhielten.

Als der Morgen graute, setzte Roland sein Horn Olifant an den Mund, er ließ es so sehr erschallen, daß die Götzenbilder der Feinde von ihren Säulen fielen, daß die Fische aus dem Wasser sprangen und die Vögel auf viele Meilen im Umkreis erwachten und zu singen begannen. Die Heiden erschraken; sie wappneten sich rasch und versuchten, den Franken Widerstand zu leisten. Roland indes, der des Kaisers Sturmscharen führte, und Gottfried von Flandern, des Kaisers Bannerträger, verbreiteten solche Furcht unter den Sarazenen, daß sie flüchteten, die Tore aufließen und sich dem Feind ergaben. Durch die Straßen ritt der Erzbischof Turpin und taufte die Gefangenen. Bis zum Flusse Ebro nahm Kaiser Karl den Heiden alle Städte und zwang sie mit der Schärfe des Schwertes.

König Marsilias, der Oberste der Sarazenen, hörte in Saragossa von Rolands Taten und von der Seinen elendem Ende. Er befestigte die Stadt und bot seine Fürsten auf, ihm zu raten. „Wir müssen erwarten", sagte er zu ihnen, „daß der Frankenkaiser in wenigen Wochen vor unseren Toren stehen wird. Mein bestes Heer ist zerstreut; laßt uns sehen, wie wir ihn überwinden."

Wenige nur wußten zu antworten. Endlich erhob sich ein alter graubärtiger Heidenfürst, Blankandrin mit Namen: „Ich rate nicht zum offenen Widerstand, wir gewinnen nichts und verlieren Land und Leute. Schickt zu Kaiser Karl, versprecht ihm, nach Aachen zu kommen und euch taufen zu lassen. Bietet ihm auch Geiseln, soviel er fordert, so daß er von Spanien in sein Reich heimkehrt und an den Frieden glaubt. Besser ist es, einige von unseren Söhnen verlieren ihr Haupt, als daß wir alle Land und Ruhm für immer missen. Sobald der Feind dann abgezogen ist, sendet zu den Fürsten und sammelt das Heer zu einem neuen Krieg."

Der Rat gefiel Marsilias nicht, und die Herren fürchteten für ihre Söhne. Blankandrin entgegnete: „Ich habe drei Kinder und gebe dir eines, mein König. Mögen es die anderen mir gleichtun." Da wagte niemand mehr zu widersprechen.

Bald brach Blankandrin mit vielen Heiden, mit Rossen und Schätzen auf und suchte den Kaiser. Herr Karl saß im schönsten Baumgarten der Stadt Corduva beim Schachspiel. Weiß und lang war sein Bart; die Boten erkannten ihn zwischen den Pfalzgrafen, ohne daß sie erst nach ihm zu fragen brauchten.

„Ich komme mit Maultieren und Kamelen ohne Zahl, ich komme mit fünfhundert jungen Helden", sagte der Verräter Blankandrin und verneigte sich tief vor Herrn Karl. „Uns dürstet nach deinem Glauben, mein Kaiser! Gib uns auf, daß wir euch nach Aachen folgen und uns taufen lassen."

Der Kaiser schwieg, er traute den Sarazenen nicht. „Wie soll ich wissen, ob du die Wahrheit redest?" fragte er endlich.

„Ich habe zwanzig Knaben der edelsten Geschlechter bei mir", entgegnete Blankandrin. „Ein Sohn meines Königs Marsilias ist darunter, ebenso mein eigener Sohn. Sie mögen dir als Geiseln bleiben, bis wir alles geleistet haben, was du von uns verlangst."

„Ich will über die Antwort nachdenken", versetzte Karl, und Blankandrin zog sich zurück.

Der Kaiser versammelte seine Pfalzgrafen um sich. Als er sie um Rat fragte, erhob sich Roland als erster: „Gedenkt, Oheim, daß wir Saragossa doch bald in unseren Händen haben und alles gewinnen werden, was der König uns bietet. Warum sollen wir ihm trauen?" Olifer stand Roland bei. „Uns ge-

lüstet nicht nach Schätzen und Taufen", rief er. „Wir wollen eine Pfalz erobern und die Sarazenen vertreiben!"

Rolands Stiefvater, der Herzog Gamelon, widersprach. Er sagte, es sei besser, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, ehe wieder Tausende unter den Mauern von Saragossa fielen. Auch der Bayernherzog Meinhard war seiner Meinung, und Karl neigte dem Rat der beiden zu.

„Wer aber soll mit Marsilias verhandeln?" fragte der Kaiser. Roland erbot sich dazu; sein Schwager Olifer, auch der Bayer und der Erzbischof Turpin



waren bereit, den Ritt zu wagen. Kaiser Karl wollte indes seine besten Degen nahe behalten; ihm schien es besser, daß einer der Älteren sich auf die Reise machte.

„So wählt Gamelon, meinen Stiefvater", riet Roland gutmeinend, „er ist weise, beredt und wird für den Frieden sprechen."

Herzog Gamelon wurde blaß; er hatte gehört, daß König Marsilias zwei Boten des Kaisers hatte enthaupten lassen und daß es schwer war, mit den Sarazenen zu verhandeln. „Ich weiß", antwortete er, „mein Stiefsohn möchte mich in den Tod senden, er kann sein Erbe wohl nicht eilig genug gewinnen. Wenn du es willst, Herr, nehme ich den Auftrag an, aber Roland werde ich den Rat verdenken!"

Der Kaiser verwies Gamelon seine Rede. Weil ihm indes niemand geeigneter für die Botschaft schien, reichte er dem Herzog Stab und Handschuhe zum Zeichen, daß er ihn zum Gesandten ernenne. Die Handschuhe fielen dabei zu Boden, Gamelon sah es als schlimme Vorbedeutung an und fürchtete sich sehr.

„Kehre ich nicht zurück, Kaiser", sagte er, „so sorg für mein Weib und für meinen Sohn Balduin und schütze sie gegen Roland." Dann stand der Herzog auf und ließ Blankandrin Bescheid geben, daß er ihn auf seinem Heimweg zu König Marsilias begleiten werde.

Als die beiden nun allein nach Saragossa ritten, da schmeichelte der kluge Sarazene dem kaiserlichen Boten. „Ach", meinte er, „wenn Roland nicht wäre, hätten wir vielleicht überhaupt keinen Krieg miteinander gehabt. Ich höre, daß Kaiser Karl alles nach seinem Willen tut." Gamelon nickte, auch ihn dünkte es besser, wenn Roland nicht mehr um den Oheim wäre, aber er wußte nicht, wie es geschehen könnte. Er freute sich indes, daß der Gesandte der Sarazenen mit ihm eines Sinnes war, und weil Gamelon große Angst hatte, schien es ihm gut, mit dem Heiden freundlich zu reden. Ein Wort gab das andere, der Ritt war lang, und noch ehe sie in Saragossa waren, versprach der listige Blankandrin dem Herzog reichen Lohn, wenn er ihm Roland und die Seinen in die Hände lieferte.

König Marsilias ließ die Boten nicht lange warten, er befahl sie zu sich und erteilte Gamelon das Wort.

„Wenn du meinem Herrn Geiseln stellst und die Taufe nimmst, so wird er dich mit der Hälfte Spaniens belehnen", sagte der Bote gemäß Karls Befehl. „Tust du es nicht, so wird mein Kaiser Saragossa zerstören. Dich selbst aber wird er nach Aachen führen und dort enthaupten lassen, wie es mit allen Heiden geschieht."

Als Marsilias das vernahm, griff er nach seinem Wurfspeer, um Gamelon

zu erstechen. Blankandrin sprang dazwischen und flüsterte seinem Herrn zu, wer dieser Bote sei. „Behandle ihn ehrenvoll", riet er, „und beschenke ihn für seine Worte. Er wird uns Roland ausliefern." Da wurde der König freundlicher und legte dem Gesandten des Kaisers einen prachtvollen Mantel um die Schultern: „Verzeih, wenn ich unmutig war, ich hoffe, daß wir noch gute Freunde werden. Sag, warum will der Kaiser mir die Hälfte des Reichs nehmen, wenn ich mich ihm unterwerfe?"

„Vielleicht weil Herr Roland die andere Hälfte haben soll", antwortete Gamelon. „Ach, seine Paladine möchten die Welt noch einmal unter sich verteilen."

„Ich merke wohl", entgegnete Marsilias, „daß der Kaiser im Feld nicht zu schlagen ist, und ich bin bereit, mit ihm Frieden zu schließen. Sag mir nur das eine, Gamelon: ist es möglich, daß wir an denen, die zu diesem Krieg rieten, den Tod unserer Freunde rächen? Weißt du nicht eine Stunde, wo Roland abseits des Heeres reitet? Mich dünkt, daß zwischen unsern Völkern kein Friede kommt, solange nicht die übermütigen Ratgeber des Kaisers gezüchtigt sind."

Der Herzog Gamelon entnahm den Worten, daß er sein Leben behalten würde. Er schwur vorm Bild des Gottes Apollo und des Gottes Mohammed, dem König Marsilias zu helfen, und besprach heimlich mit ihm, wie man Roland, wenn er etwa die Nachhut der Franken heimführte, überfallen könnte. Gamelon berechnete, daß sechzigtausend Mann der Heiden nötig seien, um die zwanzigtausend Mann der fränkischen Nachhut zu erschlagen.

Am anderen Tage rüstete sich Gamelon, mit Geschenken reich bedacht, zur Heimkehr; auch hatte Marsilias achthundert Kamele mit Geiseln und großen Schätzen vorangesandt, um Herrn Karl zu täuschen.

Vor den Kaiser ritt Gamelon. „Hier sind die Schlüssel der Stadt Saragossa", sagte er. „Geiseln und Schätze schickt König Marsilias nach deinem Befehl und verspricht, in Aachen die Taufe zu empfangen."

Da ehrte Kaiser Karl den Boten, und Gamelon hörte sein Lob vor den Pfalzgrafen und wunderte sich, daß alle ihm vertrauten und daß alle, denen der Krieg leid war, ihm seinen klugen Rat und seinen Ritt zu Marsilias dankten.

Danach besprach der Kaiser, wie sie mit dem ganzen Heer nach Aachen heimkehren könnten; König Marsilias werde sonst eher als sie selbst dort sein, scherzte Herr Karl. Er fragte die Pfalzgrafen auch, wen er mit der Mark Spanien belehnen solle. Die einen schlugen diesen, die andern jenen vor. Herzog Gamelon aber riet, Roland zu wählen, und sagte, die Heiden hätten weit und breit solche Angst vor ihm, sie flöhen, wenn sie nur seinen Namen hörten.

In der Nacht träumte der Kaiser, er stünde in der Stadt Rom, Gamelon

schliche ihm nach und suche ihm das Schwert zu entreißen. Darüber erwachte er, sorgte sich um Roland, den er seinen Degen nannte, und fürchtete, Gamelon könne etwas Arges gegen den Neffen im Sinne führen. Noch einmal träumte ihm, er sei mit Roland in seiner Pfalz zu Aachen; vor seinen Füßen lag ein Raubtier in Ketten. Da brachen die Fesseln, das Tier stürzte sich auf Roland, und niemand half. Am Morgen nahm der Kaiser sich vor, das Heer in großer Sorgfalt heimzugeleiten, besprach sich mit den Pfalzgrafen und sagte, daß die Besten und Stärksten bei der Nachhut bleiben sollten. Wieder riet Gamelon, seinem Stiefsohn die Nachhut anzuvertrauen, und es schien dem Kaiser gut so.

Roland wußte nicht recht, was er von den Lobpreisungen seines Stiefvaters halten sollte. Er bat um zwanzigtausend Degen, und Herr Karl gab sie ihm; er gab ihm darüber hinaus des Reiches Fahne, und die Fürsten beglückwünschten den jungen Helden zu der Ehre. Dann brach das Heer nach Norden auf und begann die Engtäler der Pyrenäen zu ersteigen.

Bis zur Schlucht Ronceval geschah nichts, dort blieb Roland zurück und hielt die Wacht vor den Bergen, damit der Kaiser mit allen Schätzen, die er in Spanien gewonnen hatte, ins Frankenland gelangte. Karl selbst wachte darüber, daß die Hauptmacht in Sicherheit die hohen Pässe überschritt. Von Ronceval klang Rolands Horn, das den scheidenden Oheim grüßte.

Inzwischen hatte Marsilias seine Scharen auf Umwegen in die Berge geführt. Als Roland den Kaiser in Sicherheit glaubte und seinem Heer das Zeichen geben wollte, durch die Pyrenäen zu folgen, sah er feindliche Späher zwischen den Felsen, Hörner der Sarazenen schollen im Morgengrauen. Graf Roland zählte die Rufe. Es wurden ihrer aber mehr und mehr, ein gewaltiges Heer rückte von allen Seiten näher. Da wollte der Feldherr eilend die Berge übersteigen, um von des Kaisers Männern zu retten, was zu retten war. Als er jedoch im Frühlicht Umschau hielt, sah er im Rücken, in den Flanken und in allen Fernen, Staubwolken aufwehen; viele Fähnlein flatterten im Wind, von Schilden und Helmen glänzten die Täler weithin. Unermeßlich schienen die Scharen, die sich ringsum in Berg und Ebene gegen die fränkische Nachhut sammelten.

„Das ist nicht das Heer, das nach Aachen zur Taufe geht", lachte Olifer grimmig. „Blas in dein Horn, Freund Roland, vielleicht hört es der Kaiser und kehrt um, uns Hilfe zu bringen."

„Ich glaube, daß es ungut wäre, des Kaisers Heer in diese Berge zurückzulocken", erwiderte Roland. „Laß uns hierbleiben, Schwager, und sehen, daß wir König Marsilias züchtigen."

Noch einmal bat Olifer: „Wie sie von allen Seiten gegen uns niedersteigen!

Gamelon hat uns verraten; gib dem Kaiser Bescheid, daß er wenigstens von unserem Sterben weiß."

Der Rat gefiel Roland nicht. Er tat vorerst, als zöge er seines Weges, und marschierte durch das Tal von Ronceval zum Paß Sizer; noch hoffte er, ihn vor den Mauren zu gewinnen. Bergvölker waren jedoch in der Nacht aus ihren Schluchten aufgebrochen und hatten die enge Höhe besetzt. Auch ritten schon die ersten Feinde an.

Die Franken sammelten sich deshalb, schlossen die Glieder und warteten.

Die Sarazenen sahen die starke Mauer; sie hätten den Tag gern vergehen lassen, um in der Nacht zu stürmen. Aber Marsilias' Sohn, der kühne Adalrot, erkannte Roland und sprengte gegen ihn. Er war der erste, der unter Rolands Schwert Durandart vom Rosse sank. Ein anderer Sarazene, ein Bruder des Königs, namens Faldaron, suchte Olifer vom Pferd zu stechen. Auch er hatte den Mut der Franken zu gering geachtet und kam nur mit Mühe davon.

Nun begann ein erbitterter Kampf, die Speere krachten, und die Schwerter zersprangen an den eisernen Helmen. Stunde um Stunde rann dahin, unermüdlich mähten die Franken die wilden Scharen der Sarazenen; bald türmten sich die Leichen der Heiden zu Bergen. Aber immer neue Treffen der Feinde drangen heran. Noch waren Rolands Freunde, Olifer und der starke Bischof Turpin, noch waren die Pfalzgrafen Gere, Ivo, Engelir, Ottfried, Beringar, Walter und Gerhard, die Besten, die Karl dem Neffen zur Seite gelassen hatte, unversehrt und kämpften vor ihren Scharen. Sie hatten indes Mühe, die lahmen Arme zu heben; gut dünkte es sie, daß der Abend fiel.

In der Nacht trat der Feldherr der Heiden, Blankandrin, vor König Marsilias. Er hatte eine Speerspitze im Rücken, kniete vor seinem Herrn nieder, berichtete über den Gang der Schlacht und verlangte nach neuen Heeren. Der König raufte sich den Bart, aber er befahl, zwanzig Haufe in die Berge zu führen; Roland sollte ihm nicht entkommen.

Im Frühmorgen, als die Helden der Franken sich erhoben, erkannte Erzbischof Turpin das Banner des Königs Marsilias, er sah ungeheure neue Scharen von Sarazenen, die sich im Rücken und vor der Stirn der Franken zum Angriff ordneten.

Die Männer sprangen todesmutig auf, sie legten die Kampfgewänder an und empfingen den Segen des Bischofs. Noch einmal versuchten sie das Glück zu wenden und stießen vor; aber die Höhen schollen von tausend Kriegshörnern der Feinde, Berg und Au waren vom Licht fremder Waffen bedeckt. Und als die Sarazenen vorrückten, stach einer ihrer Recken den Grafen Engelir vom Roß, es war der erste von Rolands Freunden, der fiel. Olifer

sah es, er schwang Wielands Klinge, erschlug sieben Fürsten der Sarazenen, und Roland lobte sein Schwert und pries es noch über Durandart. Dann sprengten die beiden wieder auseinander, um Feinde zu mähen.

Es wurden ihrer indes mehr und mehr. Einen der Heergesellen nach dem anderen sah Roland fallen. Zu Olifer ritt er. „Mir scheint, es wird Zeit, das Horn zu blasen", sagte er.

„Hättest du es früher getan", grollte der Schwager. „Nun kann uns auch der Kaiser keine Hilfe mehr bringen, und die Sarazenen würden es uns als Feigheit auslegen. Laß uns ehrenvoll sterben, Roland!"

Inzwischen kämpften die Grafen Walter, Gere und der rüstige Erzbischof Turpin mit solcher Gewalt, daß es schien, als wollten die Sarazenen vor den furchtbaren Feinden weichen. Mit dem Ruf: „Mohammed, hilf uns!" wandten sie sich zur Flucht; König Marsilias selbst kam in große Not.

Über Mittag aber ließ er das Heer sammeln, befahl, noch einmal aus allen Bergen zum Angriff zu blasen, und stieß in geschlossener Ordnung gegen die Franken vor. Da fielen die Grafen Beringar und Ottfried, Rolands nächste Freunde.

„Sag an, was zu tun ist", fragte er den Bischof Turpin. Der wies schweigend auf das Horn Olifant, und Roland setzte an. Er blies so gewaltig, daß der Schall weit über Berg und Tal drang, daß die Sarazenen stutzten und ihre Schritte anhielten. Noch einmal hob Roland das Horn an und blies, daß ihm das Blut aus dem Munde quoll und die Schläfenadern schier zersprangen. —

Der Kaiser hörte den Ruf viele Meilen weit.

„Das war Rolands Horn", klagte er und wurde bleich. Gamelon wollte ihn beruhigen. „Was sollte Roland wohl Schlimmes widerfahren? Er wird jagen oder sich langweilen. Haben wir nicht Frieden mit den Sarazenen?"

Aber der Kaiser glaubte ihm nicht. „Weh mir, daß ich dir vertraute, Gamelon. Du hast's ersonnen, um deinetwillen stieß Roland ins Horn. Findet er den Tod, so wirst du es büßen müssen."

Herzog Meinhard von Bayern hatte die Worte gehört, er haßte Gamelon, warf sich über ihn und band ihn mit Stricken.

Im Tal von Ronceval tobte währenddes die letzte Schlacht. Roland hatte den Heidenfürsten Faldaron erschlagen, unter dessen Speer der wackere Markgraf Gere gefallen war. Hell scholl noch immer Wielands Klinge in Olifers Faust, und der Erzbischof Turpin, die Grafen Ivo, Gerhard und Walter kämpften gewaltiger, als das Wort zu berichten vermag. Am furchtbarsten aber blieb Rolands Schwert Durandart. Immer wieder stürzte der Held sich ins dichteste Gewühl und suchte und spähte nach König Marsilias.

Gerade als Graf Gerhard von der Hand eines der starken Sarazenen fiel, erkannte der Held den Heidenkönig. Eben focht er mit dem Markgrafen Ivo und stach den Erschöpften vom Roß.

„Marsilias!" schrie Roland. „Komm her, damit ich dir das Gold zurückzahle, das du Gamelon gabst!" Grimmig schwang er die Klinge und bahnte sich einen Weg zum König. Der wehrte sich mannhaft, bis Roland ihm mit Durandarts Kraft den rechten Arm vom Rumpfe hieb. Sein Roß aber war zu müde, der Sarazene entkam.

Zum zweitenmal wurde es Abend. Todesmatt warfen sich die Helden ins Gras, verbanden ihre Wunden und riefen einander, um sich über Nacht vor Mördern zu schützen. Zweiundsechzig Mann waren es noch, die als Letzte von zwanzigtausend nachgeblieben waren.

Im Morgengrauen stiegen die Sarazenen mit frischen Kräften von den Bergen. Aus Karthago und Äthiopien waren dunkelhäutige Scharen unter dem König Algarich gekommen, um Roland zu bekriegen. Schon führte ihr Herr selbst die Seinen zum Angriff vor. Zum letztenmal brach sich der starke Olifer eine Bahn mitten in des Feindes Heer, dabei sprengte Algarich gegen ihn und warf ihm den Speer in den Rücken. Olifer sank nicht vom Roß, er wandte sich nur und zerhieb mit der Klinge „Alte Klare" Helm und Haupt des Dunklen. Noch zwölf Mauren zerschmetterte sein Schwert, ehe seine Kraft erlahmte. Da suchte er Roland, um Abschied zu nehmen. Trüb war sein Blick. Der Freund wollte ihm vom Pferd helfen, aber Olifers Wille war so gewaltig, daß er, obgleich sein Auge schon umnachtet war, umkehrte, um in der Schlacht zu sterben. Die Feinde wichen, als er zu Boden sank. „Gott, beschütze den Kaiser", betete Olifer, „dazu meinen lieben Freund Roland. Und nimm meine Seele zu dir!"

Dann stockte ihm das Herz.

Um Mittag waren alle Franken erschlagen bis auf den Erzbischof Turpin, den Grafen Walter und Roland. Da beschlossen die drei, vereint zu sterben, zogen die Schwerter und drangen zum letztenmal in den Feind. Aber der wich vor ihnen und sandte seine Speere aus der Ferne. Bald stürzte der tapfere Graf Walter, aus vielen Wunden blutend, zu Boden. Finster blickte Roland auf die Gegner, die aus Büschen und Bäumen die Gere gegen ihn schossen. Dreimal noch sprang er vor, und jedesmal flohen die Sarazenen weithin vor dem furchtbaren Schwert Durandart. Dann sank neben Roland der Erzbischof Turpin, von einer Lanze getroffen, zur Erde.

„Du schönste Zier an Kaiser Karls Hof", klagte Roland. „Ach, daß ich dich verlieren muß. Nun soll ich einsam sterben."

Turpin richtete sich auf. „Blas, Roland, vielleicht ist der Kaiser nahe!" Er

taumelte hoch und griff zum Schild, um den Freund zu schützen, während er das Horn höb. Da scholl der Olifant zum letztenmal und rief über alle Berge hinweg. Rolands Stirn war schweißbedeckt, die Rüstung glühend heiß; nicht mehr so stark wie einst klang der Widerhall.

Aber der Kaiser hörte es; schon rückte er gegen die Höhe von Ronceval. Vor den Seinen sprengte er einher, um den Helden zu helfen. „Schwach ist Rolands Sterbelied", klagte er auf. „Macht ihm Mut, antwortet ihm!"

Tausend Hörner der Franken gellten über das Gebirge, um dem Einsamen von der Nähe der Freunde Bescheid zu geben.

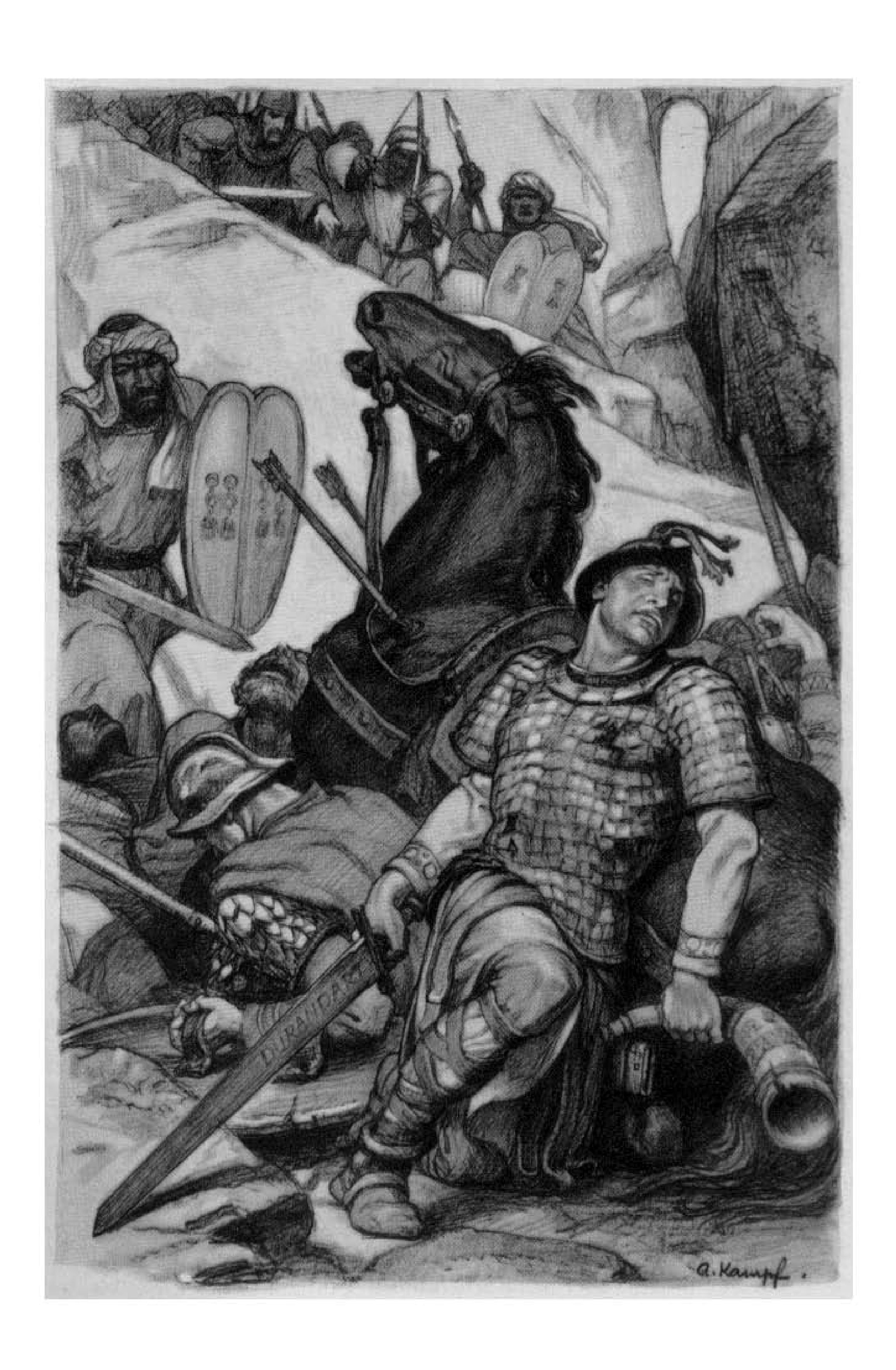
Auch die Heiden sammelten sich, sie versuchten, den beiden Männern das Ende zu bereiten; von allen Seiten schossen sie Wurfspeere, Lanzen und Spieße, so daß Brünne und Panzer der Todgeweihten zerrissen. Aus Wunden ohne Zahl blutete Roland, aber noch konnte er die Speere heimsenden, die die Feinde auf ihn warfen. Dann zogen sich die Sarazenen vor den nahenden Franken zurück.

Auf ihre Schwerter gelehnt, einsam, standen Roland und der Bischof, Rücken gegen Rücken, im Feld der Toten. Turpin sank langsam ins Gras. Er versuchte, den Helm vom Haupt zu lösen, und vermochte es nicht mehr. Roland half und bettete ihn. Danach schritt er schweren Fußes von einem Freund zum andern, um sie alle vor der Nacht zum letztenmal zu ehren.

Als er zu Turpin zurückkehrte, hatte der sein Leben ausgehaucht. Auch Roland fühlte sein Ende nahen, das Blut rann ihm aus hundert Wunden. Er nahm das Horn Olifant in eine Hand und Durandart in die andere. Ein Heide sah ihn niedersinken, er versuchte, ihm die Kleinode zu stehlen, aber Roland schlug mit dem Horn nach ihm, daß es in Stücke sprang und der Mann zu Tode stürzte. Dann erhob er sich und hieb sein Schwert gegen einen Felsen, niemand sollte es nach ihm besitzen. Der knirschende Stahl bekam indes keine Scharte, nur der Stein splitterte. Da legte Roland die Klinge unter sich, so daß er sie mit dem Körper bedeckte, zog den Handschuh ab, um dem Kaiser sein Lehen zurückzugeben, dachte an Frau Alda und starb. —

In der Frühe erstiegen Karls Scharen das Schlachtfeld, und der Kaiser fand die Toten und weinte vor Gram. Er rief seine Freunde Otto und Gebewein, befahl ihnen, die Walstatt um Roland zu bewachen, und jagte den Sarazenen bis an den Ebro nach. Als sie gerade den Fluß überschritten, erreichte Karl die Feinde. Kaum einer von ihnen gewann das andere Ufer, sie kamen schier bis zum letzten Mann um, so groß war des Kaisers Zorn.

Dann zog das fränkische Heer durch Saragossa und folgte Marsilias ohne Rast, bis der Heidenkönig seinen Wunden erlag.


A. Kampf

In Spanien war bald alles getan, um Rolands Tod zu rächen, der Kaiser kehrte deshalb nach Deutschland zurück, um Gericht zu halten. Vorher noch ließ er zu Wörth am Rhein zu Frau Alda senden, gab den Boten aber auf, über das, was geschehen war, zu schweigen. Alda ritt eilig zum Heer, sie hoffte, Roland wiederzusehen. Als sie nur Herrn Karl antraf, fragte sie ihn ängstlich nach ihrem Mann. Da umarmte der Kaiser sie, berichtete, wie alles gekommen war, und versuchte sie zu trösten.

Nach drei Tagen zog Karl in Aachen ein und hieß Gamelon herbeiführen. Einige der Freunde baten für den Verräter. „Herr", gestand Gamelon, „ich leugne nicht, daß ich Rolands Tod wünschte. Hatte ich ihm aber nicht Fehde angesagt in deiner Gegenwart?" Der Kaiser hörte nicht darauf, er rief die Fürsten zu Gericht, befahl, Gamelon an die Schweife von vier wilden Rossen zu binden, und ließ ihn zerreißen.

Dies ist das Ende der Sage von Roland, dem Edlen, der für Kaiser Karl im Tal von Ronceval starb. Am Rhein nennt man die Stätte seiner Burg noch heute nach seinem Namen. Und der Ruhm seines Lebens klingt und wird klingen nach tausend Jahren als der eines der Helden unseres Volkes.

## König Hagen

Auf einer der Inseln im Westen, auf Irland, herrschte einst ein mächtiger junger König Siegeband. Sieben Fürsten dienten ihm, und viele Burgen und Recken waren ihm untertan.

Siegebands Vater war früh gestorben. Als der Sohn das Erbe so wohl zu führen wußte, riet ihm die Mutter, um eine adlige Frau zu werben, eine Tochter Norwegens. Im Frühling fuhr die Braut in Siegebands Reiche ein; das Gras an den Wegen und die Blumen an den Straßen waren zertreten, so sehr drängte sich das Volk, um sie zu begrüßen. Viele junge frohe Menschen ritten mit ihr der Burg zu; grün sprossen die Blätter, und die Vögel sangen ihre Weisen.

Nach drei Jahren gebar die Königin einen Knaben, den nannten die Eltern Hagen. Kluge Frauen hüteten ihn, und Vater und Mutter hatten an ihm ihre Augenweide. Der Knabe war aber von rauher Art; wo er Waffen, Recken und Pferde sah, hielt er sich auf.

Eines Tages riet die Königin ihrem Gemahl: „Laß uns die Fürsten unseres Landes zu Gast bitten und sie in ritterlichen Spielen üben, gleichwie wir's

in Norwegen zu tun pflegten." Siegeband war einverstanden; Boten wurden ausgesandt und Schaugerüste errichtet. Für viele Recken mußten des Königs Truchsessen und Schenken Zelte spannen und Bänke aufschlagen; bald sah man die Rosse springen an der Knappen Hand. Schilde leuchteten, und von den Fenstern blickten die Maiden den Waffenspielen zu.

Am zehnten Morgen aber wandelte sich die Freude zu tiefem Leid. Während die Männer einem Fahrenden lauschten, der ein altes Ritterlied sang, gingen die Frauen durch den Garten, mit ihnen das Mädchen, das den Königsknaben an der Hand führte. Da flog ein wilder Greif hinzu, der war so groß, daß sein Gefieder wie eine Wolke die Burg überschattete und der Wald sich unter seinen Schwingen neigte. Das Mädchen rettete sich, alle Frauen entflohen. Der Greif aber packte den Knaben und war bald entschwunden.

Mit Herzeleid endete das Fest Siegebands von Irland; die Gäste verstoben vor des Königs Gram.

Die Königin fand die Kraft zum Trösten. „Laß dein Klagen", sagte sie zu ihrem Gemahl, „jedermann wird vom Tode errafft zur Stunde, die Gott gebietet."

Währenddessen war der Greif mit dem Kind rasch durch die Luft in eine weite Ferne geflogen. Er trug Hagen seinem Horst zu und ließ ihn gerade über den jungen Greifen aus den Klauen fallen. Schon wollten die Riesenvögel den Knaben zerreißen, da packte ihn das stärkste der Tiere, hob ihn aus dem Horst und flatterte mit der Beute von Baum zu Baum. Ein Ast brach unter ihm, der Vogel erschrak und ließ das Kind entgleiten. So entkam der Knabe und barg sich klug zwischen Stauden und Blumen.

Nun wohnten in jenem Wald drei Königstöchter, die hatte in ähnlicher Weise das gute Geschick vor dem Tode bewahrt. Sie fanden das Kind unter einem großen Stein, fragten es aus und meinten, es sei ein Zwerg oder ein Meergesell, der aus der wilden See aufgestiegen wäre.

Der Knabe sagte, wer er sei, und klagte, daß ihn ein Greif auf die Insel getragen habe. Da wurden die Jungfrauen freundlich; sie verbargen das Kind in ihrer Höhle, gaben ihm zu essen und zu trinken und suchten des Nachts, oder wenn die Greifen ausgeflogen waren, Wurzeln und Kräuter. Und Hagen lebte mit ihnen auf dem Eiland und wuchs heran.

Nach Jahren, als er schon zum Jüngling gereift war, geschah es, daß im Sturm Pilgerschiffe an der Insel vorübersegelten; von denen geriet eines in die Grundseen, die vor den Klippen standen, und zerschellte. Die Greife fischten die Toten auf und trugen sie in ihren Horst. Auch Hagen schlich sich ans

Ufer, er fand einen Gewappneten, der sich in ein Boot gerettet und dann doch in der Brandung umgekommen war. Eilig nahm der Jüngling ihm Panzer, Schwert und Bogen ab. Kaum hatte er sich gerüstet, hörte er es in den Lüften brausen; der Greif hatte ihn gesehen und schwang sich auf den Sand nieder.

Der junge Hagen hatte den Bogen ergriffen, aber was halfen die Pfeile gegen die starken Flügel des Vogels? Schon klagten die Mädchen von fern und glaubten ihn verloren. Da versuchte der Bursch im Zorn das neue Schwert, und es glückte ihm, dem Greifen einen Fittich von der Achsel zu trennen. Gleich kam ein anderer Vogel, auch seiner konnte der Kühne sich erwehren, und sogar die alten Greifen vermochte er mit seiner Kraft zu vertreiben. Nun rief er die Frauen aus der Höhle, damit sie sich an Luft und Sonne erquickten. Froh liefen sie näher, lobten Hagen, küßten ihn und priesen sein junges Rittertum.

Der Königssohn lernte bald trefflich schießen; kein Vogel entging, kein Wild entrann ihm. Mit dem Schwert schlug er Funken aus dem Stein, bis der Schwamm Feuer fing und die Jungfrauen Fisch und Fleisch sieden und braten konnten. Jetzt blühten die Armen auf, als würden sie daheim von ihren Müttern gepflegt. Hagen aber gewann die Stärke von zwölf Männern, so gut erzog ihn die wilde Einsamkeit.

Es dauerte einige Jahre, da kam wieder ein Schiff an ihrem Eiland vorüber. Hagen rief, und auch die Jungfern winkten hinüber. Die Fahrensleute, es waren Nachbarn König Siegebands, hielten die Frauen am Ufer für Kobolde oder Meerweiber und wollten nicht landen; der Schiffsherr hatte Mut, er sprang mit einigen Genossen in eine Barke und ruderte neugierig die Insel an. Als er sah, daß es menschliche Wesen waren, die um Rettung baten, ließ er Gewänder bringen und nahm die Heimatlosen an Bord. Höflich wurden die Fürstentöchter empfangen, wurden gelabt und sollten erzählen, woher sie kämen.

Da nannte die älteste das ferne Land Indien, in dem ihr Vater König gewesen; die andere hatte der Greif in Portugal gefunden, die dritte war die Tochter des Fürsten vom Iserreich. Viel edles Blut hatten die furchtbaren Vögel aus allen Ländern geraubt.

„Nun möchte ich wissen, wer du bist", verlangte der Graf von dem jungen Hagen, und der erzählte von dem Fest, auf dem ihn der wilde Vogel entführt hatte, und von Siegeband, seinem Vater. Kaum aber hatte der Schiffsherr den Namen vernommen, sprang er auf. „Feind bin ich deinem Vater! Gut, daß ich dich als Pfand habe!"



Hagen legte sich aufs Bitten. „Bringt mich zu den Meinen zurück, ich will euch mit ihnen versöhnen. Was geht mich solch alter Streit an?"

Der Graf hörte nicht auf ihn. „Einen rechten Geisel habe ich gewonnen und drei schöne Mägde als Hofgesinde." Zugleich rief er den Leuten des Schiffsvolks zu, den jungen Burschen zu binden. Da kam die Stunde, daß Hagen zum erstenmal seine Kraft zeigen konnte; er packte, wer immer sich ihm näherte, warf einige der Matrosen über die Schanzborde und erstritt ihre Waffen. Er hätte am Ende den Schiffsherrn selbst erschlagen, hätten sich nicht die Jungfrauen ins Mittel gelegt, hätte der Bedrängte ihm nicht heilig zugeschworen, die Barke nach Irland zu König Siegeband zu steuern.

Siebzehn Tage dauerte die Reise, und ebensolange zwang der Bursch die Männer in seinen Dienst.

Als das Schiff nun Hagens Heimat nahe kam, ergriff den Grafen und seine Pilger noch einmal eine große Furcht. Der Königssohn mußte sie trösten. „Ich will einige von euch meinem Vater als Boten senden", sagte er und schickte zwölf Leute zur Burg voran.

König Siegeband erkannte sie bald als seine Feinde, der Zorn wollte ihn übermannen.

„Euer Sohn, der junge Hagen, hat uns hierhergewiesen", erzählten die Männer.

„Um meines Sohnes Tod habe ich lange genug geklagt, wie wagt ihr, mich daran zu erinnern?"

„Euer Sohn läßt die Königin fragen, ob er nicht ein goldenes Kreuzchen auf der Brust trüge. Wenn ihr es erkennt, so möget ihr euer Kind wieder zu euch nehmen."

Da ließ der König satteln und ritt mit den Boten und der Königin zum Strand.

Herr Siegeband fand einen jungen Recken warten, er wagte nicht, ihn zu grüßen. Die Mutter aber erkannte das Zeichen, sie küßte ihren Sohn und umarmte ihn vor allen Leuten. „So lange war ich siech, nun bin ich von allem Leid genesen. Sei mir willkommen, mein einziges Kind!"

Als Freunde ritten sie, die ehemals Feinde waren, zur Burg zurück. Die drei Jungfrauen folgten der Königin, und die nahm sie auf, wie wenn ihre eigenen Töchter heimgekehrt wären.

Bald war Hagen der stärkste aller Könige auf Irland, so gewaltig war die Kraft, die er in der Einsamkeit der fernen Insel gewonnen hatte. Als es Zeit wurde, ein Weib zu wählen, bat er die jüngste der Gefangenen von der Greifeninsel, die schöne Hilde, um ihre Hand. Als harter und mächtiger König herrschte Hagen fortan über sein Land; die Burgen der Strauchritter brach er, und die Wegelagerer rottete er aus.

Eine einzige Tochter schenkte ihm sein Weib, die nannte er Hilde nach ihrer Mutter. Sie wuchs heran und wurde bald weithin gerühmt. Viele Fürsten kamen und warben um sie. Aber niemandem gestattete der König, sich seinem Kind zu nähern; er gönnte sie keinem, der nicht stärker wäre als er selbst.

Um die gleiche Zeit gebot am großen Strom des Hegelingenlandes ein junger König namens Hettel. Sein Vetter war Wate von Stormarn, sein Freund Horand, der Sänger, Herr im Dänenland. Die Fürsten von Ortland,

von Dithmarschen, Holstein, von Waleis und Niefland gehörten zu seiner Herrschaft.

Kühn und verwegen war König Hettel, der reiche; achtzig Burgen waren ihm untertan. Als ihm Vater und Mutter gestorben waren, wollten seine Freunde, daß er auf seiner Burg Matelane eine Königin habe. Die einen rieten zu dieser, die anderen zu jener. Eines Tages erzählte Irold von Ortland von der schönen Hilde und ihrem Vater, König Hagen. Herr Hettel hatte aber gehört, wie grausam Hagen mit allen Boten verfuhr; er sagte, ihm täte jeder seiner Mannen leid, den er nach Irland schickte. Um diese eine wolle er nicht werben.

„Sendet zu Horand", empfahl Morung von Friesland, „er kennt König Hagen und die Seinen von mancher Fahrt nach Irland."

Hettel schickte Herolde nach Dänemark und entbot Horand, der bald mit sechzig Mann aufbrach, um seines Königs Ruf zu folgen. Sieben Tage ritt er zu Hofe; sein Freund, der kühne Frute, begleitete ihn.

Herr Horand hatte damals in Portugal geheert, er glaubte, daß ihn der König um deswillen gerufen hätte, und war froh, daß es nicht um Vorwürfe, sondern um neue Abenteuer ging. Als er indes hörte, daß er nach Hagens Land reisen sollte, wurde er bedenklich und versuchte, den König von seinem Plan abzubringen. „Sendet Wate von Stormarn nach Irland", riet der listige Frute, „auch der kennt den Weg."

Herr Hettel ließ dem starken Stormar Bescheid geben. Der versorgte Land und Burgen, ehe er zu Roß stieg; dann brach er mit zwölf Mann seines Gefolges auf. Freundlich trat ihm der König entgegen, nahm ihn bei den Händen und lud ihn zu Tisch.

Als Wate hörte, um was es ging, brauste er zornig auf. „Zu solchem Botenweg hat dir Frute geraten", schalt er. „Mein König", fuhr er fort, „ich stehe in deinem Dienst, aber ich hätte wenig Freude an der Reise, wüßte ich die anderen Herren daheim! Wenn es schon sein soll, so sende uns drei Getreuen zusammen aus."

Der König tat nach seinem Wunsch und befahl Frute und Horand — der war Wates Schwestersohn —, den Recken zu begleiten, dazu seine Freunde Irold und Morung. „Lohn's euch Gott, ihr Helden", lachte der Stormar, „daß ihr um meine Ehre so gute Sorge trugt. Wer Wate auf seinem Hof stört, der mög auch die Gefahren mit ihm teilen! Mir gefällt's, daß wir miteinander fahren."

Die Recken waren zufrieden — sie fühlten sich sicher unter Wates Schutz — und begannen hin und her zu beraten. Endlich nahmen sie sich vor, als Kauf-

fahrer nach Irland zu reisen; Horand, der Sänger, und Morung übten sich, in der Bude zu stehen und Spangen und Ringe zu verhandeln, Irold von Ortland und Frute boten Waffen und Gewänder feil. Nur Wate taugte nicht zum Handelsmann, die andern gaben ihm auf, die Recken im Schiffsleib zu führen.

Dann baten die Herren den König, ein großes Prunkschiff zu bauen, dessen breiter Raum Platz für hundert Leute böte. Hettel war gern bereit und befahl, Helling und Fahrzeug zu zimmern; mit silberweißen Klammern ließ er die Mastbäume beschlagen, aber für seine Mannen hieß er Helme und feste Halsberge schmieden. Drei Barken mit Rossen, mit Speise und Trank begleiteten das Schiff. Hettel selbst riet den Freunden, sie sollten angeben, daß sie vor ihm flüchtig seien, da werde ein jeder von Herrn Hagen gut aufgenommen, könne Burg und Land erkunden und der schönen Hilde Gunst gewinnen.

Noch einmal ritten die Fürsten heim in ihr Land. Währenddes wurden in den Häfen der Hegelingen auf den Hellingen die Schiffe gerüstet. Die Segel ließ König Hettel von den Frauen nähen; die Mastbäume aber wählte er selbst und befahl, die Ruder mit rotem Erz zu beschlagen. Als die schlanken Rümpfe gekielt und gedielt am Strand lagen, stark gegen Kampf und Wetter, trafen die Herren mit ihren Degen ein. Aus dem Land Stormarn brachte Wate vierhundert Mann, der schnelle Morung kam mit zweihundert Friesen, und Horand begleiteten an die tausend Recken vom Dänenland. Aus diesen allen wählte man hundert der besten, sie sollten sich im Brautschiff verbergen. Dann suchte der kluge Frute viel köstliches Gestein aus König Hettels Schatz. Wie ein Händler wog er das Gold.

Die Helden brachen auf, mit feierlichen Eiden hatten sie einander Beistand geschworen. Als sie nach langer Fahrt vor Hagens Burg eintrafen, staunten die Irländer über die prunkhaften Schiffe und auch über die schönen Gewänder, in denen die fremden Händler an Land gingen. Reiche Buden errichteten sie am Strand, wie Kaufleute es zu tun pflegen, zugleich schickten sie Botschaft an des Königs Kämmerer, baten um Erlaubnis zu Tausch und Handel und begannen, ihre Schätze feilzubieten.

Bald hörte Herr Hagen von den Kaufleuten; er erfuhr auch, sie seien von König Hettel vertrieben, und befahl gleich, höflich gegen sie zu sein. Zum Dank sandten die Fremden ihm und seinem Kämmerer einige Kleinode. Der Kämmerer war freundlich — er selbst war ein Vertriebener von Hettels Hof — und schickte ihnen den Schutzbrief.

Frau Hilde und ihre schöne Tochter freuten sich über die Gaben der Kauf-

herren. Sie hatten Lust, die Schenker kennenzulernen und zu sehen, was es in den Buden noch zu handeln und verhandeln gäbe. Der König befahl die Fremden deshalb zu Hofe, sie kamen eines Tages mit vierundzwanzig Mann und brachten wiederum Pferde, Panzer und Helme. Hagen merkte an ihrem Auftreten, daß es hohe Herren gewesen sein müßten, er empfing sie gut. Irold und Horand lud er an seinen Tisch, fragte sie nach ihrem Schicksal und nach dem Grund, warum sie vertrieben seien. Als er sie auf Herrn Hettel schelten hörte, wurden ihm die Gäste doppelt lieb, beinahe hätte er ihnen versprochen, wiederzuholen, was sie verloren hatten. Auch seinen Leuten befahl er, die Fremden hoch zu ehren; Häuser wurden ausgeräumt, um den von der weiten Seefahrt Müden erquickende Ruhe zu schaffen.

Solange die armen Vertriebenen in seinem Reich weilten, sagte Hagen, sollten sie das Brot mit ihm brechen.

Als letzter schlug Frute von Dänemark seinen Kramladen auf. Selten hatte jemand so billig verkauft wie er. Bald lud der König auch die anderen Schiffsherren in seine Halle. Man scherzte mit dem bärtigen Wate, der nur für Kampf und Sturm geschaffen schien, man spielte auf dem Schachbrett und sang manch Lied, das den Frauen gefiel. Sogar im Fechten maßen sich Wirte und Gäste. Der König rief einen Meister, der sollte Wate drei kunstvolle Hiebe lehren. Als Herr Hagen sah, wie dieser Bär zu kämpfen verstand, verlangte er selbst nach dem Schwert, um den Fremden zu prüfen. Er wollte den alten Recken vor schönen Zuschauerinnen in die Enge treiben; aber so gut er zu fechten vermochte, ihm rauchte die Wehr bald wie ein qualmender Brand.

„Nie hatte ich einen Schüler", lachte der König, „der mir so rasch die Künste absah!"

An einem der Abende sang Horand von Dänemark im Burghof zum Lautenspiel; er sang, daß die Vögel mit ihrem Lied einhielten, um ihm zu lauschen. Auch zu den Gemächern der Frauen drang die Weise, sie schien ihnen die schönste, die je ihre Ohren berührt hatte. In der Frühe ließ Frau Hilde, die Königin, Wates Neffen zu sich kommen, sie wollte noch einmal hören, was er am Abend gesungen hatte; ach, sie möchte, daß er ihr zu allen Stunden sänge. Herrn Horand gefiel das Lob; als die Nacht zum andernmal zu Ende ging und es zu tagen begann, hub unter der Burg ein Lied an, daß der Schlag der Finken und das Morgenlob der Drosseln verstummten und die Leute von ihren Lagern aufstanden, um nichts von den Worten des Sängers zu verlieren. König Hagen selbst trat mit seiner Gemahlin auf die Zinnen. Am eifrigsten aber lauschte die junge Hilde mit ihren Mägden.

Herr Frute kam entrüstet hinzu; er tat, als müsse er Horand verbieten, die Schläfer zu wecken. Hagen fand jedoch das Lied so schön, er meinte, daß alle Kranken davon genesen müßten. Auch die Königstochter schickte zu ihrem Vater, daß er den Gast um neue Weisen bäte.

Horand ließ sich nicht lange mahnen. Er sang, daß die Menschen blieben, wo sie standen, daß die Rehe im Wald zu äsen aufhörten, daß die Eidechsen im Gras anhielten und die schnellen Fische im Bach verweilten. Er sang schöner als alle Pfaffen in den Kirchen, und selbst die hellsten Glocken schienen nicht so reich zu klingen wie seine Stimme. Wer ihn je vernahm, der sehnte sich, die Weise noch einmal zu hören.

Horand sang so süß, daß die Königstochter ihn heimlich, ohne Vaters und Mutters Wissen, in ihre Kammer bat. Ein Diener brachte den Recken und seinen Gesellen Morung zu der jungen Hilde. Während der Bote vor der Tür wachte und achtgab, daß niemand käme, mußte Horand alle Lieder leise wiederholen; Morungs Laute begleitete ihn.

„Ach", vertraute der Held der Königstochter an, „wenn ich eures Vaters Zorn nicht gar so sehr fürchtete, möchte ich euch wohl in meiner Heimat vor-singen." Wieder begann er eine Weise, die er auf den wilden Fluten gelernt hatte, die noch kein Ohr vernommen und noch kein Mund gesungen hatte.

„Freund", sagte die schöne Hilde, „habt Dank!" Sie zog einen roten Finger-ring von ihrer Hand und gelobte Horand, wenn sie je eine Krone trüge, sollte er an ihrem Hof wohnen. Der Däne aber erbat sich ihren Gürtel als Lohn, um ihn seinem Herrn zu bringen.

„Wer ist euer Herr?" fragte die Königstochter. „Wenn es ein hoher Fürst ist, will ich ihm euch zuliebe hold sein."

„Verratet ihr uns nicht", sprach der Kühne, „so will ich euch ansagen, daß er uns um euretwegen in dieses Land sandte."

Da erstaunte die junge Hilde: „Laßt mich hören, was er mir entbietet."

„Gebt ihm eure Güte, Herrin, sein Herz trägt eine große Liebe zu euch. Von allen Frauen hat er sich abgewandt, um euch zu dienen."

„Wenn ihr mir weiter abends und morgens vorsingt, so will ich mich freuen, daß er mir gewogen ist."

„Jungfrau", prahlte Horand, „mein König hat allezeit zwölf Fahrende bei Hofe, deren Kunst weit über die meine geht. Er selbst aber spielt am herr-lichsten von allen." Die Königstochter vermochte den Werber nicht abzuweisen; es hätte ihr um seiner Lieder willen leid getan. Heimlich dachte sie an die fernen Höfe der Hegelingen, der Holsten und Dänen, wo man die köstlichen Weisen erfunden hatte, die dieser Held sang.

„Hört, Jungfrau", riet der junge Morung, „bittet König Hagen, daß ihr unser Schiff ansehen dürft, dann können wir weiter beraten. Wisset, wir sind mit vielhundert Recken hier."

Nun hatte jener Kämmerer des Königs, der die Fremden freundlich empfangen, das Recht, zu jeder Stunde seine Herrinnen zu besuchen. Er hatte das Singen vernommen und trat bei der jungen Hilde ein. Da fand er die beiden Fremden, fuhr sie zornig an und drohte ihnen.

Die Königstochter beschwichtigte ihn rasch. „Laß diese Edlen in Frieden", schmeichelte sie, „ich müßte dir sonst für immer zürnen. Ich bitte dich auch, hilf ihnen zur Herberge zurück, es könnte ihm, der so wunderbar zu singen vermag, arg ergehen."

„Wenn es der ist", sagte der Kämmerling milder, „so muß ich ihm verzeihen. In meiner alten Heimat hatte ich einen Vetter, Horand mit Namen, der sang gleich ihm."

Morung ließ die Laute fallen und hob die Hände. Furcht stand in seinen Augen. Auch der Kämmerer erkannte ihn jetzt. „Ich weiß, es sind meine Vettern, liebe Herrin", gestand er. „Dürfte ich's vor euch Frauen tun, ich möchte sie umarmen. Ach, es ist so lange her, daß ich vom schönen Hegelingenland nicht mehr hörte."

Die Königstochter aber lachte und hieß ihn die Vettern begrüßen. Dann hielten die Herren mit dem Kämmerer Rat, und Morung sagte, daß König Hettel sie um Hildes wegen gesandt hatte.

Der Arme geriet darüber in große Not. „Ach, wüßte ich, was mir nun obliegt, meines Königs Ehre oder eure Rettung. Wird es Herrn Hagen bekannt, daß ihr um seiner Tochter willen kamt, so kann es euch allen den Tod bringen."

„Ich habe einen Plan", drängte Horand. „Hört, wir bitten heute in vier Tagen um Urlaub. König Hagen wird uns beschenken wollen; wir verlangen aber nichts, als daß er uns mit seinen Frauen, der Königin und ihrer Tochter, an den Strand begleite, um unsere Schiffe zu besichtigen. Danach werden wir weiter sehen!"

Der Kämmerling war einverstanden; er brachte Horand und Morung unbemerkt in ihre Quartiere und empfahl ihnen die Abfahrt. Die armen Degen, die immer noch verborgen in den Schiffen lagen, hörten, daß es endlich heimginge; sie hätten Not und Enge bald nicht mehr ertragen.

Am vierten Morgen ritten die Hegelingen wirklich zu Hofe, wie es abgesprochen war, und baten um Urlaub. „König Hettel hat nach uns gesandt", erzählte der alte Wate, „er möchte sich mit uns versöhnen. Begreift, daß wir

heimfahren. Unsere Lieben, die wir zu Hause ließen, wünschen uns wieder bei sich zu sehen."

Der König konnte ihnen nicht mehr abraten, er bot ihnen Gastgeschenke.

„Hettel, der reiche, würde es uns nicht vergeben, nähmen wir von euch Geschenke an", entgegnete der listige Wate. „Wir haben eine andere Bitte: Laßt eure Leute zu uns kommen, damit wir verbrauchen, was wir an Vorräten mit uns führten, und nichts heimbringen. Auch möchten wir wohl, daß die Königin und eure schöne Tochter mit euch unsere Schiffe schauen."

Dem König gefiel der Vorschlag. Die Hegelingen schafften auf vielen kleinen Booten Zelte und Wein an Land, um das Volk Irlands zu Gast zu laden und zu speisen. So wurden zugleich die Kiele ihrer Schiffe leichter für die Flucht — der schlaue Frute von Dänemark hatte den Seinen dazu geraten.

•

In der Frühe des nächsten Morgens ritt König Hagen mit Frauen und Gefolge zum Strand. Die ersten Verkaufsläden wurden geöffnet; Schmuck und Kleider lagen aus, viel Volk besah sich die Wunder der Fremden. Noch ehe die Buden aufgetan waren, hatte Wate aber heimlich die Anker aufwinden lassen.

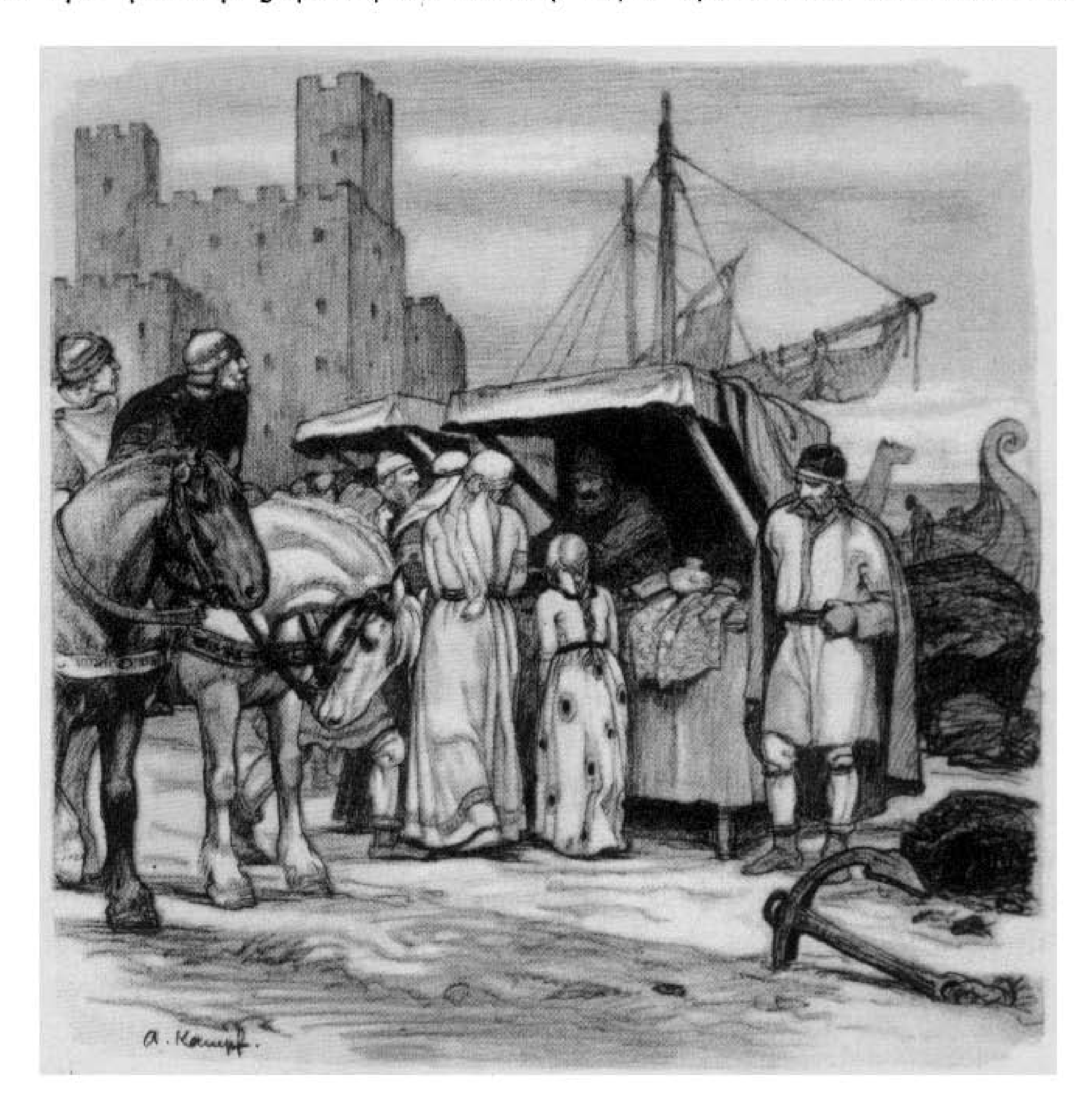
Dann wurden die Frauen an Bord gebeten; es schien wie ein Versehen, daß die Königstochter mit Maiden und Gefolge als erste das Schiff betrat. Im Augenblick nun, wo sie das Deck erreicht hatte, fielen die Zelte am Ufer, drängten sich Bewaffnete überall zwischen Volk und Gäste. Die Königin wurde von ihrer Tochter getrennt, schon stiegen die Segel flatternd an den Masten auf. Die Begleiter der jungen Hilde aber wurden über Bord geworfen; naß und kalt zogen die Ihren sie aus dem Wasser.

König Hagen war der letzte, der den Betrug begriff; wild schrie er nach seinen Waffen. Einige der Seinen, die ihre Wehr bei sich trugen, begannen sich mit den Hegelingen anzulegen. Schwerter blitzten, Speere flogen; aber zugleich stießen die Recken mit Haken und Rudern die Schiffe vom Strand. Wate sprang vom Gestade mit fünfzig seiner Helden in leere Boote, um ihnen nachzurudern.

Noch einmal nahte ihnen der tobende Hagen, schon in Waffen; er sandte die Gerstange den Hegelingen nach und befahl seinem Volk, zu den eigenen Schiffen zu eilen. Die argen Gäste hatten jedoch seine Fahrzeuge heimlich leckgeschlagen. Nein, er konnte die Flüchtlinge, so grimmig er schrie, nicht mehr erreichen. Sieben Tage dauerte es, bis König Hagen den Hegelingen zu folgen vermochte.

Horand hatte inzwischen Meldung an König Hettel geschickt und ließ ihm sagen, daß man ihm Hagens Tochter bringe. Reich belohnt wurde der Bote, viele Degen und Ritter rief Herr Hettel auf, um der jungen Königin entgegenzufahren. Zu Waleis hatte der Held vom Sturmland die Schiffe an den Strand

legen lassen, um einige Tage zu rasten. Dort suchte sie Hettels Flotte. Rasch rüsteten sich die Herren und zogen, Wate und Frute voran, ihrem König entgegen; froh grüßte sie der Hegelinge und verriet ihnen, wieviel Sorgen er um ihre Heimkehr gehabt hätte. Danach nahten Horand von Dänemark und




Irold von Ortland, sie führten die schöne Hilde in ihrer Mitte; zwanzig Maiden folgten ihr. In Züchten trat sie vor ihren Ehegemahl. Herr Hettel umschloß sie mit den Armen und küßte sie auf den Mund.

Viel Grüßen und viel Freude herrschten nun auf dem Sande; Zelte von Seide wurden gespannt, durch lichte Blumen schritten die Menschen und feierten die Hochzeit von König und Königin.

Die Freude war wohl noch zu früh gewesen. Als es von neuem zu tagen begann, sah Horand von Dänemark ein Segel auf hohem Meer, ein Kreuz war drin eingezeichnet. Ach, solche Bilder liebte der alte Wate nicht. „Wach auf, König Hettel, Herrn Hagens Wappen naht! Wir schliefen zu lange!"

Die Frauen begannen zu weinen und zu klagen; einige der Männer brachten sie auf Boote seitlich des Lagers. Die anderen stellten sich dem Feind zum Streit, sie hofften die Irländer gut zu empfangen. Gerüstet sprangen die Fremden von den Schiffen an Land, bald war der Sand mit Blut überströmt; in argem Zorn drangen Herrn Hagens Mannen am Ufer empor. Der König selbst focht vor ihnen her, Speere flogen und bohrten sich unterm Schild in die Halsberge; immer heller rief der Irländer sein Volk zu Grimm und Rache auf. Die Flut scholl wider von seiner Stimme, schon wichen die Hegelingen vor seinem Schwert. Über die Klippen schritt er mit seinen Helden, Schneeflocken gleich schwirrten die Pfeile im Winde, überlaut harften die Klingen.

Dann hatte Hagen König Hettel vor sich, ihn suchte er. Die Männer traten gegeneinander an, die Helme klangen. Hagens Kraft war aber so gewaltig, daß er Hettel bald die erste Wunde schlug. Danach verloren sie einander, Freunde stürmten hauend und stechend herbei, der Stormar als erster, und mit ihm Irold und Morung. Sie schützten ihren König und schritten furchend durch die Reihen der Feinde. Auch der wilde Wate suchte Herrn Hagen.

Der Ire hatte die Scharen am Ufer durchbrochen, er kämpfte mit Schwert und Ger zugleich; niemand konnte ihm standhalten, bis er Herrn Wate begegnete. Tobend drangen die Helden gegeneinander. Hagen versetzte dem Recken die ersten Hiebe, der Helm klaffte dem Stormar, Feuerbrände stoben von den Streitenden auf.

Währenddes hatte Hettel die Wunde verbunden, die ihm Hagen geschlagen hatte. Stürmisch drängte er die Iren zurück und fragte, wo Wate von Stormarn sei, er wollte ihm nicht die Ehre des Zweikampfes lassen. Durch die Schar der Streitfrohen brach er sich Bahn.

Wate hatte unterdes furchtbar mit Hagen gerungen; dem Irländer war der Speer, den er noch nie gelassen hatte, auf Wates Schild zersplittert; aber auch Hagens Schwert war mächtig, es traf den Helm des Unbesiegten, daß ihm das Blut über den Harnisch rann. Die Winde kühlten Wate das Haupt, ohne Schutz mußte er es dem König bieten. Da packte den Stormar der heiße Grimm; Wuttränen rannen ihm aus den Augen, er schlug so schnell, daß sein Schwert heller glänzte als das Tageslicht. Herr Irold versuchte die Kämpen zu trennen und ward verwundet; rundum lagen die Toten wie von einer Hand ausgestreut.

Nun hatten die Frauen inzwischen zu viel Furcht um ihre Lieben bekommen;

sie hatten ihre Boote verlassen und liefen klagend hinzu. Zu Herrn Hettel drang die schöne Hilde und bat, er möge ihren Vater von Wate, dem grimmen Berserker, trennen. Da tat er nach ihrem Willen.

Rufen und Flehen half indes nicht so bald, der Streit der Helden ging weiter. Erst als Herr Hettel seinen Fahnenträger das Banner zwischen die Kämpfenden werfen hieß, sanken die Schwerter.

„Bei deiner Ehre, König Hagen, laß den Haß enden, genug der Freunde sind gefallen!"

Wer es wage, ihn zum Frieden zu mahnen?

„Ich bin es, der König der Hegelingen!" Hettel sprang selbst zwischen die Kämpfenden, um den Streit zu scheiden, mit bloßem Haupt stand er zwischen Hagen und Wate und bat um Versöhnung. Ein Klagen ging über den Strand, viel tiefe Wunden bluteten.

Hettel trat vor König Hagen. „Deine Tochter Hilde gewann mein Herz, sie gewann mein Reich. Vergönne ihr, daß sie die Krone trage."

Da ergab sich König Hagen in das Geschick. —

Herr Wate war der Heilkunst mächtig, er hatte es von seiner Ahnmutter, der Seefrau, gelernt. Ihm schien es indes besser, erst seine eigenen Wunden zu verbinden und zu verkleben.

„Hilf meinem Vater", bat Frau Hilde, „schon bald sind es deine nächsten Freunde, denen du heute deine Kunst gönnen sollst." Der Stormar grollte noch arg. Nur wenn Hagen bereit sei, sich mit Hilde auszusöhnen, stünde er ihm bei. Er selbst führte dem König die Tochter zu und wartete, daß der Vater sich vor ihr erhöbe. Dann erst half er ihm.

Am Abend beschlossen die Herren, das blutige Feld zu räumen, und König Hettel lud Hagen zu Hildes Krönung. Der Ire zürnte noch und wollte sich weigern, aber als die Tochter ihn herzlich bat, schien es ihm gut, ihr Reich kennenzulernen. Singend segelten die Männer beider Flotten nach Osten. Mit Ehren und großen Geschenken wurden die Fremden bedacht und schieden mit freundlichem Geleit aus dem Land der Hegelingen.

König Hagen fuhr nach Irland zurück, wo die alte Königin Hilde ihn voll Gram und Leid erwartete. „Hätte ich mehr der Töchter", tröstete er sie, „ich wollte sie alle den Hegelingen senden, so reich sind die Leute, so schön ist ihr Land!" Da gab sich auch die Königin zufrieden.

## Die Gudrunsage

Frohe Jahre verbrachten König Hettel und die Königin Hilde miteinander auf ihrer Burg Matelane im Hegelingenland.

Getreue Mannen halfen ihnen. Herr Wate herrschte zu Stormarn, Herr Morung im Nifelungenland, Horand zu Dänemark, und Irold im friesischen Ortland. Edle Mägde aus allen Reichen dienten der schönen Hilde. Die Burgen befestigte Hettel und befriedete die Gaue, wie es Königen ziemt. Dreimal mußte er ausfahren, um in der Fremde Schlachten zu schlagen, und kam glücklich heim.

Zwei Kindlein wurden ihm von seinem Weib geboren; zuerst der Knabe Ortwein — den sandte der König zu Wate, daß er ihm den Sohn in ritterlichen Tugenden aufzöge. Die Tochter aber, die Frau Hilde ihm gebar, wurde Gudrun genannt. Zu Horand ließ der Vater sie bringen, damit sie dort Lied und Spiel erlerne.

Als Gudrun zum elterlichen Hof heimkehrte, warben bald viele hohe Fürsten um ihre Minne; sie wies indes alle ab. Einer der Werber hieß Siegfried und kam vom Morungerland; er weilte mit jungen Recken an Hettels Hof, um dort, so sagte er, ritterliche Zucht zu pflegen. Oft sahen Hilde und ihre Tochter Gudrun die Fremden. Aber als Herr Siegfried gleich andern um die Hand der Königstochter bat, lehnte sie ihn ab. Da nahm der Morunger die Fehde auf. Er war ein kühner Mann, der den Hegelingen viel Schaden tat.

Bis ins Normannenland drang die Kunde, daß niemand auf Erden schöner sei als Hettels Tochter Gudrun. Hartmut hieß der junge König der Normandei, er hätte gern um die Vielgerühmte geworben. Gerlind, seine Mutter, riet ihm dazu.

Als die beiden indes ihren Plan dem alten König Ludwig vortrugen, mahnte der ab. Er erinnerte daran, wie es einst mit Frau Hilde gegangen war, und wieviel Recken um ihretwillen hatten sterben müssen.

Der junge Hartmut aber schwur, nicht zu ruhen und zu rasten, bis er Gudrun gewonnen hätte. Eine Gesandtschaft von sechzig Degen wählte er aus und belud zwölf Saumrosse mit Silber, die sollte man Gudrun bringen. Wechselnd in Hoffnung und Leid wartete er auf die Rückkehr.

Zu Horand gelangten die Boten, er nahm sie gut auf und geleitete sie durch seine Mark. Auch von den Hegelingen wurden die Normannen freundlich ge-

herbergt. Höflich begrüßte sie König Hettel und befahl ihnen, die Briefe vorzulesen, die ihr Herr mitgegeben hätte. Als es aber bekannt wurde, daß sie um Gudrun werben wollten, verdroß es Hettel. Er liebte die Normannen nicht und meinte, sie seien hochmütig und als Lehnsleute ohne Treue. „Meldet Hartmut, daß Gudrun niemals sein Weib würde."

Beschämt und voller Sorge mußten die Gesandten zum Normannenland heimkehren, unmutig hörten Hartmut und Ludwig die Antwort. „Ach", weinte die alte Königin Gerlind, „daß wir unsere Degen zu den übermütigen Hegelingen schickten! Hätten wir es nie getan!" Sie fragte auch, ob Gudrun in Wahrheit so schön sei, wie es in Liedern und Mären hieß. „Herrin", erwiderte man der Königin, „wer sie einmal gesehen hat, der preist ihre Tugend vor Frauen und Mädchen für immer."

„Dann soll mich nichts von ihr scheiden", sagte Hartmut. „Ich will sie gewinnen, was immer auch zwischen uns steht."

Nach einer Weile segelte wieder ein junger König ins Hegelingenland, Herwig mit Namen, der hatte im fernen Seeland von der schönen Gudrun gehört. Und die Königstochter gewann ihn von Herzen gern. Herr Hettel aber wies den Freier ab.

Um die gleiche Zeit verließ Hartmut das Normannenland und begab sich zu König Hettel. Er trat als fremder Ritter unerkannt in seine Dienste, man war höflich mit ihm, und er gefiel Frau Hilde. Edel und schnell war er, kühn und milde.

Auch Gudrun begegnete er und ließ sie heimlich wissen, daß er Hartmut, der Normanne, sei. Es tat Gudrun leid um ihn, und sie sagte dem Werber, daß sie ihm wohl gut sei. Sein Weib aber wolle sie nicht werden.

Hartmut kehrte heim; in seinem Herzen quälte es ihn, wie er sich an Hettel rächen könne, ohne seiner Tochter Freundschaft zu verlieren. Er begann zu rüsten; seine Mutter Gerlind riet ihm zum Krieg gegen die Hegelingen.

Herwigs Kummer über die Abweisung war nicht minder groß als der des jungen Normannen. Sein Land lag nah dem der Hegelingen, oft noch fuhr er hinüber und besuchte ihre Burg Matelane. Hettel bat ihn, das Werben um sein Kind einzustellen. Herwig ließ aber nicht ab; er sagte an, daß er bald mit Schild und Schwert um Gudrun freien werde. Dreitausend gute Degen sammelte er.

„Üble Gäste hatten wir bei Hofe", lachte Herr Hettel, als er die Botschaft hörte.

Während er noch nach seinen Lehnsleuten sandte, war Herwig schon ausgeritten. An einem kühlen Morgen stand er mit Waffen und Degen vor Hettels Burg. Ein Wächter erspähte die Fremden im Dämmern. „Wappnet euch, Hegelingen", schrie er. „Ich sehe den Glast von vielen Helmen im Frühlicht!" Die Königsmannen sprangen aus den Betten und rüsteten sich eilig; schon stießen die starken Feinde unters Tor. Kühn stritt Hettel, so wie er in vielen Schlachten gekämpft hatte. Er mußte aber wohl spüren, daß ihm ein stolzer Kämpe gegenüberstand.

Ein feuerheißer Wind fuhr übers Land, den zündete Herrn Herwigs Schwert. Gudrun sah sein wildes Werben und trug Sorge um die Ihren. Das Tor brach Herwig auf und drang in den Burghof ein, hellauf sprühten die Schildspangen. ‚Ach', dachte Gudrun, ‚das Glück ist rund und dreht sich wie ein Ball; was mag geschehen, wenn mein Vater und mein Liebster die Klingen kreuzen?'

Eilig schickte sie Boten an beide und bat, an Frieden zu denken.

„Den Frieden kann ich nicht geben", antwortete Herwig, „es sei denn, Gudrun ließe mich ungewappnet vor sich kommen."

Da fügte sich König Hettel und befahl, den Streit zu scheiden. Die Kämpfer schlüpften aus den Panzern und wuschen den roten Eisenrost am Brunnen ab. Mit hundert Degen trat Herwig als Werber vor Gudrun und Frau Hilde.

„Man hat mir gesagt", sprach er, „daß euer Vater mich verschmähte, weil mein Geschlecht zu gering sei. Doch weiß ich, daß reiche Leute bei ärmeren oft die bessere Pflege fanden."

„Wie dürfte die klagen", antwortete Gudrun, „um die ein Held so feurig diente? Ich bin euch zugetan", bekannte sie. „Was auch kommen mag, von nun an soll uns nichts mehr voneinander scheiden."

So ging der Krieg zu Ende. Die Besten vom Land der Hegelingen und die Besten von Herwigs Schar traten zu der Königstochter, und der alte König fragte Gudrun vor allen Mannen nach ihrem Willen und verlobte die beiden. —

Herwig hatte wohl im Sinn, die Jungfrau bald in sein Reich heimzuführen. Die Mutter aber wollte ein hohes Fest zwischen den Völkern und riet dem Ungeduldigen, ein Jahr zu warten, wie es die Sitte sei. Ach, der Rat sollte noch vielen guten Rittern Leib und Leben kosten.

Währenddes rüstete sich auch Siegfried, der Fürst der Morungen, den Hettel abgewiesen hatte, und bot heimlich alle Leute auf, die in seinem Lehen standen. Zwanzig starke Schiffe ließ er zimmern, um gegen das Reich des glücklicheren Werbers zu heerfahrten. Herwig sandte zu seinen Freunden; aber noch ehe sie sich gesammelt hatten, warfen die Morunger schon den Brand in sein Land.

Als die Könige aufeinanderstießen und ein hartes Streiten begann, mußte Gudruns Bräutigam, so tapfer er sich wehrte, in seine Burg zurückkehren, rings brannten und rauchten die Höfe des Seeländers.

Hettel erfuhr davon, er ging zu seinem Kind und fragte, was geschehen solle.

Gudrun forschte zuerst, ob Herwig ohne Wunden sei. Dann bat sie ihren Vater von Herzen, ihrem Verlobten eilig beizustehen. Ihre Burgen seien es doch, die der Feind bräche, ihr Land sei es, das der Morunger verwüste.

Da sandte der König nach Wate und seinen Recken. Auch den Dänen befahl er, dreitausend Ritter zu stellen, und bot den Heerbann der Hegelingen unter seinem Sohn, dem jungen Ortwein, auf. Kisten und Kasten öffnete man, Harnische und silberweiße Brünnen wurden über den Hof getragen. Singend zogen die Knappen aus den Toren, sie freuten sich auf Beute und Feindesgut.

Zu Schiff führte der Königssohn wohl viertausend Recken ins Feld.

Der Morunger hatte währenddes schon manche Warte und feste Burg der Seeländer gebrochen; auch gegen die Hegelingen setzte er sich gut zur Wehr. In drei Schlachten mußte der junge Ortwein ihm stehen, ehe es gelang, Herrn Herwigs Burg zu befreien. Danach versuchte der Morunger zu entweichen. Noch einmal aber, als er eine Furt erritten hatte, die in sein eigenes Land hinüberführte, holten die Hegelingen ihn ein; mit Mühe kam er davon und mußte sich in seine Feste werfen.

Als es soweit war, sandten Hettel und Ortwein Botschaft in die Heimat und ließen ankünden, daß man sich bald wiedersehen würde.

Es war eine falsche Hoffnung.

Während der ganzen Zeit nämlich hatten die Normannen Späher im Hegelingenland gehalten. Die hatten ihnen über alles, auch über Herrn Hettels Ausfahrt berichtet — und bald danach, daß der König außerhalb seines Landes in schwerem Kampf läge.

„Das freut mich zu hören“, lachte der junge Hartmut. „Ehe Herr Hettel heimkehrt, wollen wir selbst im Hegelingenland sein!“

Tag und Nacht sann auch die alte Gerlind, wie sie Hettels und Hildes Absage an ihren Sohn rächen könnte.

Rosse und Zäume, Sättel und Schilde schenkte sie den Mannen und rüstete die Schiffe. Mit zweitausend Degen fuhren der alte König Ludwig und sein Sohn Hartmut über das Meer.

Nahe der Küste lag der Königssitz der Hegelingen, lag, von Wasser umströmt, Matelane, die Burg zwischen Wiesen. Hartmut schickte gleich nach der Landung

einen Boten zu Frau Hilde und ihrer Tochter. Noch einmal würbe er um Gudrun, ließ er bestellen. Wenn sie ihn nähme, würde er es ihr mit seines Vaters ganzem Erbe vergelten, solange er lebe. Weigere sie sich aber, so werde er das Meer nicht wieder befahren, ehe Gudrun nicht in seiner Gewalt sei.

Die Gesandten, es waren zwei hohe Grafen der Normandei, traten vor Frau Hilde. Sie waren nicht willkommen, doch bot man ihnen den Wein, bevor sie das Wort ergriffen. Als Frau Hilde dann fragte, weswegen sie kämen, erhoben sich die Herren nach höfischer Sitte, brachten Hartmuts letzte Werbung vor und baten Gudrun herzlich, ihre Königin zu werden.

„Der, dem ich angehöre, heißt Herwig", beschied sie die Königstochter, „mit ihm tauschte ich die Ringe, ihm bin ich versprochen. Gern gönne ich Herrn Hartmut alle Ehren, mein Leben aber habe ich Herwig zugeschworen."

Die Boten brachten die Antwort zum Strand zurück; Hartmut wartete sehr, er lief ihnen entgegen, als er sie kommen sah.

„Man sagte uns", so berichteten die Grafen, „Gudrun habe jemanden, den sie über alle anderen von Herzen minne. Und wollten wir nicht im guten zu Gaste kommen, und wollten wir den Wein nicht trinken, so entgegnete man uns auch, dann würde Blut aus den Bechern stürzen."

Da führten Hartmut und Ludwig ihr Heer mit fliegenden Fahnen gegen die Burg Matelane. Als Gudrun die vielen Banner erblickte, glaubte sie erst, ihr Vater sei heimgekehrt. Ach, es kamen grimmigere Gäste; arges Leid sollte der Tag bringen, noch ehe sein Licht gesunken war. Feindliche Banner hoben sich rings um die Burggräben, Gudrun gebot eilig, die Tore zu schließen. Herrn Hettels Mannen aber wollten sich nicht hinter Wällen verbergen, sie banden die Farben der Hegelingen an die Speerspitzen und wollten im offenen Feld Hartmut entgegentreten. Wohl ihrer tausend ritten vors Tor, um sich mit den Fremden zu messen.

Auf grüner Weide trafen sie einander. Ingrimmig sprengten Hartmut und Ludwig die tapferen Burgmannen an. Die Schwerter zuckten aus den Scheiden, die Schäfte flogen. Wacker hielten die Hegelingen stand, schon glaubten sie, das Feld zu gewinnen. Da drang der alte Recke Ludwig mit seiner Trucht noch einmal übermächtig auf sie ein; unbändig waren die Stärke und der Zorn, die der Greis im Busen trug.

Gern hätten die Burgleute jetzt hinter sicheren Wällen gekämpft. Sie versuchten das Tor zu schließen, die Normannen aber stürmten unter ihren Schilden zugleich mit den Flüchtigen in den Hof ein, und obwohl man von den Mauern Steinlasten niederschleuderte und viele Angreifer unter den Geschossen zusammenbrachen, gelang es Ludwig und Hartmut, den Burgfried zu gewin-

nen. Hochauf pflanzte der König seine Fahne, von allen Zinnen ließ er sie wehen.

Während die Normannen zu plündern begannen, trat Hartmut vor Gudrun. „Dreimal habt ihr mich verschmäht", sagte er, „jetzt werde ich verschmähen, eure Leute zu schonen."

‚Weh mir, mein Vater', dachte Gudrun, ‚wenn du wüßtest, was uns dein Fernsein bringt!'

Die Feinde schleppten bald Schätze und Gewand aus dem ganzen Hegelingenland zu den Schiffen und zündeten Höfe und Burgen an. Frau Hilde ließen sie zurück, damit sie ihrem Gatten Nachricht gäbe, Gudrun und zweiundsechzig Mägde führten sie zum Strand.

Verbrannt und verwüstet lag König Hettels Land, die Wogen rollten gegen seine leeren Deiche.



In einer dunklen Nacht fuhren die Normannen von dannen, der Wind brauste in ihren Segeln. Am Wülpensand, einem wilden Werder, verbargen sie sich. Dort wollten sie die Verwundeten pflegen, Gold und Gestein verteilen und die Beute ordnen und bergen.

Frau Hilde hatte ihrem fernen Gemahl Kunde gesandt. „Ihr Boten, sagt dem König, seine tausend Mannen seien erschlagen, seine Höfe leer. Ohne Hab und Gut, ohne Brot warteten wir auf seine Heimkehr."

Noch lagen die Hegelingen unter Herrn Siegfrieds Burg und rüsteten sich zum Sturm. Horand sah als erster Frau Hildes Boten nahen. Hettel ritt ihnen entgegen. „Sagt, wie gehabt sich mein Weib? Wer schickte euch?" fragte er voll Schrecken.

„Die Burgen sind zerbrochen, Hettel, verwüstet sind eure Gaue. Hinweggeführt ist Gudrun mit ihrem Ingesinde. So steht's im Hegelingenland!"

Der König vermochte kaum zu fragen, wer ihm das angetan. „Ludwig, der reiche, und Hartmut von der Normandei kamen über uns!" Jetzt wußte Hettel genug. Er befahl den Boten aber, das Leid vor allen Leuten zu verbergen, und teilte in der Stille den Freunden mit, was sich ereignet hatte. Den Recken traten die Tränen in die Augen, als der König es ihnen sagte.

„Schweigt über alles", drängte Wate, „noch schwerer als wir soll Hartmut Leid tragen mit seinem ganzen Geschlecht. Ich rate, mit Siegfried Frieden zu schließen; danach segeln wir den Normannen nach, um sie zu stellen."

Dem König gefiel der Plan. Noch einmal griffen die Hegelingen und Seeländer in der Frühe die Schanzen der Morunger an, tief in den Feind pflanzten sie die Banner.

Irold und Frute bahnten sich einen Weg zu Siegfried. „Wollt ihr den Frieden haben, oder wollt ihr's zu Ende führen?" schrie der Friese.

Nichts werde geschehen, was seiner Ehre leid wäre.

„Eure Ehre ist nicht schlechter, wenn ihr uns Freund werdet", antwortete Frute. „Nehmt euer Land in Lehen, wie wir es taten, so wird König Hettel in Frieden scheiden."

Herr Siegfried wußte, wie groß die Übermacht war, er hob die Hand und befahl, den Streit zu enden. Die Männer versöhnten sich miteinander, und die Morunger leisteten den Treueid. Dann verkündete Herr Hettel, welch bittere Kunde ihm von seinem Gemahl gesandt worden war. Zur ersten Lehnspflicht rief er auch König Siegfried auf.

Um die Zeit hatten sich in den Häfen der Küste Pilger versammelt, um ins Morgenland zu segeln. Die Hegelingen verhandelten nicht lange, sie liehen sich die Schiffe und fuhren darauf den Normannen nach; mochten die Frommen in-

zwischen am Gestade harren. Speise und Trank, so sagte Herr Wate, würde er ihnen bezahlen. Herr Hettel tat ein übriges, er nahm fünfhundert der Besten mit aufs Meer; sie sollten helfen, auf eiligen Kielen den räuberischen Normannen die Beute abzujagen.

König Ludwig hatte auf dem Wülpensand Zelte gebaut. Feuer flackerten am Strand; traurig standen Gudruns schöne Frauen zwischen den Feinden.

Da sah ein Wachtmann der Normannen Segel über der Kimm auftauchen, es schienen wohl Pilger zu sein. Bald aber leuchteten Helme und Waffen über den Borden, und Hartmut befahl seinen Mannen, sich zu wappnen. „Keine frommen Pilger sind's, die kommen! Eisen tragen die Schiffe." Rasch rüsteten sich die Seinen und liefen zum Strand; die Ruder der Landenden ächzten, so sehr beeilten sich die Hegelingen.

Die Normannen versuchten, König Hettel das Ufer zu wehren. Es gelang ihnen nicht mehr. Gewaltig, mit Schwert und Speer, drangen die Ergrimmten vor. Pfeile flogen wie Schneewind durch die Luft, heftig sprang vor allen anderen Herr Wate die Feinde an.

König Ludwig selbst trat ihm entgegen. Er traf ihn mit dem Ger, daß die Stücke aus dem Panzer stoben. Wate aber schlug den König durch den Helm, daß er stürzte und die Seinen Mühe hatten, ihn zu retten.

Hartmut und Irold waren die nächsten, die einander erreichten; keiner vermochte den Gegner zu überwinden.

Herwigs Schiff lag am weitesten zurück, er sprang voll Zorn in die Flut, daß er bis zu den Achseln im Wasser stand. Viele Schäfte richteten sich auf ihn, mit Mühe gelangte er näher zum Strand. Ringende drückten einander in die Wogen, die See färbte sich rot, so gewaltig kämpften die Männer.

Auch Ortwein und Morung bedeckten den Sand mit Toten, schwer war es den Normannen, den Unersättlichen standzuhalten. Am grimmigsten von allen focht Hettel an diesem Tag.

Gudrun hörte den Lärm der Schlacht, die um ihretwillen entbrannte, sie wartete auf ihren Liebsten wie auch auf ihren Vater und klagte um die Helden hüben und drüben, die sterben mußten. Immer, wenn die Hegelingen näher kamen, wehrten sich Ludwigs Degen und hüteten die schönste der Königinnen. Schon wurde es Abend; noch war es den Hegelingen nicht gelungen, die Gefangenen zu befreien und das Lager der Normannen zu stürmen.

Um die Stunde sollte den Verfolgern ein schweres Leid zustoßen. König Hettel und König Ludwig trugen ihre Waffen hoch in der Hand. Sie hatten

sich den Tag über gesucht und begegneten einander erst spät. Lange währte der Kampf der beiden Könige, dann traf der Normanne Herrn Hettel zu Tode. Bis zu den Gefangenen drang die Kunde; untröstlich war Gudrun, untröstlich waren ihre Maiden. Sogar die Wächter mußten um den edlen König trauern.

Herr Wate erfuhr von Hettels Tod. Er brüllte auf vor Grimm, wie Abendrot sprang es aus allen Helmen, die sein Schwert erreichte; niemand entging ihm. So kühn die Hegelingen indes um den Sieg stritten, die Nacht sank, ehe sie gewonnen hatten. Schon kämpften Freunde gegeneinander; Horand erschlug im fallenden Dunkel den Neffen, er hatte sein eigen Wappen nicht mehr erkannt.

Da befahlen Herwig und Ortwein, die Schlacht abzubrechen, um in der Morgenfrühe den sicheren Sieg zu vollenden. Ohne Licht und ohne Mondschein war die Nacht. Nur die Helme und Schilde schimmerten im Flackern der Wachtfeuer.

Als nun nach viel Weh und Seufzen die Stille über das Schlachtfeld sank, besprachen sich König Ludwig und Hartmut miteinander und beschlossen zu entweichen. Gudruns Mägde wurden zum Ufer gebracht; sie wollten klagen, die Normannen aber drohten zu ertränken, wer einen Laut von sich gäbe. Vorsichtig wurden auch die Waffen an Bord getragen, mühevoll schiffte man die Wunden auf Booten ein. Die Toten mußten unbegraben bleiben.

Dann hißten König Ludwigs Leute die Segel und entflohen im Dunkel. Weh war den Frauen zumute, nun ihre Hoffnung auf Heimkehr zerbrach.

Auf dem Wülpensand ließ Herr Wate vor Tag schon sein Heerhorn gellen und sammelte die Mannen zum Angriff. Zu Roß und zu Fuß wappneten sich die vom Hegelingenland und rückten über den Werder vor, um König Ludwig und seine Degen zu stellen. Da war das Eiland leer vom Feind; verlassene Schiffe lagen am Strand, verstreutes Gewand und herrenlose Waffen. Laut klagten die Hegelingen, sie wollten an Bord, um den Normannen zu folgen. Der kluge Frute aber riet ab. Zu groß war der Vorsprung der Feinde, zuviel der eignen Leute waren gefallen. „Sorgt für die Verwundeten, begrabt die Toten", befahl er, „es starben manch gute Freunde auf diesem Werder." Traurig suchten die Sieger die Toten und trugen sie zusammen, damit sie beieinander blieben. Herr Irold, der Friese, bat auch für die Normannen; die Hegelingen beschlossen, allen ein Grab zu gönnen, einerlei wie sie hießen und von welchem Lande sie kamen.

König Hettel begruben sie als Ersten nach einer Trauerfeier des ganzen Heeres. Dann mühten sie sich sechs Tage lang um die andern und ließen die Pfaffen singen und Gott für die Toten dienen.

Viel Seufzen erhob sich bei der Heimkehr im Hegelingenland. Ortwein wagte seiner Mutter nicht zu begegnen, selbst Herr Wate ritt nur mit Zagen in Frau Hildens Reich. Als der Stormar so einsam kam, wußten die Frauen wohl, daß es arg ergangen war; sonst pflegte er mit Schall und Singen zu landen.

„Weh mir", jammerte die Königin, „was bedeutet es, daß die Männer zerbrochene Schilde führen? Langsam schreiten die Pferde, Leid trägt das Volk. Wo ist der König?"

„Ich muß es euch ansagen: sie alle, die fehlen, sind erschlagen!"

Frau Hilde begann zu weinen. „Ach, daß du von mir scheiden mußtest, König Hettel, mein Gemahl! Nun habe ich beide zugleich verloren, die Tochter und den Gatten."

„Laßt das Jammern, Herrin", murrte der Stormar, „es weckt die Toten nicht wieder. Wenn diesem Land junges Volk gewachsen ist, wollen wir den Raub rächen."

„Mög Gott es mich erleben lassen", klagte Frau Hilde.

Herr Wate rief noch einmal die Fürsten der Länder zusammen, von Dänemark bis Stormarn und Ortland. Wohl rieten einige der Recken, jetzt gleich in die Normandei zu segeln und Hartmut in seiner Burg zu zwingen. Herr Wate und Herr Frute mahnten aber, man müsse Zeit verstreichen lassen. Auch Gudrun, die Gefangene, müsse warten. Mit großem Leid schieden Herwig, Irold, Siegfried und die anderen von Frau Hilde; keiner von ihnen vergaß, was sie einander zugeschworen hatten.

Eine Kirche ließ die Königin auf dem Wülpensand erbauen, den Witwen zum Trost.

Inzwischen nahten Hartmuts Schiffe der Normandei. Seine Mannen freuten sich auf die Heimkehr; sie waren aber verdrossen, daß sie vor den Hegelingen hatten weichen müssen, und trauerten um die Todwunden, die auf der Walstatt geblieben waren.

Als die hohe Königsburg auf felsiger Küste näher kam, trat König Ludwig zu Gudrun. „Seht ihr die Burg? Über reiche Lande sollt ihr nun Herrin werden!"

„Fern ist mir alle Freude", entgegnete Gudrun, „fern bin ich dem Glück, Klagen ist mein Los fortan."

„Alles, was wir Alten haben, soll euer sein", meinte Herr Ludwig, „wenn ihr Hartmut, meinen Sohn, liebgewinnen wollt."

„Lieber lasse ich das Leben, als daß ich mich einem Räuber gebe", antwortete sie.

Der alte Ludwig hörte die harten Worte von ihr, um die so viele Männer gefallen waren. Der Jähzorn ergriff ihn, er packte Gudrun, verwünschte sie und stieß sie in die See. Hartmut, der seinem Vater zugesehen hatte, sprang der Ertrinkenden nach. Ihre gelben Zöpfe schlang er um den Arm und schwamm zu einem Boot, in dem Freunde ihm entgegenkamen.

Währenddes hatten die Normannen schnelle Schiffe vorausgesandt. Frau Gerlind rüstete sich, die Braut des Sohnes feierlich zu empfangen; noch nie war ihr etwas so Liebes geworden wie die Kunde von Gudruns Raub. Mit Mägden und Frauen zog sie von der Burg zum Hafen hinab, um der Fremden ihren Gruß zu bringen.

Auch ihre Tochter Ortrun freute sich auf die Stunde, wo sie der schönen Schwägerin begegnen sollte, deren Ruhm weithin an allen Küsten erklang. Aus Truhen und Schränken hatten die Normannen ihre besten Gewänder geholt, um sich vor den gefangenen Hegelingen zu zeigen. Auf herrlichen Rossen, kühn und geschmückt, ritten sie den Landenden entgegen. Schon kamen Schiffsleute von Bord und luden aus, was sie an Beute heimgebracht hatten.

Nur Gudrun und die Ihren standen in Trauer. Hartmut ergriff die Hände der Gefangenen — sie hätte sich ihm gern entzogen — und führte sie, wie es die Sitte gebietet, mit ihren Mägden an Land. In zweier Fürsten Geleit trat ihnen Ortrun entgegen und grüßte Gudrun; mit weinenden Augen küßte die Geraubte Hartmuts schöne Schwester. Als aber auch die Königin sie umarmen wollte, kam der Unmut über Gudrun.

„Wenn ich eure Tochter küßte, so verweigere ich euch doch den Gruß", sagte sie. „Habt ihr nicht schuld, daß wir Armen so bitteres Leid dulden müssen? Ach, schlimm sind die Tage, die vor uns liegen."

Die Königin tat, als hätte sie die Worte nicht verstanden. Sie empfing Gudruns Frauen freundlich und hieß die Hornbläser und Spielleute ihre Weisen anstimmen. Währenddes lief das Volk geschäftig herbei, um die geraubten Schätze von den Schiffen zu tragen. Gudrun sah es, und die Normannen wurden ihr leid.

Die Grafen schieden nun voneinander, sie kehrten mit großer Beute in ihre Festen zurück. Auch König Hartmut bat Gudrun aufzusitzen und ritt mit ihr zur Burg. Er gebot, daß alle ihr dienen möchten, als sei sie schon zur Königin gekrönt. Und die Tage gingen auf und sanken. —

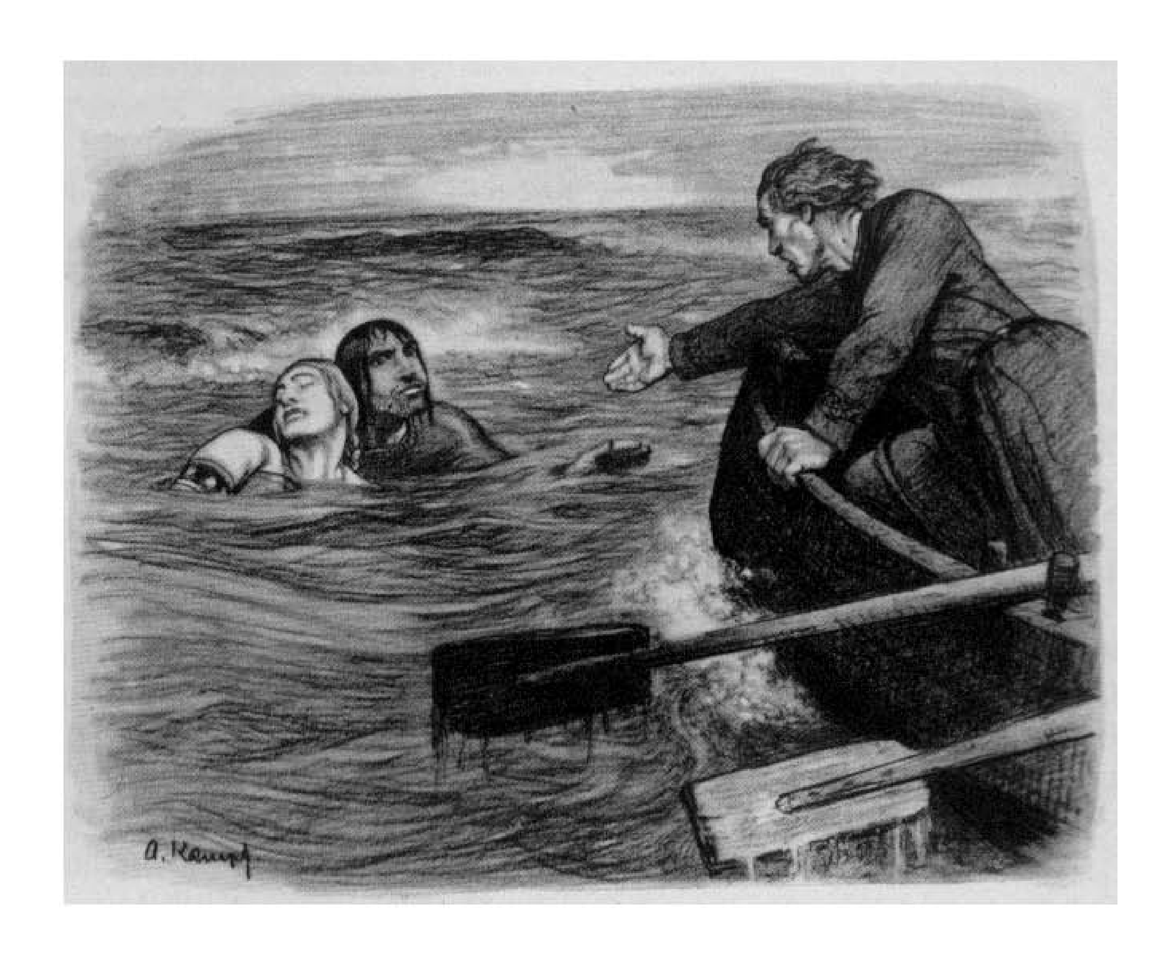
Nach einer Weile wurde Gerlind ungeduldig, sie fragte Gudrun, wann sie die Hochzeit rüsten sollte.

„Selbst euch wäre wohl leid, wenn ihr den freien müßtet, der euch die Freunde erschlug", gab die Gefangene zurück. Die Königin versuchte sie zu

überreden und schilderte ihr die Macht ihres Reichs, wenn sie den Tod der Ihren vergessen wollte.

„Hier hoffe ich nicht zu bleiben“, antwortete Gudrun, „Tag um Tag werde ich mich von hinnen sehnen.“

Sie haßte Gerlind, aber die sanfte Ortrun gewann sie lieb; die gutherzige



Königstochter half ihr, wo sie konnte, und tröstete sie. Ohne Feindschaft war Ortrun gegen die edle Gefangene vom Hegelingenland; was immer sie erfinden konnte, tat sie gern, damit der schöne fremde Gast ihres Vaters Land lieben lerne.

Als wieder einige Zeit vergangen war, nahm Gerlind Hartmut beiseite: „Der Weise kann auch ein unberatenes Kind erziehen. Gib mir Gudrun zum Gefolge, sie wird bald von ihrer Hoffart lassen.“

„Da ich's selbst nicht vermag, Mutter, versucht ihr sie zu überreden. Aber belehrt sie gütlich, sie ist fremd im Lande“, mahnte der junge König.

Gerlind gab sich Mühe, freundlich zu sein; was immer sie jedoch sagte, es

wollte Gudrun nicht gefallen. „Nun", meinte die Königin böse, „wenn du keine Freude suchst, sollst du Leid schmecken. Von morgen ab wirst du in meinen Gemächern die Öfen heizen und Feuer schüren."

„Alles, was ihr mir gebietet, werde ich tun", antwortete die Hegelingin, „nur zu lieben vermag ich euch nicht."

„Ich werde deinen Trotz brechen", drohte Gerlind. „Deine Mägde geben es dir ein, hochmütig über die Normannen dünkt ihr euch! Heute abend werde ich euch allen verschiedene Arbeit zuweisen, der einen hier, der andern da. Wenn man niedrig steht, verliert man die Lust an hohen Dingen."

Sie erzählte ihrem Sohn von ihrem Vorhaben, und der bat sie, der Königstochter nicht wehe zu tun. Wie sollte es sonst gut werden zwischen ihnen? Dann ritt er auf einen Heerzug weit über die Grenzen seines Landes hinaus.

Gerlind trennte Gudrun von ihren Freundinnen. Die im Hegelingenland einst Herzoginnen waren, mußten jetzt Tag und Nacht und ohne Aufhören weben und spinnen, Garn winden und Flachs hecheln. Und wer aus königlichem Blut war, mußte Wasser tragen und Mühlen drehen.

Aber die Königstochter und ihre Freundinnen änderten ihren Sinn nicht.

Da erdachte Gerlind sich niedrige Dienste aller Art und befahl sie den Gefangenen. —

Drei Jahre gingen darüber hin; dann kehrte König Hartmut von fernen Heerfahrten in sein Land heim. Als er nun zu Gudrun eilte und sie grüßen wollte, sah er ihr wohl an, daß sie nur selten in einer Kammer geruht und oft gedarbt hatte. Er warf es seiner Mutter vor. „Bat ich euch nicht, in Güte ihr das Herz froh und den Sinn hell zu machen?"

„Weder mein Bitten noch Gebieten fruchten bei ihr", lachte Gerlind bitter.

„Leicht kann man sie verletzen, Mutter. Vergeßt nicht, daß sie vieles überwinden muß und daß mein Vater dem ihren das Leben nahm!"

„Ich will sie besser halten", versprach Gerlind endlich, „aber ich sage dir, du wirst sie schlagen müssen, damit sie dich liebhat."

Noch einmal ging die Königin zu Gudrun. „Du weißt, daß mein Sohn noch immer um dich wirbt. Gib dem nach, oder du mußt mit deinen Haaren mein Zimmer kehren und den Staub von Schemeln und Bänken streichen."

Gudrun antwortete: „Ich werde dein Zimmer kehren, ich werde alles tun, was du befiehlst. Aber ich werde keinen anderen liebhaben als ihn, dem ich mich zugeschworen habe."

Gerlind wiederholte es dem Sohn, und der zog traurig auf neue Heerfahrt aus.

Viele Jahre mußte Gudrun danach ohne Helferin die Arbeit geringer Ge-

fangener verrichten. Als das neunte Jahr begann, kehrte Hartmut abermals zurück, und die Freunde, die für ihn gekämpft hatten, sagten ihm, es sei eine Schande, daß er noch immer nicht die Krone trüge und ohne Königin bliebe. Von siegreichen Schlachten kam er heim, weithin rühmte man seinen Mut und sein Feldherrentum.

Wieder bat er seine Mutter, sie möge Gudrun seinen Gruß bestellen.

Die Königstochter ließ antworten, sie wolle niemand hören noch sehen. An einem nur halte sie fest, an Tugend und Ehre.

Die Freunde lachten über den Bescheid, sie lachten, daß ihr König wohl feindliche Heere, aber keine Frau zu überwinden vermöchte. Zornig ging Hartmut durch die Kammern des Königshofs, bis er auf Gudrun stieß.

Er sah wohl die Gramzeit, die hinter ihr lag. Schön war sie noch immer, aber der Kummer zeichnete sie. „Warum habt ihr mich nicht gern", flehte Hartmut. „Habt ihr euern Vater nicht genug betrauert? Seid ihr nicht vom Schicksal gekoren, die Krone der Normannen zu tragen? Gilt sie euch nicht mehr als die der Friesen, Hegelingen, Dänen, Stormaren, Dithmarschen, Nieflungen und wie sie alle heißen? Viel hundert Fürsten führe ich euch zu Diensten."

„Mich gelüstet nicht nach Diensten der Feinde", sprach Gudrun. „Gerlinds Sohn seid ihr, was habe ich mit euch zu schaffen?"

„Wenn meine Mutter euch Leid antat, so will ich es euch mit Gutem vergelten", bat Hartmut. Als sie ihn wieder abwies, drohte er: „Wer könnte mich strafen, wenn ich euch zwänge, mir zu Willen zu sein?"

„Was für ein Ruhm für die Normannen", lachte die Hegelingin, „wenn man erführe, König Hagens Enkelin sei in Hartmuts Ländern geschändet!"

Der junge König seufzte: „Kann jemand mehr bieten als eine Krone?"

„Hartmut", mahnte Gudrun, „wie könnte ich meinen Vater vergessen, wie dürfte ich vergessen, daß ihr mich raubtet! Es hat in meiner Heimat als uralte Sitte gegolten, daß keine Frau einen Mann nimmt denn mit beider Willen. So verlangen es bei uns Ehre und Recht."

Als sie so antwortete, wurde Hartmut zornig. „Mag kommen, was kommt; mir ist gleich, was man von nun an euch antut!"

„Und wenn Gott mein vergaß, auch das will ich leiden. Nie wird der Kummer, den ihr mir zufügt, mein Herz überwinden."

Hartmut sandte noch einmal seine Schwester, die schöne Ortrun, zu der Gefangenen. „Ich möchte dir helfen", sagte sie zu der Verlassenen. „Mein Haupt will ich vor dir neigen, Gudrun, und dir dienen, wenn du meinen Bruder liebst, wie er dich liebhat."

Gudrun dankte ihr. „Es kommt der Tag, da ich's dir vergelten werde, Ortrun. Hier in meinem Gram und Heimweh laß mich allein."

Als Hartmut nun wieder auf Heerzug gehen wollte, drohte Gerlind, Gudrun zum Waschen an die kalte See zu schicken. Der ärgste Schimpf schien es ihr, wenn die Gefangene vor allen Leuten das Linnen des Hofes spülen und klopfen mußte. Und dennoch sollte gerade dadurch Herr Ludwig Land und Sieg verlieren.

Vor seiner Ausfahrt kam Hartmut mit Ortrun noch einmal zu der Entführten und bat sie, ihren Sinn zu wenden.

„Man hat mich einem König verlobt", antwortete Gudrun, „mit festen Eiden schwur ich mich ihm zum Weibe. Nun muß ich ihm treu bleiben, solange er lebt."

„Auch mich vermag niemand von euch zu scheiden, Gudrun", sagte Hartmut. „Ich werde warten und lasse euch die Schwester."

Wirklich versuchte Ortrun eine Weile ihr Bestes, teilte Trank und Speise mit der Einsamen und erzählte ihr von anderer Königinnen Geschick. Aber Gudrun blieb die gleiche. Kein gelindes Wort fand sie für Hartmut, spröde wurde ihre Rede gegen sie, die ihr das Leid versüßen wollte. Da brach Hartmut auf, ließ Gudrun seiner Mutter und freute sich an der Freundschaft seiner Mannen.

„Nun sollst du mein Gewand alle Tage an den Strand tragen", sprach die schlimme Gerlind. „Weh dir, wenn ich dich müßig finde."

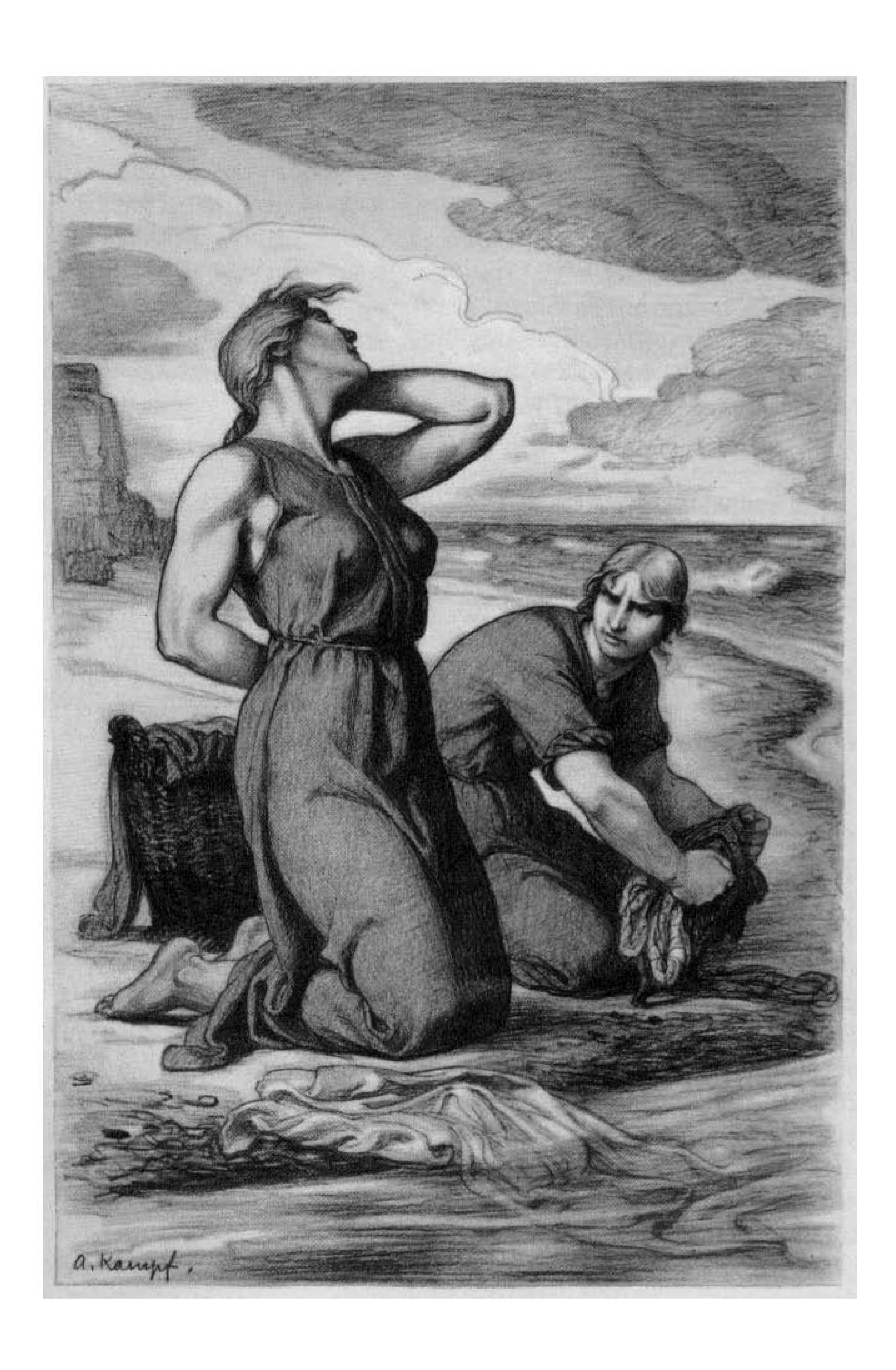
„Ich will mir meine Speise selbst verdienen", antwortete die Trotzige.

Bald wußte niemand die Kleider am Meer so wohl zu waschen wie Gudrun. Ihre Jungfern schauten dem von fern zu; nichts war ihnen mehr leid, als daß sie ihre Königin vor allen Leuten bei solcher Arbeit sahen. Hildburg — sie war Gudrun die liebste der Freundinnen — klagte oft und aufsässig über Gerlind. Die hörte es und schickte die Arme zornig gleich der Königstochter zum Strand. So fand Gudrun Trost; Hildburg begleitete sie tagaus, tagein, es verkürzte der Gefangenen die Zeit und linderte ihren Kummer.

Mehr Arbeit als bisher gab ihnen Gerlind auf; hart war der Winter, in kalten Böen mußten die Frauen am Meer spülen und waschen. Schnee lag auf den Klippen unter ihren Füßen.

Fünfmal stieg der Sommer auf und ward wieder zu Sturm und bitterer Not.

Um die Zeit wurde von den Mägden, die Gudrun treu geblieben waren, eine, namens Hergart, abtrünnig und vermählte sich mit Herrn Hartmuts Mundschenken.


a. Kampf.

Im Hegelingenland erfuhr man davon; Frau Hilde sandte heimlich Boten an ihre Tochter, sie sollte die Hoffnung nicht verlieren.

Die Königin der Hegelingen hatte in all den Jahren ihr gefangenes Kind im Land der Normannen nicht vergessen. Sie hatte sieben große Kampfdrachen und zweiundzwanzig kleine Schiffe bauen lassen — Schalten hieß man die —, und hatte sie ausgerüstet mit allem, was sie zu Schutz und Trutz enthalten können. Auch fuhren vierzig Barken für sie auf dem Meer.

Ein stattliches Heer sammelte Frau Hilde unter der Burg Matelane; schon nahten die Jahre, wo das Land reich an heerlustigem jungem Volk war, das den Raubzug der Normannen rächen wollte.

Eines Tages, um Weihnachten war's, sandte die Königin Boten an die Fürsten ihres Reiches, an Herwig vorall.

„Wohl weiß ich um meinen Eid, wohl weiß ich um die Gefangene", antwortete der. „Froh bin ich, daß ihr, Herrin, mich ruft. In sechsundzwanzig Tagen stoße ich zu euch mit dreitausend Degen."

Zur Reise rüsteten alle, die mit den Hegelingen in den Winterkrieg fahren wollten. Durch Dänemark und Dithmarschen, Friesland, Stormarn und Holstein ritten die Boten, um die waffenfähigen Männer aufzubieten.

Sie trafen den jungen Ortwein, gerade als er mit dem Falkner auf die Beize zog. „Hei", rief er, „meine Mutter wähnte wohl, wir hätten die Heerfahrt vergessen!" Den Falken ließ er frei und sprengte heim, um seine Mannen zu sammeln. „Mit Tausenden will ich zu euch eilen", hieß er bestellen.

Bald strömten von allen Seiten die Heere herbei. Schiffe liefen in die Häfen ein, um die Recken über die salzige Flut zu bringen. Von Ortland kamen sie, von Seeland und von den Ufern der großen Flüsse. In reicher Wehr lagerten die Herren in Frau Hildes Burgen.

Viele Gaben ließ die freudlose Mutter verteilen, jeden einzelnen der Helfer empfing sie und grüßte ihn.

Dann zeigte sie voll Stolz ihre Schiffe. Fest waren die Seile, aus guter Glockenspeise waren die Anker gegossen, und die Männer lobten sie.

Bald nach Weihnachten versammelte die Königin unter dem alten Wate alle Fürsten in ihrer Burg und erinnerte sie an den Normannenraub und an Hettels Tod. „Folgt meinem Fähnrich nun", bat sie. „Ich will euch wohl vergelten, was ihr in Völkerstürmen für uns erstrittet und erstreiten werdet."

Wer der Bannerträger sein würde, fragten die Herren.

„Das soll mein nächster Mage, soll Hettels und Wates Neffe, der Däne Horand werden."

Kühne Lieder sangen die Männer, als sie zu Schiff stiegen; viele waren unter ihnen, deren Väter auf dem Wülpensand erschlagen lagen, sie wollten ihren Tod den Normannen vergelten.

Die Blicke der Frauen folgten den Ausfahrenden; von Fenstern und Deichen schauten sie ihnen nach, bis die Segel in der Flut einsanken.

Auf dem Wülpensand stießen auch die Morunger zu den Hegelingen. Manche Recken suchten die Gräber der Väter und legten Blumen darauf. Als sie nun weiterfuhren, wehten Südwinde, die verschlugen die Schiffe. Nebel strömten über die See und machten, daß die Flotte an einer Zauberinsel vorüberkam, in der nach der Mär der Schiffer ein weites Königreich mit schönen Frauen verborgen liegt. Von Silber ist der singende Sand, und wo sonst Steine liegen, glitzert es am Strand wie lauteres Gold. Es heißt auch, daß sie, die jene Insel finden, allezeit glücklich auf ihr leben dürfen. Wen der Zauber nach ‚Utwunder' zieht, der möge nur landen, um für immer Freude zu gewinnen.

Die Hegelingen aber dachten an den Eid, den sie Frau Hilde geleistet hatten, sie schwuren den Verlockungen des Berges ab. Da zerriß der Nebel, die Sonne brach durch und wies ihnen die grüne See. Mit kraftvollen Armen führte sie der Wind der Normandei entgegen.

Noch einmal versuchte ein schwerer Sturm ihre Fahrt aufzuhalten. Die Planken krachten, die Kiele hoben sich, als schwebten sie über den Wogen. Aber die Hegelingen waren stärker; Horand, der kühne, stand im Mastkorb, er erspähte als erster die Berge der Normandei.

Auf Wates Rat legten sie in der Dämmerung die Schiffe in eine Bucht, die zwischen Wald und Klippen verborgen lag, und ließen die Anker fallen. Frischkalte Brunnen flossen im Tann von den Felsen nieder, darüber freuten sich die wassermüden Mannen. Herr Irold erklomm eine Höhe; von einem Baumgeäst aus sah er in der Ferne die sieben Türme der Ludwigsburg.

Auf Wates Geheiß trugen die Degen nun Waffen, Schilde und Streitgewand an den Strand, auch die Rosse wurden ausgeladen und zugeritten; fünfhundert Panzer hatte Frau Hilde heimlich mitgegeben für junge Degen, die nicht wohlgerüstet wären. Feuer flackerten auf, Speisen brutzelten, und Becher kreisten. Aber schon bald befahlen Wate und Herr Frute, zur Ruhe zu gehen; schlafen sollten die Recken.

„Wir wollen Boten aussenden", bat Ortwein, „Gudrun soll wissen, daß wir kommen. Es müssen indes Boten sein, die Gefangene aufzufinden vermögen und doch klug vorm Feind sind. Gebt mir den Auftrag, die Schwester zu suchen!"

„Ist Gudrun deine Schwester, bin ich ihr Ehegemahl", sagte Herwig. „Und war ich all die Jahre in ihrem Dienst, so will ich heute nicht beim Heer zurückbleiben."

Vergebens schalt Wate. „Man wird euch erkennen und henken, elend werden meine besten Degen umkommen!" Die beiden ließen nicht ab von ihrem Plan. „Freund ist dem Freund in der Not nahe; wir werden Gudrun finden", antwortete ihm König Herwig.

Ortwein bat beim Abschied: „Fallen wir, so sollt ihr nicht vergessen, uns zu rächen, und nicht davon abstehen, die entführten Frauen heimzubringen!" Die Fürsten versprachen es ihnen in die Hand; sie waren traurig und fürchteten, daß die kühnen Späher niemals wiederkehren würden.

Währenddes wuschen Gudrun und Hildburg die Kleider am Strand. Da kam am hellen Mittag ein Vogel zu ihnen geschwommen.

„Ach, schöner Vogel", sang Gudrun, „daß du auf den eisigen Fluten wohnst, tut mir leid."

Der Vogel antwortete mit menschlicher Stimme. „Dank für dein Mitleid, Gudrun! Dafür will ich dir von deinen Freunden erzählen. Nahe sind die Befreier!"

„Wenn du um sie weißt, so sag, ob meine Mutter Hilde noch lebt?"

„Ich sah, daß sie einem großen Heer den Abschied rüstete."

„Und Ortwein, mein Bruder, und Herwig, mein Geliebter?"

„Ich sah sie über die Wogen fahren, am Ruder standen die Recken." Der Vogel flog auf, Gudrun rief ihm noch einmal nach: „Und Wate von Stormarn und Horand von Dänemark, wo sind sie?"

„Bald", kam die Antwort, „bald hörst du von ihnen!"

Lässig wusch Gudrun diesmal das Gewand; Gerlind schalt, daß die Tücher nicht weiß genug seien. „Ach, Herrin", sagte Hildburg, „wir möchten wohl fleißiger waschen, aber wir frieren zum Erbarmen." Karges Brot aßen sie zum Abend und tranken Wasser dazu, die nassen Kleider legten sie ab und schliefen auf harten Bänken.

In der Frühe war Schnee gefallen, Hildburg bat Gerlind um Schuhe. „Geht und wascht! Was liegt mir an eurem Tod", höhnte die Normannenkönigin.

Mit bloßen Füßen schritten die Frauen durch den Schnee und wuschen, noch im Dunkel, Gerlinds Gewand. Viel sehnsuchtsvolle Blicke sandten sie übers Meer.

Da sahen sie in der halben Dämmerung zwei Männer in einer Barke nahen. Gudrun hub an zu klagen. „Wer mag das sein? Ach, Hoffnung wie



Leid schaffen nur neuen Jammer. Was wird man sagen, findet man mich in armer Kleidung am Strand." Sie wollte voll Scheu fliehen; die Fremden aber hatten die Wäscherinnen erspäht, sprangen ans Ufer und riefen sie an.

Ihrer nassen Hände schämten sie sich, vor Frost bebten die Frauen. Es waren die Tage, wo der Winter Abschied nimmt und der Vogel sein erstes Lied erprobt, um singen zu können, wenn der Lenz einzieht. Noch war die See voll von treibendem Eis.

Als nun die Männer so sehr baten, kamen die Zagenden zurück. Vom kalten Wind waren ihre Locken zerzaust, durch die Hemden schienen die Glieder wie Schnee.

Herwig grüßte die Unbekannten. „Sagt, wem gehören die Kleider am Strand, für wen wascht ihr, Frauen? Ach, wer seid ihr? Kronen müßtet ihr tragen, so schön seid ihr."

„Fragt, was ihr wissen wollt", drängte Gudrun. „Aber eilt euch! Sähe uns die Meisterin von den Zinnen, könnte es uns arg ergehen."

„Gebt uns Antwort, wir wollen's euch lohnen!"

„Laßt euer Gold, wir brauchen keinen Lohn. Und fragt rasch, wir müssen von hinnen!"

„Wer ist's, der euch in dieser Kälte dienen läßt?"

„Hartmut heißt er, und Herr Ludwig ist sein Vater. Wißt ihr's nicht?"

„Wir kommen als Boten. Wo finden wir eure Herren?"

„In der Burg wohnt der König mit viertausend Mannen."

„Mit viertausend Mannen? Vor wem trägt er so große Sorge?"

„In der Ferne liegt ein Reich, heißt Hegelingenland", antwortete Gudrun. „Vor dem fürchtet er sich."

„Nehmt unsere Mäntel", bat König Herwig die Zitternden. Aber Gudrun wich vor ihm. Dabei mußte er sie anblicken, sie schien ihm schön und wohlgetan und glich so sehr der einen, an die er oft innig dachte.

Herr Ortwein fragte Hildburg: „Sagt, Mädchen, ist euch fremdes Ingesinde der Burg bekannt? Gudrun hieß eine?"

„Und ob ich von ihr hörte, sie lebte in großer Mühsal! Und ob ich sie sah, das Antlitz der Geraubten war bleich vor Gram und Heimweh!"

Herr Herwig bückte sich zu seinen Schuhen und flüsterte dem Freund zu: „Wenn Gudrun noch lebt, so ist sie es selbst. Nie sah ich jemand, der ihr so glich wie diese, Ortwein!" Gudrun hörte, wie er den andern mit dem Namen ihres Bruders anredete.

„Einen kannte ich", sagte sie, „dem gleicht ihr, Fremder! Herwig von Seeland war's. Wenn der es vermöchte, er höb uns Frauen aus unserer Trübsal. Ich selbst bin ja eine von denen, die mit Hartmut übers Meer reisen mußten." Die Scham überwältigte sie. „Hört", fragte sie rasch, „sucht ihr nach Gudrun? Sucht nicht mehr! Allzu viele Jahre mußte sie warten, dann hat sie der Tod erlöst."

„Ja, ich suche sie, die sich mir für all ihr Leben verheißen hat", sagte Herwig. „Seht meine Hand, kennt ihr den Ring? Ach, verleugnet euch nicht! Wärt ihr's selbst, Gudrun, ich führte euch heut noch von hinnen!"

Die Hegelingin erkannte im Gold einen köstlichen Stein, den hatte sie einst an ihrem Finger getragen. „Ich kenne den Reif", lächelte sie, und die Freude überglühte ihr Gesicht. „Seht diesen, den mir mein Geliebter sandte, als ich noch froh in meines Vaters Lande lebte." Da umfing Herwig die Braut, er bedeckte ihr Antlitz mit Küssen und umarmte auch Hildburg, ihre Gesellin. „Jetzt habe ich Glück und Freude nach langem Leid und bösen Tagen!" rief er. Dann mahnte er den Freund, mit den Frauen zu fliehen.

„Und hätte ich hundert Schwestern", antwortete der junge Ortwein trotzig,

„ich ließe sie sterben, ehe ich Gefangene heimlich stehlen wollte. Die Normannen haben sie uns mit Gewalt genommen, sie sollen sie uns mit Gewalt hergeben."

„Man wird sie weithin führen", klagte Herwig, „so daß wir sie nicht wiedersehen."

„Wäre es dir recht, daß Gudrun ihre Gefährtinnen im Stich ließe", grollte Ortwein. „Ehe morgen die Sonne scheint", tröstete er die Schwester und umarmte sie, „ehe morgen die Sonne scheint, liegen wir vor des Königs Burg."

Hart war das Scheiden, selten wohl ist es Menschen so schwer geworden. Mit den Augen folgten Gudrun und Hildburg den Männern, bis ihr Boot hinter den brandenden Wogen einsank. Dann spähte Hildburg erschrocken zur Burg hinüber, ihr war, als hätte sie die alte Königin am Fenster gesehen. „Rasch, rasch, die Kleider", riet sie, „Gerlind läßt uns züchtigen."

„Zum letztenmal habe ich Gerlind gedient", sagte Gudrun. „Nun, da mich zwei Könige küßten, fand ich meinen Stolz wieder. Und ob man mich heute mit Ruten schlüge, morgen müssen meine Feinde verderben!" Sie ließ der Königin Kleider ins Meer treiben und schwang das Linnen weit hinaus in die Wogen. Das Wasser trug es von dannen.

Es dämmerte. Hildburg ging ängstlich mit Gudrun zur Burg hinauf; sie hatte ihre Kleider wohl gewaschen, aber der Königstochter Hände waren leer.

Spät kamen sie ins Tor der Feste.

„Ihr bliebt lange aus", schalt Gerlind. „Habt ihr euch mit Knechten getroffen? Geben Frauen, die Könige verschmähen, nicht mehr auf ihre Ehre?"

„Mit niemandem redete ich", sagte Gudrun kühn, „außer mit solchen, mit denen ich reden darf."

„Schwätzerin, du!" Da sah Gerlind ihre leere Schürze. „Wem schenktest du meine Kleider?" schrie sie. „Wie ein Müßiggänger kommst du zur Burg!"

„Sie treiben am Gestade", versetzte die Hegelingin, „sie waren mir zu schwer. Laßt sie durch andere holen!"

Gerlind befahl, Dornen zu brechen und die Aufsässige zu binden. Viele Frauen begannen zu weinen und zu klagen.

Gudrun lachte laut. „Ich rate, mich nicht zu berühren! Mein Herr würd's euch verübeln! Oh, vielleicht bin ich morgen Königin in der Normandei und könnte mich rächen."

„Was du da sagst, möchte ich recht verstehen." Frau Gerlinds Zorn verflog. „Und hätte ich tausend Stück Leinen verloren, ich würde sie alle verschmerzen, wenn du Hartmut zum Gemahl nähmst."

„Ruft den König", verlangte Gudrun.

Herr Hartmut hörte die Botschaft mit Freuden; er glaubte, Gott habe den Sinn der Jungfrau endlich gewandelt und wolle ihm sein treues Warten belohnen. Zur Kemenate der fremden Mägde eilte er.

„Bleibt in der Tür, Hartmut", sagte Gudrun, „ich bin eine arme Wäscherin. Wenn ich einst wie eine Königin gekleidet bin, dann dürft ihr mich küssen." Der Zucht gehorchend, trat der König zurück.

„So sei mein erstes Gebot, daß man mich bade", befahl Gudrun. „Mein anderes, daß man mir meine Mägde gut behandle!"

Alle Wünsche erfüllte Hartmut. In geringen Kleidern, mit ungepflegten Haaren kamen Gudruns Freundinnen, so wie man sie aus dem Dienst holte; viel Leid hatten sie bei Gerlind erfahren.

„Seht sie an, reicher König", rief Gudrun, „werden so einer Königin Maiden gehalten? Habt Sorge, daß auch sie sich kleiden können!"

„Liebe Herrin", versetzte Hartmut, „die besten Gewänder, die wir haben, sollt ihr noch zum Abend tragen." Er sorgte, daß sie alle zum Baden gehen konnten; seinen eigenen Vetter ernannte er zu Gudruns Kämmerer. Jetzt wollte sich auch ein jeder gern der Königin geneigt zeigen; den schönsten Wein, der in den Kellern der Normannen wartete, und süßen Met brachte man den Gefangenen.

Gerlind war inzwischen zu Ortrun geeilt. Sie bat die Tochter, Gudrun aufzusuchen. Wie froh war Hartmuts Schwester, als sie die Wäscherin nun in edlen Gewändern sah; sie fiel ihr um den Hals und küßte sie.

„Ich will dir lohnen, daß du viel Leid um mich hattest", versprach Gudrun. „Wir wollen einander nicht mehr verlassen, das sollst du wissen."

Was er weiter für sie tun dürfe, fragte Hartmut. Da riet die listige Gudrun ihm, noch zur Nacht nach allen Teilen des Normannenreiches Boten auszusenden. Sie sagte, all seine Freunde möchten zu Hofe kommen, sie wolle ihren Maiden gern die Recken ihres Landes zeigen. Über hundert Degen schickte Hartmut zu Pferde aus der Burg. Dann setzte er sich zu Gudrun — Edelknaben zündeten die Lichter an —, bis Frau Gerlind mahnte: „Liebe Tochter, jetzt solltet ihr euren Verlobten entlassen. Zum Morgen dürft ihr wieder beisammen sein." Tief verneigte sie sich vor der Hegelingin und bat Gott, daß er sie behüte.

Als die Frauen aus dem Hegelingenland mit Gudrun allein waren, begannen sie zu klagen: „Ach, daß ihr der Wölfin nachgegeben habt, ach, daß ihr dem König gefolgt seid! Sollen wir wirklich in diesem rauhen Felsland

unser Leben enden? Heimweh nach unsern sanften Wiesen haben wir; Herzeleid bringt uns, was euch Freude macht!"

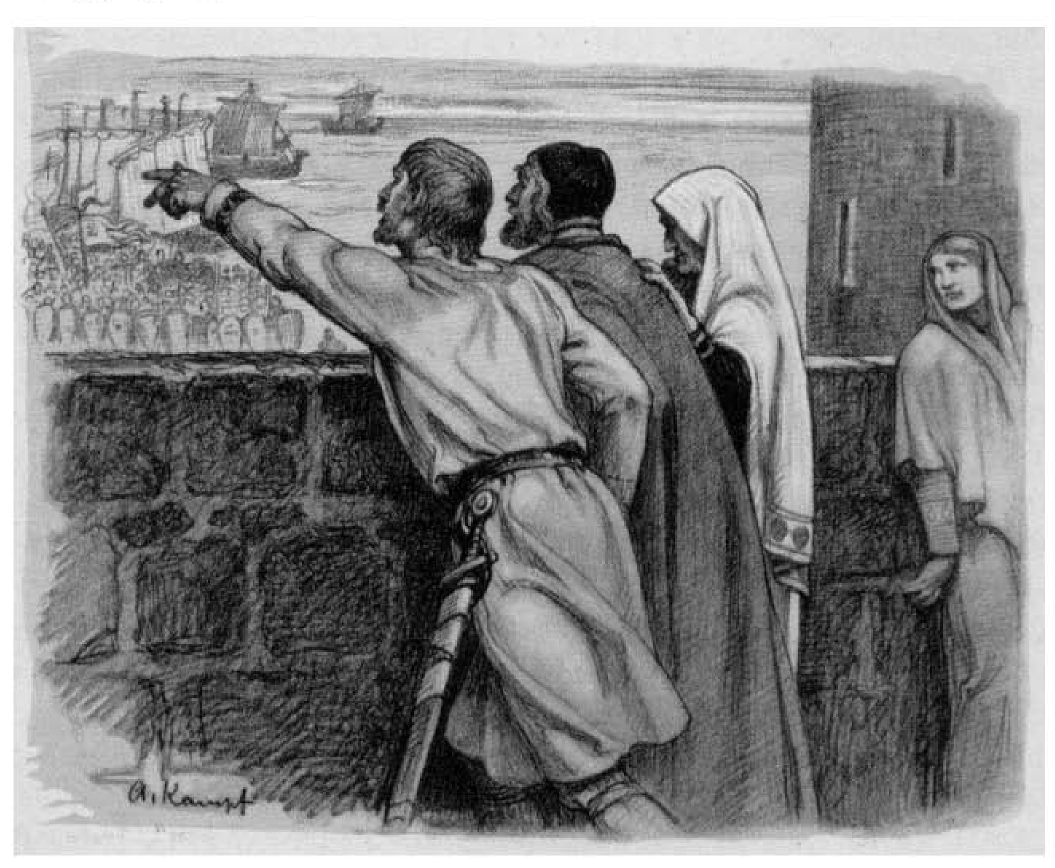
Gudrun lachte hell, als sie die Mägde weinen sah.

Horcher waren da, die liefen zu Gerlind und meldeten ihr, daß Gudrun, die seit vierzehn Jahren nur zu zürnen gewußt, sich laut gefreut habe. Die Königin traute dem nicht und schlich zu Hartmut. „Ich weiß nicht, was Gudruns Lachen bedeutet. Fast fürchte ich, daß unserm Land viel Drangsal bevorsteht. Vielleicht hat sie geheime Botschaft empfangen?"

Aber der Sohn glaubte es nicht.

Inzwischen ging die Hegelingin mit ihren Mägden zur Ruhe, viele Betten mit seidenen Decken hatte man für sie aufgeschlagen.

„Verschließt die Tür", flüsterte Frau Hildes Tochter, „und schaut aus, ob kein Horcher davor steht. Klopft die Mauern ab, ob sie dicht und fest sind, und schiebt die Riegel vor!" Dann rief sie alle Gesellinnen zu sich. „Ihr dürft fröhlich sein nach langem Leid. Wißt, ich küßte heute Herwig, meinen Mann, und Ortwein, meinen Bruder. Nun schlaft, und wer von euch mir als erste den Morgen verkündet, die soll für immer frei von Sorgen sein. Eine gute Zeit naht, ihr Lieben!"



Herwig und Ortwein waren zu ihrem Heer zurückgekehrt, und ihre Mannen waren froh, sie wieder bei sich zu haben. Die Hauptleute traten zusammen und wollten von den beiden erfahren, was es gäbe.

„Hört von dem Wunder, Freunde", rief Ortwein, „wir haben meine Schwester Gudrun gefunden und Hildburg mit ihr." Die Männer glaubten es ihnen nicht. „Wir trafen sie als Wäscherinnen am Strande."

Frute drängte voll Sorge: „Hat man euch nicht gesehen? Wir müssen handeln, noch ehe die Späher berichten."

„Ich weiß Rat", sagte der ungeduldige Wate, „brecht auf, sofort! Der Himmel ist voller Sterne, der Mond leuchtet. Bis zur Frühe stehen wir vor Ludwigs Burg!"

Der Rat war gut; die Hegelingen schickten die Schiffe am Ufer entlang, ritten durch die Nacht und lagerten sich im Wald vor der normannischen Feste.

„Wenn ich zum erstenmal blase, rüstet euch zum Streit", befahl Herr Wate. „Wenn ich zum zweitenmal blase, so sollt ihr die Rosse satteln. Wenn ihr das Horn aber zum drittenmal hört, so sollt ihr reiten!"

Sie sahen die Burg durch die Nacht ragen und schliefen in Gras und Tau die letzte Stunde vor der Dämmerung.

Zur gleichen Zeit — schon stieg der lichte Morgenstern empor — trat eine von Gudruns Mägden ans Fenster des Schlafsaals; sie wartete, daß der blasse Schein der Frühe auf dem Wasser glänzte, und sah — was war es doch —, sah Helme und Schilde schimmern. Weithin war die Burg umlagert, von Waffen leuchtete der Waldrand. Wie eilte die Jungfer und weckte die Königstochter! Gudrun sprang zum Fenster; viel weiße Segel widerschienen auch auf der See, das Ufer aber glitzerte von Brünnen und Schwertern. „Weh wird mir", sagte das Königskind, „weh wird mir, denk' ich der Tapferen, die heut zu Tode kommen!"

Da blies von der Zinne schon König Ludwigs Wächter. „Wohlauf, ihr stolzen Recken, wohlauf, ihr kühnen Normannen! Der Morgen tagt zum Kampf, ihr schlieft zu lange."

Gerlind hörte den Ruf, sie lief zum Burgerker. Viel schlimme Gäste erkannte sie im Tal; ihr Herz begann zu schlagen.

„König Ludwig, deine Burg ist ummauert", schrie sie. „Ach, deine Recken werden Gudruns Lachen heut teuer entgelten müssen." Der König trat ans Fenster, er sah ein Feld von Fahnen vor seiner Feste.

„Vielleicht sind's Pilgersleute", tröstete er sein Weib und sandte nach seinem Sohn.

„Die Wappen kenne ich, sie wollen eine alte Schande rächen", lachte Herr

Hartmut. „Mich dünkt, jetzt gilt's, mein Vater! Wate von Stormarn und die Seinen sind gekommen! Da — der Fürst von Morungen —, da Dithmarschen und, ihnen zur Seite, die Fahne Horands von Dänemark. Frute ist bei ihnen und der Kühne von Waleis. Das Banner Herrn Ortweins sehe ich, dem wir den Vater erschlugen; rote Quersparren trägt es, Schwertspitzen leuchten darin. Noch eine Fahne erkenne ich, weißer als ein Schwan, mit goldenen Wappenbildern. Die bringt uns Frau Hildens Haß. Und dort, wo Gold in blauer Seide leuchtet, steht Herwig von Seeland, dem ich Gudrun raubte. Der Friesen Fahnen wehen und — daneben — die der Holsteiner. Das sind gewaltige Helden.

König Ludwig, Sturm zieht auf gegen die Normandei. Nun gilt's, mit den Schwertern hohe Gäste aus den Pforten zu treiben!" —

Viertausend Mannen rüsteten sich.

Gerlind riet den Männern ab, vors Tor zu reiten. „Geht ihr aus der Burg, so wird der Feind in seinem Grimm euch alle erschlagen."

„Liebe Mutter", sprach Hartmut kampffreudig, „lehrt eure Frauen Fäden durch die Seide ziehen, aber ratet uns nicht bei ritterlichem Tun. Befahlt ihr nicht Gudrun und ihren Mägden, am Strande zu waschen, und wähntet, sie hätten keine Freunde?"

„Ich hatte immer nur im Sinn, sie dir zu gewinnen", klagte Gerlind. Noch einmal bat sie: „Laß die Burg schließen, Hartmut! Brot und Wein habt ihr genug. Schießt aus den Fenstern mit Armbrüsten und Bögen; Steine wollen wir den Gästen senden, wir Frauen werden sie euch zutragen."

„Mutter", entgegnete der Junge, „ehe man mich in dieser Burg einschließt, will ich lieber Stirn gegen Stirn vor Gudruns Freunden sterben!"

Als er so antwortete, begann die alte Königin zu weinen. —

Tausend Hüter ließ Hartmut in der Burg, die anderen Degen stiegen zu Pferde. An vier Toren warf man die Riegel zurück. Mit aufgebundenen Helmen ritten über dreitausend der besten Normannen zu Tal.

Da blies der Held vom Sturmland zum erstenmal, und die Hegelingen eilten zu ihren Bannern. So gut hatte Herr Wate die Seinen gezogen, wenig war zu hören, kaum daß ein Roß wieherte. Zum andernmal stieß der Stormar ins Horn, da schwangen sich die Recken in die Sättel, und Herr Wate richtete die Scharen. Die Waffen glänzten wie Silber; in straffer Ordnung standen die Mannen bereit, alle fürchteten des grimmigen Alten Zucht. Zum drittenmal blies Wate, daß die Meerflut aufwogte, daß der Strand scholl und die Ecksteine in Herrn Ludwigs Feste bebten. Dann gebot er Horand, Frau Hildens Banner aufzuheben, und brach mit den Seinen aus den Wäldern zum Sturm vor. Unter der

Burg schwenkten die Flügel der Angreifer ab, sie wandten sich gegen die Normannen, die aus den Seitentoren vordrangen.

König Herwigs Braut sah dem zu; in ihren Fenstern glänzten die Helme von Freund und Feind.

Als erste gerieten die Morunger ins Gefecht, sie warfen die Speere und zogen die Klingen aus den Scheiden. Die kühnen Dänen ritten als nächste ins Treffen, hinter ihnen Herr Irold mit den Ortländern. Auf König Ludwig hatten sie es abgesehen; sie stürmten hart gegen ihn an, brachten seine Schar aber kaum ins Wanken.

Vorm andern Tor sprengte Hartmut mit seinen Degen gegen die Hegelingen; sein lichtes Eisenkleid glänzte in der Sonne, noch hatte er hohen Mut. Ortwein fragte nach des Helden Namen.

„Hartmut ist's, dessen Vater den deinen erschlug."

„So ist er mir verfallen", lachte der Junge, „nun soll ihm Gerlind nicht mehr helfen!"

Da hatte auch Hartmut sich Ortwein erkoren. Die Speere neigten sich, jeder Reiter traf den anderen mit gutem Stoß. Ihre Rosse strauchelten, sprangen wieder auf; die Schwerter blinkten. Kühne Helden waren beide, keiner wollte weichen. Bald aber sprengte hüben und drüben das Gefolge mit gesenktem Schaft gegeneinander, der Wirbel des Kampfes trennte die Fürsten.

Herr Wate deckte Ortweins wie Irolds Schar. Tausend von Hartmuts Mannen wandten sich gegen ihn; er ließ sie mit ungeneigten Speeren dicht herankommen, dann wußte der graue Kämpe ihnen den Angriff arg zu verleiden.

König Ludwig, der alte, war inzwischen gegen die Dänen vorgedrungen; Herr Frute rief die Holsteiner heran, viele Feinde wurden von ihnen erschlagen.

Zur gleichen Zeit traf Hartmut wieder auf Ortwein, hageldicht fielen die Hiebe. Beherzt wehrte sich der Junge, bis Hartmut ihm den Helm klaffte, daß ihm das Blut über den Panzer rann. Horand, der Däne, sah es. Er schrie laut und schalt, wer ihm den Freund verwundet habe.

„Ich tat es", lachte Hartmut. Da gab Horand Hildens Banner aus der Hand, die Männer begegneten einander, daß sich die Schwertspitzen über den Helmspangen bogen und die Funken aus den Ringen sprühten. Dann schlug Hartmut auch Horand eine Wunde, rot quoll das Blut durch die Panzerringe. Wieder trennten die Mannen die fechtenden Herren; mit Übermacht drangen des Dänen Degen auf Hartmut ein.

Rasch wurden Ortwein und Horand verbunden, schon ritten sie in den Streit zurück. Wild wehrten sich die Normannen, um ihre Ehre kämpften die fremden Gäste. Vor den vier Toren der Burg klangen die Schwerter.

Am grimmigsten ging es dort zu, wo Herr Wate von Stormarn focht, man sah ihn, ach, gar viele Feinde grüßen, die an ihres Lebens Ziel gelangt waren.

Herwigs Schar war von den Normannen durchbrochen; der junge König wich aber nicht vom Platz, er fühlte Gudruns Augen auf sich ruhen. Immer wieder sammelte er kleine Treffen und ritt gegen Herrn Ludwigs Schar; bitter leid war es ihm, daß der greise Recke viel gute Freunde niederstreckte.

Herwig wandte sich gegen ihn. „Dein Name?" fragte er.

„Ludwig der Alte bin ich und möchte noch manchen fällen, ehe ich die Welt räume."

„Herr Ludwig seid ihr! So schlugt ihr König Hettel und stahlt mir mein Weib. Herwig bin ich!"

„Ihr habt mir lang genug gebeichtet", spottete der Normanne. „Nun will ich dafür sorgen, daß ihr euer Weib nimmermehr küssen dürft." Die beiden Helden liefen einander an, viele Männer sprangen hinzu. Tapfer war Herwig, aber Ludwig war von grimmigerer Kraft, er traf den Jungen, daß er niederbrach; die Freunde mußten ihn schirmen. Zum Schloß blickte Herwig hinauf, ob Gudrun gesehen hätte, wie er stürzte.

Noch einmal ließ der Verwegene sein Banner gegen König Ludwig tragen. Der hörte den Anruf und wandte sich gegen ihn; es wurde ein wildhafter Streit. Endlich wurde er der Stärkere, auf dem die Augen der jungen Königin ruhten. Herwig hieb König Ludwig jäh eine Wunde, daß der Alte vom Kampf ablassen wollte und seine Degen rief. Da schlug der Seeländer zum zweitenmal so gewaltig, daß dem Feind das Haupt von der Achsel sprang.

Als sie sahen, daß ihr König gefallen war, begannen die Normannen in ihre Feste zurückzufluten. Viele waren jedoch im ersten Sturm zu weit vorgestoßen, die Seeländer ließen sie nicht mehr umkehren. Auch König Ludwigs Bannerträger fiel. Darüber erhob sich auf der Burg ein solches Zürnen und Klagen, daß Gudrun und die Ihren sich vorm Haß der Mannen fürchteten und über den Hof flüchteten.

Noch wußte Herr Hartmut nicht, daß sein Vater erschlagen war, er hörte aber das Lärmen und Schreien in seinem Rücken und wurde unruhig. „Wir haben die Ehre vorm Tor gerettet", sagte er zu den Seinen, „laßt uns umkehren." Die Männer folgten ihm und wollten aus dem Feld reiten, da brach Herr Wate in ihre Flanke ein. Ehe Hartmut das Tor erreichen konnte, war der Stormar abgesessen und unter die Bögen vorgerückt, obwohl die Normannen von der Mauer herab große Steine auf seine Leute warfen. Herrn Wate aber

erschien es gering, ob er leben oder sterben würde, ihm kam es nur auf das eine an, den Sieg zu gewinnen.

Hartmut sah den starken Stormarn mit den Seinen im Tor, rund um die Burg flatterten schon die Fahnen der Feinde. ‚Es geht zu Ende', dachte er, ‚wohin sollen wir uns wenden? Wir können nicht fliegen, wir können uns nicht unter der Erde bergen, noch über dem weiten Meer.' „Steigt von den Rossen, Freunde", befahl er, „wir müssen Wates Schar durchbrechen. Ich selbst will mich mit ihm messen." Mit aufgehobenen Schwertern schritten die Normannen heran, um ihre Burg zu gewinnen. Wate sah den König nahen. Er lachte laut vor Kampfeszorn. „Wacht im Tor, Frute!" rief er und lief Hartmut an. Gewaltig wurde der Streit der zwei besten Helden hüben und drüben. Keiner wich vor dem andern. Was half es, daß man Herrn Wate die Kraft von vielen Männern nachsagte, es gelang ihm nicht, den jungen Hartmut zu zwingen. Um beide häuften sich die Toten, in grimmer Erbitterung kämpften Stormaren und Normannen; König Hartmut war der erste, der Herrn Wate nicht erlag.

Als sie im Tor und schon im Burghof miteinander gerungen hatten, Herr Wate und Hartmut, mußten sie Atem schöpfen. Dabei hörte Hartmut, wie die Königin Gerlind mit schriller Stimme dem viel Gold bot, der die verräterische Gudrun und ihre Mägde töte. Ein Pferdeknecht lief mit scharfem Schwert auf die Frauen zu. Gudrun sah die blanke Klinge, sie war ohne Waffe und schrie auf; hart wurde ihr das Sterben, nun wo die Freunde so nahe waren. Wirklich hätten die Gefangenen in dieser Stunde wohl ihr Leben gelassen, hätte nicht Hartmut die Stimme erkannt.

„Tust du den Frauen ein Leid", schrie er dem Mörder zu, „häng ich dich auf!" Der Mann hielt an, er fürchtete seines Königs Zorn. Währenddes griff Wate Hartmut von neuem an, und bald war zu sehen, daß der junge König sich nur noch mühsam wehrte. Ortrun hörte davon, sie lief zu Gudrun und weinte vor ihr, daß ihr Vater erschlagen sei. „Laß es dich erbarmen", flehte sie, „vergilt mir meine Liebe und rette den Bruder vor Wate."

„Ich trag' keine Waffen", klagte Gudrun, „ich kann die Recken nicht scheiden." Aber sie rief doch Kämpfende an, ob jemand aus ihrer Heimat nahe wäre.

Herwig ließ das Schwert sinken und antwortete: „Wir sind Seeländer."

„Könnt ihr den Streit um Hartmut enden lassen", schrie Gudrun. „Bittet den alten Wate um Gnade!"

Da erkannte Herwig die Braut. „Nun darf ich meinen Schwur erfüllen", lachte er, „und beginnen, euch zu dienen!" Er hieb sich Bahn zu den Männern um Wate und befahl, den Kampf zu enden.

„Wenn ich meine Feinde schonte, schlüg' ich mich selber", antwortete der Stormar und sprang von neuem vor. Um Hartmut zu retten, drängte sich Herwig zwischen die Kämpfer; Herr Wate aber war so sehr im Zorn, er traf auch Herwig, daß der Junge taumelte. Dann focht er seinen Streit zu Ende, packte den todmüden Hartmut und band ihn.

An die achtzig ritterliche Gefangene brachte man mit ihm auf die Schiffe unterm Gestade.

Grimmig tobte noch immer der alte Wate durch die Burg; die letzten Tore brach er, die letzten Feinde hieb er aus dem Feld. Keine Gnade gewährte der zornige Greis, in tiefes Leid versank die Feste der Normannen.

Irold versuchte Wates Wüten anzuhalten. „Haben die Frauen und Kinder schuld an dem, was die Könige taten?"

„Die Knaben wachsen zu Männern, ich traue ihnen nicht."

Ortrun war zu Gudrun geflohen, sie neigte sich flehend vor der Schönen. „Laß uns nicht verderben, sie töten die Meinen alle."

„Stell dich zu mir und zu meinen Frauen!"

Mit all ihren Mägden flüchtete Ortrun zu Gudrun. Auch Gerlind lief herbei und warf sich der Hegelingin zu Füßen. „Schütz mich vor Wate, bei dir allein steht mein Leben!"

„Habt ihr mir je meine Bitten erfüllt", sagte Gudrun, „wie soll ich euch Milde erweisen?"

Da wurde der alte Wate Gerlinds gewahr; mit knirschenden Zähnen und furchtbaren Augen wandte er sich zu ihr. Blutüberronnen war seine Rüstung. Selbst Gudrun fürchtete ihn, aber sie wagte es doch, vor ihn zu treten.

„Seid willkommen, Wate, und laßt des Leids genug sein!"

„Wenn ihr Gudrun seid, grüße ich euch! Wer sind die Frauen, die sich zu euch drängen?"

Sprach Gudrun: „Dies ist Ortrun, die ihr schonen sollt. Die andern sind meine Freundinnen, die mit mir geraubt wurden." Wate trat murrend zurück, er suchte, wo es noch zu kämpfen gäbe. Hergart, die den Mundschenken genommen hatte, floh zu Gudrun. Zornig war die Königstochter über ihren Abfall und ließ doch zu, daß sie sich zwischen den Mägden barg. Der alte Wate hatte es gesehen und wandte sich um; ihn verlangte es nach seiner bittersten Feindin.

„Gerlind ist schuld, daß die Normannen unsere Heimat verwüsteten, daß meine Freunde fielen. Wo ist die Königin?"

„Gerlind ist nicht bei mir", log Gudrun. Aber Wate ließ sich nicht über-

listen; furchtbar war sein Drohen, voll Angst wies eine von Gudruns Mägden auf die alte Königin. „Kommt, Gerlind, ihr sollt Wäsche zählen!“ Er packte sie bei den Haaren und erschlug sie. „Und wären sie noch so hohen Bluts, heut will ich den Räubern allen das Haupt auf die Erde legen!“

Gudrun weinte laut. „Schont, die zu mir flüchteten.“

„Wo ist Hergart, die sich dem Landesfeind gab?“ fragte Wate. Die Mägde versuchten sie zu verbergen. „Und wenn sie mit ihrer Minne die halbe Welt gewonnen hätte, ich lohn’ ihr die Schande.“ Die Frauen baten alle um ihr Leben. „Es darf nicht sein! Hier bin ich Zuchtmeister“, sprach Wate ohne Erbarmen. Die Abtrünnige riß er aus dem Hauf und erstach sie.

Nun erst schien der Streit zu Ende. Die Sieger suchten nach Beute; Gemächer wurden aufgebrochen und Säcke gefüllt. König Herwig band sein Schwert von der Seite und legte Schild und Brünne ab. So kam er zu den Frauen, grüßte sie und führte sie in den hohen Saal der Burg. Dort taten auch die anderen, Ortwein, Irold, und wie sie hießen, ihr Streitgewand vom Leib; die Helme knüpften die tapferen Dänen auf, gingen zu den Maiden und ließen sich die Namen aller Getreuen nennen.

Danach traten die Könige zum Rat zusammen. Wate verlangte, daß man Turm und Burg verbrenne. Herr Frute wollte dagegen, daß sie für die Frauen blieben, während das Heer ins Land zöge, um die Festen der Normannen zu brechen. Auch die andern hielten sein Wort für gut.

Horand wurde mit tausend Degen bestellt, Gudrun und ihre Gefolginnen zu hüten, er war der nächste Blutsverwandte der Königstochter. Er ließ die Kammern herrichten und die Säle von den Toten räumen — das Meer führte sie von dannen. Ortrun mit ihren Mägden blieb bei Gudrun. „Es sind meine Geiseln“, sagte Hildes Tochter zu Wate, „ich habe ihnen Frieden gegeben. Die Mannen gehören dem Feldherrn.“

Dann brachen Wate von Stormarn und Frute von Dänemark mit dreitausend der Ihren ins Land ein. Sie stürmten die Burgen und häuften die Beute. Viele Edle nahmen sie gefangen; durch das ganze Reich der Normannen trugen sie ihre Banner.

Als sie endlich zum Meer zurückkehrten, bekam der alte Wate Heimweh: „Zum Hegelingenland möchte ich jetzt und Frau Hilde zeigen, daß ich mein Wort erfüllte.“

„Wen lassen wir hier?“ fragte man ihn. Da bestimmte der Rat der Fürsten, daß die Könige von Dänemark und von Waleis mit tausend Degen in der Normandei blieben.

Hartmut bat sehr, ihn als Lehnsmann unter seinem Volk zu lassen; Gut und



Leben wollte er zum Pfand setzen. Die Hegelingen aber meinten, ihnen sei der Starke gefährlicher als alle Recken seines Landes.

„Hätte ich ihn nur erschlagen", grollte Wate, „dann brauchtet ihr ihn nicht zu fürchten."

Zur Heimat führte der Wind die Segel der Hegelingen. Dreitausend der Helden blieben zurück, verwundet oder gefallen im Land der Normannen, die anderen reisten auf Schiffen voller Beute zu Weib und Kind. Sie schickten Boten voraus. Noch nie hatte Frau Hilde liebere Mär vernommen, als da man ihr sagte, daß ihr Mann gerächt und König Ludwig gefallen sei.

„Wie geht es meiner Tochter und ihren Mägden?"

„Herr Herwig führt sie euch zu. Auch Ortrun ist gefangen und ihr Bruder Hartmut mit ihr."

„Vierzehn Jahre lang haben sie Trauer über mich gebracht, sie sollen es hart entgelten", drohte Frau Hilde. Als sie die Boten lohnen wollte, wiesen die der Königin Gut zurück. Schwer von Beute waren ihre Schiffe, sie brauchten nicht Gold, nicht Ring.

Nun ließ Frau Hilde Getränke und Speisen nach Matelane schaffen; viele Bänke wurden aufgeschlagen; auf dem Plan vor der Burg und am Strand mußten die Zimmerleute Kunst und Fleiß bewähren.

Mehr als ein Jahr hatte die Heerfahrt gedauert, es war wieder die Zeit des Lenzes, da die Schiffe heimkehrten. Trompeten begrüßten sie, Flöten und Hörner. Mit großem Gefolge ritt die Königin Gudrun entgegen. So fremd war ihr indes die Tochter in den Jahren der Trauer geworden, sie erkannte sie kaum unter den aussteigenden Gästen. Irold führte sie ihr entgegen. Dann aber konnten alle Schätze der Welt nicht die Freude aufwiegen, als die Frauen einander umarmten und küßten. Ein langes Leid zerrann. —

Die Recken traten vor Frau Hilde; sie grüßten die alte Königin, sogar Herr Wate verneigte sich.

„Was könnte euch zum Lohn genügen, Held von Stormarn", dankte ihm Hettels Witwe. „Länder und Kronen müßte man euch schenken."

„Mein Lohn ist, euch, Königin, bis an meinen letzten Tag dienen zu dürfen!" antwortete er. Frau Hilde küßte den Alten, sie küßte auch den Sohn Ortwein, der als Feldherr zurückkam. Dann stiegen die Fürsten von Herwigs Schiff an Land; der König selbst führte die schöne Ortrun.

„Liebe Mutter", bat Gudrun, „diese ist es, die mir heimlich gedient hat und die mir Ehre erwies, als ich im Elend war."

„Erst laß mich wissen, wer ihre Eltern sind. Warum soll ich gegen Unbekannte freundlich sein?"

„Ortrun ist es, König Ludwigs Tochter", flehte Gudrun.

„Wie soll ich die grüßen? Zu lange habe ich meinen Gram ausweinen müssen!"

„Mutter, niemals riet Ortrun zu dem, was dir Herzeleid brachte. Nimm sie in deine Arme, ich bitte dich." Die Tränen traten Gudrun in die Augen, so sehr bat sie. Da erschrak Frau Hilde. „Nicht weinen, Kind! Wie käme ich dazu, dir Kummer zu bereiten?" Sie küßte auch Herrn Ludwigs Tochter und grüßte ihre Mägde. Sie grüßte Siegfried vom Morungerland, sie grüßte die Recken, so wie sie sie kannte und aufgeboten hatte. Dann begannen die Männer, die Barken auszuladen und Lager aufzuschlagen. Der Abend nahte, Hütten und Zelte standen bereit. Wein, Bier und gute Speisen verteilte die Königin an viel-

tausend Gäste. Nach langer Seefahrt pflegten sich die Wassermüden am Strand der Hegelingen.

Aber noch wußte niemand, was mit den Gefangenen geschehen würde.

Nach einigen Tagen traten Gudrun und Ortrun vor Frau Hilde. „Liebe Mutter, einmal muß der Haß enden. Ungut ist es, Böses mit Bösem zu lohnen. Schone Hartmut!"

„Wenn er euch dienen dürfte", flehte Ortrun, „ich bürge für ihn. Ehre würde er euch bringen und für euch seiner Krone walten." Viele Frauen, die einst mit Gudrun in der Normandei gefangen waren, kamen hinzu und baten für Hartmut. Da ließ die Königin der Hegelingen seine Ketten aufschließen und nahm ihm das Wort ab, daß er nicht entweichen würde. Gut sorgte Gudrun für die Geiseln und hieß sie speisen und baden. Aber der König der Normannen starrte düster vor sich hin; er wünschte sich den Tod.

Damals wollte Herwig aufbrechen, um nach vierzehn Jahren des Harrens die Braut in sein Land zu führen. Frau Hilde bat ihn jedoch so herzlich, daß er einwilligte, die Krönung an ihrem Hof stattfinden zu lassen. Allzulange hatte die Mutter ihre Tochter entbehren müssen.

Von weit her wurden jetzt die Gäste zum Fest geladen, die Könige aber mußten noch einmal mit den Freunden bei Hofe bleiben.

Bald wurden die Armen gekleidet und die Frauen mit Gewändern beschenkt, sogar die Gefangenen erhielten schöne Kleider und Gaben. Irold wurde der Kämmerer des Landes, Herr Wate der Truchseß und Frute der Schenk. Laden und Kisten öffneten sich, viel kostbare Seide zerschnitt die Schere.

Als Gudrun eines Tages die Hofleute zu sich lud, sandte sie nach Ortwein. Gern kam er zu ihr. Sie ließ das Fest, ging mit ihm in ihre Kammer und nahm seine beiden Hände. „Lieber Bruder, willst du meinem Rat folgen, so wirb um Hartmuts Schwester."

„Deucht dich das gut?" fragte Ortwein. „Vergiß nicht, daß wir ihr den Vater erschlugen."

„Das sollst du mit rechter Treue vergelten. Ich weiß, daß du kein besseres Weib finden würdest, darum wünsche ich es dir!"

Herr Ortwein beredete es mit seinen Degen. Seine Mutter Hilde widersprach; aber die Freunde wiederholten der Schwester Wort. „Man soll den Haß sühnen, den wir so lange getragen haben", sagte Frute von Dänemark. „Ich rate euch noch eins, Ortwein, gebt auch Hartmut und Hildburg zusammen. Dann sind wir so eng versippt, daß der Normanne uns immer Freund bleiben muß."

Gudrun lachte vor sich hin, sie hieß Herrn Hartmut zum Mahl rufen. Als er

in den Saal trat, erhoben sich alle von den Sitzen, so edel sah er aus. Gudrun lud ihn ein, sich zu Hildburg zu setzen.

„Ihr wollt mich beschämen, Königstochter", sagte er.

„Hört mich an, Hartmut, einen Rat möchte ich euch geben."

„Ihr, Gudrun, werdet mir nichts befehlen, was nicht gut und recht ist. Wisset schon jetzt, daß ich euch folgen werde."

„Hartmut, eure Schwester Ortrun will sich mit meinem Bruder vermählen. Wer soll nun Hildburg, meine schöne Gesellin, gewinnen, wer soll das Leid vieler Jahre sühnen?"

Er sah Gudrun nicht an. „Hättet ihr eine andere genannt, hätte ich lieber den Tod gewählt, Königin! Diese eine war euch ähnlich durch ihr Geschick."

Als Wate davon erfuhr, wurde er zornig. „Ehe nicht Ortrun und Hartmut Frau Hildens Verzeihung haben, weiß ich von keiner Versöhnung", drohte er.

„Saht ihr nicht die Kleider, die meine Mutter mir für die Freunde gab? Seid froh mit uns, wackerer Wate!" Dann rief Gudrun die Freundinnen Hildburg und Ortrun und hieß die Degen einen Ring bilden. Einen goldenen Reif steckte Ortwein der schönen Tochter des Normannenlandes an ihre weiße Hand, da war ihr Weh zu Ende.

Nun wurde das Fest begonnen. Sechshundert Knappen, die sich auf der Heerfahrt im Kampf bewährt hatten, Seeländer, Stormaren und Friesen, Hegelingen und Holsteiner, Dänen und Dithmarscher, wurden zu Rittern geschlagen. Noch einmal zeigten sie ihre Kraft. Viele Schäfte brachen sie und ritten am Strand von Meer und Strom den Buhurd gegeneinander. Fahrende Spielleute geigten und sangen die Weisen ihres Volkes; Lied und Freude erfüllten Burg und Saal.

Unter den Gästen war der junge König von Seeland der Freigebigste. Er schenkte den Fiedlern — am liebsten hätte er sie alle reich gemacht. Mit ihm lohnten Herr Ortwein, Irold und seine Freunde die Sänger. Sogar der alte Wate trug ein kunstvoll gewirktes Gewand statt der Rüstung, hörte den Liedern zu und lobte sie. Spät ging das Fest zu Ende.

Noch einmal verhandelten die Herren mit Hartmut über einen guten Frieden, zwei Frauen halfen im Rat der Männer. Bis zum Strand geleiteten sie den, der einstmals ihr Feind war. Danach entließ Frau Hilde einen Gast nach dem anderen, bis sie mit ihren Kindern auf der Burg in Wiesen allein war.

Es wurde Zeit, daß auch Gudrun und König Herwig schieden. „Nun tröste dich der Toten, Mutter", sprach die Tochter. „Ich und mein Gatte wollen dir so dienen, daß dich nie wieder ein Kummer umfängt."

„Dreimal im Jahr müßt ihr mir Botschaft senden", verlangte Frau Hilde. „Wie soll mir sonst die Zeit vergehen?"



Ehe sie sich trennten, beschwuren Ortwein und Herwig die Blutsbrüderschaft. Sie schworen einander auch, daß sie ihr Fürstenamt der Väter würdig und stets in Ehren halten würden. Wollte aber jemand kommen, ihnen zu schaden, sollte man sie immer Seite an Seite finden.

Boten führten Rosse mit schmalen Brustriemen und roten Zäumen heran,

die König Herwig und die Königin Gudrun nach Seeland tragen sollten. Als die Reisenden von Ortrun schieden, war der letzte Zorn zwischen den Völkern vorüber. Noch einmal grüßte die Normannin die Freundin. „Lohn's dir Gott!" Mit Lachen und Weinen verließ Gudrun das Land der Hegelingen, noch oft schaute sie zurück.

So endet das Lied von Gudruns Leid und vom hohen Ruhm der Treue.

## Tannhäuser

Der Ritter Tannhäuser hatte schon in vieler Herren Dienst die Welt gesehen; den Herzog von Bayern hatte er durch sein Saitenspiel erquickt, der kunstfreudige Babenberger war sein Freund geworden, und für den Hohenstaufen hatte er in vielen Schlachten gekämpft. Aber auch der Zauberei und manch arger Mittel war er kundig; Klingsor, der Hexer aus Ungarn, hatte ihn zu sich gelockt und ihm eine Stimme, süßer als Saitenschall, geschenkt. Wo Tannhäuser es begehrte, vermochte er mit seiner Kunst die Herzen aller Frauen zu entzünden.

Am Ende war er indes wieder arm und müde zur Heimat gekehrt; im Lande Thüringen lag sein Hof, gerade in der Nähe des Hörselberges. Das ist eine der Höhen, unter denen verzaubert die schöne Holde oder, wie andere sagen, die Frau Venus wohnen soll. Weit über Deutschland verstreut sind ihre Kammern; oft herrscht die lockende Verbannte im einen, oft im anderen Berg. Wo immer aber sie weilt, warnt der getreue Eckard die Menschen und scheucht sie aus der Nähe, damit sie der Versucherin nicht verfallen.

Traurig und einsam lebte Tannhäuser in seiner Heimat. Sein Gut war ihm aus den Händen geronnen, sein Lehen war gering, und die Diener verließen ihn.

Um die gleiche Zeit hatte nun der Landgraf von Thüringen an seinem Hof zu einem großen Fest gerüstet und hatte alle Minnesänger der Deutschen zu einem Wettstreit auf die Wartburg gebeten. Herr Eckard war ausgeritten, sie aufzurufen.

Auch Tannhäuser, der die Harfe fast besser als sein Schwert führte, war geladen, am Hof von Thüringen Lohn und Ehre zu erwerben. Auf die Gunst des Landgrafen hoffte er, mehr aber noch auf die seiner schönen Gemahlin Elisabeth. Ehe er indes nach Eisenach ritt, trieb es ihn noch einmal, in den Bergen seiner Heimat zu jagen. Dabei kam er am Hörselberg vorbei, hörte viel

lustiges Spielen und Singen, und weil Herr Eckard für den Landgrafen fernab war, um die Gäste zu laden, und niemand ihn warnte, trat der Ritter bei der Frau Venus ein und blieb bei ihr und ihren Gespielinnen. So süß sind die, daß wohl nur wenige sie wieder verlassen. Aber seiner Seele Heil hat, wer zu ihnen gerät, für immer verloren.

Als Tannhäuser nun schon einige Zeit bei der lieblichen Holde geweilt hatte, hörte der Ritter eines Tages viel Hufetraben. Gäste ritten die Straße nach Eisenach, hohe Herren kamen auf des Landgrafen Bitte, um die schönsten Lieder deutscher Zunge vor ihm und seiner Frau Elisabeth zu singen. Der Vogelweider war unter ihnen, Gottfried von Straßburg, Ofterdingen, Frauenlob und viele andere. Sie alle zogen guten Mutes, fröhlich und scherzend am Hörselberg vorbei.

Tannhäuser sah sie vom Tor des Berges aus. Mit Knappen und Gefolge ritten sie vorüber, die von rechter Minne wissen und singen, und das Gewissen erwachte in ihm.

Er trat vor Frau Holde und bat um Urlaub.

Aber die schöne Frau glaubte nicht, daß es sein echter Wunsch sei. „Hattet ihr nicht geschworen, mich niemals zu verlassen?" fragte sie ihn.

„Nie tat ich solchen Schwur", antwortete Tannhäuser erschrocken und hörte helle Kinderstimmen draußen im Wald, hörte Quellen und Glockenläuten, und es verlangte ihn sehr nach den Menschen zurück.

„Ich rate euch, bei mir zu bleiben! Nehmt meine liebste Gespielin zum Gemahl", sagte die Holde.

Der Tannhäuser aber fürchtete sich vor den hohen Sälen des Hörselberges, er trug Begehren nach ritterlichen Freunden, die er verlassen, nach Kampf und Waffentugend, unter denen er einst die Straßen gefahren war. Nach Königinnen sehnte er sich, vor denen er seine Lieder gesungen hatte.

„Wer hat euch weh getan", fragte Frau Holde, „ist hier ein roter Mund, der euch nicht lacht?"

„Arm ist mein Leben geworden, schal ist euer roter Mund, Frau Venus. Gebt mir Urlaub, ich mag nicht länger weilen! Leid ist mir dieser Berg!"

„So geht", zürnte die Schöne. „Ach, ihr werdet noch oft genug zu meinem Lobe singen!" Da schied Tannhäuser aus dem Reich der Tiefe und schritt wieder unter rauschenden Bäumen. Er küßte die sanfte Erde und streichelte die Blumen, die auf Angern und Matten wuchsen.

Als er indes den ersten Menschen begegnete, wichen sie vor seinem Antlitz oder flohen, wenn sie hörten, daß er der Tannhäuser sei. Und als Wolfram von Eschenbach, der zur Wartburg aufritt, ihn erkannte, zog er das Schwert, um

seine milde Herrin vor dem Unseligen zu wahren. Denn rein und hehr war das Fest in Eisenach, und freundlich gegen die Kunst waren der Landgraf und seine Gemahlin. Aber nur, wer ehrlich und ohne Zauberwerk sich der Stadt des Wettstreits nahte, sollte des Kampfes würdig sein.

Der Ritter Tannhäuser ging in sich; er suchte den Abt des Klosters von Eisenach auf, um ihn zu fragen, wie er Vergebung gewänne. Der sandte ihn zum Bischof. Niemand glaubte indes, ihm verzeihen zu dürfen.

Pilgerzüge schritten durch die deutschen Lande; der Tannhäuser verkleidete sich und verbarg sich unter den Büßenden, bis man ihn erkannte und aus den Reihen verwies. Da schied er von den deutschen Bergen und machte sich einsam auf den Weg zum Papst, um seine Sünden zu beichten. Mit blutenden Füßen, hungernd und geächtet, pilgerte er durch den Schnee der Alpen, über die Karste der italischen Berge und betrat barfuß die alte Kaiserstadt, um Urban zu sehen, der damals über Rom herrschte. Tag um Tag wartete er an den Stufen des heiligen Gartens, bis der Papst vor ihm stand.

Und der Ritter Tannhäuser warf sich vor dem Mann nieder, den er suchte; er klagte sich an, daß er zu den Heidinnen eingekehrt sei, er bekannte seine Sünden und bat, die Buße zu nennen, die er auf sich nehmen müsse.

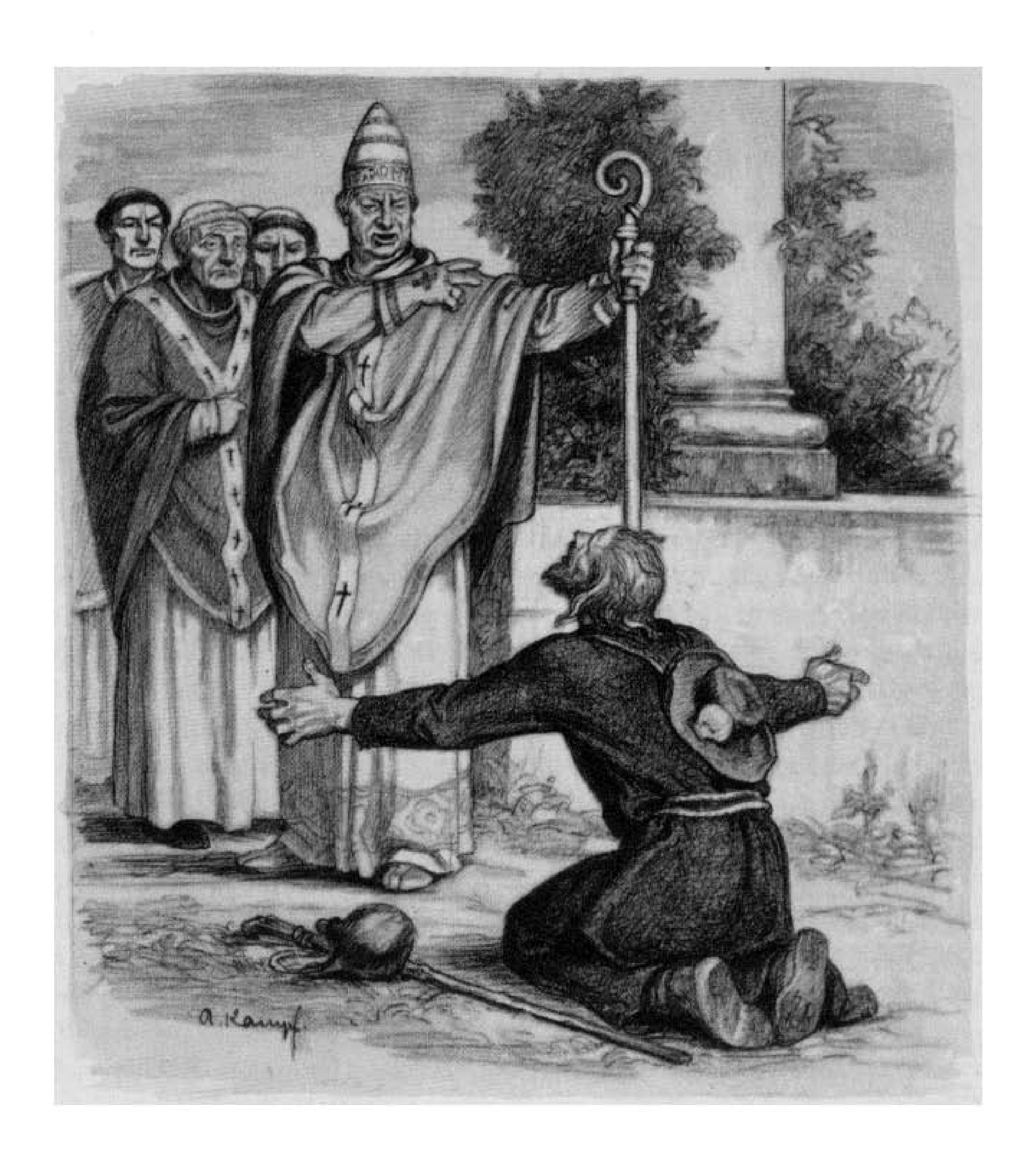
Lange hörte der Papst ihn an und blickte auf den Bittenden. Dann stieß er den krummen Stab, den er in der Hand trug, hart in den Boden.

„Keine Gnade wirst du erlangen", sagte er mit zorniger Stimme. Und er setzte hinzu: „So wenig wie dieses Holz grünen wird, so wenig wird Gott sich deiner je erbarmen!"

Tannhäuser vermochte sich kaum zu erheben, so leer aller Hoffnungen war ihm zu Sinn. Diener führten ihn aus der Stadt Rom und brachten ihn zu Pilgern, die heimwärts wanderten.

Als der Papst am dritten Tag danach wieder durch seine Gärten schritt, sah er, daß der dürre Stecken, den er in die Erde gestoßen hatte, mit Blättern und Blüten belaubt war. Da überdachte er, was er dem Ritter Tannhäuser gesagt hatte, daß nämlich Gott sich seiner nicht erbarmen werde, so gewiß der krumme Stab nimmermehr grünen werde. Und der Papst Urban erschrak sehr, er sandte Boten auf allen Straßen aus, um Tannhäuser zu holen und ihm die Vergebung zu verkünden, die der Stab gebot. Schwer wurde dem Unduldsamen zumut, von Tag zu Tag wartete er und erkannte, daß Gott seine Härte gegen den Reuevollen gestraft hatte, und daß er ihn verdammen würde, wie er selbst den Pilger verdammt hatte.

Aber so viel auf allen Wegen er fragen und forschen ließ, nirgends war eine Spur des Fremden.



Der Tannhäuser hatte von Rom die Straße zum Norden gefunden. Er wanderte verkleidet Tag und Nacht durch Italien, er stieg über die Alpen, er sang vor den Höfen und erreichte bettelnd und müde das Land Thüringen wieder. Dort suchte er das Tor des Hörselberges und kehrte für immer bei Frau Holde ein.

Aber auch der Papst Urban starb bald nach jenem Begebnis; es heißt, daß Gott ihn rief, damit er seine Hoffart gegen den Tannhäuser sühne.

## Der Schwanenritter

In Flandern herrschte vor langer Zeit einmal ein Herzog Grimm, der hatte eine hoffärtige Frau, Matabruna. Sechs Töchter gebar sie ihm; danach wurde den beiden ein Sohn geschenkt, den nannten sie Öbrand. Der Junge gedieh gut und wuchs heran, er liebte Jagd und ritterliche Spiele und schien es wert, bald die Herrschaft seines Vaters zu übernehmen.

Eines Tages ritt Öbrand durch den Wald, da trieben seine Hunde einen weißen Hirsch auf. Der junge Herzog sprengte ihm nach, konnte ihn aber nicht erreichen; das Tier versank vor seinen Augen in einem großen See, der das Waldtal füllte. Während der Jäger, müde vom Tag, nach einer Raststätte Ausschau hielt, sah er zu seinem Erstaunen auf einer grünen Wiesenmatte eine Schlafende ruhen. Zaghaft trat er näher, da erwachte die Schlummernde, sprang auf und fragte zornig, wie man in ihrem Forst zu jagen wage. Die Frau — Magdeliewe war ihr Name — war aber so schön, daß Öbrand keine rechte Antwort fand und nur zu ihr sagte, daß er für alle Zeit die Jagd aufgeben werde, wenn sie ihm als Gattin folgen wolle. Die Fremde lachte über den raschen Werber. Sie habe nichts als den Wald zu eigen, erwiderte sie; wenn das ihm und seinen Eltern genüge, so wolle sie sich ihm anverloben.

Der junge Öbrand ritt mit der Braut heim und trat vor seinen Vater. Herzog Grimm wunderte sich wohl, das Mädchen gefiel ihm indes so gut, er hatte nichts wider die Wahl des Sohnes. Dagegen war die Herzogin Matabruna aufgebracht über die elternlose Magd, die, so sagte sie sich, am Ende gar von Nachtholden oder Waldhexen abstamme; sie hütete sich aber, ihre Meinung laut werden zu lassen, und wartete auf die rechte Stunde.

Die beiden Neuvermählten lebten eine gute Weile froh und glücklich miteinander. Dann starb der alte Herzog Grimm, und die Feinde rüsteten sich, das arme Land Flandern zu überfallen. Öbrand mußte in den Krieg ziehen und die schöne Magdeliewe verlassen. Er empfahl die Einsame seiner Mutter und ritt mit seinen Mannen gen Süden, um seine Marken zu schützen.

Die junge Herzogin fühlte, daß sie Mutter werden sollte. Als ihre Stunde kam, geschah das Wunder, daß ihr sechs Söhne geschenkt wurden, und, mehr noch, jedes der Kindlein trug bei der Geburt eine silberne Kette um den Hals. Die Herzogin Matabruna sah die Ketten der Neugeborenen, sie glaubte, daß die rechte Zeit für ihren Haß nahe war, rief Bischof und Hohen Rat des Lan-

des zusammen und fragte, ob man solch Werk des Teufels wohl dulden dürfe. Die Herren entrüsteten sich mit ihr, man nahm der armen Magdeliewe, so sehr sie bat und flehte, die sechs Kindlein weg, übergab sie einem Knecht und befahl ihm, die Knäblein im tiefen Wald umzubringen und zu verscharren.

Der Mann wollte auch gehorsam sein. Als ihn die Kindlein indes in ihrer Unschuld anlachten, erbarmte er sich ihrer. Er vermochte nicht, ihnen das Leben zu nehmen, setzte sie aus und empfahl sie Gott. Dann kehrte er zurück und erzählte, daß er die Knaben nach dem Befehl der Königin getötet hätte.

Nun lebte ein alter Einsiedler in der Nähe der Stätte, wo der Knecht die Kleinen ausgesetzt hatte. Der hörte, als er sein Abendglöcklein läutete und beten wollte, auf einmal das Schreien hungriger Kindlein, ging aus, fand sie und trug sie in seine Klause. Während er noch überdachte, wie er die armen Würmer ernähren sollte, trat eine schneeweiße Hirschkuh in seine Tür, tat sich nieder und ließ die Kindlein trinken — zuerst die vier hungrigsten, dann fand sich auch ein wenig Milch für die anderen. Jeden Tag kam die Hindin zu dem Einsiedler, bis die Kinder groß genug waren, um für sich selbst Beeren und Wurzeln zu suchen.

Inzwischen war der junge Herzog Öbrand aus dem Feld zurückgekehrt und erfuhr, was geschehen war. Die alte Herzogin erzählte auch, was die Bischöfe erklärt hätten, und sagte dem Sohn, daß sein Weib eine Hexe sei und verbrannt werden müsse. Öbrand, der vor dem Feinde alle Kämpfe siegreich bestanden hatte, war vor den Seinen schwach. Er wurde von tiefem Schmerz befallen, sammelte seine Räte, hörte aber von allen, daß die alte Herzogin recht habe und daß die Zauberin sterben müsse. Einige nur wandten ein, man könne die schöne Magdeliewe noch eine Weile im Turm halten und die Meinung anderer Herren einholen. Da wurde der Herzog froh und folgte ihrem Rat.

Der Einsiedler erzog währenddes die sechs Knaben. Den stärksten von ihnen, der ihm am besten gefiel, nannte er nach seinem eigenen Namen Eider. Er leitete ihn an, für seine Brüder zu sorgen, denn er selbst wurde alt und gebrechlich und konnte manchmal die Hütte nicht mehr verlassen. Eider war klug und verständig. Er kannte alle Wesen unter Busch und Baum; auch die Waldfrauen hatten ihn gern, sie nannten ihn den Lohengreind, weil er als Kindlein so oft vor ihnen im Loh geweint und gelacht hatte.

Um jene Zeit pirschte der Jagdmeister des Herzogs wieder einmal den Weg, den Herr Öbrand einstmals gegangen war. Er traf auf die sechs Knaben, die gerade die Früchte einer Wildbirne abschüttelten. Sie flohen, als sie ihn sahen, aber er folgte ihnen und fand zu seinem Erstaunen die Klause des Einsiedlers.

Bei Hofe erzählte der Mann bald von der wunderlichen Begegnung, die Kunde davon drang auch der alten Herzogin zu Ohren. Sie vermutete gleich, daß es die Söhne der schönen Magdeliewe seien, und weil der schuldige Knecht inzwischen gestorben war, ließ sie den Jagdmeister kommen und befahl ihm, sofort zu dem Einsiedler zu gehen und die Hexenkinder zu töten. „Sie wachsen auf, um euern Herrn aus Flandern zu vertreiben", sagte sie, „und ich will diesmal, daß du mir die Leichen der sechs Knaben bringst. Sonst werde ich für deinen Tod sorgen, dessen kannst du sicher sein!"

Der Jagdmeister ritt, wie ihm geheißen war, in den wilden Wald und fand die Kinder bei der Hütte des Einsiedlers. Der Alte war mit dem jungen Eider gerade ausgegangen, um Beeren zu sammeln. Die fünf anderen liefen dem Mann entgegen und waren so fröhlich, daß auch er es nicht übers Herz brachte, sie zu töten. Um indes sein Leben nicht zu verwirken, nahm er ihnen die Kettlein vom Hals. Und jedesmal, wenn er es bei einem der Knaben getan hatte, wurde der zu einem weißen Schwan und flog von dannen. Das schien den Brüdern so lustig, daß sie sich vor dem Fremden gar nicht fürchteten.

Danach kehrte der Jagdmeister um, schwur, daß fünf Jungen nicht mehr unter den Menschen seien, und daß er den sechsten nicht habe finden können, er sei wohl längst zu Tode gekommen. Zugleich reichte er der alten Herzogin die fünf Ketten, die gab sie einem Goldschmied und befahl ihm, einen Becher daraus zu schmelzen.

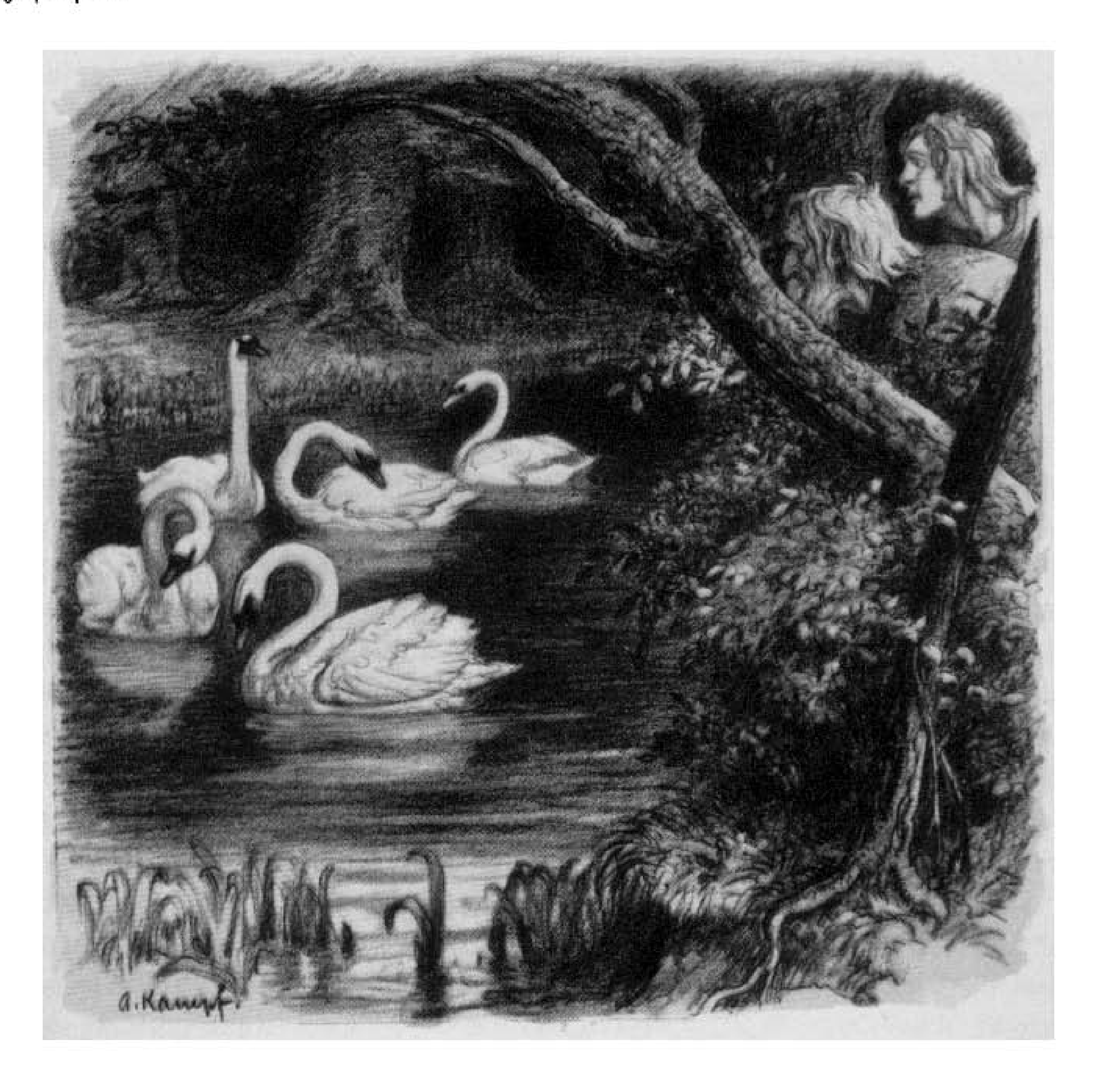
Dabei geschah folgendes: Als der Mann die erste Kette ins Feuer warf, wurde ihr Silber so schwer, daß er gleich zwei Becher daraus schmieden konnte. Er verriet es niemandem, verbarg die vier übrigen Ketten wie auch einen der Becher in seinem Haus und brachte der Herzogin den anderen Becher, wie sie es von ihm verlangt hatte. —

Inzwischen war der Einsiedler heimgekehrt und vermißte die Knaben. Statt ihrer schwammen fünf Schwäne auf dem großen Waldsee. Er fragte sie ängstlich, was geschehen sei, und erhielt keine Antwort. Da wurde der Alte traurig und konnte ihnen doch nicht helfen. Aber sie blieben bei ihm und ihrem Bruder Eider, das tröstete ihn. --

Nun kam es so: Der Jagdmeister, der den Knaben die Ketten abgenommen hatte, bekam es nicht fertig, sein Geheimnis bei sich zu behalten. Er verriet eines Tages in der Trunkenheit, was aus den fünf Kindern geworden war. Auch die alte Matabruna erfuhr davon, sie ließ ihn vor sich kommen und sagte ihm, daß er jetzt den Tod verdiene. Als er jammernd um Gnade bat, versprach sie ihm das Leben, wenn er erklären würde, die Knaben hätten sich vor seinen Augen in Drachen verwandelt und seien fortgeflogen. Der Jagdmeister nahm

es gern auf sich, wenn er nur seinen Hals rettete. Matabruna aber eilte mit seinem Zeugnis vor die Räte und Richter und verlangte, daß die Hexe endlich zum Tode verurteilt würde. Jetzt vermochte auch Herzog Öbrand ihrem Eifer und dem Gericht der geistlichen Herren nicht mehr zu widerstehen.

Als die schöne Magdeliewe nun so sehr in Not kam, rasteten eines Nachts fünf Schwäne auf ihrem Turm, denen erzählte sie, wie es ihr ergangen war und was ihr Schicksal sein sollte. Die Schwäne kehrten traurig heim; einer von ihnen aber, der den Namen Emmerich trug, fand in seinem Zorn die verlorene Sprache zurück und erzählte seinem Bruder Eider, daß ihre Mutter auf den Feuertod warte. Gleich warf Eider die Keule auf die Schulter und lief barhaupt und barfuß zum Hofe des Herzogs, um seiner Mutter beizustehen.



In der Stadt zog das Volk eben nach dem Markt; das Urteil, das die Räte über die Hexe gesprochen hatten, sollte vollstreckt werden.

Der Junge trat rechtwegs zu seinem Vater. „Gib die Mutter heraus", drängte er, „ich bin einer ihrer sechs Söhne." Aber der Herzog verstand seine rauhe Sprache nicht. Da hob der Wildling aus dem Wald die Keule, schlug einen der Henker nieder und wirbelte seine Waffe rundum, so daß die Soldaten zurückwichen. Das Volk war erstaunt über den Fremden und glaubte an ein Wunder; einige hielten auch den Jagdmeister an und verlangten, er solle noch einmal Zeugnis ablegen, dieser Mann behaupte, ein Sohn der Verurteilten zu sein. Der Jäger fürchtete sich vor der Keule, er schrie um Gnade und bekannte, daß die Knaben, die er meine, nicht als Drachen, sondern als schneeweiße Schwäne davongeflogen seien.

Währenddes ertönte in der Luft ein Rauschen, die fünf Brüder setzten sich flügelschlagend rund um ihre Mutter, als wollten sie die Gefangene schützen. Wieder staunten die Leute und fragten sich, was es wohl bedeute; dabei fiel dem Goldschmied ein, daß noch vier Kettlein zu Hause lägen. Er bekam ein schlechtes Gewissen, lief heim, brachte sie dem jungen Eider und erklärte, woher er sie hätte. Der Bursch dankte ihm und legte eine um die andere den Brüdern um den Hals. Da wurden die Schwäne zu blühenden Jünglingen, die an Haar, Haupt und Gestalt alle dem Herzog Öbrand glichen. Voll Freude schloß der Vater sie in seine Arme; dann trieb er mit seinem Schwert Richter und Henker vom Markt, umarmte die Mutter seiner Kinder und bat sie zu verzeihen, was geschehen war.

Nun war aber der fünfte Schwan, das war der junge Emmerich, übriggeblieben; der Meister hatte ja nur noch vier Silberketten bringen können. Die Brüder streichelten und liebkosten den Armen, der sein Gefieder behalten hatte, niemand wußte indes, wie man ihm helfen könnte. Der eifrige Goldschmied holte sogar den anderen Becher, den er versteckt hatte, lief damit zum Burggraben, auf dem der Schwan sich niedergelassen, und bot ihm das Silber an. Aber auch das veränderte den armen Verwandelten nicht. Der Mann versuchte es noch auf diese oder jene Weise; dabei fiel der Becher ins Wasser und wurde zu einem schönen Kahn, den der Schwan gleich eifersüchtig gegen alle Neugierigen verteidigte.

So lebten die befreiten Brüder mit dem Verzauberten bei Hofe; sie wurden starke Degen, der beste von ihnen blieb Eider, der älteste. —

Um die gleiche Zeit nun reiste der deutsche König Heinrich den Rhein hinauf und hinab, um Recht zu sprechen. Als er auch in Köln hofhielt, kam eines Tages die Herzogin von Brabant vor Heinrichs Stuhl und erhob Klage

gegen ihren Vetter, den Grafen Telramund von Sachsen, der nach dem Tode ihres Vaters das Land Brabant eingezogen hätte. Der König entbot Telramund vor sein Gericht und hörte beide Teile an. Telramund erwiderte, daß Elsas Vater ihn vor seinem Tode zum Herrn seines Landes und zum Gemahl seiner Tochter bestimmt habe. Die junge Elsa liebte den Grafen aber nicht, sie verlangte ihr Erbe heraus und erklärte, daß ihr Vater ihr den Fremden wohl zum Ratgeber, jedoch niemals zum Gemahl gegeben habe.

Der König hörte noch viele Leute an, die sich als Zeugen erboten, und wußte nicht, wie er zu einem Urteil kommen sollte; denn die einen sprachen für Telramund, die anderen für die junge Elsa. Endlich fragte er Telramund, ob er für seine Aussage sein Leben einsetzen wolle. Der Graf bejahte es. Da entschied König Heinrich, wenn einer seiner Herren und Ritter für Elsa das Schwert zu ziehen bereit sei und Telramund überwände, dann solle Brabant ihm und der schönen Erbin zufallen. Weil niemand des Toten Wille zu ergründen vermöge, so sagte er weiter, und weil beide Teile gleich gute Zeugen hätten, müsse Gott zwischen ihnen richten; der Menschen Kraft sei zu Ende.

Telramund, der ein starker Recke war, erklärte sich mit dem Urteil des Königs einverstanden. Heinrich ließ also durch seinen Herold verkünden, wer Mut habe, für Elsa von Brabant zu kämpfen, der möge vortreten.

Die schöne Herzogin blickte die Fürsten flehend an und bat um Hilfe; aber die Herren schwiegen.

Der König ließ sein Urteil am anderen Tag noch einmal verkünden, niemand erhob sich indes, um für die Waise einzutreten; viele glaubten wohl auch, daß Telramund im Recht und daß es ein Frevel sei, gegen ihn das Schwert zu ziehen.

Nun war es inzwischen in Flandern geschehen, daß zu dem Herzogssohn Eider eines Nachts eine Frau Holde gekommen war. Die hatte ihn gefragt, ob er für eine der schönsten aller Jungfrauen kämpfen und mit ihr ein großes Erbe gewinnen wolle. Zugleich wies sie ihm im Traum ein Bild, und der junge Bursch meinte, nie etwas Lieblicheres gesehen zu haben.

Wenn jene Fremde ihm zugetan sei, werde er gewiß für sie kämpfen. Die Frau lächelte und sagte: Eine Bedingung sei allerdings dabei, nämlich daß er ohne Namen bleiben und nicht Land, nicht Erbe nennen möge. Nur dann, wenn die Jungfrau ohne Eitelkeit sei, dürfe man ihr beistehen. Und wenn ihr Gemahl sie nicht ganz in Liebe halte, und wenn die Herzogin von Brabant eines Tages doch nach seinem Namen frage, so hätten sie beide verspielt, die Frau und auch er.

Er wolle es dennoch wagen, sagte der junge Degen.

Frau Holde schien zufrieden; sie führte ihn zu seinem Bruder Emmerich und rief den Schwan. Der Verzauberte schwamm traurig mit seinem Nachen heran; es war, als wisse er von allem und möchte seinem Bruder abraten. Den aber hatte die Liebe zu der Entfernten so sehr gepackt, er ließ nicht nach. Zum Meer strebte der Nachen und fuhr danach den Rheinfluß hinauf. Drei Tage brauchte er.

In Köln war inzwischen der letzte Gerichtstag angebrochen. Zum drittenmal ließ der König fragen, wer für Elsa und ihr Herzogtum sein Leben einsetzen wolle; die Herolde riefen es auf allen Straßen aus.

Da kam auf einem Nachen ein Ritter in glänzender Rüstung. Ohne Segel und Ruder nahte sein Fahrzeug der Stadt; ein Schwan führte das Boot und lenkte es dicht unter dem Königsstuhl ans Ufer.

Die Herzogin von Brabant sah das Wunder, sie wußte, daß es auf ihr Beten geschehen war. Während der Schwan umkehrte und mit seinem Nachen den Blicken entschwand, schritt sie auf den Unbekannten zu und bat ihn, er möge ihr beistehen. Sie schwur ihm zugleich, daß ihre Sache gerecht und ihr Wort ohne Lüge sei, und versuchte rasch zu erklären, was der König habe ausloben lassen.

„Ich bin zu deinem Dienst gerufen", sagte der Fremde. „Und ich will für dich kämpfen, wenn du niemals nach meinem Namen fragen wirst."

Leicht schien Elsa von Brabant das Versprechen, sie schwur es unter Tränen des Dankes und der Freude.

Der Ritter neigte sich vor König Heinrich, er schritt in die Schranken und wartete auf Herzog Telramund von Sachsen. Der rüstete sich eilig und trat zum Zweikampf an. Bald klirrten die Klingen gegen die Schildränder.

Es schien dabei zunächst, als seien die Gegner einander ebenbürtig an Kraft und Kühnheit; die Schwerter blitzten, und die Fürsten sahen bewundernd zu, wie Telramund zu kämpfen wußte. Er hatte indes seinen Meister gefunden; nach einer Weile wurde er müde, der Fremde trieb ihn vor sich her, zerschlug ihm Halsberge und Brünne und traf ihn zu Tode.

Damit war das Urteil gesprochen. Dem König tat der tapfere Telramund leid, aber das Recht der jungen Elsa schien ihm erwiesen. Er belehnte sie vor allen Fürsten mit dem umstrittenen Lande und verlobte den Unbekannten mit der schönen Waise.

„Ich bitte um deine Hand, Erbin von Brabant", wiederholte der Ritter. „Lohengrin sollst du mich nennen. Und niemals darfst du fragen, woher ich komme, noch wer mich zu dir sandte. Ich müßte sonst von dir gehen!" Die Jungfrau sah, daß der Fremde adeligen Sinnes war, sie legte ihre Hand in

seine, und König und Königin setzten die Hochzeit an, um noch selbst daran teilzunehmen. Zu Köln wurde sie gefeiert; bald reisten die beiden Vermählten weiter, um die Herrschaft in Elsas Landen zu übernehmen.

Zwei starke Knaben gebar die Herzogin ihrem Gatten.

Nach einigen Jahren zog Lohengrin — so hießen ihn die Leute — mit Herrn Heinrich gegen die wilden Sarazenen; alle Ritter rühmten seinen Namen und rühmten das Banner, das den weißen Schwan im roten Felde trug. Auch der König gewann ihn lieb und hieß ihn folgen, als er bei Heimkehr nach dem Norden zog, um in der Stadt Antwerpen Hoflager zu halten. Er rief damals die Fürsten rund um den Scheldestrom zu einem großen Fest und zu ritterlichen Wettspielen auf.

Dabei zeigte es sich, daß Lohengrin immer noch der stärkste der Fürsten war,



keiner blieb vor seiner Lanze auf des Rosses Rücken. Einige waren darüber unzufrieden und murrten, gewiß sei der Fremde mit Zauberern im Bunde, warum verhehle er sonst, woher er komme. Frau Elsa hörte Raunen und Reden. Sie begann zu weinen, wollte ihrem Gemahl indes nicht sagen, was sie bedrängte. Noch in ihrer Herberge blieb die Frau traurig und ging bedrückt einher; in den Nächten schluchzte sie und wollte sich nicht verraten. Da drang Lohengrin in sie: „Was betrübt dich, Elsa?" Sie antwortete nicht und vermochte zuletzt ihren Kummer doch nicht für sich zu behalten. „Meine Kinder wollen ihres Vaters Herkunft wissen."

Lohengrin schwieg lange. „Tat ich nicht viel Gutes als Herr deines Landes", seufzte er. „Ach, warum fragtest du?" Die Frau sank vor ihm nieder, sie klagte und klagte, sie erinnerte sich ihres Versprechens und wußte erst jetzt, was geschehen war. „Bleib bei mir, erbarm dich der Deinen", flehte sie, „vergib mir!"

Am dritten Morgen nahm Lohengrin sein Weib bei der Hand und schritt mit ihm zum großen Strom nieder. Viel Volks lief mit ihnen; es hieß, ein Schwan mit einem Nachen sei zur Stadt Antwerpen hinaufgekommen, jeder wollte das Wunder sehen.

Der Herzog von Brabant wußte aber, was der Ruf bedeutete, er wußte auch, daß es kein Widerstreben gab.

Traurig nahm Lohengrin von den Seinen Abschied, küßte sein Weib zärtlich und stieg ins Boot.

Der Schwan zog das Schifflein die Schelde hinab. Er zog es übers Meer der flandrischen Heimat zu. Die Leute am Hof erkannten Eider, sie waren froh über seine Heimkehr und verlangten, daß er erzähle, wo er sich in den Jahren verborgen gehalten habe. Sie wußten ja nicht, daß es jener Ritter war, von dem in allen deutschen Landen weithin der Ruhm ging. —

Die alte Herzogin Matabruna war inzwischen gestorben, die Mutter und Herzog Obrand waren froh, daß nun ihr stärkster Sohn heimgekehrt war. Auch die Brüder waren zufrieden, sie zogen sich auf ihre Waldburgen zurück, die Herzog Obrand ihnen anwies, lebten für sich und hatten Weib und Kind.

Aber Eider, der älteste, blieb einsam.

Einmal ließ er den Goldschmied rufen, der einst die beiden Becher geschmiedet hatte. Er fragte ihn wieder über alles aus, und der Mann verriet ihm, daß es noch einen zweiten Becher gäbe. Ob er nicht im Erbe der alten Herzogin sei? Sie suchten und fanden ihn; zugleich wies Eider ihm das eigne Schmuckstück, das er um den Hals trug, und bat den Mann, aus dem Silber des zweiten Bechers ein ähnliches zu hämmern. Der Schmied versuchte

es, und die Arbeit gelang ihm. Da hängte Eider dem Schwan Emmerich die Kette um, und der letzte der Verzauberten fand seine menschliche Gestalt wieder.

Die Brüder lebten weiter mit ihrem Vater in Flandern, bis die Zeit kam und Öbrand alt wurde. Er bat seinen Sohn Eider, ein Weib zu suchen, damit er ihm sein Herzogtum anvertrauen könne. Der aber schwieg, und die Seinen merkten wohl, daß es ein Geheimnis gab, das er nicht eröffnen durfte. So wählte der alte Öbrand endlich seinen Sohn Emmerich zum Herzog; es schien ihm billig, weil der am längsten den Menschen fern gewesen war und für die andern den Zauber getragen hatte. Auch waren alle Leute und seine Brüder mit der Wahl einverstanden. —

Elsa von Brabant blieb einsam ein Leben lang. Niemals kehrte er, der sie verlassen hatte, zurück.

Ihre Kinder wurden groß, sie waren die Stammväter der Grafen von Geldern und Cleve. Von ihrem Vater wußte man nicht, bis einmal ein Mönch die alten Reichschroniken von Flandern, Brabant und Geldern verglich. Da wurde man gewahr, wer der unbekannte Lohengrin gewesen und aus wessen Blut er war, den die arme Elsa von Brabant wider das Gebot ihrer Liebe nach seinen Ahnen gefragt hatte.

## Parzival

Hornboge hieß einer der Recken, die König Dietrich von Bern um sich versammelt hatte. Tapfer stritt er für seinen Herrn und hielt ihm die Treue, bis Dietrich seine Stadt Bern und sein Land verlassen mußte. Da machte sich Herzog Hornboge auf und ritt abenteuernd durch die Welt. Bis ins Land Indien gelangte er, gewann dort eine Mohrenkönigin zur Gemahlin, kämpfte für sie gegen ihre Feinde und verließ sie wieder, weil es ihn nach der Heimat verlangte.

Als der Recke nun die Donau hinauf und den Rhein hinab ritt, hörte er, daß eine junge Königin Herzeleide alle Grafen des Frankenlandes zusammengerufen und dem ihre Hand versprochen hätte, der in ritterlichen Spielen am Hofe Sieger bliebe. Hornboge entschloß sich, an dem Turnier teilzunehmen, er errang den Preis, und die schöne Herzeleide reichte ihm die Hand und gab ihm den Vermählungskuß. Herzog Hornboge gedachte wohl seiner Gemahlin im Lande Indien. Die Freunde aber sagten: „Ihr habt um die Königin am Rhein geworben. Nun habt ihr sie gewonnen, laßt eure Bedenken fahren. Was gilt der Bund mit der Ungläubigen?"

Nach einer Weile sandte die Königin von Indien zu Hornboge und ließ ihm melden, daß ein Nachbar sie bedränge und aus dem Reich treiben wolle. Hornboge meinte, es sei seine Pflicht, zu helfen; er nahm Abschied von Herzeleide und ritt gen Osten. Er hatte indes kein Glück; als er um die Stadt Bagdad kämpfte, drang ihm ein Speer ins Haupt. Mit Mühe entkam sein Knappe, um Frau Herzeleide den Tod ihres Gemahls zu verkünden.

Einige Monate danach gebar die Königin nach ihrem Wunsch einen Sohn, den nannte sie Parzival oder auch Tumbetor.

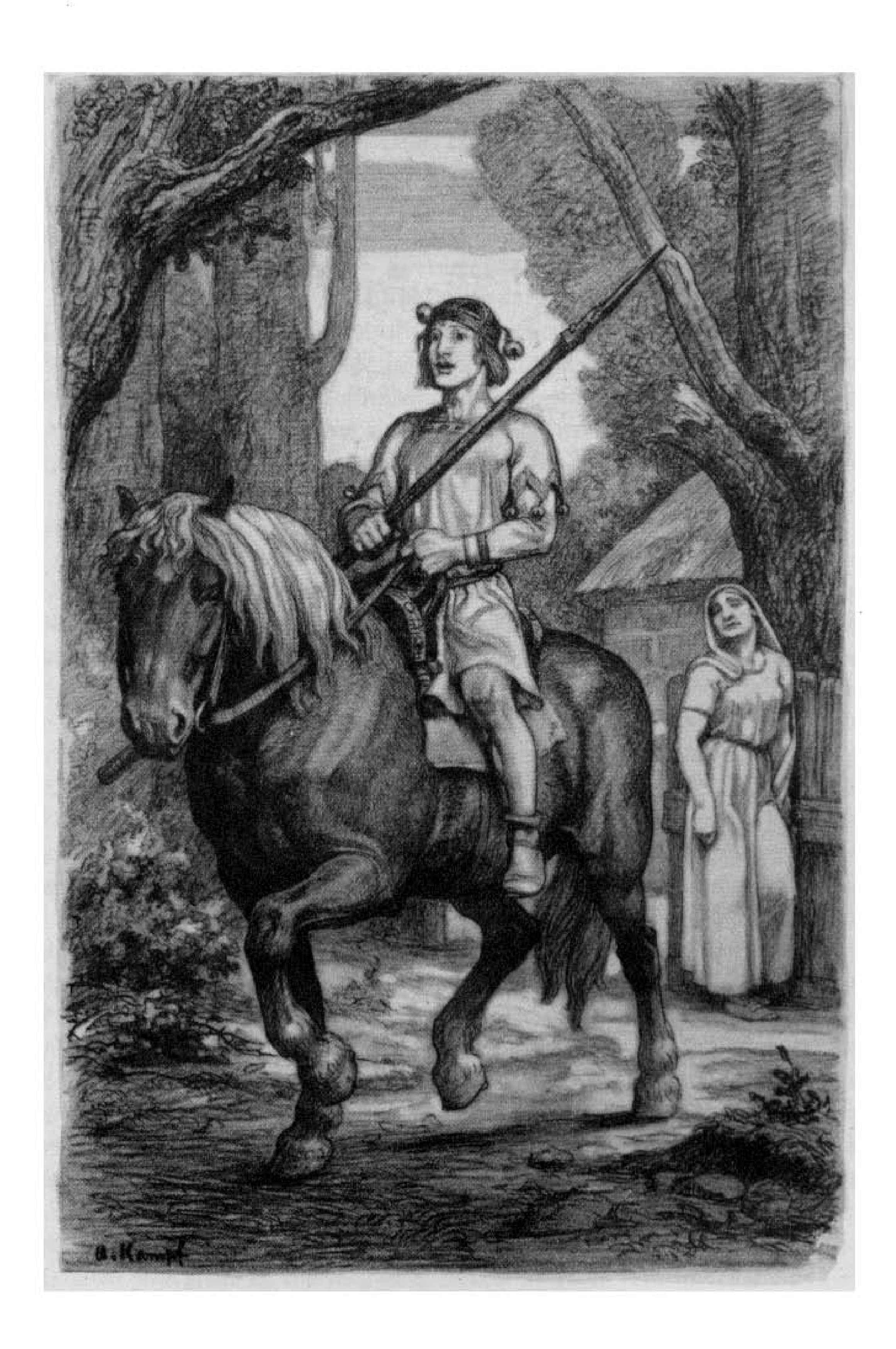
Die schöne Herzeleide wies nach dem Tode ihres Gemahls alle Werber ab, die zu ihr kamen; sie vermochte den tapferen Hornboge nicht zu vergessen. Tief in der Einsamkeit des Waldes Soltau ließ sie sich ein Haus bauen, um ihren Knaben vor jenem Leben zu bewahren, das ihr soviel Unglück gebracht hatte. Fern von der Welt erzog sie ihn, zeigte ihm die Vögel, deren Gesang sie erfreute, zeigte ihm, wie die Gräser wuchsen, und hoffte, daß er ein Waldbauer würde, statt um Trone zu streiten und in Schwertkämpfen sein Leben zu wagen.

Bald aber betraf die Mutter den Knaben dabei, wie er sich Bogen und Pfeile schnitzte. Er schäftete Spieße, mit denen er Hirsche erlegte, und holte den Adler aus den Wolken und die singenden Vögel aus den Wipfeln. Wenn indes ein Lied abbrach, weil sein Pfeil das Herz des Tieres durchbohrt hatte, dann weinte Parzival, brachte den toten Sänger zu seiner Mutter und trauerte mit ihr.

Herzeleide sah seine Reue. Sie ließ Vogelsteller kommen und befahl ihnen, alles fliegende Getier zu fangen und zu töten, damit ihr Sohn keinen Kummer erlitte.

Parzival traf die Männer bei ihrem Werk. Er fragte seine Mutter, warum sie es befohlen hätte, er fragte, warum Gott den Vögeln das Lied gegeben hätte, er fragte, warum der Tag hell sei und die Nacht sich ins Dunkle hülle. Er fragte nach der Schöpfung, er fragte nach dem Himmel und nach den Höllenwirten, nach Gott und seinem Widersacher. Alles beantwortete die Mutter und versuchte, ihren Sohn Tumbetor mild und demütig zu erziehen.

Eines Tages sprengten einige Ritter über die Waldlichtung, auf der das Gehöft der Herzeleide lag, und Parzival sah sie kommen. „Am Ende ist der Teufel unter ihnen", dachte er und schlich den Reitern mit Pfeil und Bogen entgegen. Als die hellen Rüstungen aufblitzten, hielt er sie indes für Gottes Boten und warf sich vor ihnen auf die Knie. Die Herren waren erstaunt über den täppischen jungen Burschen, der doch an Wuchs und schöner Kraft ihnen



selbst gleich schien. Jemand wollte den Weg von ihm wissen. Parzival aber fragte, wer von ihnen Gott selber sei.

Einer der Reiter erklärte lächelnd: „Wir alle sind Gottes Ritter."

„Wenn ihr Ritter seid, so möchte ich werden wie ihr", rief der junge Tumbetor.

„Komm an König Arturs Hof", drängte einer der Herren, „dort kannst du's erlernen." Sie hatten es eilig, grüßten den Jüngling freundlich und gaben ihren Rossen die Sporen. Parzival aber lief hurtig zu seiner Mutter.

„Laß mich ausreiten", bat er atemlos, „ich will ein Ritter werden!" Da sank Frau Herzeleide wie ohne Macht nieder. „Wer hat mit dir gesprochen?" klagte sie, wollte den Gedanken aus des Sohnes Herzen bannen und erzählte ihm von seinem Vater Hornboge und seinem traurigen Tod, wie auch vom Ende so vieler seiner Freunde. Der Junge aber gab nicht nach, er bat die Mutter nur um so mehr.

„Nun wohl", seufzte sie endlich, „ich schneide dir ein ritterliches Gewand, dann magst du reiten." Insgeheim nahm sie sich vor, ihm ein Narrenkleid zu nähen, damit die Leute ihm Furcht machten und er bald heimkehrte. Auch rüstete sie ihn mit einem alten Pferd und einem brüchigen Speer aus. „Zieh von mir, undankbarer Sohn", klagte sie und setzte ihm eine Narrenkappe aufs Haupt. „Laß dir aber dies raten: hüte dich vor dunklen Furten und vor den Nixen der Wassertiefe, grüße alle Menschen, denen du begegnest, sei ehrerbietig gegen edle Frauen und folge den Ratschlägen der Alten!" Sie rief ihn noch einmal zurück. „Höre, Tumbetor, du sollst wissen, daß du ein Königssohn bist und daß der hochmütige Herzog Lechler deiner Mutter ihr Erbe entriß. Ihm darfst du nicht dienen!" Parzival versprach alles und ritt aus. Lange blickte Frau Herzeleide ihm nach; als sein Weg in den Wald einbog, brach ihr vor Jammer das Herz, sie sank tot zur Erde.

Parzival wußte nichts vom Schicksal seiner Mutter. Er trabte fröhlich, ein junger Fant, durch den Wald Soltau, er hütete sich vor dunklen Furten, wie Herzeleide ihm geraten hatte, und erreichte endlich eine Wiese, auf der ein prächtiges Zelt stand, — es gehörte dem Herzog von Lalander, der zu Verwandten ritt. Wißbegierig hielt Parzival darauf zu und erblickte, durch den Vorhang spähend, eine wunderschöne Frau auf ihrem Ruhebett. Ihm fiel der Mutter Mahnung ein, edle Menschen um ihren Gruß zu bitten; er trat also in das Zelt ein, küßte die Schläferin und zog ihr neugierig einen Reif vom Finger. Da erwachte die Herzogin, erschrak sehr und wollte den Jüngling fortscheuchen.

„Seid nicht böse", sagte Tumbetor, „ich habe nichts anderes getan, als was mir von meiner Mutter befohlen wurde. Nun gebt mir zu essen, mich hungert!"

Die Frau konnte nicht zürnen, sie reichte dem sonderbaren Fremden Wildbret und Brot, mahnte ihn aber fortzueilen, ehe ihr Gemahl von der Jagd käme. Den Ring erbat sie zurück. Der junge Bursch überhörte es; er schwang sich ohne Antwort auf seinen Klepper und trabte von dannen.

Als er wieder einige Stunden geritten war, sah er ein Bild, von dem seine Mutter ihm nie erzählt hatte. Eine Frau kniete weinend bei einem Toten. Parzival sprang hilfsbereit hinzu, bot der Klagenden seinen Gruß und fragte, ob er helfen könne. Die Weinende blickte auf, und ihre Tränen versiegten. „Wer bist du doch, Fremder?" staunte sie. „Sag mir deinen Namen. Du bist der Königin Herzeleide ähnlich."

„Ich heiße Tumbetor", entgegnete Parzival. „Und meine Mutter ist Herzeleide."

„So bist du Herzog Hornboges Sohn", rief die Verlassene. „Er, den du hier im Blute siehst, war sein Freund. Nun hat ihn der wilde Lalander am Wegrand erschlagen."

„Wo finde ich den Mörder?" fragte Parzival.

Die schöne Sigune, so hieß die Weinende, wurde ängstlich, sie wollte Herzeleides Sohn nicht in Gefahr bringen. Als er darauf bestand, den armen Erschlagenen zu rächen, tat der schmucke Bursch ihr leid, und sie wies ihn statt zum Rhein nach dem Westen hinüber. Dort, so hoffte sie, würde er keinen neuen Abenteuern begegnen.

Der Herzog Orilus von Lalander war inzwischen zu seinem Zelt heimgekehrt, und sein Weib erzählte ihm, daß ein Jüngling ihr den Fingerreif geraubt hätte. Der Mann glaubte ihr nicht, meinte, daß sie ihn betrogen hätte, und zog aus, den Nebenbuhler zu suchen. Als er niemand fand, zwang er seine arme Frau, ihm auf einem alten Gaul nachzureiten; ein volles Jahr mußte sie ihm in Schmach und Schanden folgen. —

Parzival war unterdes weitergeritten, er trabte viele Tage lang für sich hin. Hatte er Hunger, dann nahm er sich zu essen, wo er Speise sah, und fragte nicht viel. Durchs Frankenland kam er und endlich auch zu den Bretonen, bei denen Herr Artur hofhielt. Staunend erblickte der junge Bursch die hohe Burg des Königs.

Ein großer Strom rann unter ihr im Tal dahin. Parzival rief einen Fischer und fragte, wo er sei. Als der ihm den Namen des Königs nannte, fiel dem Jüngling ein, daß die Fremden im Walde Soltau ihm einst gesagt hatten, an Herrn Arturs Hof könne er Ritter werden.

Er schenkte dem Fischer also den Ring der Herzogin und ließ sich zur Burg übersetzen.

Als er schon dem Pferd die Sporen gab, um das Tor zu gewinnen, erblickte er einen Reiter in roter Rüstung. Rot war auch sein Roß, rot Satteldecke, Schild und Speer. Herr Iter von Grahe war es; er trug einen Becher aus lichtem Gold in der Hand. „Höre, Fremder", redete er Parzival an, „wenn du diesen Weg weiterreitest, so sag meinem Oheim Artur, daß ich ihm seinen Becher raubte und auch nicht wiederbrächte, es sei denn, daß er mir jemand schickt, der mit mir um mein Land streitet. Zu Unrecht weigert er mir mein Erbe, deshalb habe ich den Becher von der Tafel genommen."

„Das will ich gern tun", versprach Tumbetor. Er ritt in die Burg ein, kümmerte sich wenig darum, daß die Kinder hinter ihm herliefen, hielt einen Knappen Iwein an und verlangte, daß man ihn zu König Artur führe. Der Knappe lachte, er war indes ein gutmütiger Gesell und tat dem Unbekannten den Gefallen; er sah wohl auch, daß hier ein edler Mann in schlechter Verkleidung ritt.

Als er vorm König stand, verneigte sich Parzival. „Hoher Herr", begann er, „ich bin Tumbetor, komme vom Rhein und möchte, daß ihr mich zum Ritter schlügt!"

„Welche Wünsche hast du noch", antwortete Artur und lachte.

„Ich will nichts umsonst", sagte Parzival gereizt. „Wisset, meine Mutter ist die Königin Herzeleide. Ich biete euch an, den roten Ritter auszustechen, der draußen vorm Tor wartet und euch schmäht!"

Der König wurde ernster: „Was hast du doch vor, Knabe", mahnte er. „Es tut mir um dein Leben leid!" Des Königs Seneschall, Herr Key, aber flüsterte Artur ins Ohr: „Gewährt dem Jungen die Bitte! Wird er besiegt, haben wir keinen Schaden. Mich dünkt jedoch, daß er mehr Kraft besitzt, als ich je bei einem Recken sah."

Da versprach Herr Artur dem Fremden Rüstung und Ritterschlag, wenn er mit dem Herausforderer fertig würde.

Parzival sprengte vom Hofe, und die Frauen spähten ihm nach. Eine von ihnen hieß Kunneware und war die Schwester des Herzogs von Lalander. Sie hatte einmal ein Gelübde getan, nicht eher zu lachen, als bis sie den besten aller Ritter erblickt hätte. Als sie Parzival auf seinem sonderbaren Roß im Narrenkleid davonsprengen sah, mußte sie laut auflachen, so daß der Reiter sich umwandte. Der Seneschall Key aber entrüstete sich darüber, er schlug Kuneware, weil sie um eines so geringen Burschen willen ihr Gelübde gebrochen hätte.

Parzival sah noch, daß ein schönes Fräulein um seinetwillen Ungemach erlitt, und nahm sich vor, es ihm zu lohnen.

Danach ritt er vors Tor, trabte auf den roten Reiter zu, der noch immer auf Antwort wartete, und sagte: „König Artur hat mir deine Rüstung verliehen, kämpfe oder gib sie mir." Dabei faßte er nach Herrn Iters Roß. Der verstand ihn nicht gleich, dann wurde er zornig und traf den Jüngling mit dem umgekehrten Lanzenschaft, so daß er von seinem Klepper kopfüber ins Gras stürzte. Gleich aber raffte Parzival sich wieder auf und stieß blitzschnell seinen brüchigen Speer dem anderen zwischen Helm und Visier ins Hirn.

Parzival wunderte sich, wie rasch es gegangen war. Er trat zu dem Toten, fragte, ob er böse sei, und versuchte, ihm die Rüstung auszuziehen, die König Artur ihm versprochen hatte. Der Knappe Iwein, der ihm gefolgt war, half, die Bänder und Riemen zu lösen. Aber Parzival legte das Kleid, das seine Mutter ihm genäht hatte, noch nicht ab. Er zog die Ritterrüstung über das Narrengewand, dann schnallte er das neue Schwert um, schwang sich auf Iters Roß und gab dem Knappen auf, Herrn Artur den Goldbecher mit dem Gruß Parzivals zu bringen. Er selbst ritt weiter auf Abenteuer aus.

Iwein blieb zurück, er bestreute den Toten mit Blumen und kehrte seufzend zum Königshof heim.

Nach einigen Tagen sah Parzival eine Burg im Abendsonnenlicht und pochte ans Tor. Der Burgherr — er hieß Gorm von Grahars — fragte nach seinem Begehr. Parzival entgegnete freundlich, wie er es von seiner Mutter gelernt hatte, und weil ihm der Alte gefiel, sagte er: „Man riet mir, von würdigen Leuten gute Lehren anzunehmen. Ihr seht mir weise aus. Finde ich hier Herberge und Unterricht in Dingen der Weisheit?"

Der alte Gorm lächelte, er rief Knappen, die den Gast in den Hof führten.

Parzival weigerte sich indes, vom Roß zu steigen. „König Artur hat es mir verliehen, ich bleibe lieber im Sattel", antwortete er. Der Burgherr mußte ihm lange zureden, ehe der sonderbare Fremde vom Pferd sprang: Danach wollten die Knappen ihm die Rüstung lösen, auch hier mußte Gorm erst seinen Rat einwerfen. Der Alte sah aber das Narrenkleid, das der Jüngling trug, und geleitete ihn selbst ins Schlafgemach, damit man nicht über ihn spotte.

Am anderen Tag wurde dem Gast ein Bad bereitet. Prächtige Kleider warteten auf ihn. Er legte sie jetzt ohne Zögern an, und Gorm staunte über die männliche Schönheit des Jungen. Da erzählte Parzival ihm beim Morgenimbiß von seiner Mutter Herzeleide, von seinem Vater Hornboge und vom roten Ritter Iter und König Arturs Befehl. Dann bat er den Graubart um Belehrung und fragte, ob er in allem recht getan habe.

„Als erstes rate ich dir", antwortete Gorm, „sprich nicht immer von deiner

Mutter. Gedenk ihrer im Herzen", fuhr er fort, „und handele, wie sie es dich hieß. Bleib rein im Sinn und befleißige dich stark und fest der Demut. Schone den Wehrlosen und hilf dem Bedürftigen, dann erst bist du ein echter Ritter. Vergeude weder dich noch dein Gut und lerne schweigen. Ja, vor allem andern rate ich dir: Frag nicht wie ein Knabe nach allen Dingen, die dich erstaunen machen."

Der alte Gorm hatte Gefallen an dem Gast; er führte ihn in den Burghof, lehrte ihn die Waffen recht brauchen und wies ihm auch, wie man in ritterlicher Zucht vor Könige und vor edle Frauen träte — seine eigene Tochter half ihm dabei. Abends erzählte er Parzival von seinen Söhnen, die durch die Welt ritten. Einige von ihnen waren im Kampf gegen König Klamide gefallen, als er Gorms Nichte, die schöne Gundrun, zur Gemahlin begehrt hatte.

Nach mehreren Tagen, als er glaubte, genug erfahren zu haben, bat Parzival um Urlaub. Des Burggrafen Tochter stand traurig oben am Fenster.

Der alte Gorm begleitete den Gast noch eine Weile. Er sprach von König Klamide, der vor den Mauern der Stadt Brügge lag. Ach, noch immer wehrte sich die schöne Gudrun gegen den fremden Werber.

„Ihr habt mir den rechten Auftrag gegeben", sagte Parzival. „Ich reite jetzt aus, um für die Königin zu streiten."

Wirklich kam der Tumbetor nach Flandern, sprengte unbekümmert mitten durch das Lager der Feinde und suchte die Brücke zum Stadttor. Dreißig Recken Gundruns bewachten sie.

Parzival stieg ab, er führte sein Roß sorglos an den Mannen vorbei und pochte an. Ein Pförtner fragte nach seinem Begehr. Er möge der Königin melden, sagte Parzival, ihr Freund und Befreier sei gekommen. Da tat man erstaunt das Tor auf. Als der Reiter aber durch die Stadt trabte, wurde er traurig, so müde stapften die Bürger in ihren Rüstungen dahin; Frauen und Kindern blickte der Hunger aus den Augen.

„Seid willkommen, fremder Helfer", begrüßte die Königin ihn. „Wie ist euer Name?"

„Meine Mutter nannte mich Parzival", sagte er. „Ich komme von eurem Oheim Gorm und möchte euch helfen!" Die schöne Gundrun streckte ihm die Hand entgegen, küßte ihn auf die Stirn und führte ihn an ihren Tisch. Auch ihre Ritter dankten dem Fremden und fragten ihn nach dem Woher und Wohin. Aber der Gast schwieg, er hatte ja gelernt, daß allzuviel Sagen und Fragen nur Not und Leid bringt.

In der Nacht stand die Königin auf, öffnete Parzivals Gemach und kniete auf dem Teppich vor seinem Lager. Er erwachte.

„Was beginnt ihr, Frau?"

„Ach", klagte sie, „ich habe eine große Bitte an euch. Morgen kommen König Klamides Boten und verlangen, daß ich dem Eroberer folge. Die Kräfte meiner Degen sind erschöpft; werdet ihr mir helfen, unbekannter Gast?"

„Ja", sagte der fremde Ritter, „dafür kam ich. Sorgt euch nicht!" —

Parzival sprengte schon in der Frühe zum Tor hinaus. Der Seneschall König Klamides, Kingrun mit Namen, trat ihm entgegen; er sollte erfahren, daß die Stadt noch nicht bereit zum Frieden war, schon prallte ein Lanzenschaft gegen seinen Panzer. Dann zogen die beiden Ritter die Schwerter, aber bald strömte dem hochmütigen Kingrun das Blut aus Armen und Hals, er



mußte sich ergeben. Der Sieger schickte ihn zur Sühne an König Arturs Hof, damit er der Jungfrau Kunneware diene — das war jenes Fräulein, das der Seneschall Key um Parzivals willen geschlagen hatte.

Als der junge Ritter heimkehrte, wurde er mit viel Freude empfangen. Die Bürger der Stadt Brügge riefen ihn zum König und zum Grafen von Flandern aus, und die schöne Gundrun küßte ihn und nannte ihn ihren Gemahl.

Um die gleiche Stunde kamen von der See her zwei Schiffe mit Fleisch und Brot, die hatten die feindliche Sperre durchbrochen. Nun wuchsen in Brügge wieder Freude und Mut.

Der König Klamide war zornig, er versuchte, die Niederlage seines Seneschalls zu rächen, und ließ die Stadt seiner Widersacherin im Sturm berennen. Die Bürger schlugen jedoch sein Heer unter den Mauern zurück. Da forderte er den Recken, der Kingrun besiegt hatte, zum Zweikampf heraus. Er vermochte das Schicksal indes nicht mehr zu wenden. Parzivals Schwert zwang ihn vom Roß in den Sand, und König Klamide mußte um Gnade bitten. Der Jüngling dachte an den Rat des alten Gorm, er schenkte dem Feind das Leben, ließ ihn indes schwören, daß auch er zum Artushof ziehen und dort der Jungfrau Kunneware dienen werde.

Wirklich ritten die beiden Besiegten zu König Arturs Hof, und die Herren erstaunten über die Heldentaten des fremden Recken. Der Seneschall Key aber ward von Sorgen erfüllt, er verwünschte den fernen Tumbetor.

Parzival lebte vorerst eine Weile in Glück und Frieden mit seiner Gemahlin — Kondwiramur hieß sie in den Liedern der Spielleute. Und er herrschte gerecht über das Volk von Flandern. Danach ergriff ihn wieder die Unruh nach Abenteuern. Eines Tages nahm er Urlaub von der schönen Königin und ritt zum Tor hinaus. Ihm lag dabei im Sinn, daß seine Mutter Herzeleide ihm geraten hatte, rheinauf sein Reich zu suchen.

Nun gab es um jene Zeit tief im Odenwald eine geweihte Stätte, oben auf dem Berg Montsalvasch. Dort war ein Schatz verborgen, ein Gral, der den Menschen mehr als alles andere gilt. Es war die Schale, in der des Heilands Mutter das Blut ihres Sohnes aufgefangen hatte, als er gekreuzigt wurde. Ein frommer Morgenlandfahrer hatte die Köstlichkeit zu seiner Burg heimgebracht; er hatte sie gegen viele Könige verteidigt, von allen Guten war sie ihm zur Hut anvertraut.

Sechsunddreißig Türme ragten über dem Montsalvasch empor, und ihre Dächer schimmerten von Gold. Auf der höchsten Zinne aber glänzte wie eine andere Sonne ein Stein, der auch des Nachts weithin sein Licht über das Land strahlte.

Der Enkel jenes Königs, Anpforten mit Namen, trug jetzt die Krone; viel edle Ritter umgaben ihn. Er war ein gütiger und starker Fürst und hatte sein Leben lang getreu die Aufgabe erfüllt, die ihm der Besitz des Grals auferlegt hatte: Unrecht hatte er gesühnt, Witwen und Waisen geschützt, und Gott und seinem Sohn in Freuden gedient.

Ein einziges Mal hatte er den Weg der adligen Tat verlassen und dafür eine Wunde empfangen, die ihn in schwerem Siechtum an sein Lager bannte. Lange schon litt der König, denn wer den Gral hütet, vermag nicht zu sterben. Ach, der Todwunde wünschte wohl, daß sein Leben ein Ende fände. Es gab indes nur eines, das ihn lösen konnte, wenn nämlich ein Ritter mit reinem Herzen ihn barmherzig nach seinem Leiden fragte und bereit wäre, ihm in seinem Schmerz beizustehen.

Auch Parzival kam zum wilden Odenwald, in dem der Montsalvasch, das heißt der Heilesberg, gelegen ist. An einem Waldsee traf er einen müden alten Mann; der half den Fischern mit seinem Rat.

Parzival fragte ihn nach einer Herberge.

„Hier gibt es keine Herberge, fremder Ritter", antwortete der andere. „Wenn du dem Pfad aber weiter folgst, dann siehst du mein Haus; ich selbst will dein Wirt sein."

Parzival dankte dem gütigen Greis und ritt bis auf die Höhe des Weges; da erblickte er die Burg, vieltürmig prangend. Die Abendsonne umleuchtete sie, wie Feuer loderten ihre Zinnen und wie eine Krone flammte der Stein, der zur Nacht sein Licht über die Wälder aussendet. — Nicht lange, und Parzival pochte ans Tor. „Der Fischer vom See hat mich hierher gewiesen", sagte er. Ritter und Knappen nahmen ihn freundlich auf. Sie halfen den Ermüdeten baden und speisen und führten ihn zum Abend in einen hohen Saal, in dem brannten drei Feuerstätten, dazu hundert Leuchter, mit Kerzen besteckt. Ruhepfühle, von Seide überzogen, umgaben Pfosten und Streben; Teppiche bedeckten Estrich und Wände, und Ritter harrten in feierlicher Runde auf den Fremden. Auf einem Siechenbett aber erblickte Parzival den Fischer vom See. Sein Antlitz war voll tiefen Grams, königlicher Schmuck umhüllte ihn.

Grüßend schritt Parzival auf ihn zu. Er hätte wohl erfahren mögen, was der sonderbare Empfang bedeuten sollte, da fiel ihm die Mahnung des alten Gorm ein, nicht zuviel zu fragen, und der Jüngling wartete und schwieg. Nach einer Weile kam ein Zug von draußen. Türen öffneten sich; ein Knappe schritt herein, er trug, halb vom Tuch verhüllt, eine blutige Lanze und zeigte sie jedem der Ritter. Schmerzlich klagten die Männer, denen die Waffe gewiesen wurde, und der König stöhnte. Auch zu Parzival trat der Bote, und aller Augen

richteten sich auf den Gast, eine lange Weile. Dann wandte sich der Knappe und ging seufzend zur Tür hinaus.

Nach ihm kam eine wunderschöne gekrönte Frau, acht Mägde folgten ihr. Sie brachte die Blutschale auf grünseidenem Kissen, und die Ritter knieten ehrfürchtig davor nieder.

Fragend näherte sich die Hüterin der Wundschale dem Gast. Aber der schwieg. Da trug die Frau den Heiligen Gral vor den kranken König, schritt weiter und legte das Kissen mit dem Schmuck in die Mitte des Saales.

Die Mägde begannen den Tisch zu decken; Kämmerer und Mundschenk kamen, um die Herren zu bedienen, und reichten die Schalen zur Handwaschung. Staunend erlebte Parzival das Wunder der Speisung. Aber er fragte nicht. Voll tiefen Mitleids sah er den Greis an; des Königs Haar war weiß wie der Schnee, sein Antlitz schien von Schmerz zerquält und war dennoch von einem Frieden getröstet, als sei er schon jenseits des Todes.

Als das Mahl beendet war, ließ Anpforten ein Schwert bringen und reichte es Parzival. „Nimm diese Waffe als Gastgeschenk", bat er. „Ich habe sie oft im Kampf geführt, ehe mich Gott strafte."

Dankbar empfing Parzival das Schwert, aber sein Mund schwieg. Er hätte wohl fragen mögen, warum ein Bund von Rittern so tiefe Trauer trüg, die Stätte dünkte ihn jedoch so heilig, er wagte es nicht.

Als er am anderen Morgen erwachte, kam niemand, ihm zu helfen. Er mußte sich selbst die Rüstung anlegen und schritt durch die leere Burg. Sein Hengst stand bereit, die Burgbrücke ging vor ihm nieder, donnernd fiel das Tor hinter ihm ins Schloß.

„Parzival", erscholl eine Stimme.

Der wandte sich um. Der Pförtner rief ihn aus dem Fenster an: „Warum schwiegt ihr, Herr?" klagte er. „Habt ihr einen Stein in der Brust? Ach, zum Höchsten hatte Gott euch bestimmt, nun müßt ihr lange büßen, weil ihr ohne Mitleid wart!"

Parzival hielt an, er wollte mehr wissen und sich rechtfertigen. Niemand antwortete indes. Unterwegs traf er einen Ritter, Wolfram hieß er, den fragte der Jüngling nach dem Geheimnis der Burg. Aber als der andere hörte, daß Parzival den Berg verlassen hatte, ohne mitleidig zu fragen, war auch er wie von Trauer verzehrt und wandte sich von ihm. Da sprengte der junge Held zornig über Gott und Menschen in den Odenwald hinaus.

Viele Lande durchfuhr er nun, den Rhein hinauf, hinab suchte er die Straße, ritt an der Grafschaft Flandern vorbei, ohne sein Gemahl zu grüßen, und fand sich eines Tages, schon war es tiefer Winter, in König Arturs Land

wieder. Dort, meinte er, würde man ihm deuten können, was geschehen war.

Auf dem Weg begegnete er dem Herzog Orilus von Lalander, der führte noch immer die unglückliche Herzogin im Büßerkleid auf elendem Klepper hinter sich her. Die Frau erkannte Parzival, sie klagte, daß er sie ins Unglück gebracht hätte. Da band der Gescholtene den Helm fest, rief Orilus zu, wer er sei, und forderte ihn auf, mit ihm zu fechten. Der Herzog war ein guter Kämpe, die Lanzensplitter stoben, die Schwerter fuhren aus der Scheide. Orilus vermochte Parzival indes nicht lange zu widerstehen, der junge Recke hob ihn mit den Armen aus dem Sattel und preßte ihn, daß dem Überwundenen das Blut durch den Helm schoß und er um Gnade bitten mußte.

„Zieh zu König Arturs Hof“, mahnte Parzival, „und diene auch du der schönen Kunneware. Und sag ihr, daß ich nicht ruhen würde, bis ich des Seneschalls Schlag gerächt hätte. Dann will ich dir verzeihen, daß du unritterlich gegen die Herzogin warst.“

Parzival erklärte Herrn Orilus noch, daß er selbst es gewesen sei, der jünglinghaft und unwissend der Herzogin den Ring geraubt habe, und forderte, daß er sich mit ihr versöhne. Der Verwundete versprach es, er hielt sein Wort und erreichte mit seinem Weib König Arturs Hoflager. Sehr erstaunt war die schöne Kunneware, als der eigne Bruder ihr zum Dienst gesandt wurde.

Parzival erlebte noch manches Abenteuer auf jenem Ritt; er versuchte, den Schwachen zu helfen, die Edlen zu stärken und die Hoffärtigen zu bestrafen. Endlich kam er — noch war es Winter — auch in die Nähe des königlichen Hofes; vor ihm kehrten einige Herren der Tafelrunde von der Jagd heim.

Nun war einer ihrer Falken in einen Zug wilder Gänse eingebrochen und hatte eines der Tiere verwundet, so daß vor Parzival drei Blutstropfen in den Schnee niederfielen. Als er es sah, mußte er sein Roß anhalten und den Zauber des Bluts im weißen Feld betrachten. Er mußte auch an seine schöne Königin Gundrun denken, träumte sich ihr Antlitz in den Schnee und vermochte sich nicht von dem Bild zu lösen, so sehr sehnte er sich nach ihr. Die Knappen der Herren sahen den Ritter von fern; sie eilten zu des Königs Runde und meldeten, daß ein Fremder kampfbereit am Wald warte. Einige der Recken sprangen auf und suchten nach ihrer Wehr.

Herr Arturs Vetter Segramors war der Hitzigste unter ihnen, der König konnte ihn nicht anhalten und gab ihm die Erlaubnis, den Unbekannten zu bestehen. Bald ritt Segramors den Träumenden an. Da wachte Parzival auf,

er hob jäh seinen Speer und traf den wilden Kämpen, daß er stürzte. Dann mußte er wieder wie entrückt das Bild im Schnee betrachten.

Die Ritter verspotteten Segramors, als er hinkend heimkehrte, ohne Waffe, das Pferd am Zügel.

Der Seneschall Key bat als nächster um die Erlaubnis zum Kampf. Vors Tor der Burg ritt er und sprengte auf den traumversunkenen Fremden zu. Als er dabei die rote Rüstung erblickte, wurde ihm heiß ums Herz, er gedachte der drei Büßenden, die dem Fräulein Kunneware dienten. Laut rief er Parzival an, aber der schien ihn nicht zu hören; er schlug mit der Lanze an seinen Helm, so daß des Ritters Roß sich zornig gegen ihn wandte. Da erst erwachte Parzival, er legte den Speer ein, ritt einige kurze Sprünge gegen Herrn Key und brachte ihn so arg zu Fall, daß der Seneschall den rechten Arm und das linke Bein brach. Knappen zogen den Gestürzten klagend unter dem Roß hervor und trugen ihn in die Burg.

Nun erhob sich Gawan, der edelste in Herrn Arturs Runde. „So werde ich's wagen müssen", sagte er und verbeugte sich vor König Artur. ‚Es wird der Sohn der Herzeleide, es wird der Tumbetor sein', dachte er, ‚der uns herausfordert. Wer sonst trägt des roten Ritters Rüstung?' Dann wappnete er sich und sprengte vor das Lager.

Parzival gab auf seinen Gruß keine Antwort.

„Ist es die schöne Gundrun, die dich gefangenhält", fragte der Ritter mitleidig. Er sah die drei Blutstropfen im Schnee und ließ sein Roß darüber hinschreiten. Da erwachte Parzival. „Kommst du, um mit mir zu kämpfen?"

„Was hast du vor", forschte Gawan.

„Ich möchte zu König Artur", sagte Parzival, „und den Sitz in der Tafelrunde einnehmen, den er mir versprach."

„Wenn es das ist", rief Herr Gawan froh, „so bitte ich dich, mir zu folgen!"

„Vorerst muß ich aber noch gegen den Seneschall Key reiten", versetzte Parzival. Gawan lachte und erzählte dem Träumer von den ritterlichen Kämpfen, die er bestanden hatte. —

Nun diente Parzival eine Weile dem König Artur in seiner Burg und nahm teil an der Tafelrunde. Die schöne Kunneware sagte ihm ihren Dank; sie gestand ihm auch, daß sie den König Klamide, den er ihr geschickt, liebgewonnen hätte, und die Gesellen fanden doppelten Grund, Parzival zu loben.

Während die beiden aber das Fest der Verlobung begingen und die Freude feierten, die der junge Recke ihnen gebracht hatte, erschien vor dem Hofe ein häßliches Maultier, auf dem ritt eine Fremde, die furchtbar anzusehen war. Eberzähne ragten ihr aus dem Mund, die Ohren waren behaart. Schwarz und

borstig hing ihr das Haar bis zum Rücken des Tieres hinab. Kundry war es, die Seherin des Grals.

Sie trat vor den König.

„Warte noch mit der Feier, Herr Artur", sagte sie, „ein Unwürdiger entehrt deine Runde. Ich erkenne unter deinen Rittern einen, dessen Herz ohne Mitleid war." Kundry wandte sich gegen Parzival: „Zu hohen Ehren warst du berufen, das höchste Heiligtum wurde dir kund, das schwerste Leid hast du geschaut, Parzival. Dennoch hast du keine Frage des Erbarmens getan, keines der Heiligtümer vermochte dein Schweigen zu brechen. Nun muß der König des Grals leiden um deinetwillen, niemand löst die Burg von dem Grauen, das sie umfängt. Unwürdig bist du edler Ritterschaft, Erbarmungsloser." Die Zauberin hob die Hände zum Fluch, sie verwünschte die Tafelrunde und ritt von dannen. Niemand folgte ihr, niemand wagte sie zu strafen. –

Parzival stand auf. Viele Herren und Frauen versuchten den König und auch ihn zu trösten. Aber er verließ die Feiernden, bestieg sein Roß und zog in die Einsamkeit.

Wie ein Geächteter irrte er von da an jahraus, jahrein durch viele Lande, haderte mit Gott oder war von Reue zerrissen.

Endlich wandte er sich dem Odenwald zu; den Gral wollte er suchen, um den verlorenen Frieden zu finden. Niemand wußte ihm indes den Weg zum Montsalvasch zu sagen; es war, als hätte das Volk im wilden Wald vergessen, daß eine Königsburg über seinen Tälern aufragte.

Einmal begegnete Parzival dem Ritter wieder, den er einst der Zauberburg nahe getroffen hatte. Es war ein sangeskundiger Mann, der Vögel befragte und dem auf sein Lied Bäume und Quellen antworteten. Eine Weile führte jener Wolfram den trauernden Parzival durch den Odenwald; er vernahm das Leid des Gesellen und suchte mit ihm den Heilesberg und den verlorenen Gral. Aber so sehr sie sich mühten, sie vermochten ihn nicht zu finden.

Einmal trafen die Ritter fromme Pilger, die riefen ihnen zu: „Wißt ihr nicht, daß es der Tag des Herrn ist? Steigt vom Roß und beugt euer Knie!"

„Welcher Tag ist es?" fragte Parzival erstaunt.

„Karfreitag", erwiderten die Pilger, und als sie die Zerknirschung der Fremden sahen: „Kommt mit uns zu dem heiligen Mann, zu dem wir wallfahren; er wird euch Rat geben, wenn ihr dessen bedürft."

Die Reiter folgten den frommen Leuten auf einem Weg in die Felsen hinein, bis sie vor der Hütte eines ehrwürdigen Greises standen, der auf sie zu warten schien. Parzival und Wolfram legten die Waffen ab, sie setzten sich zu den

Wallfahrern und tranken aus hölzernem Becher von dem Wasser, das ihnen der Alte reichte. Am Abend wollte Parzival auch dem Einsiedler das Leid bekennen, das ihn erfüllte.

Der Greis lächelte, er segnete die Reiter und schien tröstend zu ahnen, was die beiden ihm zu klagen hatten. Dann eröffnete er sich ihnen.

„Ich weiß, wo die Gralsburg liegt", sagte er, „und mir ward der Auftrag, hier am Wege auf einen büßenden Ritter zu warten, den ich zu Tor und Brücke rufen soll, die er einst mitleidslos verließ. Von der vieltürmigen Höhe bin ich in diese Einsamkeit hinabgestiegen, um ihn anzuhalten, wenn er vorüberkäme.

Steh auf, Parzival! Die Burg ist nah, die du suchst, aber der Wald, der zu ihr gehört, ist denen unsichtbar, die ohne Ehrfurcht kommen."

Parzival sprang in freudigem Schrecken auf. „Wenn die Burg nahe ist, so werden Wolfram und ich den Pfad finden. Ach, mich dürstet so sehr, den Gral wiederzusehen und die Frage zu tun, die ich vergaß."

Auch der Ritter Wolfram erhob sich: „So weiß ich, warum Gott mir aufgab, diesen mit meinem Lied zu begleiten!"

Parzival wandte sich noch einmal zu dem Alten. „War es meine Schuld?" fragte er traurig. „Hatte ich nicht gelernt, man solle vor Leid schweigen?"

„Wer sich gegen das Mitleid verhärtet", wurde ihm zur Antwort, „der ist auch unwert der Liebe Gottes! Und wer die Wundschale der Menschen hüten soll, muß reif werden, Erbarmen zu üben."

Während sie so sprachen, sah Parzival die Reiterin Kundry wieder, die ihn einst vor König Arturs Hof angeklagt hatte. Sie schalt nicht mehr, Milde lag über ihrem Antlitz. „Bist du gekommen?" fragte sie, stieg von ihrem Tier und beugte die Knie vor dem Ritter. „Die Herren des Grals warten auf dich!"

„Und was wird aus meinem Weib", bat Parzival, „wann werde ich sie wiedersehen? Und was geschieht mit meinem Freund Wolfram?"

„Dein Freund hat viel Gnade erfahren", antwortete Kundry. „Gundrun aber wird an deiner Seite als Königin walten."

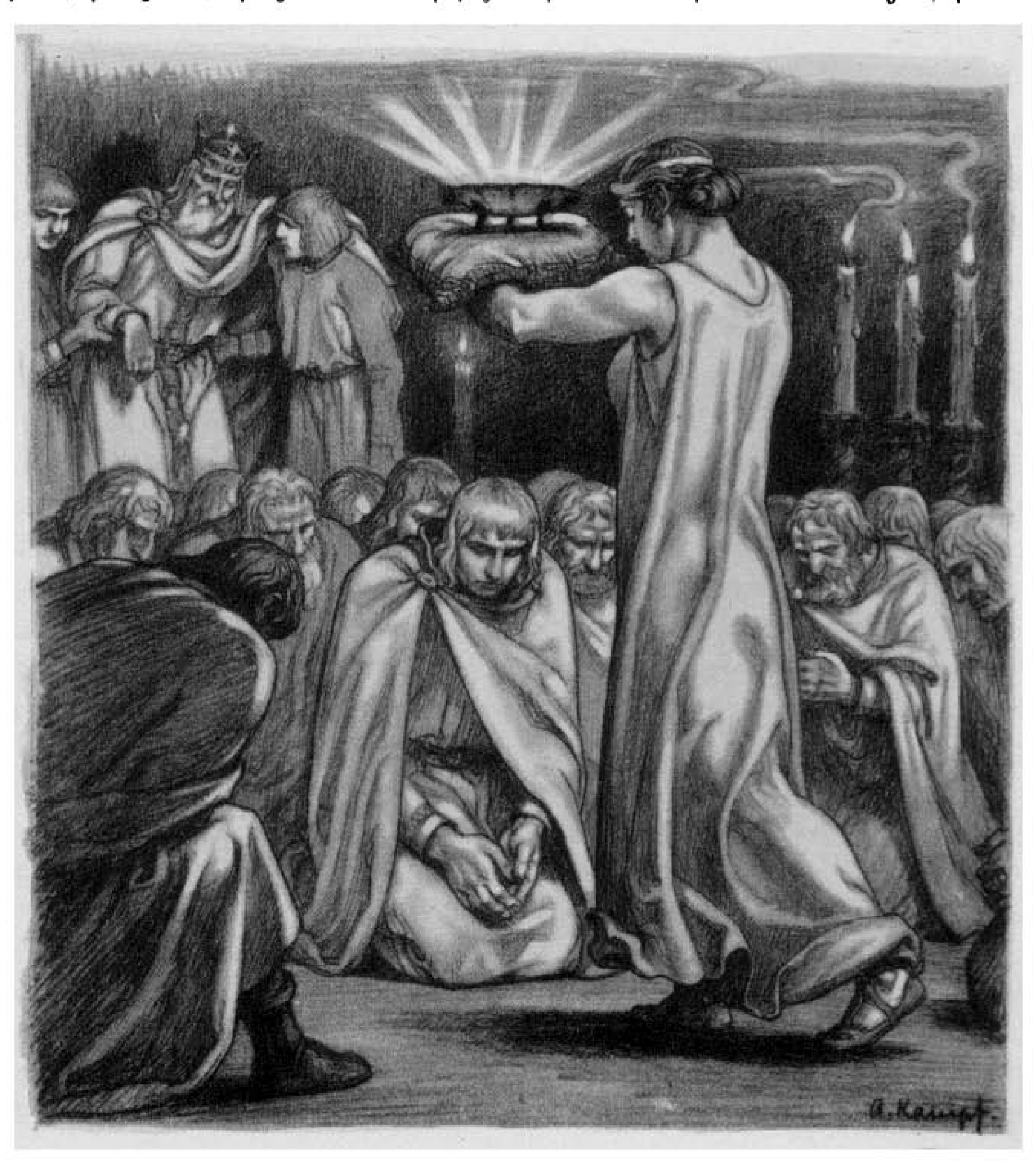
Da machte sich Parzival mit Wolfram und Kundry auf den Weg. Bald begegneten ihnen fremde Ritter; schon wollte Parzival den Speer einlegen. Kundry sagte jedoch: „Sie sind gekommen, um dich zu begrüßen; auch du sollst sie grüßen!"

Ehrfürchtig nahmen die Pfleger des Heiligtums den Gast in ihre Mitte. Über den Bergen wuchsen die Zinnen der Gralsburg empor; die Brücke hallte, als Parzival mit seinem Gefolge in den Burghof ritt.

In den Hochsaal trat er, und der kranke König lächelte. Wieder schritten die Jungfrauen mit Leuchtern in den Saal, wieder öffnete sich die Tür, und das schönste der Mädchen, des Königs milde Schwester, trug den Gral vor die Ritter. Parzival sank in die Knie, und die Herren folgten ihm.

Dann wandte er sich zum König. „Wie darf ich euch helfen?" fragte er. „Mir ist so weh um euch."

Als er die Worte gesprochen hatte, begann die Halle zu strahlen. Der Kranke reckte sich noch einmal von seinem Schmerzenslager, und die Ritter erhoben sich ehrfurchtsvoll. Dann rief der Greis sie auf, Namen bei Namen. Und er befahl ihnen, Parzival, Herzeleides Sohn, zu ehren und ihm die Treue zu schwören.



Ein Jauchzen scholl durch die Hallen der Burg; die Sonne, die untergehen wollte, warf ihren Schein durch alle Fenster auf die Schwurbrüder.

In der Frühe kam ein fremder Zug den Burgweg hinan. Der Ritter Wolfram — niemand wußte, wie er es vermocht, noch wer es ihm aufgetragen — hatte die Königin Gundrun aus ihrer fernen Stadt zum Odenwald geführt. Voll Sehnsucht war sie auf Reisen gegangen, durch eine dunkle Nacht war sie geritten — wie durch die Wolken, so schien es ihr. Zwei Knäblein hatte sie bei sich und brachte sie dem Vater.

Um Mittag riefen die Herolde, so weit die Berge reichten, die zur Gralsburg gehörten, den Namen des neuen Königs und seiner Gemahlin aus. Ein großes Fest wurde gefeiert, unerschöpflich spendete die heilige Schale Speisen und Getränke an alle, Hohe und Niedrige, Herren und Arme. Freude herrschte in den Hallen, die so lange von Seufzern und Gram erfüllt gewesen waren. Rheinauf, rheinab ritten die Frommen. Und die Recken der Burg, die in alle Welt auszogen, dienten viele Jahre Parzival, dem starken König der Gralsburg, dem Sohn der Herzeleide, dem Tumbetor und seiner segnenden Königin.

## Hans Fortunat Glückssäckel

Ein Kaufmann von Augsburg, Hans Glückssäckel, zog einst mit seinem Weib nach Zypern, um auf der Insel den Handel zu betreiben. Die Schiffe, die nach dem Heiligen Land fuhren, legten dort an, und die Pilger brachten mancherlei zurück, was man sammeln und versenden konnte.

Der Augsburger verdiente reichlich. Er war indes leichtfertigen Sinnes, und obschon sein Weib sorgte und mit Fleiß den Besitz zusammenzuhalten suchte, gab er mehr aus, als gut war und sein Handel ihm eintrug. Nach einigen Jahren wurde ihm ein Sohn geboren, und der Kaufmann änderte für eine Weile sein Treiben. Dann fing er sein altes Wesen wieder an, ritt zu Turnieren, gastete an des Königs Hof und versetzte von seinen Gütern eines nach dem andern, bis er ein armer Mann geworden war und ihm nicht Knecht noch Magd mehr gehorchten.

Nun war inzwischen sein Sohn, den er Hans oder, mit einem zyprischen Namen, Fortunatus genannt hatte, an die achtzehn Jahre geworden. Er war seinem Vater nachgeschlagen und hatte gleich ihm nicht viel gelernt, doch verstand er sich auf allerhand Herrenkünste, zumal auf Federspiel und Weidwerk. Als Hans den Vater so sehr in Sorgen sah, schlug er vor, die Eltern möchten

ihn in ein anderes Land ziehen lassen, damit er sein eignes Gut erwerben und vielleicht ihnen helfen könne.

„Es gibt noch viel Glück in der Welt", sagte Fortunat, „ich hoffe, mir wird genug davon zuteil!"

Die Eltern mußten ihm seinen Wunsch seufzend gewähren, und der Sohn dankte ihnen, daß sie ihn so wohl erzogen und soviel Mühe mit ihm gehabt hatten. Dann ging er zum Hafen hinab.

Unter den Schiffen, die am Kai lagen, war eine große Venediger Kogge, die Pilger nach Jerusalem gebracht hatte und nun die Heimfahrt suchte. Der junge Bursch wußte, daß sie dem Grafen von Flandern zu eigen sei, er hörte auch, daß der Graf gerade dem Schiffshauptmann Vorwürfe machte, er habe nicht genug Knechte an Bord. Gleich trat Hans Glückssäckel zu den Herren, zog seine Kappe und bot seine Dienste an.

„Was kannst du denn?" fragte der Graf ungeduldig und musterte ihn.

„Ich kann jagen und bogenschießen; ich kann schreiben und alle Sprachen reden, die ihr wollt. Ich kann all das, wobei eine junge Hand zugreifen darf."

Was er als Lohn fordere?

So viel, wie man seine Arbeit werte.

Da nahm der von Flandern ihn in Dienst, und Fortunat Glückssäckel blieb als Knecht auf der Kogge.

Von Zypern reiste der Graf über Venedig in seine Heimat; es hieß, er solle sich mit der Tochter des Herzogs von Kleve vermählen. Unterwegs kaufte er sich edle Pferde und schöne Kleider. Dabei konnte Fortunat ihm nützlich sein; er verstand Welsch wie Deutsch und wußte gewandt zu handeln. Auch war er morgens der erste und abends der letzte im Dienst, das gefiel seinem Herrn. Die anderen Knechte allerdings verdroß es, sie sagten, der Teufel habe ihnen in Zypern einen Nichtsnutz an Bord geschickt.

Als sie nun in Flandern die Hochzeit feierten und die Fürsten und Herren bereits um hohe Preise ihr Speerstechen geritten hatten, da setzte der Graf auch seinen Dienern und den Dienern der Gäste zwei Kleinode zum Wetteifern aus. Am ersten Tag gewann ein Kellermeister des Herzogs von Brabant, am zweiten wurde dem jungen Hans Fortunat der Preis zugesprochen. Das ärgerte die anderen Knechte, sie forderten den Brabanter auf, den Gewinn gegen Hans Fortunat noch einmal einzusetzen und vor allen Jungfrauen darum zu kämpfen. Sogar einige der hohen Herren kamen auf den Plan, als sie davon hörten.

Die beiden Reiter waren zunächst einer des anderen wert. Im vierten Gang

aber rannte Hans Fortunat den Brabanter so an, daß der hinter seinem Gaul zu sitzen kam und so beide Preise verloren hatte.

Haß und Neid wurden indes nicht geringer, niemand gönnte Fortunat seinen Sieg.

Unter den Dienern des Grafen von Flandern war einer, der hieß Rupert. „Gebt mir zehn Kronen", sagte er zu seinen Gesellen, „so will ich den aus Zypern dazu verleiten, daß er aus freien Stücken davonreitet." Als die Neidinge das hörten, waren sie gern bereit, zu sammeln, und brachten sogar fünfzehn Kronen zusammen, nur damit Hans Fortunat aus des Grafen Dienst käme.

„Rede mir aber niemand dazwischen", verlangte Rupert, und alle gelobten es ihm.

Von da an gesellte sich der alte Knecht des Grafen öfters zu Hans Fortunat und sprach freundlich mit ihm über dies und das, was sich so früher in den Niederlanden zugetragen hätte. Er lief mit ihm auch in die Schenken und lud ihn zu Wein und schönen Buhlen ein. Wenn sie dann heimkamen und Hans Fortunat dem Freund erstatten wollte, was er ausgelegt hatte, murmelte Rupert, es sei alles aus Brüderschaft geschehen und dergleichen mehr. So gewann er Hans Glückssäckels Vertrauen, bis das Geld auf die Neige ging.

Als es so weit war, fiel ihm sein Versprechen ein; er trat eines Abends in des andern Kammer, redete über gute und schlechte Herren und schien in schweren Sorgen.

„Ja, ja", erzählte er, „wir haben gewiß einen vortrefflichen Dienst gefunden, ich meine jedoch, die Fürsten und Grafen trauen uns armen Knechten zu wenig. Denk an, ich habe gehört, bei der jungen Gräfin kämen jetzt viele schöne Frauen zu Gast, und die vier besten von uns sollten sie bedienen. Dabei wollen die Herren es aber gleich dem Sultan halten und uns ein Mittel antun, daß wir allen Mädchen leid werden. Ich weiß nicht, Freund, ob wir nicht lieber anderen Dienst nehmen. Sprich nicht darüber", mahnte der falsche Freund und tat, als sei es ein besonderes Geheimnis, das er da verriet.

Fortunat erschrak sehr, an solchem Herrn war ihm nicht gelegen. Er ließ alles, was für ihn beim Grafen an Lohn stand, im Stich, steckte zu sich, was er unter der Diele verborgen hatte, und machte sich noch in der Nacht aus dem Staub. Nicht einmal seinem Freund Rupert gab er Bescheid, er fürchtete, der könnte ihn festhalten. Bis ans Ende Flanderns, bis zur Stadt Dünkirchen ritt er in einem Zug, und weil dort gerade ein Schiff nach England ging, sprang er, huihupp, an Bord und atmete erst auf, als die Segel im Winde flatterten.

Der Graf von Flandern rief am nächsten Morgen vergeblich nach seinem besten Diener Hans. Es tat ihm leid um ihn, er forschte auch, wer ihn wohl

vertrieben hätte. Schließlich log Rupert sich etwas zurecht. Er meine sich zu erinnern, sagte er, daß ein Bote aus Zypern vorgesprochen und Nachrichten aus der Verwandtschaft gebracht habe. Vielleicht sei Fortunat eine große Erbschaft geglückt, oder eine Fürstin der Sarazenen warte auf ihn. Der Graf ärgerte sich über das dumme Gewäsch, aber er vergaß langsam, nach seinem Diener zu seufzen.

Der war inzwischen zu Schiff nach England gelangt, und zwar geradeswegs in die Hauptstadt jenes Landes, die Lunden oder London heißt. Kaufleute aus aller Welt kamen dort zusammen und betrieben ihr Gewerbe.

Als Hans Fortunat nun so am Hafen auf und ab ging, befreundete er sich mit zweien, die waren aus Zypern und wußten sich wenig Rat; sie kannten weder die englische noch die niederdeutsche Sprache, deren sich die Kaufleute in London bedienten. Überhaupt taugten die beiden nicht zum Handel, vertranken, was sie durch den Verkauf ihrer Waren erzielten, und hatten, das merkte Hans Fortunat bald, eine unnütze Rotte Buben um sich, die nur wegen ihres Wohllebens mit ihnen lief. So trieben die aus Zypern es ein halbes Jahr, dann waren sie ihres Geldes und ihrer Waren ledig.

Hans Glücksäckel hatte zu ihnen gehalten und mit ihnen vertrunken, was ihm selbst durch Handeln und Verhandeln in London an Gut zugefallen war. Jetzt hatte er blanke Taschen gleich seinen Freunden und mußte neuen Dienst suchen. Er ging also des Morgens in die Lombardenstraße, wo die Leute sich verdangen, und war froh, als ein reicher Kaufmann aus Florenz ihn annahm. Er hieß Roberti, und unser Hans im Glück gewann sein Vertrauen.

Im gleichen Haus, in dem der Herr Roberti seinen Handel betrieb, wohnte noch ein Landsmann des Florentiners, Andreas mit Namen. Er hatte sein Gut zu Brügge in Flandern vertan, saß in London fest und zog Wechsel auf seinen Vater. Am Ende hatte er allen Glauben unter den Kaufleuten verloren, und Andreas kam auf mancherlei sonderbare Einfälle. So erinnerte er sich eines in Flandern gefangenen englischen Ritters, der ihm viel Geld versprochen hatte, wenn er aus der Haft gelöst würde; er hatte ihm die Namen vieler Freunde und auch den eines Herrn Roberti genannt. Der Ritter war im Dienst des englischen Hofs in Haft geraten, sein König tat indes nichts für ihn, weil er, wollte er alle Gefangenen mit tausend Kronen lösen, kein Geld noch Gut übrigbehalten hätte.

Jenem Andreas fiel in seiner Not ein, daß der Herr Roberti im Hause vielleicht der gleiche sei wie der, den der arme Ritter ihm genannt hatte, und fragte ihn. Er hatte Glück. Der Florentiner wollte zwar selbst nichts für den in Flandern tun, er gab Andreas aber Geld, so daß er sich kleiden, zum

König gehen und bei seinen Räten noch einmal für den Unglücklichen bitten konnte.

Bei Hofe sperrte Andreas ja Augen und Ohren wohl auf. Während er wegen des Gefangenen verhandelte, hörte er, wie ein englischer Edelmann dem König köstliche Kleinode anpries, die der seinen Freunden nach Burgund senden wollte. Andreas gesellte sich zu ihm, er lud den Engländer in Robertis Haus und prahlte, er selbst hätte noch allerhand, was er dem Herrn zum Ankauf bieten könne; der König hatte nämlich inzwischen beschlossen, seinem Freund, dem Herzog von Burgund, ein größeres Geschenk zu machen.

Seinem Landsmann Roberti erzählte Andreas währenddes, der Edelmann des Königs komme wegen des gefangenen Ritters, er möge ihn gut bewirten, aber nicht von der Sache sprechen, es solle heimlich zugehen.

Nun saßen die beiden Florentiner, Roberti und Andreas, der redliche und der unredliche, mit dem englischen Gast zusammen und tischten lange. Nach der Mahlzeit suchte Roberti wieder seine Schreibstube auf. Da sagte Andreas eilig zu dem Fremden: „Kommt mit in meine Kammer, ich will euch die Kleinode sehen lassen." Der Edelmann folgte, er hoffte auf einen guten Handel. Kaum aber war Andreas mit ihm allein, stach der den Gastfreund nieder, zog dem Sterbenden den Ring ab und nahm ihm das Schlüsselbund vom Gürtel.

Mit den Schlüsseln lief er durch die Straßen zur Frau des Ritters.

„Hier sendet euch euer Gemahl Ring und Siegel", sagte er. „Ich soll ihm das Kästlein bringen, in dem die Kleinode liegen."

Die Frau glaubte dem Ruchlosen, die beiden suchten überall, fanden das Kästlein mit den Edelsteinen aber nicht. In bösem Mut kehrte der Mörder darauf zu Roberti heim.

Dort hatten die Diener inzwischen den toten Edelmann entdeckt, klagten laut und schrien ihn an: „Was hast du getan?"

„Was wollt ihr nur", erwiderte der Verbrecher, „er ging mir zu Leibe, da mußte ich ihn erschlagen. Macht kein Geschrei, damit es nicht vor den König kommt! Es könnte allen Lombarden schlecht ergehen." Dann verbarg er den Leichnam in der Dunggrube und machte sich aus dem Staube.

Als der schlimme Tag vergangen war, kehrte auch Hans Fortunat von Sandwiek, wo er ein Schiff mit seines Herrn Gut beladen hatte, ahnungslos nach London zurück. Er wunderte sich, wie bedrückt Händler und Diener waren, erhielt jedoch keine Antwort.

Die Frau des englischen Edelmanns suchte ihren Gemahl, als er nicht heimkam, und lief schließlich zum König. Der geriet in Sorge um die Kleinode und schickte seine Gerichtsknechte aus. Sie verhörten die Frau und danach auch

den, der den Vermißten zu sich eingeladen hatte, nämlich den Herrn Roberti. Das Weib erzählte, daß noch ein anderer mit Siegel und Schlüssel ihres Mannes von Roberti gekommen sei, um die Kleinode zu holen, daß man das Kästlein jedoch nicht habe finden können. Der König befahl zunächst, im Haus Kisten und Behälter aufzubrechen, dann ließ er Roberti und all die Seinen verhaften, Mann, Frau, Schreiber, Diener, Mägde und Hans Fortunat dazu. Zugleich untersuchten die Gerichtsknechte den ganzen Hof und entdeckten den Toten. Sie riefen Mord, und alle Engländer erhoben ein großes Geschrei über die Florentiner, die den Londoner Edelmann erschlagen hätten.

Nun verhörte der Henker die Gefangenen, aber Hans Fortunat bekannte nichts, so sehr man ihn peinigte. Er wußte ja auch nichts, weil er in Sandwiek gewesen war.

Die Kleinode fanden sich trotz eifrigen Suchens nicht an. Da wurde der König zornig, er befahl, alle Leute, die zum Haus Robertis gehörten, aufzuhängen. Einen neuen Galgen ließ er zwischen Stadt und Westminster bauen, dort henkte man zunächst die Mägde, sodann ihre Herrin und ihren Herrn, endlich auch das übrige Gesinde, einen nach dem andern. Dem Richter aber, der dabei war, schlug das Gewissen, weil er meinte, daß Hans Fortunat in Sandwiek und nicht in London gewesen war, als der Mord geschah. Er packte also den letzten der Verurteilten beim Kragen und gab zwei Knechten Befehl, ihn irgendwie aus dem Lande zu schaffen.

Hans Glücksäckel gelangte wirklich auf einer Bark bis unter die französische Küste. Dort fuhr ein großer Sturm über die See, das Schiff scheiterte, und er rettete sich mit Mühe ans Ufer.

Die vermißten Kleinode fand man bald danach in des Edelmanns Bettstatt. Die Frau ging selbst zum König von England, um ihm das Kästchen auszuliefern, und dem gefiel ihre Ehrlichkeit so gut, daß er die Witwe mit einem Mann seines Hofes verlobte, um ihr Leid zu trösten.

Fortunat irrte währenddessen in Frankreich längs der Küste durch große dunkle Wälder. Er litt argen Hunger und hatte viel Furcht vor wilden Tieren. Wölfe folgten ihm, und eines Tages bestieg ein Bär den Baum, auf dem der Flüchtling schlief. Fortunat mußte auf den höchsten Ast klettern und mit seinem Degen um sich hauen, nur um dem Tier zu entkommen. Danach lief er ohne viel Hoffnung weiter durch den Wald und bat Gott, ihn doch wenigstens ein lebendes Wesen sehen zu lassen. Müde zum Sterben warf er sich auf den Boden, schlief ein, erwachte aber bald wieder und sah eine schöne Frau vor sich. Die fragte ihn erstaunt, woher er sei und was er im Lande suche.

Fortunat klagte ihr sein Leid.

„Höre“, antwortete sie lachend, „ich bin die Frau Sälde, das ist die Frau Glücksbringin, und kann dir wohl helfen. Ich will dir etwas verleihen nach deinem Wunsch. Wähle zwischen langem Leben, Weisheit, Reichtum, Stärke, Gesundheit und Schönheit!“ Hans bedachte sich nicht, er wünschte sich vor allem, daß er immer Geld genug im Säckel hätte. Die fremde Frau war traurig, aber vielleicht hatte sie bei diesem Burschen nichts anderes erwartet. Sie reichte ihm also ein Täschlein und sagte: „Sooft du hineingreifst, einerlei, wo du auch bist, findest du darin zehn Goldstücke in des Landes Währung. Und solange du und deine Kinder leben, soll der Glückssäckel erhalten bleiben. Damit du aber lernst, Gutes zu tun, sollst du alle Jahre einen armen Hausvater, der eine verlobte Tochter hat, kleiden und ausrüsten und ihm vierhundert Stück Goldes geben.“

Da war dem Fortunat oder dem Hans Glückssäckel, der er nun wirklich geworden, zum besten ausgeschlagen, daß er sich in dem weiten Hagen verirrt hatte. Die schöne Frau Sälde brachte ihn sogar noch auf einen gebahnten Weg und zeigte ihm eine große Herberge im Wald. Hei, das gefiel dem Burschen! Er versuchte den Säckel gleich einmal auf seine Ehrlichkeit und fand wahrhaftig zehn Goldstücke darin. Die warf er auf den Tisch des Wirtshauses und befahl, das Beste aufzutragen, was es gäbe.

Zwei Tage blieb Hans Glückssäckel im Krug, ließ es sich wohl sein, bezahlte alles nach Verlangen und wanderte danach weiter bis an den Rand des Waldes, um eine vornehmere Schenke zu suchen. Nun war bei dem neuen Wirt ein Kaufmann, der brachte Rosse zum Herzog der Bretonen. Der Herzog wollte dem Händler aber nicht soviel geben, wie er für die Tiere forderte. Als Hans Glückssäckel das hörte, kam ihn das Gelüst an, selbst Pferd und Wagen zu besitzen; er ging zum Händler, gab ihm, was er begehrte, und befahl dem Wirt auch, daß er ihm gegen gutes Mäklergeld zu reisigen Knechten verhülfe.

Dem Herzog kam zu Ohren, daß ein Fremder die Rosse gekauft hätte. Er geriet außer sich, schickte zu dem Wirt, verhörte ihn wegen des Käufers und erfuhr, daß der nicht einmal ein geborener Edelmann sei. „So hat er das Geld gewiß gestohlen oder einen anderen darum ermordet“, schrie der Erregte. „Fangt ihn, meine wackeren Bretonen, und befragt ihn, von wannen er ist und woher er seinen Reichtum hat.“

Nun vermochte Hans Glückssäckel ja sein Geheimnis nicht zu verraten, er hätte das Beutelchen sonst für immer verloren. Er mußte es also auf sich nehmen, daß man ihn wie einen Übeltäter peinigte und mit schweren Gewichten in die Folter hängte. Er log dies, er log das und log schließlich irgendwas, nämlich, daß er das Geld gefunden hätte. Da entschied der Herzog von



Bretonien, daß, was immer in seinen Wäldern läge, ihm gehöre; er begnadigte den armen Sünder, nahm ihm die Rosse und alles, was er sonst besaß, und ließ ihn aus seinem Land treiben.

Hans Glücksäckel wußte nicht recht, ob es gut war, daß er Reichtum statt Weisheit gewählt hatte; als er jedoch nach der Stadt Nantes kam, wo man mit Speerstechen und Tanzen ein Fest feierte, hatte er schon wieder seine Freude daran, immer Gold im Säckel zu wissen. Er war aber vorsichtig geworden, kaufte zunächst schöne Gewänder, danach ein Roß ums andere, dingte nach einer Weile einen Knecht, kleidete ihn, nahm dann einen zweiten und zahlte den Wirt bar. Das gefiel dem Gierhals, er griff an seine Kappe, wenn der

Gast nur in die Nähe kam, setzte ihn zu den Vornehmen oben an die Tafel und gab ihm manchen Rat.

Dabei lernte Hans Glückssäckel auch einen armen Edelmann aus Irland kennen, der hatte zwei Kaiserreiche und zwanzig Königtümer durchfahren und war doch nicht reicher davon geworden. Als der nun dem fremden Gast von seinen Reisen erzählte, horchte Hans auf; es schien ihm gut, ähnliche Reden führen zu können. Er nahm jenen Lupold, so hieß der Irländer, deshalb beiseite und sagte ihm: „Ich möchte gern reisen wie ihr und will euch Pferd und Sold geben und einen Knecht dingen. Wollt ihr mich begleiten?" Der andere war einverstanden; sie versprachen einander die Treue, und der neue Herr zog gleich zwanzigmal zehn Kronen unterm Tisch hervor. Da staunte der arme Lupold.

Hans Glückssäckel ritt mit dem Freund bald durch das ganze Deutsche Reich. Erst ging es nach Nürnberg und Augsburg, dann nach Konstanz, nach Basel, Mainz, Köln und Brügge. Später ließ der Reisende sich England zeigen, als sei er noch nie dort gewesen, und gelangte gar bis Edinburg, das ist die Hauptstadt von Schottland, die neun Tage von der der Engländer entfernt liegt. In Schottland bekam Lupold Heimweh nach Weib und Kindern, er lockte Hans Fortunat nach Irland. In der Stadt Waldrik war er daheim, duldete es gern, daß der reiche Freund sein Weib, seine Söhne und seine Tochter ausstattete, und wollte ihm danach wieder folgen, um gemeinsam weiter die Welt zu besehen. Vorher aber zeigte er dem Herrn Glückssäckel noch die Stadt Wernichs, in der liegt eine große Abtei, durch die man zur Hölle hinabsteigen kann. Gleich hinter dem Altar öffnet sich die Höhle, die Sankt Patriks Fegefeuer heißt.

Als der Abt von Wernichs erfuhr, daß ein weitgereister Deutscher gekommen sei, lud er ihn ein, das Fegefeuer zu besuchen. Hans Glückssäckel schenkte dem Abt ein Faß des besten Weines, ließ sich dafür die Geschichte des heiligen Patrik erzählen und kletterte wirklich mit seinem Gefährten in die Höhle hinein. Die Priester segneten die zwei Mutigen und schlossen die Tür hinter ihnen.

Lupold und Hans Glückssäckel nahmen einander bei der Hand, sie hörten von fern ein jämmerliches Geschrei, als würden eine Menge Leute gepeinigt, waren mehr neugierig als tapfer und versuchten, einen guten Ausblick zu gewinnen. Dabei verliefen sie sich und irrten wohl drei Tage im Dunkel umher. Es war ein Glück, daß der Abt schließlich einen alten Mann, der die Höhle einst mit Schnüren abgemessen hatte, zum Suchen ausschickte. Der Greis stieß auf die beiden Verirrten und brachte die Hungernden und Zitternden aus der Tiefe herauf.

Hans Glücksäckel hatte genug vom Fegefeuer! Er schenkte dem Kloster hundert Gulden und nahm eilig Abschied von allen Fremden und von der Insel Hibernia, das ist Irland; es war ihm doch nicht recht wohl beim heiligen Patrik gewesen. Danach reisten die Herren über Paris durch die spanischen Lande, setzten nach Rom über und ritten nach Venedig.

In Venedig wurde gerade eine große Kogge ausgestattet, auf der fuhr eine Gesandtschaft zu dem neuen Kaiser von Byzanz, der seinen Sohn krönen lassen wollte. Die zwei Abenteuerlustigen baten um Plätze, erreichten glücklich das Ziel der Reise und erhielten Herberge.

Der Wirt, bei dem sie sich eingemietet hatten, war aber ein Dieb, er merkte sich Gäste, die gutes Geld bei sich führten, und hatte einen heimlichen Eingang in Hans Glücksäckels Kammer. Während die Herren den Festen in Byzanz zusahen, untersuchte der Herbergsvater Bündel und Mantelsack, fand nichts und meinte wohl, der Gast trüge sein vieles Geld irgendwo eingenäht im Wams. Er beobachtete ihn also und gewahrte, daß Fortunat Geld unter dem Tisch hervorholte, wenn er bezahlte.

An dem Tag, an dem Fortunat wie alljährlich ein armes Mädchen ausstatten und ihm dazu vierhundert Stück Goldes geben sollte, beriet ihn der Wirt bei der Wahl und sah dabei, daß der Herr Glücksäckel die vierhundert Stück Goldes schon bei sich führte. Er schlich sich deshalb zur Nacht in die Kammer, untersuchte alles, nahm dem armen Lupold einen Gurt mit zehn Dukaten fort, die er bei sich trug, schnitt auch dem Herrn Hans den Säckel ab und warf ihn wütend unter die Bettstatt, weil er ihm leer schien. Dann machte er die Fenster auf, als wären Diebe von der Gasse hereingestiegen.

Die Männer erwachten anderntags spät, und Hans Glücksäckel erschrak, weil die Lederriemen durchschnitten waren, an denen er das Geldbeutelchen befestigt hatte. Er entsetzte sich so sehr, daß er wie ohnmächtig hinsank. Lupold und die Knechte mußten ihn salben und reiben, damit er wieder zur Vernunft käme. Vorm Wirt jammerte Hans Glücksäckel noch ärger; er fürchtete, in den Turm geworfen zu werden, weil er die Rechnung nicht bezahlen konnte. „Hätte ich nur meinen Säckel zurück“, schrie er, „es war ein Wechselbrief darin, der für niemand einen Pfennig Wert hat.“

Der Wirt geriet in Sorge um seine Zehrung, er spürte auch Barmherzigkeit mit dem Jammernden, kroch unters Bett und tat, als fände er den Säckel. Kaum wandten die Leute den Rücken, da erprobte Hans Fortunat, ob das Leder noch die alte Kraft besäße, und freute sich, als es ihm gelang, Gold herauszuziehen. „Ach“, seufzte er, „wer sein Gut verliert, der verliert auch die Vernunft. Ich habe wohl arg geklagt, meine Freunde? Weisheit wäre doch

mehr wert gewesen als Reichtum; Stärke, Gesundheit, Schönheit und langes Leben scheinen mir heut besser als alles Gut!" Sie verstanden ihn nicht und glaubten, er sei noch närrisch vor Schrecken.

In den nächsten Nächten hielten Glückssäckel und Lupold brennende Kerzen in ihrer Kammer, und jeder legte sein bloßes Schwert neben sich, damit sie nicht wieder beraubt würden. Den Säckel bewahrte Herr Hans fortan so, daß niemand ihn stehlen konnte. An einem der Tage feierte er auch eines armen Mädchens Hochzeit. Der Vater war ein Schreiner, dem es im Leben nicht gut gegangen war; er meinte, Gott hätte ihm jemand vom Himmel gesandt.

Der Wirt wurde gewahr, daß sein Gast immer noch allerhand Dukaten bei sich trug, und weil er nicht gesehen hatte, daß der Fremde inzwischen in einem Wechselhaus gewesen war, schlug er sich vor den Kopf und nannte sich einen Narren, daß er das Geld nicht gefunden hatte. Beim nächsten Abendtrunk gab er deshalb den Gästen Wein, der sie schlafen machte, bohrte ihre Kerzen an, tat Wasser hinein, daß sie erlöschen mußten, und kroch nachts wieder durch die heimliche Tür. Zuerst begann er unter Lupolds Kopfkissen zu suchen. Der aber war mit dem Wein vorsichtig gewesen, wie es alten Leuten geziemt, lag noch wach und packte leise sein Schwert. Als der Dieb sich rührte, stieß er nach ihm und traf ihn so, daß der schlimme Wirt ohne Ach und Weh tot niederfiel. Dann sprang der Ritter auf und schrie die Knechte an, warum sie das Licht gelöscht hätten.

Rasch zündeten die eine frische Kerze an, dabei fanden sie den Toten in der Kammer, und die Herren gerieten in arge Not. Lupold glaubte schon, es ginge um Kopf und Kragen, und Hans Glücksäckel hatte Furcht, was mit seinem Lederbeutelchen würde, wenn man ihn nackt auszög und peinigte.

Endlich sagte Lupold: „Die Sache ist geschehen, wir können den Dieb nicht wieder lebendig machen. Helft mir, ihn in den Brunnen zu werfen. — Gebt acht", riet er weiter, „daß in der Frühe niemand bedrückt erscheint, und tut, als hätten wir längst vor, die Stadt zu verlassen." Sie schenkten den Knechten und Mägden des Hofes guten Malvasier, baten, Wirt und Wirtin zu grüßen, saßen auf und ritten eilig über die Grenze von Byzanz in das Land des türkischen Kaisers.

Nun wußte Lupold, daß in der Grenzstadt ein Amtmann des Sultans wohnte, dem war befohlen, Pilgern und Kaufleuten behilflich zu sein. Hans Glücksäckel gab sich und die Seinen also für Wallfahrer aus, ließ sich einen Geleitsbrief schreiben, nahm türkische Knechte und ritt an des Sultans Hof. Die Reisenden sahen sich um, manches gefiel ihnen und manches schien ungut; am ärgsten war das Gehabe der Überläufer des eignen Volkes am fremden

Hof. So kehrten sie um, zogen durch die Walachei, durch Bosnien und Dalmatien, besuchten Ofen, die Hauptstadt der Ungarn, dann Krakau in Polen, auch Kopenhagen und Stockholm. Bis Bergen reisten sie, segelten dann durch das deutsche Meer zurück und ritten an der Elbe hinauf bis Prag. Von da begaben sie sich durchs Herzogtum Sachsen und durchs Frankenland nach Augsburg, der Stadt, wo viele Kaufleute und Freunde saßen. Über all diese Reisen, die manches Jahr dauerten, schrieb Hans Glückssäckel ein Büchlein und hob alle fürstlichen Geschenke sorgsam auf.

In Augsburg erfuhr er vom Tod seiner Eltern. Sie waren eines Tages von Zypern heimgekehrt und hatten wohl auf ihn gewartet. Es reute ihn bitter, daß er sich nicht früher um sie bekümmert hatte, und er bedachte wieder, daß auch ein Glückssäckel nicht immer taugt, wenn man darüber die Pflichten des Dankes und der Liebe vergißt.

Weil ihm das Land aber so gut gefiel, beschloß Hans Glückssäckel, sich nach seinen Reisen auszuruhen und der Muße zu pflegen.

Er ließ sich also ein prächtiges Haus bauen, gerade zwischen Franken und Schwaben, errichtete daneben eine große Kirche und stiftete eine Propstei mit zwölf Kaplanen, die allezeit für ihn singen und lesen mußten. Dreihundert Dukaten bekam der Propst und hundert der Kaplan für jedes Jahr. Dann bedachte Herr Hans bei sich — denn er war insgesamt fünfzehn Jahre auf Reisen gewesen —, daß ihm eine Hausehre wohl anstehen würde, und daß es Zeit sei, sich eine Gemahlin zu suchen.

Als man davon hörte, stattete jedermann, arm und reich, edel und unedel seine Töchter mit Kleidern und Kleinoden aus, und mancher hoffte: „Vielleicht gibt Gott meinem Kind das Glück, Herrin auf dem neuen Schloß zu werden!"

Es wohnte auch ein Herzog in der Nähe von Augsburg, der erfuhr von dem Fremden, der in sein Reich gekommen war, und freute sich über den wohlhabenden Gast. Ihm fiel ein, daß einer seiner Grafen drei Töchter hatte, eine schöner als die andere, und es dünkte ihn klug, wenn man den Unbekannten durch eine Ehe im Lande behielt. Er ließ den Grafen also wissen: „Dein Nachbar hat Geld genug, um viele Äcker und Burgen zu kaufen, dazu hat er manches Reich durchfahren und kann uns von Nutzen sein. Seine Häuser und Kirchen habe ich gesehen, er hat alles gut ausgerüstet. Sorg dich um deine Töchter! Mir gefiele schlecht, wenn er ein Weib ohne höfische Zucht in seine Burg nähme."

Der Herzog bestellte die drei Töchter sogar in sein eigenes Schloß, gab ihnen eine Hofmeisterin, lud auch den fremden Edelmann hinzu und sprach mit ihm über den Ehestand.

Als Hans Glücksäckel die drei Jungfern sah, wurde ihm die Wahl schwer. Der Herzog versuchte, sie ihm zu erleichtern, er sagte der Ältesten: „Bist du lieber bei Hofe oder bei deinem Vater?"

„Ich bin, wo es meinen Vater gut dünkt", entgegnete sie, „seinen Geboten gehorche ich."

Das war hübsch geantwortet, der Herzog fragte aber auch die zweite. „Nun, wie ist es mit dir? Hast du deinen Vater lieber oder deine Mutter?"

„Ich habe beide gleich lieb", versetzte die Jungfer, „wenn ich indes einen von ihnen lieber hätte, so würde ich es nicht sagen, weil sie beide soviel Sorge auf mich verwandten."

Das zeugte ebenfalls von einem guten Sinn. Der Herzog fragte indes auch die dritte noch — Kassandra hieß sie: „Wenn hier ein Tanz geboten wäre und dein Vater sagte, Tochter, geh zum Tanz, und die Mutter beföhle, gehe nicht, was würdest du tun?"

„Wenn Vater und Mutter uneins wären, so würde ich meinen Herzog um Rat bitten", antwortete der Schelm und verbeugte sich.

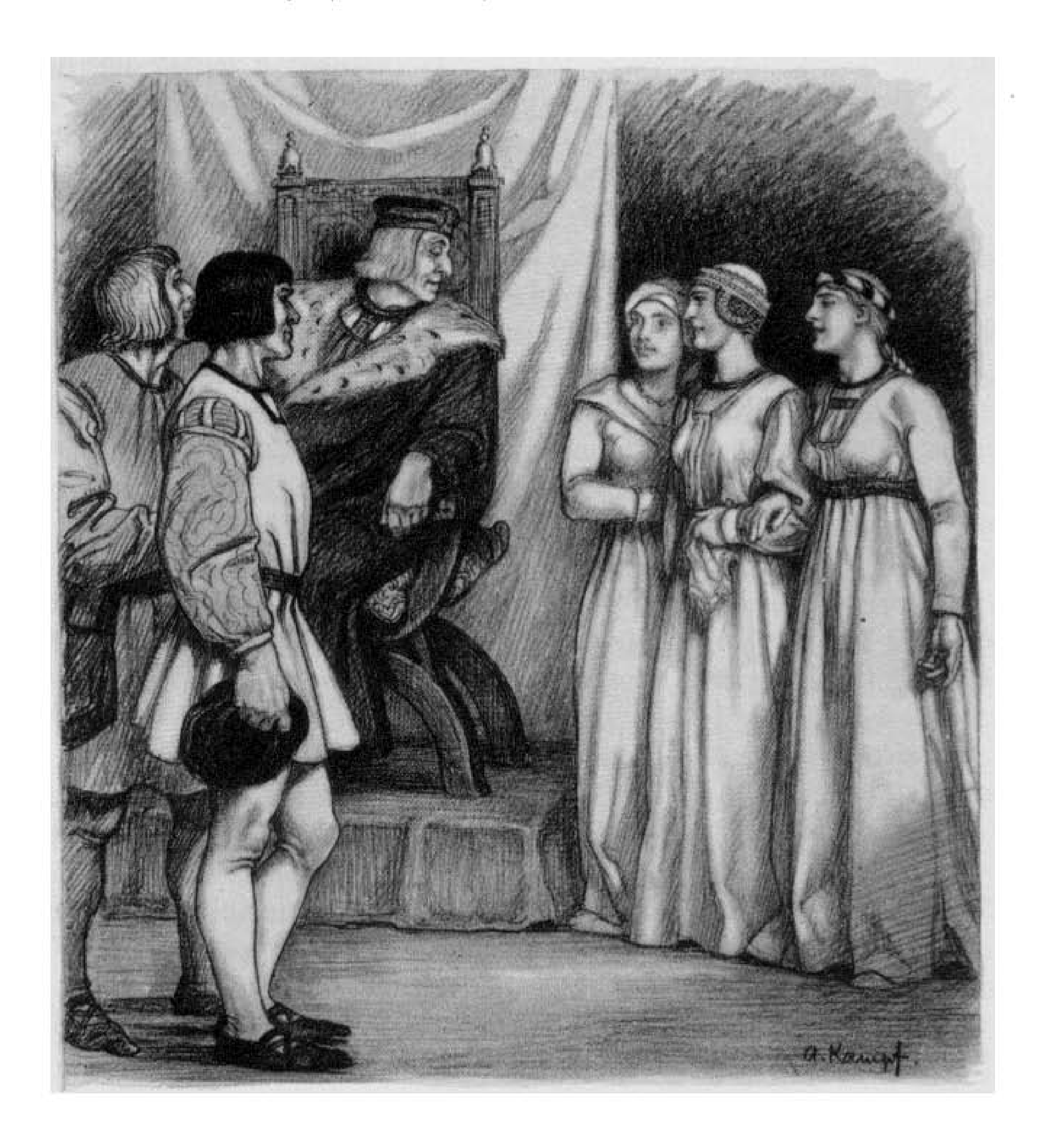
Am Abend besprach Hans Glücksäckel sich mit seinem Freund Lupold, alle drei Mädchen hatten ihm gut gefallen. Als sie dann aber verabredeten, daß jeder über Nacht den Namen der Besten mit Kreide über sein Bett schreiben sollte, da hatte am Morgen die Jüngste gewonnen. Sie hatten beide „Kassandra" gewählt.

Die Mutter der drei jungen Gräfinnen war indes hoffärtig und hatte Einwände dagegen, daß ihre schöne Tochter mit einem Mann verheiratet werden sollte, der nicht Namen noch Rang trug. Hans Glücksäckel ging deshalb hin, kaufte ein Fürstenschloß und setzte für sein Weib fünftausend Dukaten als Morgengabe aus. Da wurde die Kirche gerüstet und das Hochzeitsmahl bestellt. Drei Kleinode lobte der neue Burgherr aus, Ritter und Edelleute stachen drei Tage darum.

Von nun an verbrachte Hans Glücksäckel die Zeit in Freuden mit seiner jungen Frau. Nach einem Jahr gebar sie ihm einen Sohn, danach noch einen. Dann vergingen zwölf Jahre, und Vater und Mutter warteten mit Schmerzen, sie hätten sich nach den Söhnen wohl gern einige schöne Töchter gewünscht.

Lupold wohnte während der ganzen Zeit bei seinem Herrn; er hatte keine Lust mehr, nach Irland heimzureisen, und meinte, er könnte es nirgends besser haben denn in seiner neuen Heimat. Als er gebrechlich wurde, bestellte er sich ein eignes Hauswesen, verwaltete aber seines Herrn Gut, solange es noch in seinen Kräften stand, und half allen Bettlern und Fremden, die in die Tür traten. Und Hans Glücksäckel spürte seine Treue überall.

Zu der Zeit lebte im Dienst des Sultans von Alexandrien ein Venediger Kaufmann mit Namen Malochando, der wußte mehr von Hans Glückssäckel, als der wohl hätte wünschen mögen. Er war nämlich einstmals gleich unserem Hans Fortunat der schönen Frau Sälde begegnet, dabei hatte sie ihm fünf Dinge angeboten, nämlich: Weisheit, Stärke, Gesundheit, Schönheit und ein langes Leben. Malochando hatte eine Weile überlegt, was er wählen sollte, dann hatte der Gierhals gefragt, ob es nicht noch ein anderes gäbe. Die Zauberin war traurig. Wenn er an Reichtum dächte, hatte Frau Sälde ihm geantwortet, käme er zu spät. Den hätte sie vor einem Jahr schon an einen



jungen Gesellen verschenkt. Malochando hatte gefragt, wie das zugegangen sei, und war in Zorn geraten; er wollte nichts anderes als das, was der Frau Fortuna gerade fehlte, und war seines Weges gezogen. Seitdem suchte er in aller Welt, wo wohl der Bursch geblieben sei, der den Glückssäckel der Frau Sälde bei sich trug.

Die Kunde von dem reichen Mann aus Zypern, der sich bei Augsburg ein Schloß, schöner als alle andern, hatte bauen lassen, war bis nach Ägypten gedrungen. Malochando war deshalb als Pilger verkleidet nach Augsburg gereist und hatte die Leute auf ihren Säckel geprüft, vorall den reichen Herrn Hans, der, so schien es ihm, unermeßbare Schätze besaß, niemand wußte woher. Mit anderen Pilgern und Händlern zog er in mancherlei Gestalt und Verkleidung in Glückssäckels Burg, um sich umzusehen und umzuhören.

Als Lupold eines Tages wieder in seines Herrn Haus Pilger und Kaufleute empfing und Notleidenden half, die ihm aus aller Welt zuströmten, war unter ihnen auch einer, der kam vom Hof eines Sultans von Persien oder Indien und wollte in Augsburg handeln. Lupold lieh ihm auf seine Bitte einige Dukaten, und weil der Fremde ungeschickt schien und nicht wußte, wo er sie hineintun sollte, nahm er einen schäbigen Säckel vom Tisch, den hatte sein Herr – so dünkte ihn – vergessen oder weggeworfen, als er zur Messe ging.

Auf dieses Beutelchen hatte der andere es abgesehen. Er wußte kaum, wie rasch er das Schloß verließ. Schon in seiner Herberge versuchte Malochando – der war es ja – zu erproben, ob er das Rechte hätte. Als er sich davon überzeugt hatte, floh er Hals über Kopf aus dem Lande, um in Venedig ein Schiff nach Alexandrien zu besteigen.

Kurz nachdem Lupold das Beutelchen verschenkt hatte, war Hans Glückssäckel eilig aus der Kirche gekommen. Er hatte überall nach dem Säckel gesucht, aber nicht verraten, wonach er forschte. Tag um Tag kehrte er das Unterste zu oberst; die Seinen gerieten schier in Sorge um seinen Verstand. Der Arme wurde mager und ging weder auf Jagd noch auf Falkenbeize, ach, es war, als hätte er alle Lust am Leben verloren. Er durfte indes kein Wort über seine Lippen lassen, man hätte ja sonst erfahren, auf welche Weise er sein Geld gescheffelt.

Hans Glückssäckel hatte vorgebeugt. Als kluger Kaufmann hatte er immer damit gerechnet, daß einmal die Quelle versiegen könnte, aus der er sein Gut bezog, und hatte sich für viele Jahre ausgestattet. Dennoch verließ ihn die Unruhe nicht. Er forschte allen Fremden nach, die sein Haus besucht hatten, und vernahm endlich durch einen Zufall, daß Lupold den Glückssäckel gefunden und mit einem Zehrpfennig dem Venediger mitgegeben hatte.

Jetzt wußte Hans Glücksſäckel wenigstens, wie er den Beutel verloren hatte. Eine Weile versuchte er sich zu trösten, er hatte ja mehr als genug zu leben. Er vermochte indes — wie es oft so bei reichen Leuten ist — nicht zu ertragen, daß ein anderer den Glücksſäckel besaß, und hatte auch nicht mehr die Ruhe, daheim zu bleiben. Er nahm sich also vor, auf eine neue Reise zu gehen, um das Beutelchen zu suchen.

Als er den Plan seinem Weib Kassandra mitteilte, erschrak die sehr. „Warum willst du das schöne Leben aufgeben", klagte sie. „Wo könntest du je mehr Freude finden als bei den Deinen?"

Hans Glücksſäckel antwortete: „Ich habe die halbe Welt gesehen und möchte nun die andere Hälfte sehen, das will mir nicht aus dem Sinn."

Kassandra fing an, bitterlich zu weinen, und Hans Glücksſäckel tat es leid. „Nur der Tod oder der liebe Gott können meine Reise verhindern. Du lebst in Frieden, ich aber muß meine Ruhe wiederfinden, sonst gefällt mir das Leben nicht mehr!" Dann ritt er aus und begann überall nach einem gewissen Malochando und seinem Glücksſäckel zu forschen. Er besuchte den Hof des Kaisers der Türken, er ließ sich einen Geleitbrief geben und zog ins Land des Schahs von Persien, durchwanderte es ganz, kam in das Reich des großen Khans der Mongolen und gelangte durch die Wüste nach Indien und in des Priesters Johannes Land. Viel wäre darüber zu erzählen — wir werden's in seinem Büchlein nachlesen.

Es war dem Reisenden jedoch noch nicht genug. Er ritt und fuhr weiter bis zur Stadt Kalikut, wo der Pfeffer in Gestalt kleiner grüner Träublein wächst. Mann und Weib gehen dort vor übergroßer Hitze nackend, so daß es Fortunat verdroß und er an sein liebes Gemahl und seine Söhne dachte und umkehrte. Dabei reiste er am Berg Sankt Kathrinen vorüber, das ist der Berg Sinai, sah voller Ehrfurcht die heiligen Stätten und kam gen Venedig.

Nun hörte Hans Glücksſäckel dort von einem der Kaufleute, daß ein Händler, Malochando, man wisse nicht wie, bei Augsburg einen großen Schatz gefunden habe. Der Mann sei jedoch seines Geldes nirgends froh geworden und schließlich zum Sultan von Alexandrien geflohen, weil er im Christenlande niemandem mehr vertraut habe. Der Sultan aber, dem sein Reichtum verdächtig war, hätte ihn gefangengesetzt.

Der venedische Freund erzählte es dem Reisenden voll Schadenfreude, wie denn ja oft ein Händler des anderen Glück nur mit Neid ansieht, so viel der Liebe zueinander auch seit tausend Jahren gepredigt wird.

Hans Glücksſäckel hatte genug vernommen. Er beschloß, noch einmal nach Alexandrien zu fahren, rüstete ein Schiff, belud es mit köstlichen

Schalen, Bechern, Schüsseln, Tellern, Platten, Rosten und Bratspießen und segelte aus.

In Alexandrien kam seiner Kogge ein türkisches Hafenboot entgegen, wie es üblich ist, und ein Mann des Sultans fragte, woher die Fremden seien und wohin sie wollten. Hans Glücksäckel ließ antworten, daß er den Handel betreibe. Da freuten sich die Hafenmeister wegen der Geschenke, die die Kaufleute ihnen zu bieten pflegen, und luden den Fremden sogar in des Sultans Palast. Bald suchte Hans Glücksäckel viele Kleinode aus seinem Schatz zusammen und schickte sie aufs Schloß. Der Türke empfing ihn; er meinte, er solle auf die Schätze handeln, besah sich alles und mäkelte daran, es war indes wohl zu spüren, daß ihm die ausgestellten Sachen gefielen.

Als Hans Glücksäckel das merkte, bat er den hohen Herrn, Schmuck und Kostbarkeiten als sein eigen anzusehen. Der Fürst verwunderte sich, er mochte die Dinge nicht umsonst annehmen und ließ dem Deutschen hundert Karren Pfeffer geben. Er hatte aber doch viel bei dem Tausch gewonnen.

Die Venediger, Florenzer, Genueser und andere Kaufleute, die in Alexandrien um des Handels willen weilten, hörten, daß der Sultan einen Fremden bevorzugt hätte, und es verdroß sie sehr. Sie sorgten sich, Hans Glücksäckel könnte ihnen noch mehr Schaden zufügen und, so sagten sie, die Christenlande mit seinen Waren überfüllen, so daß sie die ihren wohlfeil abgeben müßten. Sie versuchten also, den Admiral des Sultans zu bestechen, daß er den Augsburger zum Teufel schicke. Der Admiral nahm von beiden Parteien gutes Geld und tat dann, was er nach den Gesetzen zu tun hatte.

Bald lud der Sultan den Herrn Hans Fortunat Glücksäckel wieder zu Gast – er hatte vom Neid der Wettbewerber gehört – und erwies ihm größere Ehren als je den anderen drei Nationen. Er erlaubte ihm auch, in Alexandrien zu bleiben, wenn nur sein Schiff, wie es Gesetz war, nach sechs Wochen den Hafen verlassen würde.

Gerade darauf war Hans Glücksäckel erpicht, er befahl seinem Schiffshauptmann, den Gewinn der Reise seiner Gemahlin Kassandra und seinen Söhnen zu überantworten und danach in Deutschland von neuem zu laden und nach Alexandrien zurückzukommen. Gleichzeitig gab er acht, ob er etwas über Malochando erfahren könnte, horchte auf alles, was der Sultan ihm anvertraute, und fragte auch hier und da, wen er gefangenhalte und ob er bei seinen Untertanen von geheimen Quellen des Reichtums wisse. Es schien aber, daß der Herr Malochando, trotzdem er schon lange in Haft war, sein Geheimnis bewahrt hatte und daß man bei Hofe von dem Glücksäckelchen nichts ahnte.

Die Einladungen gingen hin und her, und der Fremde gefiel dem Fürsten



der Ungläubigen so gut, daß er ihn, ehe der Kaufmann abreiste, noch einmal an den Hof zu einem üppigen Gastmahl bat. Fünfzehnhundert Mameluken bedienten bei Tische. Nach dem Essen erhoben sich die Herren vom Platz, und Hans Glücksäckel fragte den Sultan, ob es ihm vergönnt sei, dem Hofgesinde ein Geschenk zu machen. Dann hieß er jedeinem zehn goldene Dukaten geben.

„Ihr seid ein reicher Mann", staunte der Sultan, „ich danke euch für mein Gesinde. Wie soll ich's euch vergelten?"

„Laßt mich eure Schatzkammer sehen", bat Hans Glücksäckel, als wenn es aus lauter Neugier sei.

Der Herr der Ungläubigen tat es gern, er führte den fremden Freund zu vielen Kleinoden und Truhen mit gemünztem Gold und zeigte dem Gast auch kleine köstliche Zauberwerke, die ihm seine Schmiede und Hexenmeister gefertigt hatten.

„Wählt euch zweierlei Dinge", forderte er Hans Glücksfäckel auf, „ich habe der Schätze genug."

„Herr", entgegnete der Gast, „ich wage nichts aus eurem Gut zu erbitten. Aber ihr habt einen Gefangenen, Malochando, der stahl mir einstmals ein Beutelchen mit Münzen vom Tisch. Man soll auf sein Eigen halten, sein Handeln verdroß mich. Laßt es mir holen!"

„Das ist gewiß ein geringes Ding", lachte der Sultan und wunderte sich über den schnurrigen Wunsch. Er gab indes seinen Dienern Bescheid, den Gefangenen zu untersuchen und nach jenem entwendeten Säckel zu verhören. „Wählt euch noch etwas Besseres."

„Wollet so freundlich sein", bat Hans Glücksfäckel, „mir dieses oder jenes zu empfehlen." Der Sultan zeigte ihm mancherlei, was es im Morgenland an Wundern gibt, darunter war auch ein unscheinbarer Filzhut.

„Der ist mir lieber als alle Kleinode", sagte der Sultan. „Er hat die Eigenschaft, daß, wenn ich ihn aufsetze und begehre, irgendwo fern zu sein, er mich hinführt, wohin ich will."

„Lebt der Meister, der ihn anfertigte?" fragte Hans Glücksfäckel. „Solch ein Hütlein möchte ich mir auch machen lassen."

„Es ist, so fürchte ich, so viel wert wie eure halbe Schiffsladung", lachte der hohe Herr, „wenn nicht noch mehr!"

Mittlerweile kamen die Diener zurück und berichteten, daß sie jenem Malochando mit viel Geschrei sein Münzbeutelchen abgenommen hätten, brachten es getreu, und der Sultan gab es kopfschüttelnd dem Gast. „Nun möchte ich wissen, was ihr als zweites wählt", sagte er wohlwollend.

Hans Glücksfäckel tat, als hörte er die Frage nicht. „Was soll solch ein Hut", murmelte er, „er wird schwer sein und übel drücken, wenn man ihn aufhat."

„Mitnichten", versetzte der hohe Herr, „der Hut ist federleicht. Setzt eure Kappe ab und erprobt ihn selbst." Mit den Worten zog er Hans Glücksfäckel das Hütlein über die Ohren.

„Nie hätte ich geglaubt, daß es so leicht wäre", antwortete Fortunat höflich, „wenn ich bitten darf, hätte ich den Hut gern als zweite Gabe!"

Der Sultan runzelte die Stirn; es schien, als wollte er Hans die Bitte abschlagen. Währenddes wünschte der sich aber so weit fort, wie nur möglich; bis

nach Venedig dachte er sich, und dann, nur um ferner als fern von Ägypten zu gelangen, gleich bis Augsburg und — nein, geradeswegs zu Frau und Kindern ins Schloß.—

Der Sultan war auf einmal allein zurückgeblieben, das war ihm leid. Er gebot allem Volk, nach dem Fremden zu suchen, aber schließlich hatte er ja selbst die zwei Geschenke angeboten. Er schickte deshalb lieber nach dem Zauberer, der ihm das Hütlein gebracht hatte, und befahl, ihm ein anderes zu besorgen. Er befahl sogar, das Schiff des Fremden ohne Pfand heimzusenden, und lächelte, daß er bei aller Klugheit einem Klügeren begegnet war.

## Sage von Berend Fock

Zu der Zeit, als die Hamburger, Bremer und Lübecker und auch die holländischen Koggen noch oft nach Indien fuhren, lebte — so erzählt man sich — in Blankenese ein Schiffer mit Namen Berend Fock. Er war einer der kühnsten aller Indienfahrer und wurde auch als der schnellste Segler gerühmt. Er war aber ein hoffärtiger Mann, gebot über viele heimliche Helfer in Wind und Wasser und verschwur sich einst vorm Hamburger Rat, er vermöge mit seinem Schoner in hundert Tagen nach Indien zu gelangen, einerlei ob mit Gott oder dem Teufel. Die hohen Herren entrüsteten sich über seine Worte und rieten ihm ab; Berend Fock lachte jedoch über alle Einwände, setzte Segel und kreuzte schon am Pagensand vorbei.

Die Fahrt, die er danach antrat, schien vom Glück begünstigt, der Schiffer hatte guten Wind, und wirklich stieg am neunundneunzigsten Tag der erste indische Hafen vor ihm auf. Als er indes schon Befehl gab, den Anker klarzumachen, und die Leute zum Reffen in die Segel schickte, erhob sich ohne Anzeichen oder Warnung ein Wind von Land her; er blies die ganze Nacht, wollte nicht aufhören und warf das Schiff in die See hinaus. Lange, lange Zeit mußte Berend Fock gegen Stürme und widrige Winde kämpfen, die ihn durch die Indische See bis ins Arabische Meer trieben und vertrieben. Ein Fluch hatte sich auf sein Schiff gelegt, es gelang ihm nicht, einen Hafen zu erreichen. Ruhlos fuhr er von Meer zu Meer.

Wochen vergingen, Jahre strichen dahin, Jahrzehnte lang kreuzte Fock vor den Häfen Indiens und Afrikas. Der Schoner wurde alt und spakig, die Männer an Bord eisgrau, Segel und Wanten trugen einen blassen Schein, der den vorüberziehenden Schiffen ein schlimmes Zeichen war.

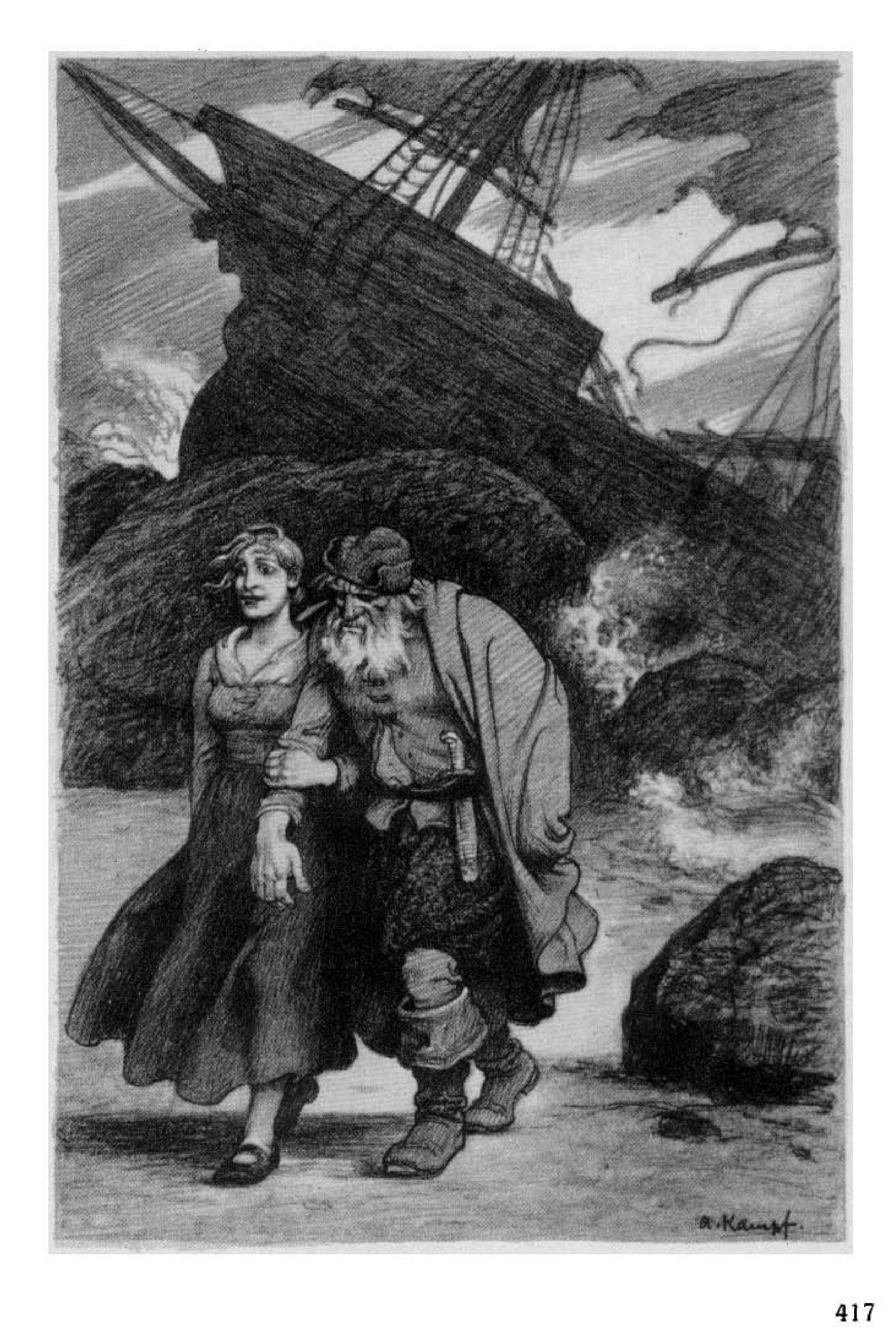
Stürme folgten Berend Fock, wohin er sich wandte; ohne Rast mußte er die See furchen, nirgends konnte sein Fuß das Land betreten, nach dem ihn verlangte. Den „fliegenden Geist" nannten die Seeleute ihn und sein Schiff. Alle Meere kreuzte er und wurde der Schrecken der ihm Begegnenden. Hundert Jahre oder noch länger soll er statt der hundert Tage, deren er sich verschworen hatte, die Wogen durchfahren haben, ohne Schlaf, ohne Tod, segelnd unter Gottes Fluch. Jedesmal aber, wenn er Hoffnung hatte, versteckt das Land zu erreichen, wenn er Klippen ansteuerte, die dicht unterm Wasser lagen, um Tod und Ruh zu finden, trieb ihn eine unsichtbare Gewalt von den Häfen hinweg oder rettete ihn und zwang ihn zu neuer Fahrt über die ewige See.

Einige meinen, daß Berend Fock noch heute die Meere kreuzt; man hört wohl auch, daß dieses oder jenes Schiff ihn gesehen habe. Aber es ist nicht mehr wie einst, daß der Gespenstische sie, die ihm begegnen, in die Tiefe zieht, es scheint, als sei der Fluch milder geworden, der auf ihm lastet. Deshalb sagen viele, daß der Spuk von heute nicht mehr der Hamburger Schiffer sei, sondern daß jene anderen recht hätten, die wissen wollen, daß der Verwunschene nach hundert Jahren in wunderbarer Weise von einer Frau erlöst worden sei. Das habe sich so zugetragen:

Gegen Ende der Zeit, die dem Schiffer bestimmt war, hat ein Mädchen aus Focks Heimatstadt seinen Verlobten in Indien aufsuchen wollen — es wußte noch nicht, daß der längst verstorben war. Unterwegs ist das Fahrzeug an der Küste Arabiens von Seeräubern geentert worden, die alle Schiffsgäste gefangennahmen.

Berend Fock hat den Überfall von fern gesehen, er hat alle Segel gesetzt, um die Araber zu züchtigen, viele Geister in Wasser und Luft standen ja unter seinem Befehl. Zornig hat er die Räuber verfolgt, bis ihr Schiff in den Felsen scheiterte. — Dabei, so heißt es nun, ist auch der Schoner des Verwunschenen aufgelaufen und der Fluch, der Berend Fock hundert Jahre verfolgte, hat sich gelindert. Das Mädchen aus der Heimat hat den Schiffbrüchigen an Land geführt; es hatte, man weiß nicht, wie es kam, durch den Überfall seine hellen Sinne verloren, hat den eisgrauen Schiffer für seinen Verlobten gehalten und ihn geborgen.

Der Bann, der über Berend Fock lag, war indes noch nicht erloschen. Gleichwie auf See mußte er nun auf Erden ruhelos dahinirren und mit der Jungfer wandern, ohne Schlaf und Rast zu finden. Durch Arabien gelangte er bis Damaskus, danach hat man ihn in Konstantinopel und zur Zeit der Türkenkriege in Österreich gesehen. Auch hatte er seine Vermessenheit in den hundert



Jahren zur See nicht verloren; als Goldmacher und Arzt wurde der Unraste in Wien bekannt und half dem Heer des Kaisers gegen die stürmenden Türken.

Das armsinnige Mädchen hat Berend Fock bei all dem gläubig begleitet. Und der Schiffer hatte Mitleid mit ihm und ließ es zu. Als indes die Not und Sorge um die Stadt Wien ihr Ende gefunden hatten, versuchte Fock, einen Rosengarten für jene Jungfer, Imme hieß sie, aufzuschließen, damit sie für immer geborgen sei. Es war ihr aber wohl vom Schicksal auferlegt, den Weg des Ohneruh bis in seine Heimat zu begleiten. Sie entschlüpfte dem verwunschenen Reich und folgte Fock wie zuvor. Als der Mann schon jener Stadt entgegenzog, von der er einst ausgefahren war, gesellte sie sich von neuem zu ihm. Und je näher die beiden der Heimat kamen, um so mehr schien es, als lichtete sich das Dunkel über des Mädchens Sinn.

Nur in dem einen blieb sie befangen, daß sie nämlich in dem Fremden nicht den Hundertjährigen sah. Jene Imme vermeinte vielmehr, Fock sei der Mann, dem sie sich einst versprochen hatte. Zärtlich wartete sie, daß er seine Liebe wiederfände.

Berend Fock, der sich verschworen hatte, gegen Gottes Willen in hundert Tagen Indien zu erreichen, fühlte die Strafe, die auf ihm lag. Aber er blieb hochmütig und wollte über sein Schicksal bestimmen und über sein Urteil mit Gott rechten, ehe er zu Erde würde, wie die Menschen alle.

Fock schickte deshalb viele Geister aus, um den ewigen Vater vor sich zu rufen. Aber keiner von allen vermochte den zu finden, mit dem der Seefahrer zu reden verlangte. Andere Wege erforschte der Schiffer, nahm den Vögeln die Stimme und begabte die Lippen der armen Imme damit; er hoffte, daß es möglich sei, Gott durch solch Singen vom Himmel zur Erde herniederzubitten. Vor der Kunst der Lieder, meinte er, werde der Schöpfer nicht schweigen können.

Aber die Höhe blieb ohne Antwort vor dem Wunder.

Da bereitete der wilde Schiffer noch einmal den Aufruhr gegen den ewig Waltenden vor, der sich ihm nicht wies. Er rief die Wesen aus Wasser und Luft zusammen, die ihm gehorchten, er weckte die Unterirdischen auf der Insel Drommel und sammelte in der Stadt Hamburg eine Schar gottloser Freunde. Mit dem Gold, das ihm die unter der Erde aufgruben, hielt er viele Knechte um sich und riet Geistern und Menschen, ein Bündnis gegen Gott zu schließen, um ihm, der sich nicht rechtfertigte, die Herrschaft zu nehmen. Er glaubte ja, daß sie die Erde besser und gerechter zu regieren vermöchten als jener Waltende, der sich vor ihm verbarg, und der ihm die Antwort versagte.

Nun war aber Berend Fock dadurch, daß er ein solches Heer sammelte,

zugleich sehr um die Stadt bemüht, von der er ausgefahren war, und wurde so eng ihres Schicksals Zeuge, daß er, der Hoffärtige und Fremde, der hundertjährige Greis, dem Bürger mit Rat und Tat helfen mußte gleich jedem anderen. Sein Hochmut wurde geringer; er mußte die Liebe und Freundschaft der Mitmenschen suchen, war es auch nur, um sie gegen den ewigen Vater zu entflammen. Während er aber unter den Seinen strebte und mit der Stadt haderte und über ihre Erfolge froh war, geschah es, daß der Uralte Blut und Kraft gewann und dem Manne glich, der als Schiffer vor hundert Jahren die Stadt verlassen hatte.

Jünger wurde Berend Fock; er kämpfte im Banner Hamburgs gegen feindliche Könige, er focht und heilte wie einst, und eines Tages wurde er, der unverletzlich und zu ewigem Leben verdammt schien, verwundet und genas gleich anderen Kriegsknechten.

Wie in junger Kraft begann er auch Frauen anzusehen und fand die Liebe des Mädchens, das ihm gefolgt war. Ach, er hatte jener Imme, die ihn von seinem Schiff erlöst und seinen unsteten Weg über die halbe Welt begleitet hatte, Dank genug abzutragen.

Während nun Berend Fock immer noch nach Bundesgenossen und Helfern suchte, um die Erde neu zu gestalten, und Geister und Menschen zueinander führte, um sie zum Aufruhr gegen die alten Gesetze zu sammeln, da lächelte Gott zum andernmal über den Unruhigen, den er lieb hatte. Er segnete Frau Imme, und es geschah, daß sie in Hoffnung ging.

Und es begab sich weiter, daß von der Zeit an, da die Frau das Kindlein erwartete, Berend Fock sich zum letztenmal verwandelte. Er alterte, gleich als sei jeder Tag ein Jahr; bald wußte er das Ziel nicht mehr, dem er nachgegangen war. Wohl trieb es ihn noch einsam wegauf, wegab durch das Land; aber er spürte, daß er in diesem Leben nicht mehr gewinnen würde, wonach ihm der Sinn stand. —

Nach einiger Zeit, kurz bevor Immes Stunde kam, traf es sich, daß der Schiffer Berend Fock auf jenen Wanderungen den Hof berührte, den er einst, in seinen reichen Jahren, der Frau geschenkt hatte. Er suchte sie auf, müde und todesnah.

Da sah er, daß ihr Leib schwer geworden war.

Und Berend Fock begriff das Wunder, das Gott um ihn, den Abtrünnigen, hatte geschehen lassen. Die Unrast verlor er und blieb bei der Frau, die ihn tröstete. Und es war so, daß der Schiffer nach seines Lebens endlosem Irren den ersten Frieden fand; fast schien ihm, daß die kurzen Stunden süßer

und köstlicher waren als alles Leid, das er auf dem Weg um die Welt erlitten hatte.

An einem Abend, als sie nach der Wehmutter rufen mußte, schickte Frau Imme Berend Fock zum Fischfang an den großen Elbstrom, und er gehorchte. Er segelte in die Ebbe hinaus; dabei packte ein Böwind das Boot des Mannes, der die Schiffe nach Indien geführt hatte, und ließ es kentern.

So gab Gott zu der Stunde, wo Berend Focks Sohn geboren wurde, dem Ruhelosen Gnade. Er erlöste ihn von der ewigen Fahrt und von dem Weg, der ihn durch alle Fremden in seine Heimat geführt hatte. Er wies ihm Seine Liebe, und er schenkte ihm das Kind, das des Menschen Erbe sein soll auf Erden. Voll Güte war Sein Wille, als er dem abtrünnigen Schiffer verzieh.

Aber niemand vermag zu sagen, wo Berend Focks Leib ruht; das Wasser hat ihn getragen — wer weiß wohin?

# Nachwort

Ich schließe ein Werk ab, das mir große, sehr große Freude gebracht hat und von dem ich mich nur ungern trenne. Ja, wenn es nach mir ginge, möchte ich weiterhin eine nach der anderen jener alten Geschichten erzählen und ausspinnen, die sich in Chroniken und Büchern unserer Vorväter oder aber in den Sagen und volkstümlichen Überlieferungen und Erinnerungen erhalten haben.

Mitunter denke ich darüber nach, wie der Unterbau dieser Arbeit entstand und wie es dazu kam, daß ich ihr mit solchem Eifer nachging. Nun, ich entsinne mich sehr wohl, mit welcher Freude ich schon als Knabe die alten Erzählungen las, obwohl sie damals wenig gepflegt wurden und die Schule sie nachlässig behandelte oder durch fremdes Gut ersetzte. Noch heute spüre ich aber auch den heimlichen Stolz, den wir darüber empfanden, daß man diesen Schatz aus dem eignen Volkstum nicht hinwegleugnen konnte. Wir liebten diese Sagen nur um so mehr.

Wir empfanden allerdings deutlich, daß der gespreizte Ton mancher Nacherzähler das Bild fälschte, und weil wir die Sagen liebten, glaubten wir, daß es die Schuld derer sei, die uns die alten Geschichten wiedergegeben hatten. Später, als wir sie selbst lasen, merkten wir jedoch, daß auch in ihnen manches Fremde und manche unechte Erhabenheit steckte, daß die Worte oft geschwollen und hochtrabend daherflossen. Viele wichtige Dinge, die uns heute so unwichtig scheinen, wurden von den Alten hervorgekehrt, und manches Schöne und Morgenfrühe, das uns heute erfüllt, wurde von ihnen nur flüchtig gestreift. Schon damals ist's mir oft durch den Sinn gegangen, die Sagen neu zu erzählen.

Viele andere Aufgaben waren mir inzwischen erstanden, das Leben war bunt und bewegt und lenkte immer wieder zu Arbeiten ab, die mir im Augenblick notwendiger schienen. Jetzt aber habe ich die-alten Sagen nachgelesen; ich habe es getan, nachdem ich die Mären meiner Heimat, die mir aus der Jugend geblieben waren, wiedererzählt, neu gedichtet und zusammengeflochten hatte.

Ich habe versucht, die Sagen so nachzuerzählen, wie man heute berichten würde. Allerdings habe ich mich auch bemüht, ihr Eigenwesen nicht zu zer-

stören, das heißt unter Übernahme mancher alter Worte sie in einer Weise wiederzugeben, die uns Gegenwärtigen die Vergangenheit empfinden läßt, ohne daß der Fluß der Handlung gestört wird. Denn es wäre unehrerbietig, wollten wir jene Zeit in Gewänder der Gegenwart kleiden, ebenso wie es töricht war, jene Männer und Frauen, die uns doch gar nicht so fern stehen, wie wir oft glauben, in eine fremde, wilde und oft unmenschliche Welt zu entrücken.

Ich habe weiterhin versucht, die Handlung im Vordergrund zu halten. Sie dünkte mich wichtiger als die vielfache Beschreibung vom Speerstechen oder als die Darstellung der Gewänder der Frauen oder der Schilde und Waffen.

Ich habe endlich, wie es sich beim dichtenden Wiedererzählen ergibt, eine Reihe von Veränderungen vornehmen müssen, habe zusammengezogen und erweitert und muß dazu einiges bemerken.

Die Sagen sind in der Form, wie sie uns, als Ganzes oder in Bruchstücken, überliefert wurden, oftmals von verschiedenen Verfassern geschrieben und ineinandergeschoben; dabei ist manche Begründung und Verbindung unterblieben. Ebenso wie die alten Spielleute oder wie die niederdeutschen Erzähler, die jene Geschichten zu Freunden im Norden brachten, ebenso glaubte auch ich das Recht zu haben, hier und da Umbildungen vorzunehmen. Ich war ja nicht Übersetzer, sondern wollte versuchen, den Inhalt neu zu gestalten.

Um ein kleines Beispiel zu geben: Im Gudrunlied habe ich die vierte Hochzeit ausgelassen. Sie war überflüssig und war vermutlich durch eine Namensverwechslung des süddeutschen Schreibers angeregt worden. Statt dessen habe ich im letzten Gesang beim Ritterschlag alle Völker, die mitgekämpft hatten, um der Bewegtheit willen noch einmal genannt.

Da ich nun schon bei Einzelheiten bin:

Die Namen machten oft Schwierigkeiten. Man muß den Mut haben, gleichwie die Erzähler vor einigen Jahrhunderten es taten, abzustreifen, was unnatürlich und erkünstelt wirkt. In den Volksbüchern werden oft sinnlose Namen aus dem Orient erfunden, die uns lächeln machen; sie wurden erfunden, um die Sagen so bunt wie möglich dem Geschmack jener Zeit anzupassen. Andere Sagen sind nach Westen gewandert und wurden, obwohl sie noch am Rhein spielen, mit einer Flut ausländischer Worte gespickt, die das Sprachwissen des Erzählers beweisen sollten, uns aber nur ein Zeichen seiner Eitelkeit sind. Endlich sind wieder andere Sagen, die ursprünglich auf fremdem Boden wuchsen, so sehr in unser Gefühl und in unsere Vorstellungen übergegangen, daß wir die noch in ihnen enthaltenen, schwer aussprechbaren Namen als störend empfinden. Hier müssen wir den Mut aufbringen, die seltener genannten unserer Zunge an-

zupassen, statt künstlich das Fremdwirkende zu erhalten, das uns von dem künstlerischen Fluß der Erzählung ablenkt.

Die Heiligkeit mancher Vorstellung der Alten mußte ich ehren, auch wenn sie uns ferner gerückt ist. Dagegen habe ich viele für die innere Entwicklung unerhebliche, rein zeitliche Hinzufügungen recht rücksichtslos behandelt. Die Verklettung einer Sage mit dem Ereignis eines Kreuzzuges, die Beschreibung arabischer Seiden oder erfundener indischer Landschaften, rohe Darstellungen der Nachbarvölker, insbesondere aber die Moral jener Zeit, die dem Christen Betrug und Wortbruch an einem Ungläubigen erlaubte und solche Handlungen noch als Witz vorbrachte, fielen für die Wiedergabe aus.

Hier war es meine Aufgabe, einfältig zu verdeutschen — so wie wir auch Märchen dichteten und umdichteten, denn wir erzählen nicht für Burgfräulein und Fuggerkontore, sondern für die Jugend von heute. Ich habe des weiteren verletzende Darstellungen der Nachbarvölker vermieden, so etwa die Abenteuer Hans Glücksäckels in Südfrankreich, oder die Schilderung der Lebensweise am englischen Hofe — unsere Vorfahren haben sehr derbe Kritik an den Nachbarn in Volksbüchern und Sagen geübt. Wenn ich überhaupt jene früheste „Geschichte", die vom ‚Hans Fortunat', unter die Wiedergaben aufnahm, so geschah es nicht ohne Bedenken. Ich glaubte aber wenigstens e i n Bild jenes abenteuernden kaufmännischen Lebens zeigen zu müssen, das bestimmt war, ein mittelalterliches Rittertum abzulösen.

Ein besonderes Wort möchte ich der Sage des Dietrich von Bern widmen. Ich habe sie zusammengezogen aus den süddeutschen Bruchstücken und der sehr wackeren Wiedergabe des norwegischen Erzählers. Er selbst hat sie nach hansischen Berichten aufgeschrieben und schließt an anderer Stelle treuherzig:

„Hier kann man hören die Erzählungen deutscher Männer, wie diese Ereignisse verlaufen sind, und zwar zum Teil von Leuten, die in Susat (Soest, Westfalen) geboren sind, wo diese Geschichten sich zugetragen haben, und die noch die Stätten unverändert gesehen haben, wo diese Taten geschahen. Es haben uns aber auch Männer von diesen Dingen erzählt, die in Bremen und Münster geboren sind. Keiner wußte Genaueres von dem andern. Dennoch erzählten alle in derselben Weise, meist übereinstimmend mit dem, was alte Lieder in deutscher Zunge sagen und was gelehrte Männer dichteten über die großen Begebenheiten, die sich in diesem Lande zugetragen haben."

Das eigentliche Lied des Dietrich von Bern, wenn es bestanden hat, ist untergegangen, ebenso wie das der Frau Helche verloren ist. Was die Norweger aufzeichneten, sind späte Wiedergaben der hansischen Kaufleute, die an den Abenden in den Kontoren von Bergen, Nowgorod und London einander vom Nibelungen-

krieg oder von den zwölf Recken des Herrn Dietrich berichtet haben mögen. Mitunter springt in den Erzählungen dieser Kaufleute, die so lange fern von ihren Frauen lebten, jäh ein Wort über die schöne Helche an und klingt mit einer Herzwärme zu uns herüber, die uns erschüttert und bewegt.

Das Lied von Dietrichs Untreue beim Zweikampf gegen Odaker ist in den süddeutschen Quellen überhaupt nicht mehr enthalten, die hansischen berühren es wahrscheinlich in dem Bericht seiner Unredlichkeit im Streit mit Sigurd. Sicherlich ist dieses ernsteste Ereignis in Dietrichs Leben in den alten Sagen beschrieben worden. Wenn wir die Spur richtig erkannt haben, so ist die Tat begründet und umgedichtet worden; des Königs Handeln wird, ohne daß man es beschönigt, aus dem Kampf um den höchsten Ruhm für sein Volk erklärt.

Helches heimliche Verehrung für den adeligen Dietrich, die in ihrer spröden Behandlung des Verwundeten, die in dem Opfer ihrer Söhne und in der Schilderung ihres Todes so herrlich bewahrt wurde, ist ebenfalls nur in Teilschilderungen, die allerdings schön und lebendig sind, erhalten. Ich habe versucht, auch hier die Lücken nach dem Sinn des Ganzen zu füllen, habe die überflüssigen Rittergespräche gestrichen und das menschlich Entscheidende in den Vordergrund gestellt. Ich habe dabei ausgelassen, was gelegentlich an Lehrhaftigkeit eingefügt war; die hansischen Kaufleute ebenso wie der norwegische Wiedererzähler, dem wir zu hohem Dank verpflichtet sind, waren nicht freundlich gegen Fürsten und Herren und haben manches Große klein gemacht und manches Kleine groß. Um so schöner hallt auch aus ihren Worten die Erinnerung an Heldentum und an jenen Opfersinn wider, der nur die höchsten Ziele gelten ließ, Ziele, durch die sich die Hanse eine Welt zu eigen gemacht hat.

Es wäre noch mancherlei zu den einzelnen Geschichten zu sagen. So etwa über die Sage vom „Fliegenden Holländer“, die ich nach dem Bericht im „Müllenhoff“ mit mehreren niederdeutschen Sagen schon einmal im Buch von „Berend Fock“ zusammengezogen und hier, fast zu kurz und herb, wiederholt habe. Ich möchte auch darauf hinweisen, daß ich die Sage von Wieland nicht in der eddischen Form gab, sondern in der hansischen Darstellung, die die Skandinavier aufzeichneten. Anders als die alten Sagen und anders als man heute ‚Weland‘ umdichtet hat, klingt jene Fassung, die uns manch hübschen Zug ihrer Zeit bringt, etwa, mit welcher Sicherheit man einstmals, in unserer Frühgeschichte, durch Deutschland reiste, mit welcher Fürsorge man die Kinder und Enkelkinder vom hohen Norden nach Westfalen in die Lehre brachte, endlich wie das biedere Billigkeitsgefühl der alten Hansingen den Betrug Wielands an Baduhild mildert. In ihrer Wiedergabe, die ich nicht aufnahm, wird sogar ein Absatz der Versöhnung angefügt, in dem Baduhild Wieland heiratet, ein

dritter Bruder seinen Segen gibt und die Versöhnung recht warmherzig geschildert wird.

In einigen Fällen habe ich es gewagt, da, wo nur kurze Bruchstücke einer offenbar verlorenen Sagenüberlieferung vorliegen, die alte Form neu zu denken. Ob's gelang, darüber mag die Jugend richten; auch hier muß der Wiedererzähler, muß der Dichter über die Schranke der wissenschaftlichen Erklärungen und Vermutungen hinaus erfinden und wagen, das darzustellen, was ihm als Bild eines Mannes vorschwebt, der einst im Schicksal seiner Zeit und seines Volkes lebte.

Ich übergebe das Buch der Jugend, und ich übergebe es den Erwachsenen und hoffe, daß es beiden zu dem hilft, was uns nottut, daß wir nämlich unsere Vergangenheit und das Wesen und den Willen der Väter heldhafter und doch menschlich näher als früher schauen lernen. Zugleich aber wünsche ich, daß es auch die Unterschiede zeige und uns weise, welchen Weg wir inzwischen geschritten sind. Es soll mahnen, uns nicht zurückzusuchen, sondern die Straße weiterzuwandern, die wir gekommen sind; es soll uns mahnen, in Ehrung dessen, was einst gewesen ist, den Blick nach vorn in die junge Zukunft unseres Volkes zu richten.


A. Kampf.

# Inhalt

